This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Die Natur und das Leben

in den

Vereinigten Staaten

von

Nordamerika,

in ihrer

Licht- und Schattenseite

nach den Schilderungen von Augenzeugen und den Briefen ausgewanderter Landsleute dargestellt

von

Dr. A. R. Thümmel.

Erlangen,
Palm'sche Verlagsbuchhandlung.
1848.

E
166
T5K

L. L. Hubbard
Gift
2-22-27

Vorrede.

Ueber kein Land sind in den letzten Jahren widersprechendere Urtheile laut geworden, als über die Vereinigten Staaten von Nordamerika; denn während die Einen in ihnen das Eldorado menschlicher Glückseligkeit erblicken, die staatlichen Einrichtungen, das bürgerliche Leben, Natur und Menschen nicht genug preisen können, werden sie von Andern mit den schwärzesten Farben als ein zweites Botany-Bay oder Sibirien geschildert.

Diese grellen Widersprüche würden eine ganz unerklärliche Erscheinung sein, wenn man nicht wüßte, daß die meisten Menschen bei derartigen Urtheilen lediglich ihre eigenen Schicksale, ihre guten oder schlimmen Erfahrungen, ihre erfüllten oder getäuschten Hoffnungen zum Maßstabe nehmen. Sehr wahr äußert sich in dieser Beziehung ein berühmter Reisender: „Es ist eine bekannte Wahrheit, daß man nie ein Land oder Volk nach dem Buche eines einzelnen Mannes beurtheilen soll. Objective Anschauung ist eine gar seltene Eigenschaft und die innere Befangenheit ganz abzulegen gelingt den wenigsten Beobachtern."

Um aber über diesen Gegensätzen, über diesen einseitigen Ansichten doch einigermassen zu einem klaren Bilde der nordamerikanischen Zustände zu gelangen, hat der Herausgeber des vorliegenden Buches einen neuen Weg eingeschlagen, indem er

aus einer Reihe Schriften und Zeitblättern Dasjenige auswählte, was nach seiner eigenen Erfahrung und nach seinen Ansichten dazu dienen kann, eine richtige Kenntniß der eigenthümlichen Verhältnisse der Vereinigten Staaten, deren hohe Wichtigkeit für Deutschland mit jedem Tage mehr hervortritt, zu gewähren. Daß er aber dabei überall den praktischen Gesichtspunkt festgehalten und mit Umgehung alles überflüssigen Raisonnements überall bestrebt war, die Schilderungen in lebensfrischen Bildern vorzuführen, wird um so weniger Tadel finden können, als das Buch gleichmäßig für alle Stände bestimmt ist und neben der Belehrung auch einer gesunden, nützlichen Unterhaltung hinlänglichen Raum gestatten soll.

Was die benutzten Quellen anlangt, so war deren Wahl überall durch den oben angedeuteten Zweck vor Allem bedingt, doch wurden, wo nur immer möglich, überall die neuesten Erscheinungen zu Grunde gelegt.

Inhalt.

Seite

Umfang und Lage des amerikanischen Kontinents. — Südamerika und Nordamerika 1

Grenzen der Vereinigten Staaten 3

Staatsverfassung und Parteien 5

Kirchen und Religionsgesellschaften 15

Die Katholiken 17

Deutsche Lutheraner und Reformirte 21

Deutsch-Katholiken 23

Gottesdienstliche Gebräuche der Methodisten. — Revivals und Campmeetings. — Verzückungen und Ausschweifungen . 24

Socialistische Sekten: Mährische Brüder. — Rappisten. — Tunkers 37

Die Mormonen und ihr Prophet 41

Die Schüttelquäcker 64

Bibelgesellschaft. — Sonntagsschulen 66

Schulen und Erziehung 67

Die deutsche Bevölkerung 76

Deutsche Bevölkerung. — Deutsche Literatur und deutscher Buchhandel 78

Seite

Das Gerichtsweſen 87

Charakter, Sitten und Lebensweiſe der Amerikaner . . . 94

Washington. — Die Gewohnheit des Tabakkauens und Speiens. — Die Geſetzgebung 124

Yankee Doodle 134

Die Mäßigkeits-Vereine 138

Das einſame Gefängniß zu Philadelphia und Pittsburg . . 142

Die Boarding-Houſes 159

Das Aſtor-Haus in New-York 164

Amerikaniſche table d'hôte 171

Amerikaniſche Betten 172

Die Eiſenbahnen 173

Die Stagekutſchen 183

Die Dampfſchifffahrt auf dem Miſſiſippi und Ohio . . . 187

Eine Fahrt auf dem Ohio. — Die weſtlichen Dampfboote. — Der Miſſiſippi. — Cincinnati 192

Eine Fahrt von Harrisburgh nach Pittsburg. — Das Leben und die Einrichtung auf den Kanalbooten 203

Dampfſchifffahrt auf dem Eriſee. — Liebenswürdige Poſtkutſchen. — Der Ohio. — Die Höhle im Felſen. — Indianiſche Kriegsliſt. — Leichtſinn der Dampfboot-Ingenieure. — Kentucky-Jockeys. — Die Dacota Squaw. — Der Miſſiſippi und Miſſouri. — Hinderniſſe im Fluſſe. — Langweilige Miſſiſippifahrt. — Holzſchläger. — Raubbanden am Miſſiſippi. — Kentuckyſche Aufforderung zum Tanze. — Arkanſas Zahnſtocher. — Opoſſum-Jagd. — Der Redriver. — Der Amerikaner und der franzöſiſche Commis voyageur . . . 217

Neuorleans 232

Krankheiten und Klima 243

Die Staatsländereien 259

Seite

Die Auswanderung nach dem Far-West 297

Das Pflanzerleben im Westen Nordamerikas 321

Auswanderers- und Pflanzersleben am Missouri 332

Die Lage der deutschen Farmer im Missouristaate . . . 306

Der Ackerbau und die Viehzucht im Missouristaate . . . 313

Hinterwäldler Schulen 327

Ein ländliches Fest im Hinterwalde 338

Die Frauen in den Backwoods oder Wäldern des Westens . . 345

Wandernde Krämer 353

Die Regulatoren und das Lynchgesetz 368

Ein amerikanischer Waldbrand 375

Eine Bärenjagd im Westen 380

Eine Sacondaga-Hirschjagd 395

Crusting-Musethier 402

Eine Bärengeschichte 405

Die Prairien 408

Das Mustang 414

Der Büffel. — Vortrefflichkeit des Büffelfleisches. — Wahrscheinliches Schicksal dieser Thierart 416

Büffeljagden 420

Der graue Wolf 425

Der Prairie-Wolf 427

Das Elen, das Rothwild und der Bär 429

Der Prairie-Hund 429

Eulen und Klapperschlangen 431

Die Antilope 432

Das Dickhorn 433

Seite

Der gehörnte Frosch 434

Vögel und Bienen 435

Ein Prairien-Brand 436

Sitten und Gebräuche der nordamerikanischen Indianerstämme . 442

Die Sklaverei 488

Eine Sklavenauction auf dem Lande 488

Eine Hinrichtungsscene 490

Hinrichtung eines Indianers 492

Texas. — Galveston und das Innere des Landes . . . 494

Das Oregon-Gebiet 514

Umfang und Lage des amerikanischen Kontinents. — Südamerika und Nordamerika. —

Der amerikanische Kontinent liegt zwischen dem atlantischen und stillen Ocean, westlich von Europa und Afrika, und östlich von Asien. Er erstreckt sich vom 56. Grad südlicher bis ungefähr zum 80. nördlicher Breite, ist daher beiläufig 9000 englische Meilen lang und im Durchschnitt 15 bis 1800 Meilen breit. Der Kontinent wird durch die Landenge von Panama im 7. Grad nördlicher Breite in Nord- und Südamerika getheilt.

Südamerika enthält ungefähr 6,434,200 englische Quadratmeilen mit (nach den neuesten Zählungen) ungefähr 15 und einer halben Million Einwohnern. Die Staaten welche es enthält sind folgende:

	Einwohner.	Hauptstadt.
Die Republik Peru . . .	mit 1,700,000	Lima.
Die Argentinische Republik .	= 2,000,000	Buenos Ayres.
Die Republik Neu-Granada .	= 1,687,000	Bogota.
= = Bolivia . . .	= 1,500,000	Chuquisaca.
= = Chili . . .	= 1,500,000	Santjago.
= = Venezuela . .	= 900,000	Caraccas.
= = Ecuador . .	= 600,000	Quito.
Die Republik von der Landenge von Panama . . .	= 100,000	Panama.
Der Staat Paraguay . . .	= 300,000	Assumption.
Die Republik Uruguay . .	= 150,000	Monte Video.
Das Kaiserthum Brasilien .	= 5,130,418	Rio de Janeiro.

Nordamerika erstreckt sich vom 7. Grad wahrscheinlich bis zum 80. nördlicher Breite, über welchen Grad hinaus die Forschungen noch nicht gediehen sind. Es enthält auf ungefähr 9,075,051 englischen Quadratmeilen eine Bevölkerung von ungefähr 30 Millionen, die wie folgt vertheilt sind:

		Einwohner.	Hauptstadt.
Die Vereinigten Staaten mit			
Texas	mit	17,218,666	Washington
Mexiko	=	7,687,000	Mexico.
Central-Amerika	=	2,000,000	San Salvador.
Yucatan	=	479,400	Merida.
Hayti	=	933,000	Cap Haytien.

Die brittischen Provinzen von
Unter-Canada,
Ober-Canada,
New-Brunswick,
Nova Scotia with Cap Breton,
Prince Edward's Insel,
Newfoundland.

haben zusammen ungefähr 1,500,000 Einwohner. Nach dem letzten Census vom Jahr 1834 nur 1,287,462.

Sämmtliche Inseln Westindiens sind noch immer unter europäischer Herrschaft. Doch hat sich ihre Bedeutenheit sehr vermindert. Brittisch Westindien hat weniger als 1 Million Einwohner mit Einschluß der Schwarzen.

Diese einfache Zusammenstellung beweist hinlänglich die ungeheuern Fortschritte der Vereinigten Staaten und das verhältnißmäßige Zurückbleiben der anderen amerikanischen Staaten. Die Kolonien, welche jetzt diesen Staatenverband bilden, waren die spätesten, die in Amerika gegründet wurden, und haben nicht nur alle andern eingeholt, sondern sie weit übertroffen. Sie waren die ersten, welche schon im Jahre 1776 die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzten. Die südamerikanischen Republiken und Mexiko folgten erst im Jahre 1824 diesem Beispiele. Als

sich die Vereinigten Staaten frei machten, zählten sie nur $2^1/_2$ Millionen Einwohner; jetzt hat sich diese Zahl versiebenfacht, wodurch sich herausstellt, daß sich die ganze Bevölkerung der Union ungefähr alle dreizehn Jahre verdoppelt.*) Sie wird demnach im Jahre 1855 ungefähr 35 Millionen betragen. Die Bevölkerung von Mexiko zählte schon im Jahre 1824 8 Millionen, der letzte Census wies jedoch nicht mehr als 7,687,000, also eher eine Abnahme als Zunahme der Bevölkerung nach.

Grenzen der Vereinigten Staaten.

Das Territorium der Vereinigten Staaten erstreckt sich vom 24.° 27′ bis zum 49.° nördlicher Breite, und vom 10. Grad

---

*) Andere Angaben weichen von den obigen etwas ab. Büttner in seinen Briefen über Nordamerika sagt über die so rasche Zunahme der Bevölkerung: Kein Land der Erde hat aber auch an Bevölkerung so rasch zugenommen, wie gerade die Vereinigten Staaten. Im Jahre 1790 hatten sie 3,929,827 Einwohner; im Jahre 1800: 5,305,925; i. J. 1810: 7,239,814; i. J. 1820: 9,638,131; i. J. 1830: 12,866,920; i. J. 1840: 17,063,353 und am Ende Juni 1844: 18,980,650 Einwohner. Geht die Vermehrung, ein Drittel alle zehn Jahre, so fort, und es ist sehr möglich, daß dieß geschieht, so wird die Bevölkerung betragen i. J. 1850: 22,600,000; i. J. 1860: 30,200,000; i. J. 1870: 40,300,000; i. J. 1880: 53,700,000; i. J. 1890: 71,600,000; i. J. 1900: 95,500,000; i. J. 1910: 127,300,000; i. J. 1920: 206,400,000.

Gesetzt aber auch, die Vermehrung soll in diesem Verhältnisse nicht fortgehen, so viel ist gewiß, die Vereinigten Staaten, fähig, eine Bevölkerung von ein paar hundert Millionen Menschen zu ernähren, von thatkräftigen und unternehmenden Menschen bewohnt, mit fast unerschöpflichen Hülfsmitteln gesegnet, werden noch für eine lange Zeit stark zunehmen und wachsen, und die erste Nation der Welt werden. Ist die Eisenbahn über die Felsengebirge nach der Südsee gebaut, (und sie ruhen und rasten nicht eher, als bis sie fertig ist) dann haben sie, wonach ihr höchster Wunsch steht, die Suprematie im Handel und auf den Meeren.

östlicher bis zum 54. westlicher Länge von der Stadt Washington. Es gränzt nördlich an die brittischen Provinzen von Nordamerika, nordwestlich an russisch Amerika, westlich an den stillen Ocean, südwestlich an Mexiko, südlich an den mexikanischen Meerbusen und den Kanal von Cuba, und südöstlich und östlich an den atlantischen Ocean.

An die brittischen Provinzen von Nordamerika gränzt es von der Mündung des St. Croixflusses bis zu den Oregongebirgen (einer Fortsetzung der Cordilleras) 3000 engl. Meilen*) und von den Oregongebirgen bis zum stillen Ocean ungefähr . . . . 600 = =

Am stillen Ocean vom 49.° hinunter bis zum 42.° nördlicher Breite . . . 486 = =

Vom 42.° am stillen Ocean an der Gränze von Mexiko bis zur Mündung des Sabineflusses im mexikanischen Meerbusen . . . . . 2300 = =

Dem Golf von Mexiko entlang von der Mündung des Sabineflusses bis zum Cap Sable . . . . . 1100 = =

Am atlantischen Ocean . . . . . 1800 = =

Im ganzen 9286 engl. Meil.

Dieses Territorium enthält nach Einigen 2,257,374, nach Andern nur 2,037,165 englische Quadratmeilen oder ungefähr den zwanzigsten Theil der ganzen Erdoberfläche. Es ist sechzehn Mal so groß wie England, Schottland und Irland, zehn Mal so groß wie Frankreich, mehr als sechs Mal so groß wie Großbrittanien und Frankreich zusammen, zwei Mal so groß als entweder Hindostan oder das eigentliche China, und fast gleich dem ganzen Territorium der Königin von England in Europa, Amerika, Asien und Afrika. Nach seiner physischen

*) 5 englische Meilen gleich einer deutschen.

Beſchaffenheit läßt ſich das Land in drei große Abſchnitte theilen, nämlich: den öſtlichen Abhang von den Aleghanygebirgen bis an den atlantiſchen Ocean, den weſtlichen Abhang von dem Oregongebirge bis zum ſtillen Ocean und das große vom Miſſiſſippi durchſtrömte Thal zwiſchen dieſen beiden Gebirgsketten, „das Miſſiſſippithal" genannt. Auf dem atlantiſchen Abhang befinden ſich die Staaten: Maine, Maſſachuſetts, Vermont, Connecticut, New-Hampshire, Rhode Island, New-York, der öſtliche Theil von Pennſylvanien, Neu-Jerſey, Delaware, Maryland, der öſtliche Theil von Virginien, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgia, der Diſtrikt von Columbia und ungefähr die Hälfte von Florida mit einem Flächenraum von 384,580 engl. Quadratmeilen. Der weſtliche, noch unangeſiedelte Abhang enthält 299,438 Quadratmeilen, ſo daß auf das große Miſſiſſippithal nach Tanner (einem amerikaniſchen Geographen) 1,353,147 Quadratmeilen zu ſtehen kommen.

Staatsverfaſſung und Parteien.

Die Regierung von Amerika theilt ſich in die Regierung der Union, an deren Spitze der Präſident und der Kongreß ſteht, und in die Regierungen der einzelnen Staaten unter der Leitung ihres Gouverneurs und der bezüglichen geſetzgebenden Verſammlungen. Der Kongreß iſt ungefähr das, was die Tagſatzung in der Schweiz; die einzelnen Regierungen gleichen den Kantonen. Es iſt die Pflicht jedes Bürgers, nicht blos der eingebornen, ſondern auch der eingewanderten, die Verfaſſung ihres Landes zu kennen. Sie bildet daher auch ein Leſebuch in den öffentlichen Schulen. Es iſt nöthig, daß das Volk ſeine Vertreter überwacht und ſie recht fleißig zur Rechenſchaft zieht, daher denn viele Kongreßglieder, wenn ſie von Washington heimkommen, eine Vertheidigungsſchrift ihres Verfahrens an die

Wähler richten. Das Verfahren der Repräsentanten und Verwaltungsbeamten bildet den Stoff der Zeitungen.

Der Präsident wird alle vier Jahre vom Volke direct gewählt. Die Stimmen werden dabei nach Staaten abgegeben, und es hat jeder Staat nach Maßgabe seiner Bevölkerung eine gewisse Anzahl von Elektoral-Stimmen. Man arbeitet gegenwärtig an einem neuen Wahlcensus. Wähler ist, in beinahe allen Staaten des Nordens, wer Stimmtaxe (poll tax) ungefähr 50 Cents oder einen halben Thaler des Jahres Steuern bezahlt, daher sich das Wahlrecht in diesen Staaten bis auf die Taglöhner erstreckt. In den südlichen Staaten ist das Wahlrecht beschränkter. Jeder Staat hat das Recht, die Art und Weise zu bestimmen, nach welcher seine Bürger wählen sollen: sie ist daher in den verschiedenen Staaten sehr verschieden.

Der Präsident ernennt alle höheren Staatsbeamten und ist überhaupt der oberste Vollstrecker des Gesetzes. Alle exekutive Gewalt ist in seine Hand gelegt, und er kann vom obersten Minister bis zum Postmeister eines Landstädtchens alle Beamte entlassen, die es ihm nicht zu Gefallen machen; aber bei den Anstellungen hat der Senat ein Veto, und wem der Senat nicht seine Zustimmung gibt, der muß sein Amt nach aufgehobener Kongreßsitzung (bis dahin nämlich erstreckt sich die alleinige Macht des Präsidenten) niederlegen. Außerdem ist der Präsident oberster Befehlshaber der Armee, der Marine und der Miliz aller Staaten.

Neben der exekutiven Gewalt besitzt der Präsident auch eine sehr bedeutende legislative. Er hat zwar nicht das alleinige, aber doch auch das Recht und die Pflicht, Gesetze vorzuschlagen, und er hat nebenher die Macht, auf ein in beiden Häusern (der Repräsentanten und des Senats) durchgegangenes Gesetz sein Veto zu setzen. Ist ein Gesetz auf diese Weise vetirt, so muß es nochmals durch beide Häuser gehen; sind dann zwei Drittel der Repräsentanten und des Senats noch immer dafür, so ist das Gesetz auch ohne die Einwilligung des Präsidenten gültig: ist aber die Anzahl der dafür stimmenden in einem der zwei

Häuſer geringer als zwei Drittel, ſo bleibt daſſelbe kraftlos, und darf im Laufe derſelben Kongreßſitzung nicht wieder vorgeſchlagen werden. Wenn eine Bill das Haus der Repräſentanten und den Senat paſſirt hat, und dem Präſidenten zur Unterſchrift vorgelegt wird, und er läßt dieſelbe 10 Tage (den Sonntag nicht mitgerechnet) vorbeiſtreichen, ohne ſich hierüber zu erklären, ſo hat ſie am 11. Tag auch ohne ſeine Unterſchrift Geſetzeskraft.

Die Senatoren werden in Amerika auf 6 Jahre erwählt. Wähler ſind die geſetzgebenden Verſammlungen jedes Staats, und es ſendet jeder Staat, ohne Unterſchied der Bevölkerung, zwei Senatoren zum Kongreß. Die Senate werden in drei gleiche Theile getheilt, wovon ein Drittel je zwei Jahre austritt. Die Gewalt des Senats iſt zuerſt eine legislative, wie die des Repräſentantenhauſes, ſodann aber auch eine vollziehende, die in der Beſtätigung der oberſten Beamten (die Miniſter mit eingeſchloſſen) und in der Ratifikation von Verträgen mit fremden Mächten beſteht. Die geſetzliche Majorität iſt in allen ſolchen Fällen zwei Drittel aller Stimmen.

Die Repräſentanten werden von dem Volke direkt auf zwei Jahre gewählt. Ihre Gewalt iſt eine rein legislative. Doch gebührt ihnen die Initiative in Steuerſachen. Der Vicepräſident der Vereinigten Staaten wird gerade ſo gewählt wie der Präſident ſelbſt. Der Vicepräſident iſt ex officio Präſident des Senats. Das Haus der Repräſentanten wählt ſelbſt ſeinen Sprecher. Präſident und Vicepräſident müſſen wenigſtens 35 Jahre alt ſein. Das geſetzliche Alter der Senatoren iſt 30, das der Repräſentanten 25 Jahre. — Nur ein Eingeborner kann Präſident oder Vicepräſident werden. Ein Eingewanderter iſt jedoch, nachdem er 9 Jahre Bürger geweſen, zum Senator, und nachdem er 7 Jahre Bürger war, zum Repräſentanten wählbar.

Präſident, Vicepräſident und alle andern Beamten und Würdenträger können in Anklagezuſtand verſetzt, und wenn

schuldig befunden, ihres Amtes entsetzt werden. Das Haus der Repräsentanten tritt in diesem Fall als Kläger auf; die Senatoren sind die Richter. Zwei Drittel aller Stimmen des Senats sind nothwendig, um die Schuld darzuthun. Wenn der Präsident angeklagt ist, hat der „oberste Richter" den Vorsitz im Senat.

Der Kongreß besitzt keine Gewalt, die ihm nicht durch die Constitution ausdrücklich verliehen ist. Alle Rechte, die in dieser Urkunde nicht aufgeführt sind, verbleiben dem Volke und den einzelnen Staaten. Die Gewalten des Kongresses beziehen sich auf das Recht, Taxen auszuschreiben, Zölle festzusetzen, das Staatseinkommen und die Staatsausgaben zu reguliren, Anleihen zu machen, den Handel mit fremden Nationen und den einzelnen Staaten der Union bestimmten Gesetzen zu unterwerfen, Geld zu prägen, Falschmünzer und Verfälscher von Staatspapieren zu bestrafen, Postämter zu errichten, Privilegien gegen den Nachdruck zu erlassen, untergeordnete Gerichtshöfe einzuführen, Krieg zu erklären, Kaperbriefe auszustellen, Armeen anzuwerben, eine Marine zu unterhalten, die Milizen zu organisiren, Festungen, Kriegsarsenale, Waffenhäuser u. s. w. anzulegen, und für die Sicherheit der Union zu wachen. Aller dieser Rechte haben sich die einzelnen Staaten begeben; sie gehören daher ausschließlich dem Kongreß zu.

Die Besoldung des Präsidenten ist 25,000 Dollars des Jahrs oder 100,000 Dollars für seine Amtszeit (4 Jahre) mit freier möblirter Wohnung in dem der Nation angehörigen Präsidentenpallast. Der Vicepräsident hat einen Gehalt von 6000 Dollars; das gleiche bezieht jeder Minister und der oberste Richter. Senatoren und Präsidenten beziehen 8 Dollars für jeden Tag während der Kongreßsitzung.

Wir kommen nun an die für die Fremden so wichtigen Einbürgerungsgesetze. Kein Fremder braucht, wenn er nicht will, Bürger zu werden. Ebenso wenig erwirbt der bloße langjährige Aufenthalt im Lande Bürgerrechte. Um Kaufmann

zu ſein, um ein Gewerbe zu treiben iſt kein Bürgerthum nothwendig. Wer aber Antheil an den Wahlen nehmen, wer ſich im Lande niederlaſſen und liegendes Eigenthum erwerben will, der thut wohl daran, Bürger zu werden. Zwar iſt es nicht in allen Staaten zum Behufe des Ankaufs von Grundſtücken nöthig, daß der Fremde Bürger werde, aber doch iſt es ſo in andern, und das Staatsbürgerthum, das die Vereinigten Staaten ertheilen, macht jeden, der es beſitzt, eo ipso zum Bürger jedes einzelnen Staates, ſo daß er ſich in mehreren Staaten zugleich ankaufen kann.

Ferner iſt zu bemerken, daß das Fremdenthum nicht von den ſtädtiſchen Auflagen (die ſtärkſten von allen) und noch weniger von den indirecten Steuern befreit, dagegen das Bürgerthum weiter nichts als Schutz und Schirm verleiht, ohne zu ſchweren Laſten zu verpflichten. Sodann trifft es nicht ſelten, daß Perſonen, welche außer Acht gelaſſen haben, Bürger zu werden, ihre Grundſtücke nicht auf ihre Verwandten vererben können, und daß überhaupt nach ihrem Tode nicht die amerikaniſche Erbfolge eintritt, ſonach die Verlaſſenſchaft leicht durch unnützen Zeitverluſt und durch Gerichtsſporteln aufgezehrt wird, wovon ſich eine Menge Fälle vorfinden. Bedenkt man vollends noch, daß in Amerika mehr als zwei Millionen Deutſche ſind, und daß es daher wohl von der größten Wichtigkeit iſt, daß ihre Intereſſen auch politiſch vertreten werden, ſo leuchtet der Vortheil, der daraus entſpringt, ſo ſchnell als möglich Bürger zu werden und ſich gewiſſermaſſen zu emancipiren, von ſelbſt ein. Unſer Rath bleibt daher unumſtößlich dieſer, daß ſo bald als möglich nach ſeiner Ankunft in Amerika jeder Fremde die nöthigen Schritte unternehme, um das Vereinigte Staaten Bürgerrecht zu erlangen. Dieſe beſtehen in Folgendem. Er muß von irgend einem Gerichtshof der Union (wenn er keine Zeit verlieren will; innerhalb der erſten zwei Jahre ſeines Aufenthalts in Amerika) eine ſogenannte Erklärung unterzeichnen, daß er Bürger der Union zu werden Willens ſei. Dieſer Akt heißt:

filing the preliminary declaration. Hat er dieß gethan, so kann er, wenn er im Ganzen fünf Jahre ununterbrochen im Lande gelebt hat, drei Jahre nach seiner ersten Declaration den Bürgereid leisten, das heißt, zur Verfassung schwören, und die Sache ist abgemacht. Er bekömmt sodann ein sogenanntes Certificate of naturalization, und mit diesem versehen ist er, wenn er seine Steuer bezahlt hat, wahlfähig. Die drei Jahre nach der ersten Declaration gibt ihm das Gesetz, um die Institutionen der Vereinigten Staaten in der Zwischenzeit zu prüfen und kennen zu lernen. Gefallen ihm diese nicht, und findet er kein Interesse am amerikanischen Staatenverband, so kann er zurücktreten; aber auch, nachdem er Bürger geworden, hindert ihn Niemand, vom Staatenverband wieder auszutreten; die Fälle aber in welchen dieses geschieht, sind äußerst selten, denn wie bereits gesagt, sind der Vortheile des Bürgerthums viele und der Nachtheile keiner, dessen wir uns erinnern könnten.

Auf das Stimmen bei den Stimmkästen, ohne Bürger zu sein, sind schwere Strafen gesetzt; auch sind an den Wahltagen von jeder Partei Aufseher angestellt, welche jedem Stimmenden den Beweis abzufordern berechtigt sind, daß er dieses Recht auszuüben befugt ist. Zu Aemtern und Würden werden natürlich keine Fremden zugelassen. Die Rechte der Bürger der einzelnen Staaten knüpfen sich gewöhnlich an den Wohnsitz. So muß jeder Bürger eines Staates, der nach einem andern Staat überzieht, eine gewisse Anzahl von Monaten (gewöhnlich 12) darin verweilen, ehe er das Stimmrecht ausüben kann, oder selbst zu irgend einem Amt wählbar wird. In den Städten ist sogar eine Anzahl Tage festgesetzt, die man in einem bestimmten Stadtviertel vor der Wahl zugebracht haben muß, um darum stimmen zu können. Alle diese Gesetze sind in den verschiedenen Staaten sehr verschieden.

In allen konstitutionellen Staaten gibt es zwei Parteien: eine die das Bestehende aufrecht zu erhalten strebt, und eine andere, die das Bestehende gern abändern und Neues schaffen

möchte. Dieſe beiden Parteien oder Grundkräfte im Staate verhalten ſich wie Centripetal- und Centrifugalkraft in der Mechanik. Ohne Veränderung würde alles erſtarren, oder in Einem Punkte zuſammenlaufen; ohne das Princip der Stabilität gäbe es beſtändige Staatsumwälzungen. In dem rechten Verhältniß zwiſchen dieſen zwei Kräften liegt das eigentliche Problem der Verwaltung.

In Amerika iſt die Stellung der Parteien etwas verworrener. Die Partei, die ſich dort die konſervative oder erhaltende nennt — die Partei der ſogenannten Whigs — iſt nicht aufrechthaltend im amerikaniſchen Sinn, ſondern im europäiſchen. Sie möchte den Staat gern auf ſeinen europäiſchen Urſprung zurückführen. Die andere Parthei, die ſich demokratiſche nennt, glaubt an die Verfaſſung und ſucht ſie überall praktiſch im Leben zu verwirklichen, daher ſie denn auch die nationale Partei iſt, im Gegenſatz zur Whig-Partei, welche ſich mehr auf England hinneigt. Auch wird die Whig-Partei noch die ariſtokratiſche, förderaliſtiſche, Essex Junto und der Himmel weiß was genannt, während doch das Ende vom Lied das iſt, daß ſie gerne die Staatsgewalt auf Wenige beſchränkte und den armen Mann von den Wahlen ausgeſchloſſen haben möchte. Auch die demokratiſche Partei iſt mit mehreren Spottnamen belegt worden, worunter der Locofocos der bekannteſte iſt. Damit ſtreut man aber in Amerika Niemanden Sand in die Augen, denn man weiß doch, daß ſie es iſt, welche die Konſtitution und die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten aufrecht erhält. Die große Mehrzahl aller Deutſchen in Amerika gehört dieſer Partei an, und daſſelbe gilt wohl von den meiſten eingewanderten Europäern, außer den Engländern. Daher letztere bei dem Volke nicht ſehr beliebt ſind. Nichts vergibt ein Amerikaner ſchwerer als ein ſogenanntes „engliſches Vorurtheil;“ die wenigen Ausnahmen in den Seeſtädten, wo die Maſſe engliſcher Agenten einen milderen Ton unter den Kaufleuten hervorgerufen hat, ſind nicht im Stande, die Regel umzuſtoßen. Zu-

dem besitzen die Städte in den Vereinigten Staaten beinahe gar keinen Einfluß auf die Politik. Die eigentliche Gewalt ist im Innern unter den Landbauern, und der Himmel gebe, daß es noch lange so bleibe.

Die Whig- oder aristokratische Partei in den Vereinigten Staaten ist nämlich keine solche, die bereits besondere Rechte und Privilegien ausgewirkt, sondern sie will solche erst auswirken, und dazu wäre es sehr unrecht, wenn die eingewanderten Europäer ihnen hilfreiche Hand böten. Was die Whig-Partei für sich gewinnt, das geht für das Volk im Allgemeinen verloren, namentlich aber würden die Fremden, die bei den Whigs gar nicht gut angeschrieben sind, dabei nicht zum Besten wegkommen. Im Allgemeinen lassen sich die Bestrebungen der Whigs und Demokraten so zusammenfassen: Die Whigs wollen indirecte Steuern, hohe Zollsätze, Papiergeld, eine Nationalbank, einen Wahlcensus, der die ärmeren Klassen der Bürger vom Stimmrecht ausschließt, und eine wo möglich nach dem englischen Muster zugestutzte Verfassung.

Die Demokraten wollen direkte niedrige, aber gleich vertheilte Steuern, einen mäßigen Zolltarif, klingende Münze oder Banknoten, welche zu jeder Minute für klingende Münze umgewechselt werden können, keine Nationalbank, keinen Wahlcensus, also gleiches Stimmrecht für alle Bürger, und so viel möglich eine reine republikanische Verfassung ohne Kastengeist und Standesvorzüge.

Zur Zeit der Wahlen appelliren alle Parteien an die Stimmfähigen im Namen der Democratie; aber wie sich auch dabei die verschiedenen Parteien benehmen mögen, nie haben sie dabei andere als die oben angeführten Absichten.

Noch muß hier der Native American party (der Partei der eingebornen Amerikaner) erwähnt werden, welche ebenfalls hauptsächlich den Whigs ihr Entstehen verdankt. Der Zweck derselben ist die Ausschließung der Fremden von den politischen Rechten. Doch sind hier nicht die Fremden, die in Amerika

bereits das Bürgerrecht erhalten haben, sondern nur die gemeint, welche noch aus Europa einwandern könnten, denen man entweder das politische Bürgerrecht ganz verweigern, oder dasselbe doch erst nach einer Reihe von Jahren ertheilen will. Weiter, sagt die Partei, soll sich ihre Opposition gegen die Fremden nicht erstrecken. Die Partei der „Native Americans" ist hauptsächlich dadurch in's Leben gerufen worden, daß einige Whig Zeitungsschreiber in New-York auf den Umstand aufmerksam machten, daß die städtischen Wahlen fast durchgehends von eingewanderten Bürgern entschieden würden, von denen die größte Zahl der demokratischen Partei angehörte. Dieß erregte die Eifersucht der Eingebornen, die nun auf Wege und Mittel sannen, den Vorzug der Geburt auf irgend eine Weise geltend zu machen. Eine Menge Dinge wurden nun von ihnen vorgeschlagen, die aber insgesammt fehlschlugen, bis endlich zwei oder drei Gesellschaften von hirn-, mittel- und einflußbedürftigen Leuten sich zusammenmachten und ein paar schlechte Journale herausgaben, die ihre Grundsätze predigten und das Volk zum Haß gegen die Fremden aufzustacheln suchten. Zum Glück aber sind der eingebürgerten Fremden so viele, daß man sich nicht getraut, ihnen den Krieg zu erklären, und so ist es denn auch bei diesen Journalen, bei ein paar schlechten Eiferern für eine schlechte Sache geblieben — die Partei als solche ist so gut als vernichtet, und könnte überhaupt nur dadurch zu Macht und Ansehen gelangen, daß die Fremden selbst einschliefen, und statt an den für sie wichtigsten Fragen Antheil zu nehmen, blindlings sich in das Urtheil Anderer ergäben. Die „Freiheit", pflegte Thomas Jefferson zu sagen, „ist der Preis immerwährender Wachsamkeit."

Es werden nach dem Gesagten die Einwanderer wohl daran thun, sich bei Zeiten mit der Verfassung und den Institutionen des Landes, indem sie und ihre Kinder ihr Fortkommen finden wollen, bekannt zu machen. Es ist ihre Pflicht, sich um das, was in Bezug auf Politik im Lande vorgeht, zu bekün-

mern, wenn sie auch nicht immer diejenigen sind, auf welche jede neue Maßregel einen besondern Einfluß übt. Was heute den Nachbar trifft, kann morgen dich treffen, und wer wachsam ist, bei dem wird nicht leicht der Versuch des Diebstahls gemacht. Gleichgültigkeit in Bezug auf politische Fragen wird in Amerika immer für Stumpfsinn oder Blödigkeit ausgelegt; aber eben so wenig ist den Eingewanderten anzurathen, sich bei Parteifragen unnöthigerweise zu betheiligen und darüber ihre Geschäfte zu vernachlässigen. Die Politik als Profession betrieben, führt in den meisten Fällen zum Verfall des Gewerbs und der Wirthschaft; man überlasse daher dergleichen Dinge am liebsten denen, die hiezu einen besonderen Beruf zu verspüren meinen.

Die Parteiungen unter den Deutschen sind ungefähr dieselben, wie die unter den Amerikanern selbst. Auch sie scheiden sich wieder in Whigs und Demokraten, wovon jedoch die letzteren, wie bereits gemeldet, die große Mehrzahl bilden. Zu den Whigs gehören meistens Kaufleute und Fabrikanten, wiewohl auch unter diesen viele Demokraten sich befinden — zur Partei der letzteren die ungeheure Majorität der arbeitenden Klassen. Standesunterschiede existiren übrigens in Amerika nur in so fern, als man sie gelten läßt, so daß es von Jedem selbst abhängt, wie weit er dieselben anerkennen will. Vermögen und Talent bilden indeß überall eine Art von Aristokratie, die aber keineswegs eines ruhigen Besitzes errungener Vortheile sich erfreut, vielmehr jeden Tag von neuem wieder um dieselben kämpfen muß, was sie eben wieder mit den arbeitenden Klassen in eine Parallele bringt. Am unabhängigsten in den Vereinigten Staaten lebt der Landmann, der im ungestörten Besitz seines Grund und Bodens kaum ahnt, daß es in Amerika Menschen gibt, welche einen höhern Rang in der Gesellschaft ansprechen, als er. Auch fertigt man dergleichen Ansprüche, im Fall sie Einem zu nahe rücken, am besten dadurch ab, daß man sich das Ansehen gibt, als bemerke man sie nicht. Wer dieß ein paar-

mal gethan, der wird wohl in der Folge von dergleichen Versuchen verschont bleiben. (F. Grund.)

Kirchen und Religionsgesellschaften.

Alle Konfessionen, auch die Juden, haben in Amerika gleiche Rechte und es steht selbst Jedem frei, wenn er Anhänger findet, eine neue Religionssekte zu gründen, die denn auch nur zu häufig wie Pilze aus der Erde hervorschießen. Der Staat kümmert sich nichts um die inneren kirchlichen Verhältnisse und die Behörden mischen sich demgemäß auch nicht in dieselben. Den einzelnen Kirchengesellschaften und Gemeinden bleibt es überlassen ihre Prediger anzustellen und zu besolden, sowie überhaupt für alle ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst zu sorgen. Da auch das Predigeramt gleich allen andern Beschäftigungen vollkommen frei gegeben ist, so sieht man nicht selten Bauern, Handwerker, verdorbene Aerzte und Advokaten die Kanzel besteigen oder im Lande predigend umherziehen. Ja, selbst Weiber treten nicht selten als Verkünderinen des göttlichen Wortes auf. Vulpius und andere Schriftsteller schildern das Treiben der religiösen Parteien in den Vereinigten Staaten nicht eben von der erbaulichsten Seite. So sagt der erstere: „Wenn man unter Religion den confessionellen Glauben, das Anhängen und Bekennen eines Menschen zu den verschiedenen kirchlichen Ceremonien, Gebräuchen und althergebrachten Pfaffensatzungen versteht, dann ist Nordamerika in der That das religiöseste Land auf dem Erdboden. Denn die Zahl der verschiedenen christlichen Confessionen und Secten geht in's Unglaubliche, und täglich vermehrt sich das Heer noch durch immer neu auftauchende Heilige und Propheten. Nimmt man sich die Mühe und geht in die amerikanischen Kirchen und Gebethäuser, und hört dort die Prediger schwatzen, schreien, wüthen und rasen,

ſo muß man erſtaunen über die Frechheit dieſer Heuchler, welche eine Religion der Liebe und Gerechtigkeit zu beſitzen ſich anmaßen. Da wird jeder Andersdenkende und ſolche, die es in der Verſtellung und Heuchelei noch nicht ſo weit gebracht haben, daß ſie jeden Augenblick aus Zerknirſchung ihre Geſichtszüge ſcheußlich verzerren, und ſich in Staub und Koth herumwälzen können, auf die gemeinſte Art beſchimpft, zum Abgrund der Hölle verflucht und verdammt."

Sehr ſtreng iſt die Feier des Sonntags, der in der Regel mit Kirchenbeſuchen und religiöſen Uebungen ausgefüllt wird. Vergnügungen, wie ſie in Deutſchland an Feiertagen üblich ſind, würden in den Vereinigten Staaten den größten Anſtoß erregen. Es iſt gewiß, daß dieſer ſtrengen Sonntagsfeier ein guter Theil Heuchelei zu Grunde liegt. „Auch den ehrlichſten Handel", ſagt Vulpius, „an einem Sonntage abzuſchließen, würde für gottlos und ſündhaft gehalten; am Werktage aber den andern um Hab und Gut prellen, wenn man's durchſetzen kann, das iſt smartness (Klugheit, Gewandheit), und hat ſich des allgemeinen Beifalls zu erfreuen. Das wäre fürchterlich, wenn am Sonntage getanzt würde, oder ſich nur auch eine fröhliche Stimme hören ließe. Ja es iſt bei dieſen Heuchlern und Wölfen in Schaafskleidern ſo weit gekommen, daß als vor vier Jahren der 4. Juli, der Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung und folglich der erſte Feiertag in den Vereinigten Staaten, auf einen Sonntag fiel, die Feier deſſelben auf den Montag verlegt werden mußte, damit der Sonntag nicht entheiligt werde. Bei den hohen Vorſtellungen, die man ſich in Deutſchland von dieſer Republik macht, erſcheint ſo etwas unglaublich; allein es iſt leider reine Wahrheit. Die Gründe dieſer Verfügung liegen übrigens ziemlich nahe: den Pfaffen iſt die Republik ein Dorn im Auge, ſie haſſen ſie von Grund ihres Herzens. Das herrſchſüchtige Pfaffenthum kann an republikaniſchen Inſtitutionen keinen Gefallen finden, daher ſucht man der Republik bei jeder Gelegenheit entgegenzuarbeiten. Dem abergläubigen Volke aber

fällt es nicht ein, an der Heiligkeit und Unfehlbarkeit deſſen zu zweifeln, was aus dem Munde eines ſolchen ehrwürdigen Mannes kommt.“

Nach einer ziemlich genauen Schätzung theilen ſich die Konfeſſionen in den Vereinigten Staaten wie folgt:

Wiedertäufer	4,000,000
Methodiſten	3,000,000
Presbyterianer	2,175,000
Kongregationaliſten	1,400,000
Römiſch Katholiſche	1,300,000
Epiſkopalen	1,000,000
Univerſaliſten	600,000
Lutheraner	540,000
Deutſche Reformirte	450,000
Quäcker	220,000
Unitarier	180,000
Dunkers	30,000
Mormoniten	18,000
Zitterer	6,000
Swedenborger	6,000
Mähriſche Brüder	5,000

Die Katholiken*).

Der Almanach von Baltimore giebt die Anzahl der Katholiken in der Union auf 1,300,000 Seelen an. Georg Calvert, erſter Lord von Baltimore, war katholiſch geworden und hatte von Karl I. durch Vermittlung der Königin Henritte Marie

*) Dieſer und die nachſtehenden Aufſätze ſind der Revue Indépendante entnommen und haben einen Franzoſen, Herrn Charles Caſſau zum Verfaſſer. Die Bearbeitung verdanken wir dem Mag. f. d. L. d. Ausl.

eine Niederlaſſung an den Küſten der neuen Welt erhalten; man nannte ſie der Königin zu Ehren Maryland. Die beiden Florida und Louſiana vermehrten in der Folge den katholiſchen Kontingent der Union. Da ſich die ſonſt intoleranten Katholiken hier in kleiner Anzahl vorfanden und rings von fanatiſchen Sekten umgeben waren, die ſie in der alten Welt verfolgt hatten, ſo wurden ſie hier bald Anhänger der Freiheit und der Demokratie, und ihre Kirche hat am meiſten die Ideen von Gleichheit und Duldung dort verbreitet. Sie unterſtützt unbedingt die Emancipation der Schwarzen; aber ſeltſamer Weiſe ſind gerade die Staaten, wo die katholiſche Kirche herrſcht, Sklaven-Staaten. In ihren Predigten erſchallen zwar keine hochtönenden Phraſen zu Gunſten des abſtrakten Princips der Freiheit, doch die presbyterianiſchen oder methodiſtiſchen Radikalen achten den freien Schwarzen weniger, als die Katholiken den unfreien.

Während die proteſtantiſchen Sekten im Allgemeinen eine harte und jedem Vergnügen feindliche Religion predigen, behalten die Katholiken wie die Anglikaner von Virginien — die einzigen Koloniſten, die nicht Verfolgungs-Wuth nach Amerika geführt hat — hier, mitten im Lärm der Arbeit und der Geſchäftigkeit das Leben und die Gewohnheiten des alten Europa's bei. Der Katholizismus zeigt in unſeren Tagen, wenn er auch die Unveränderlichkeit ſeiner Dogmen behauptet, eine große Biegſamkeit, ſich den Sitten und den Regierungsformen der verſchiedenen Länder anzuſchmiegen. Der Katholik von Maryland und der Anglikaner von Virginien ſind der Typus des civiliſirten Menſchen der Vereinigten Staaten, des Virginiers, wie man dort zu ſagen pflegt.

Der Nebenbuhler des Virginiers iſt der Yankee, der Mann der Civiliſation des Nordens, hervorgegangen aus den demokratiſchen Sekten, die ſich aus den arbeitenden und armen Klaſſen rekrutiren. Wie der erſte ſich in Hochmuth und angenehmer Nachläſſigkeit gefällt, ſo iſt der andere mißtrauiſch, ſparſam, thätig und in Unternehmungen verliebt, die ihn bereichern oder

ihm großen Einfluß verschaffen können. Er baut Kanäle und Eisenbahnen, bringt weiter in die Wälder des Westens vor und ist bei den Wahlen überall betheiligt.

Der Yankee hat über die Staaten des Nordens diese Einförmigkeit in Sitten, Unterricht und Gesinnung verbreitet, weil er begreift, daß er für seinen Reichthum und seine Sicherheit die Sanction der Ordnung und Religion bedarf; mit Ketten verschließt er Sonntags die Straßen, damit weder prachtvolle Kutschen noch Arbeitswagen die Ruhe des heiligen Tages stören. Der Virginier sieht dagegen in Zerstreuungen kein Verbrechen oder etwas Unpassendes; mehr frei in seinen Ansichten, Feind der nachgrübelnden Vernunft und befohlener Gottesverehrung, lacht er über jene geschäftige und arbeitsame Tugend, über jenen methodischen Thätigkeitssinn.

Virginien hat den Vereinigten Staaten vier Präsidenten gegeben; mit Herrn Polk scheint sein Einfluß auf immer schwinden zu müssen.

Mit jener ersten Bevölkerung von französischen, spanischen und englischen Katholiken hat sich seit dem Anfange des Jahrhunderts ein thätigeres und gröberes Element von irländischen Emigranten gemischt, die dem socialen Despotismus zu entfliehen suchten und, in der neuen Welt angekommen, dem Katholizismus zahlreiche Anhänger erworben haben.

Lange Zeit bildeten die Katholiken der Vereinigten Staaten eine Kolonial-Kirche, aber da sie seit einigen Jahren beträchtlich zugenommen haben, so konstituirten sie sich wider den Willen des Papstes als National-Kirche. Diese nicht lange anhaltende Opposition hindert die Katholiken Amerika's keineswegs, sich mehr und mehr im Ultramontanismus gegen die Sekten zu verschanzen, die sie von allen Seiten umgeben. Sie haben mehrere Journale und ihr Hauptorgan ist der Jesuit (The Jesuit or Catholic Intelligencer). Ihre Kirche zählt 21 Bisthümer, die unter dem Metropolitan von Baltimore stehen; sie besitzt 8 Kollegien, 16 Seminare und 45 Frauenklöster. Der Katho-

kizismus gewinnt täglich Proselyten; die katholische Propaganda und die Missionshäuser Frankreichs und Deutschlands unterstützen ihn mit aller Kraft.

Gegen die Katholiken hat sich alter Haß erhoben, den man in einem Lande, wo alle Religionen dieselben Rechte genießen, kaum für möglich hielt: die Protestanten erinnern sich der Sprache die ihre Vorfahren gegen die römische Kirche gebraucht haben, und das berüchtigte Wort „Papismus" flößt ihnen einen Schauder ein, der in ihr Blut übergegangen zu sein scheint. Mit Erstaunen las man neulich die Aeußerungen jener methodistischen Versammlung, bei welcher der Missionar Pritchard präsidirte und die man für einen Verein von Fanatikern aus den Zeiten Elisabeths gehalten hätte. Aehnliche Beispiele sind nicht selten in Amerika. Oft sieht man einen unduldsamen Clergyman, der gegen eine benachbarte katholische Kirche die Leidenschaft seiner Glaubensgenossen durch erheuchelte Besorgniß und schwere Beleidigung erregt.

„Sehr geliebte Brüder", sagte der Doktor Scudder zu den Kindern der Methodisten, „Ihr seid jung, aber ihr werdet lange genug leben, um den Tag zu sehen, wo die päpstliche Inquisition in Amerika herrscht; den Tag, wo unsere protestantischen Brüder nur die Wahl haben, entweder dem Leben zu entsagen oder ein Stück Brod anzubeten, wo die römischen Priester nach dem Blut der Gläubigen dürstend und den Eid erfüllend den sie geschworen, Alle auszurotten, die nicht ihrer Kommunion folgen, in ihren Busen den Dolch stoßen und Bäche von Blut in den Straßen rinnen, den Tag endlich, wo das Ungeheuer des Papismus, gesättigt von Schlachten und ganz voll noch vom Blute der Heiligen und Märtyrer Jesu Christi, in triumphirender Prozession in die Kirche des St. Markus einzieht, dem Allmächtigen für dieses schreckliche Blutbad Dank zu sagen"*).

*) Abby's Residence and tour in North America.

In Folge dieſer Prophezeihung hatten die Methodiſten von Boſton nichts Eiligeres zu thun, als ein benachbartes Urſuliner-Kloſter abzubrennen. Die Irländer hätten ſich gern durch Anzündung des Kollegiums von Cambridge gerächt, aber der Biſchof hinderte es.

Deutſche Lutheraner und Reformirte.

Im Jahre 1626 wurde die erſte deutſche Kolonie in Amerika gegründet; ſie erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch neue Einwanderer, die Deutſchland verließen, als die Heere Ludwigs XIV die Pfalz verwüſteten. Seitdem iſt die Zahl der Deutſchen in ſteter Zunahme begriffen. Sie bildeten bei ihrer Ankunft zwei Gemeinden, eine lutheriſche und eine reformirte; zur erſteren gehören auch die Abkömmlinge einer kleinen ſchwediſchen Kolonie, die auf Veranlaſſung des Königs Guſtav Adolph am Delaware gegründet wurde. Die einzelnen lutheriſchen Gemeinden, welche jetzt über die Union verbreitet ſind, hängen politiſch nicht zuſammen und verwalten, unabhängig von einander, ihre ſpeziellen Intereſſen durch Diſtrikts-Synoden. Es giebt zwar auch eine allgemeine lutheriſche Synode; indeß giebt dieſelbe nur Gutachten ab, und kann keine bindenden Beſchlüſſe faſſen. Die Lutheraner beſitzen eine theologiſche Fakultät in Gettysburg in Pennſylvanien und drei Gymnaſien. In einigen Kirchen bedient man ſich noch der deutſchen Sprache, in den meiſten aber iſt die engliſche eingeführt. Im Ganzen giebt es in den Vereinigten Staaten 146,500 Lutheraner mit 423 Geiſtlichen.

Im Jahre 1610 entdeckten die Holländer die Gegenden am Hudſon und Connecticut und gründeten auf der Inſel Manhattan eine Kolonie, aus welcher nachher die Stadt New-York hervorgegangen iſt, die anfangs Neu-Amſterdam hieß. Sie

behielten hier vaterländische Sprache und Religion bei. Die erstere wurde seit 1764 von der englischen verdrängt, während die reformirte holländische Kirche noch heute besteht. Dieselbe war bis 1746 der Amsterdamer Synode unterworfen, ist aber seitdem unabhängig und steht unter Leitung einer National-Synode, die drei Unter-Synoden, eine in New-York und zwei in New-Jersey hat. Sie zählt 129,300 Bekenner in 267 Gemeinden. Zu ihr gehörten bis zum Jahre 1792 auch die deutschen Reformirten, die jetzt in Presbyterien organisirt sind und eine einzige General-Synode haben. Es sind ihrer 100,000 mit 18 Geistlichen.

Als deutsche Sekten sind noch zu nennen die baptistischen „Weinbrennianer" und die methodistischen „einigen Brüder in Christo" und „Millerianer". Die Letzteren nennen sich auch die evangelische Association und sind von einem gewissen Georg Miller gestiftet.*) Die New-Yorker Zeitungen erzählten vor Kurzem folgende Anekdote von ihnen: Zur Zeit der Erwählung Polk's zum Präsidenten erwarteten die Millerianer, daß in der Nacht vom 24 zum 25 Oktober die Welt untergehen werde. Nun Miller und seine Anhänger sollten vermöge eines Luftballons gerettet werden, der sich aus den Ruinen der zusammenstürzenden Erde erheben und sie in den Mond bringen würde, wo sie ein neues Leben beginnen sollten. In der Nacht des 24. war der Prophet mit einer bedeutenden Menge, die besonders aus Weibern und Mädchen bestand, auf einen Berg gestiegen und wartete auf die Posaunen des jüngsten Gerichtes. Da sie nicht erschallte und er überdies in Verlegenheit war, wie er alle Versammelten in seinem Ballon unterbrächte, kündigte er an, daß das Ende der Welt bis nach der Präsidentenwahl verschoben worden sey.

*) Ihrem Stifter nach ist diese Sekte keineswegs deutschen Ursprungs.

Deutsch-Katholiken.

Im Monat Dezember 1846 traten in New-York ungefähr 150 bis 200 Personen, Deutsche von Abstammung, zusammen, die unter der Leitung des Dr. Guistiniani, welcher lange in Rom studirt und daselbst die priesterlichen Weihen empfangen hat, und unter der Benennung „freie Katholiken" eine neue kirchliche Gemeinde organisirten. Das Glaubensbekenntniß dieser Gemeinde, wie es von amerikanischen Blättern veröffentlicht wird, ist von demjenigen, welches das sogenannte Leipziger Concil unter dem Vorsitz Ronge's entworfen, sehr verschieden und nähert sich vielmehr dem Czerskischen sogenannten apostolischen Bekenntnisse. Die Protestanten der Vereinigten Staaten haben daher auch keinen Anstand genommen, sich für die neue Gemeinde zu interessiren, was keineswegs der Fall wäre, wenn dieselbe nicht auf positiven kirchlichen Boden stände. Der katholische Bischoff von Newyork, Herr Hughes, Irländer von Geburt, hat gegen die Dissidenten einen Hirtenbrief an seine Diözese erlassen, worin er die Ersteren vieler inneren Widersprüche beschuldigt und Letzere vor dem Abfalle warnt. Die neue Gemeinde hat nicht gesäumt, diesen Hirtenbrief zu beantworten und insbesondere die gegen sie gerichteten Anschuldigungen zu widerlegen. Unter Anderen hatte der Bischof gesagt, daß die Mitglieder der neuen Gemeinde, welche sich katholisch nenne, gar nicht in der römischen Kirche geboren seien. Hierauf wird dem Prälaten erwiedert, daß er sich im Irrthum befinde, indem sowohl die Namen der Mitglieder als die ihrer Kinder zum größten Theil in den Taufregistern der katholischen Diözese von New-York gefunden werden könnten. Der Bischof hatte ferner angeführt, daß die katholischen Deutschen seiner Sprengel mit den Dogmen der Gebräuche der römischen Kirche sehr wohl zufrieden seien; hierauf entgegnen nun die Dissidenten, daß sie doch wohl am besten wissen müßten, welches ihre Ansichten über die römische Kirche seien, die durchaus nicht ihren Bedürfnissen

entſpreche. Endlich hätte der Prälat in Bezug auf den Geiſtlichen der neuen Gemeinde, Herrn Giuſtiniani, bemerklich gemacht, daß er von Geburt ein deutſcher Jude ſei. Aber ſeine Gemeinde erwiederte darauf, Dr. Giuſtiniani ſei längſt zur katholiſchen Kirche übergetreten und in Rom als Prieſter ordinirt. Uebrigens könne man den Biſchof wohl als wiederlegt anſehen, da er ſogar zu einer ſolchen Vertheidigung ſeiner Sache ſeine Zuflucht nehme, denn es müſſe ihm doch wohl bewußt ſein, daß auch Chriſtus und die Apoſtel im Judenthume geboren geweſen. Mit dieſer Widerlegung hat die neue Gemeinde zugleich beſchloſſen, einen Aufruf an alle Katholiken deutſchen Urſprungs in den vereinigten Staaten zu erlaſſen, worin ſie dieſelben auffordern, ſich ihren Beſtrebungen anzuſchließen, was, wie eine kirchliche Zeitſchrift (Le Semeur) bemerkt, in Nord-Amerika wahrſcheinlich in größerem Maße ſtattfinden werde, als in Deutſchland ſelbſt, weil in dieſem Lande dem neuen Katholizismus nicht ſowohl der Geiſt als der Glaube abgehe, dieſer jedoch und nur dieſer es ſei, auf deſſen Grund das Gebäude einer neuen kirchlichen Gemeinſchaft, welche auch auf eine Zukunft rechnen dürfe, errichtet werden könne. — Anſichten, die ſich wohl nicht bloß auf die Diſſidenten im Katholizismus, ſondern auch auf die der proteſtantiſchen Kirche und im Judenthume anwenden laſſen.

Gottesdienſtliche Gebräuche der Methodiſten. — Revivals und Campmeetings. — Verzückungen und Ausſchweifungen.

Unter der Form von Revivals (moraliſchen Wiedergeburten durch plötzliche Inſpirationen des heiligen Geiſtes) und Campmeetings (Predigten auf freiem Felde) betrieben alle proteſtantiſchen Sekten Amerikas, vorzüglich die Presbyterianer, Baptiſten

und Methodisten ihre Mission. Als Basil Hall, Mistreß Trollope und viele andere Reisende, die in diesem Jahrhundert Nord-Amerika besuchten, von dem tollen Unsinn jener Versammlungen erzählten, neben denen die wilden Feste der alten Korybanten vernünftig erschienen, nannte man sie Verleumder und schimpfte auf ihre Oberflächlichkeit und daß ihnen nur daran läge, ihren Lesern interessante Geschichten zu erzählen, unbekümmert, ob sie wahr seien, oder nicht. Aber neuere Reisende haben seitdem dasselbe berichtet, und selbst Amerikaner, wie z. B. der Geograph Flint, bestätigten viel eher die Schilderungen jenes Unwesens, als sie sie widerlegten. „Die Revivals", sagt der genannte Gelehrte, „sind nach den protestantischen Theologen sichtbare Manifestationen der göttlichen Gnade, Ausgießungen des heiligen Geistes, die auf die Bitten einer Stadt oder eines Volkes während der eindringlichen Rede eines Predigers gewährt werden. Sie stimmen die schuldigen Herzen zur Reue und erwecken in ihnen die Furcht vor den Gefahren, die ihnen drohen. Ein Revival ist ein Blitz, der die Herzen durchzuckt, ein Hammer, der sie zermalmt."

Die ersten Revivals geschahen 1740 unter den Auspizien Wesley's und Whitefields, und die mächtigen religiösen Bewegungen, die damals sechs Monate lang anhielten, führten nicht wenig lächerlich-großartige Scenen herbei. Während jener ganzen Zeit wurden die Geschäfte und häuslichen Sorgen, als zu profan, bei Seite geworfen; „der Geist", dies magische Wort, verzauberte die Gemüther, entriß die Frauen den Familien, der Gesellschaft, und trieb sie im Lande umher, das Wort Gottes zu predigen, so daß man glauben konnte, die alten Bachantinnen mit ihren Verzückungen seien wieder auf Erden. Der Freiheitskrieg gab glücklicher Weise der eingerissenen Exaltation eine andere Richtung und das Vaterland trug auf einige Zeit den Sieg über den heiligen Geist davon. Aber mit dem neunzehnten Jahrhundert begannen die Inspirationen wieder und nehmen jetzt einen Platz ein unter den Institutionen des

freien aber leidenschaftlich ordentlichen amerikanischen Volkes, dessen thätiges und bewegtes Leben so regelmäßig eingetheilt ist, daß heut die Politik, morgen die Religion, zu dieser Stunde die Wahlaufregungen, zur folgenden die kirchlichen die Gemüther beschäftigen.

Die amerikanischen Theologen behaupten, die Revivals seien bei ihnen darum so häufig, weil man in ihrem Lande die klarsten Begriffe von der Sünde und der göttlichen Gnade habe. Wir wollen uns nicht mit ihnen in Meinungsstreitigkeiten einlassen, sondern nur die Thatsachen berichten. Die Methodisten glauben, der Mensch könne nur so lange gute Werke thun, als ihm der heilige Geist den Willen dazu verleihe. Indeß wird dies so unbedingt nur dem Prinzipe zur Ehre gesagt, das Alles auf Gott zurückbezieht, denn die Prediger dringen in ihr Auditorium, auch etwas menschlichen Willen aufzubieten, um sich dem göttlichen zuzuwenden. Sie erschließen ihr Herz dem heiligen Geist, auf daß er den Strahl der Gnade einziehen lasse, aber sie haben bereits dafür gesorgt, daß ihm wenig zu thun übrig bleibt, denn sie wissen, man muß die Schleuse öffnen, wenn der Fluß weiter rinnen soll. Sie bereiten den Erfolg eines Revival durch dieselben Prozeduren vor, deren sich Andere bedienen, um einen Erfolg auf der Bühne zu erringen.

Einige Zeit bevor eine solche Scene einer geistigen Wiedergeburt statt findet, verbreitet sich das dumpfe Gerücht, es stehe eine bevor, und bald wird: was eben nur erst wahrscheinlich war, zur Gewißheit. Bulletin's erscheinen über den Weg der Prediger, als gälte es den Zug einer siegenden Armee, man nennt die Städte, durch die sie gekommen sind, diejenigen, in welchen sie eine lebhafte Aufregung hervorgerufen haben. Von allen Seiten bereitet man sich für den großen Tag des Revival vor. In den düsteren, stillen Städten des Westens, wo der einförmige Gang der Arbeit von keiner Lustbarkeit unterbrochen wird und eine ascetische Frömmigkeit alle öffentlichen Vergnügungen verdrängt hat, ist das Revival ein Fest, ein Schauspiel.

Die Frauen, denen keine anderen Gelegenheiten geboten werden, ihre Toilette und ihre Reize zu zeigen, mustern um diese Zeit ihre Garderobe und malen sich dabei vielleicht im Geiste die Gestalten der Missionäre aus, die erwartet werden. Endlich kommt die circulating phalanx, die „reisenden" Priester erscheinen mit der Exaltation in Blick und Stimme, wie sie ihnen ihr nomadisches und theatralisches Leben wohl aufprägen mag. Sie predigen täglich in den Kirchen, aber dies ist noch nicht genug; auch in Privathäusern werden Kapellen improvisirt und man arrangirt Abendgesellschaften, in denen einer von der Truppe betet und predigt, und die mit einer Kopie des Liebesmahles der ersten Christen, mit Thee und Kuchen schließen. Wenn ein Fremder um diese Zeit in die Stadt kommt, so muß es ihm scheinen, als sei er von lauter Verklärten umgeben. Der heilige Geist ist in Aller Mund und Gedanken, sein Schatten schwebt umher, man ruft ihn, redet ihn mit lauter Stimme an, richtet Worte der Zärtlichkeit und Freundschaft an ihn, man spricht mit ihm, wie mit einem Geliebten, einem Herrn oder einem Geizigen, je nach dem Charakter des Redenden; man blickt in die Luft, als sähe man ihn kommen, man streckt die Arme aus, ihn zu umfassen, als wäre er da. — „Laß dich erkennen!" sagt der Eine, „was willst du, daß ich thue?" der Andere. — „Hier ist er, ich hab ihn!" schreit ein dritter. Revival! Revival! ist die Parole, die die Gruppen der Verzückten einander zurufen, wenn sie sich begegnen. Und mitten durch das Summen und Schwärmen tönt die Stimme des Priesters, wie die Glocke des jüngsten Tages; dreimal täglich wiederhallt die Kirche von seinen Reden, denn er predigt einmal für die Männer, einmal für die Frauen und einmal für die Kinder.

Dieses Predigen, das mit der unversieglichen Monotonie eines feinen Regens bis auf die Knochen dringt, mag endlich die festesten Charaktere, die stärksten Geister erweichen können. Manches gottlose, spöttische Weltkind, hier und da vielleicht ein Journalist, von zufällig einmal in den Tempel gegangen, um

sich an den grotesken Gebärden und den schwülstigen Metaphern des Predigers zu ergötzen. Aber in der frommen Atmosphäre, bei dem heiligen Ernst, bei der Sicherheit der innigsten Ueberzeugung, mit welcher der Priester sprach, hatte ihn der Spott verlassen, und er fragte sich, ob er träume, oder bisher geträumt habe. Als er aus dem Tempel getreten war, umschwirrten ihn die verzückten Gestalten, die er gesehen hatte, wie Gespenster der Dämmerung, seine klaren Sinne waren dahin, Zweifel beschwerte seine Seele und er warf sich denen in die Arme, die da versicherten, eine Lösung für jedes Räthsel zu besitzen. Mancher Lüstling der, wüst und lebensmatt aus einer Orgie kommend, auf seinem Wege jene gottseligen, begeisterungtrunkenen Gestalten an der Thür der Kirche sah, suchte Schutz bei den Starken des Glaubens, da er sein Lebensglück wanken fühlte. Wenn solche plötzliche Bekehrungen geschahen und geschickt in ein Wunder gekleidet wurden, dann war der Ruhm des Revival groß und es schloß unter allgemeiner Begeisterung.

Um aber über den Rausch urtheilen zu können, in denen die heilige Handlung das Volk versetzt, muß man in die Kirche treten, die Bekehrte und Unbekehrte anfüllen. Auf einer breiten, niedrigen Kanzel, die in Form einer Galerie gebaut ist und den ganzen Körper des Redners sehen läßt, geht ein methodistischer Prediger hin und her, mit wildem Blicke, bald schreiend, bald seufzend. Der Boden wiederhallt von seinen Tritten, die Kanzel vom Schlage seiner Hand, die Arme sind in fortwährender Bewegung, die Augen rollen in ihren Höhlen. Bald hält er, wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen den Athem an, bald haucht er ihn aus, wie schwach vor Uebermüdung. Eben noch trug seine Stimme die Worte kaum zu der bleichen Versammlung, und jetzt bricht sie hervor und tönt wie Donner durch die Räume. Und was ist der Stoff seiner Rede? Die Methodisten haben nur einen: die Hölle; die Hölle, die derer wartet, welche nicht wiedergeboren werden durch die Gnade. Und das Auge des Predigers wird groß und größer und starrt

in der Ferne, als dräng' es zu den Höhlen der Verdammniß und wohnte den grauſigen Geheimniſſen bei, die dort geſchehen. Ein plötzlicher Schrei verkündigt den Verſammelten, daß er unter den Schuldigen Männer finde, die ſich mitſammen früher gekannt, und mit beredten Worten ſchildert er ihre Qualen. Endlich wankt er keuchend und erſchöpft und fällt ohnmächtig in die Arme eines anderen Predigers, der herbeigeeilt iſt, ihn zu ſtützen.

Der Aufregung folgt die Beſänftigung. Ein Pſalm, der abgeſungen wird, leitet einen neuen Vortrag ein, in welchem ein zweiter Redner das Glück der Auserwählten ſchildert. Dumpfes Gemurmel erhebt ſich rings umher, das Gemurmel wird zum Schluchzen, das Schluchzen zu unartikulirtem Geſchrei „Der Geiſt" wirkt, das Werk, the work, wie dieſe Verklärten ſagen, wird vollendet. Alle Laute der Reue, der Verzweiflung und Verzückung tönen durch einander. In dieſem Augenblicke erhebt ſich die Stimme des Redners mild und vom Weinen unterbrochen. „Wenn die Strafen der Hölle euch ſchrecken, kommt zu uns — ſagt er und öffnet ſeine Arme — kommt zu uns wir werden euch Jeſus, den ſüßen Jeſus zeigen, weil ihr vor ihm nicht erröthet." Und der Prediger ſteigt von der Kanzel, ſetzt ſich auf die Bank der Angſt (anxious bench) und fordert die Gläubigen auf, an ihn heranzutreten und ihre Häupter auf ſeinem Schooße ruhen zu laſſen. Ein Hymnus ertönt in Form eines Marſches und junge Mädchen und Frauen wanken blaß, halb ohnmächtig, mit geſenkten Häuptern, eine die andere ſtützend, dem Prieſter zu und knieen vor ihm nieder. Er hebt ſie mit Zärtlichkeit auf, raunt ihnen myſtiſche Worte ins Ohr, ſpricht wieder von ihrer Vereinigung mit dem ſüßen Jeſus und ihr unterdrücktes Schluchzen wächſt mit ſeinen Worten. Die ganze Verſammlung ſcheint vom Schwindel ergriffen und verfällt in Zuckungen. Man hört nichts als den Ruf: Jeſus, Jeſus hilf, komme zu mir! und wenn eins von den Opfern dieſer Schwärmerei ohnmächtig hinſinkt, ſchreit der Prie-

stert der heilige Geist hat gewirkt! und glory! glory! ruft die Gemeinde. Man sieht die Gläubigen phantastische Zeichen in die Luft machen, einander in Wahnsinn umarmen, mit Füßen und Händen um sich schlagen, und wenn das Gewirr der Stimmen seinen Gipfel erreicht hat, dann verdecken die Priester mit ihrem Gesange die mißlautenden Töne.

Wer hätte geglaubt, daß unser Jahrhundert noch solche Verirrungen des religiösen Gefühls erzeugen könnte, von denen feststeht, daß sie in Amerika zu den häufigsten Ursachen des Wahnsinns gehören? Auch mögen diese Scenen, in denen Mädchen und Frauen bis zur äußersten Nervenaufregung gereizt werden, nicht eben die sittlichsten sein. In jener überschwänglichen Sehnsucht nach dem „Jesulein", in jenem halbwachen Schwärmen nehmen unvermerkt die wirklichen Personen die Gestalt der Phantasiebilder an und Sinne und Herz verschmelzen in Eins. Man erzählt, daß auf den „Bänken der Angst", wo die jungen Büßerinnen ihr Haupt in den Schooß der Priester legen ihnen neben den gottseligen Ermahnungen auch mystische Liebkosungen zu Theil werden; man erzählt auch, daß bekehrte Schwestern die Nacht bei unbekehrten Brüdern zubringen, denn welches Mittel dürfte man verschmähen, um einen Sünder zur Tugend zurückzuführen, dessen Bekehrung dem Himmel mehr gilt, als die ausdauernde Frömmigkeit von neunundneunzig Gerechten?

Die **Camp-meetings** bieten ein noch grotesqueres Schauspiel dar, als die Revivals. Hier wird in freier Luft, während der Nacht, vor einem ungeheuern Auditorium gepredigt, das sich in den hundertjährigen Wäldern des Westens an den Gränzen der Civilisation versammelt. Stellen wir uns erst das Theater vor. In diese dichten Wälder, die, seit sie stehen, nur halbwilde Indianer mit fliegenden Haaren unter einherstreifen sahen; kam der Mann der alten Welt mit einer Meßschnur, bezeichnete sich den Platz eines Hauses und den Umfang eines Feldes und setzte Gränzen für das Mein und Dein auf diesem wilden Erdstrich,

wo nur das Rothwild eine Höhle und der Indianer eine Hütte hatte. Es war der Akt der Besitzergreifung, als er sein Beil an einen Baum schlug. Bei dem Wiederhall seiner Axtschläge kamen, wie auf ein Zauberwort, aus der Tiefe des Waldes Menschen, um ihm zu helfen. Dies waren Kolonisten, die einige Zeit vor ihm die übervölkerten Städte des Ostens verlassen hatten, um sich in jenen Gegenden eine Heimath zu gründen, wo der Boden seinen Segen nur abverlangt haben will. Von dem klaren Wasser eines Flüßchens angezogen, zerstreuten sie sich längs dem Ufer desselben. Sie sind meilenweit von einander entfernt, aber jeder Frühling bringt neue Kolonisten, welche die Lücken ausfüllen und endlich zu einer Stadt oder einem Dorfe all jene Glieder einer Kette vereinigen werden. Der neue Ansiedler hat nur seine Axt mitgebracht, seine Nachbarn setzen einen Tag fest, an welchem sie auf dem Platze seiner künftigen Wohnung sich wieder zusammen einfinden wollen. Dann errichten sie ihm in vierundzwanzig Stunden ein Blockhaus mit Oeffnungen für die Thüren, Fenster und den Schornstein. In der Regenzeit baut der neue „Hinterwäldler" das Innre allein aus. Bei schönem Wetter arbeitet er an der Urbarmachung seiner Besitzung und ist er damit zu Ende, so kommen auf einen zweiten Ruf die Nachbarn wieder herbei und helfen ihm die Mais-Aussaat machen. Einige Zeit muß er auf dem Felde bleiben, um die Körner vor der Naschhaftigkeit der Eichhörnchen und Vögel zu bewahren, und er benutzt dies um sich eine Hecke zu pflanzen, denn morgen schon kann sich ein anderer Kolonist an seiner Gränze niederlassen. Darauf schließt er sein Blockhaus, geht in seine Vaterstadt zurück, die zwischen zwanzig und hundert Meilen von ihm entfernt ist, verheirathet sich dort, kauft Rindvieh und Wirthschafts-Utensilien, je nach seiner Börse und der Mitgift seiner Frau, und ist er im Monat September wieder in seinen Besitzungen angelangt, um die Aernte abzuhalten. Während seiner Abwesenheit hat ein Krämer unter irgend einem großen Baume seine Boutique aufgeschlagen, in der man sich

aus einem Umkreiſe von mehreren Meilen mit dem Nöthigen verſorgt und die der geiſtige Mittelpunkt für das künftige Dorf iſt. Im Verlaufe von zwanzig Jahren iſt der Wald auf dieſer Stelle völlig gelichtet; nach dem Krämer kommt ein Kneipwirth und ein Schmied, und nach ihnen der Bäcker, der Schneider und der Arzt, und ſo ſind die erſten Künſte des Lebens ſämmtlich vertreten.

So werden täglich Dörfer in den Staaten Indiana, Ohio, Illinois und Miſſuri gegründet. Die Diener des Evangeliums behielten die fernen Auswanderer im Auge, und ſobald die Hütten einander nahe gerückt wären, kamen abwechſelnd Methodiſten, Baptiſten und Presbyterianer, um zu den Bewohnern der Wälder von der Religion ihrer Väter zu ſprechen. Das Gemeinſchaftliche in dieſen verſchiedenen Bekenntniſſen war der Name Chriſti und die Moral der civiliſirten Welt. Daher konnte es wohl geſchehen, daß alle dieſe Sekten zu verſchiedenen Zeiten in denſelben Häuſern lehrten, ohne mit einander zu rivaliſiren. Aber dieſer vorübergehende religiöſe Unterricht galt für unzureichend, bei den Menſchen, die den Glauben verloren hatten, denſelben energiſch wieder zu erwecken. Die weſtlichen Dörfer haben keine fixe Prediger, und die Leute kommen dort oft auf die Welt und gehen von ihr ohne Religion. Aus dieſem Mangel gingen die Camp-meetings hervor. Sie begannen 1801 in Kenntucky unter den Presbyterianern. Es fand ſich nämlich damals zu den Predigten eine ſo große Menge Volkes ein, daß man genöthigt war, auf freiem Felde ein Lager aufzuſchlagen, und ſo geſchieht es auch jetzt noch in den Wäldern des Weſtens.

Wenn die Zeit eines Camp-meetings herannaht, ſo wird dies durch Anſchläge in den anſehnlichſten Ortſchaften und an den Kreuzwegen des Waldes angekündigt; Kaufleute und Gaſtwirthe verbreiten die Kunde und bald erhebt ſich eine große Bewegung viele Meilen im Umkreiſe. Die Wege werden belebt, man eilt zu Fuß und zu Pferde herbei, die Männer ſingend,

die Weiber träumend. Es sieht aus, als zögen unzählige Karawanen zu einem Jahrmarkte oder einer wunderthätigen Reliquie. Das Lager wird aufgeschlagen mitten im Walde auf einem lichten Fleck von ungefähr zwanzig Morgen Fläche. Man reinigt ihn vom Gestrüpp und Stranchwerk, und legt die Baumstämme so an und auf einander, daß sie Bänke bilden. Ringsum errichten die Familien, von denen in jeder Minute welche ankommen, ihre Zelte und entladen ihre Wagen, die mit den Bedürfnissen für acht bis vierzehn Tage versehen sind. Die Zelte öffnen sich auf den Platz, hinter ihnen wird eine Küche improvisirt, und die Wagen und Pferde am äußersten Rande bilden einen Wall um das Lager. Am ersten Tage der Zusammenkunft geht man von Zelt zu Zelt und erneuert die alten Bekanntschaften, oder macht neue, tauscht Wünsche und Versprechungen aus, spricht von Politik, von Geschäften, von der Ceremonie und zieht zusammen in die Schoppen der Schenkwirthe, um Thee oder Whiskey zu trinken. Da ruft ein Hornsignal die Trinkenden zur Predigt. Es ist Nacht, der dunkle Wald ist erleuchtet, Fackeln flackern vor den Zelten, Lampen glänzen von den Zweigen, durch das Laubwerk bricht das Mondlicht und malt die zitternden Schatten der Blätter auf die versilberte Sandfläche. Durch das schauerliche Helldunkel wandeln ernst und schweigend, wie die Schatten der Unterwelt, die Gruppen der Gläubigen, die langgezogenen Töne eines Chorals hallen durch den weiten Tempel und andachtsvoll rauschen ferne Wasserfälle ihre dumpfen Melodien dazu. Es liegt in dieser Scene eine erhabene Poesie, die Stille der Nacht, die magische Beleuchtung, das fromme Schweigen der ungeheueren Versammlung, die bleichen, schwarzgekleideten Priester, die mit verklärtem Gesicht ringsum auf ihren Kanzeln stehen, das ergreift die Seele und erfüllt sie mit der Erwartung, es werde sich vor ihr ein großes Geheimniß enthüllen.

Endlich ergreifen die Prediger das Wort. Dies sind meist ungelehrte, aber von Ueberzeugung durchdrungene Männer,

deren Gemüthe die Wälder und maleriſchen Thäler des Miſſiſippi ihre Romantik aufgeprägt haben. Auf ihren einſamen tagelangen Wanderungen in dieſer erhabenen Natur wurden all ihre Gedanken zu Bildern der Phantaſie, und wenn ſie wieder in die Geſellſchaft der Menſchen zurückkehren, und zu ihren Brüdern ſprechen, dann drücken ſie ihre Empfindungen durch Naturlaute aus, ihre Rührung durch Thränen, ihren Schrecken durch einen Schrei, ihre Freude durch extaſiſche Gebärden. Wenn ſie die Qualen der Hölle ſchildern, tönt ihre Grabesſtimme wie die Poſaune im Thale Joſaphat, und mit ihren bleichen verzerrten Geſichtern reißen ſie die erſchütterten Zuhörer hin. Aber — eine unmerkliche Linie trennt das Erhabene vom Lächerlichen. Die Verſammlung, die eben noch ſo impoſant erſchien, wird ein widriger Anblick. Aller tolle Unſinn der Revivals wiederholt ſich hier und durch einander tönen alle Laute der Wildheit, des Jubels und des Schmerzes; Jeſus! Jeſus! und glory! glory! ruft es ringsum, man tanzt, ſpringt, ſchreit, fällt in Zuckungen und Ohnmacht. Es iſt, als wären die Verſammelten durch des Predigers Schilderung von der Hölle zu einer Schaar von Teufeln geworden.

Glory! glory! dies kabbaliſtiſche Wort, deſſen Silben, tauſendfach wiederholt, an die Ohren ſchlagen, wie der Hammer auf den Amboß, ſcheint der Schlüſſel zu einer myſtiſchen Sprache, die man nur im Wahnſinn verſteht. Zu allen Zeiten und unter allen Völkern hatten gewiſſe Worte dieſe verborgene Gewalt. Die Jumpers, die Methodiſten in Wales, ſchreien Amen! und Gogoniant! Die Gnoſtiker Caulaucauch! Die extatiſchen Inder in Bengalen ſitzen tagelang auf ihren Beinen und murmeln die Silbe Om, die Tibetaner rufen Ommanipadmachum! und was die letzteren von der Wirkſamkeit ihrer Formel ſagen, das ſagen auch die Andern von der ihrigen. Der große Ocean — behaupten ſie nämlich — könnte Tropfen für Tropfen ausgeſchöpft, die ungeheuren Wälder Tibets könnten zur Aſche verbrannt und die Atome der Aſche gezählt werden, aber die Kräfte jener ſechs

Sylben ſeien unzählbar. — Sollte wirklich in den myſtiſchen Proceduren etwas Wahres liegen, die man zu allen Zeiten angewendet hat, um die Menſchen aus der normalen Richtung ihrer Natur herauszulocken und mit einer unſichtbaren, nebulöſen Welt in Bezug zu ſetzen? Oder ſind die Viſionen unſerer religiöſen Schwärmer, die Thaumaturgie der Alten und der Magnetismus der Neueren, dieſe Geheimwiſſenſchaften, die hier Begeiſterung, dort Spott erregen, die hundert Mal des Charlatanismus überwieſen wurden, nur Luftſpiegelungen für die menſchliche Vernunft, Kinderklappern, die von einer hämiſchen Macht auf unſere Wege geworfen ſind, um unſere edelſten Beſtrebungen, unſere reinſten Gefühle ins Lächerliche ſtolpern zu laſſen?

Was wir bisher von den Camp-meetings geſehen hatten, war nur ergötzlich, was nun folgte, war widrig. Männer und Frauen erlagen endlich der Aufregung, fielen mitſammen hin und fielen nicht immer decent. „Manche von dieſen unglücklichen Mädchen — erzählt Mrs. Trollope, die einem ſolchen Meeting beiwohnte — waren jung und ſchön, die Prieſter liefen unter ihnen umher und erregten bald, bald beſänftigten ſie ihre Zuckungen. Ich unterſchied die Worte: Meine Schweſter! meine theure Schweſter! die dieſen Opfern ins Ohr gemurmelt wurden, und ſah wie treuloſe Lippen die ihren berührten. Ich hörte ſie mit ſchwacher Stimme die Beicht ſprechen und bemerkte, wie ihre Wangen erröthteten über die Tröſtungen, die ihnen leiſe zugeflüſtert wurden.“

Der Eifer, mit dem die Frauen dieſe religiöſen Verſammlungen aufſuchen iſt unbeſchreiblich; die Weiber ſind die Erſten, wo es Aufregung gilt, während es die Männer ſind, wo es Gefahr droht. Ueberall, wo die proteſtantiſchen Schwärmer ihre Revivals und Camp-meetings einführten, in Kanada, Ceylon, den oceaniſchen Inſeln, haben die Reiſenden dieſelben tollen und laſterhaften Scenen geſehen. Einer von ihnen erzählte, daß in den vereinigten Staaten eine Frau in der rell-

giösen Verzückung umhergelaufen sei und gerufen habe: Create et multiplicate! In Bezug auf diese Berichte der Reisenden haben die Amerikaner die Excesse theils geleugnet, theils auf die Rohheit der Hinterwälder geschoben, die ihren Whiskeyrausch hinter religiösen Verklärungen verbergen; auch versichern sie, daß die Mäßigkeits-Vereine das Uebel täglich verringern.

Die Methodisten zählten nach einem sechzigjährigen Bestehen im Jahre 1843. 3988 herumziehende, 7730 seßhafte und 1,068,525 Kommunikanten. Die Zahl derer, die an den verschiedenen Versammlungen Theil nehmen, soll sich auf 5,000,000 belaufen. Zu den Methodisten gehören noch mehrere Nebensekten, in Europa die Kilhamiten, Britaniten und Jumpers, in Amerika die Jerkers und Barkers, welche letzteren die schlimmsten sind. Außerdem giebt es auch eine schwarze methodistische Gemeinde. Die Neger nämlich, welche zur Hauptkirche gehören, wurden seit dem Jahre 1816 theils ausgewiesen, theils gemieden, brachen darum mit dem großen Konsistorium in Philadelphia und konstituirten sich unter dem Episkopat eines gewissen Richard Allen, eines fähigen und unternehmenden Mannes, der früher Sklave gewesen war, als selbstständige afrikanische Methodisten-Gemeinde. Sie haben Ritus und Dogmen der Mutterssekte beibehalten und schließen alle Sklavenbesitzer aus ihrer Gemeinschaft aus. Im Jahre 1824 machte sich eine noch größere Anzahl von Methodisten unabhängig, als die Generalkonferenz die Petitionen der seßhaften Priester um gleiche Berechtigung mit den herumziehenden in der Feststellung der Disziplin verwarf. Die neue Gesellschaft nannte sich „protestantische Methodistenkirche der vereinigten Staaten" und zählt jetzt 60,000 Kommunikanten und 600 Kirchen.

Man hat sehr verschiedene Urtheile über die Methodisten gefällt. Aber, wenn sie auch den Dank der Menschheit für die unsägliche Mühe verdienen, mit der sie den Gottesglauben und die ersten Rudimente der Civilisation zu den Sklaven der neuen Welt, den Götzendienern Asiens und Afrikas und den

Wilden im ſtillen Ocean gebracht haben, ſo ſehen wir es doch mit Beſorgniß, daß dieſe intolerante, fanatiſche Sekte ſchon ganze Völker beherrſcht, die Welt mit ihren Propaganden und Betſtunden umſtrickt und täglich mehr die Bildung, Künſte und Wiſſenſchaft einengt und bedroht. Die Methodiſten laſſen ſich mit den Jeſuiten vergleichen. Die Aehnlichkeit iſt in ſo fern vorhanden, als Beide die Welt ihrer Corporation unterwerfen wollen und dieſer Herrſchſucht zu Liebe blutigen Streit und Bürgerkriege erregt haben. Aber wenn ſich die Jeſuiten des Unterrichts bemächtigten, ſo wollten ſie ihn nur zu ihrem Vortheile leiten; die Methodiſten wollen oder werden ihn unterdrücken.

Socialiſtiſche Sekten: Mähriſche Brüder. — Rappiſten. — Tunkers.

Einige von den Sekten, die aus der Reformation hervorgegangen ſind, wollten die zeitliche Gemeinſchaft der Menſchen nach dem Muſter der geiſtigen ordnen, und Staat und Kirche vermiſchend, beiden dieſelbe Disziplin geben. Dieſe Verſuche, die bereits im Katholizismus von den Mönchsorden gemacht worden waren, wurden in Amerika von den mähriſchen Brüdern im Großen ausgeführt. — Die mähriſchen Brüder ſtammen von Huſſiten, die in und nach dem dreißigjährigen Kriege, um den Verfolgungen in ihrem Vaterlande zu entgehen, in die Nachbarländer Böhmens flüchteten. Bekannt iſt, wie ſie 1721 in dem Grafen Ludwig Zinzendorf einen Beſchützer und Führer fanden; Zinzendorf hatte, wie Paulus, der heilige Hieronymus und viele andere Reformatoren, eine bewegte Jugend gehabt und machte ſich, als die böhmiſchen oder mähriſchen Brüder ihm ſich anvertrauten, zu ihrem Biſchofe. Er legte die berühmte Kolonie Herrnhut an, die noch heute das Jeruſalem

aller mährischen Brüder der Erde ist. Im Jahre 1740 ging er nach Amerika und kaufte in Pennsylvanien das Territorium um das jetzige Dorf Bethlehem. Später gründeten die mährischen Brüder Nazareth und Litiz in Pennsylvanien und Salem in Südkarolina, was den aus Deutschland neu ankommenden Brüdern zum Rastpunkte diente. Die mährische Bevölkerung in den Vereinigten Staaten zählt 12000 Seelen und hat 23 Kirchen mit 27 Geistlichen.

In dem Dorfe Bethlehem hatte bis zum Jahre 1762 Gemeinschaft der Güter und — wenn man einigen Verleumdern glauben soll — der Frauen Statt. Jetzt bilden die Bewohner desselben eine kleine Republik, in welcher das Eigenthum, ob es gleich den Einzelnen gelassen wird, zu Gunsten der Congregation mit einigen Beschränkungen belegt ist. Ein Mähre nämlich darf ohne Autorisation der Aeltesten seiner Gemeinde nichts von seinem Besitze veräußern oder vererben, selbst nicht an seinen Sohn oder Bruder, wenn dieselben nicht zu den mährischen Brüdern gehören. Desgleichen ist die Autorisation nöthig, wenn er einen Dienstboten aus einer anderen Sekte annehmen will. Die Ehen werden ebenfalls nur unter Zustimmung der Aeltesten geschlossen oder gar durch's Loos bestimmt. Wer ausserhalb der Kirche heirathet, hört auf, ein Mitglied derselben zu sein. In ihrem Streben nach Gleichförmigkeit hat die mährische Republik nicht nur für das bürgerliche, religiöse und moralische, sondern auch für das physische Leben ihrer Bürger Gesetze gegeben. Die Erziehung des Kindes fängt bereits vor der Geburt an; die schwangern Frauen bekommen von Staats wegen Wärterinnen. Die gymnastischen Uebungen, der Unterricht, die Lektüre für die heranreifende Jugend sind mit ängstlicher Vorsicht eingerichtet, damit die Entwickelung der Leidenschaften so lange wie möglich verzögert werde. Die ganze Bevölkerung ist in Reihen oder Chöre getheilt, in die der Männer, Weiber, Wittwer, Wittwen, Knaben und Mädchen. Die verheiratheten Frauen werden durch Bänder von Wittwen und Mädchen unterschieden.

Die mährischen Brüder gleichen in ihren häuslichen Tugenden den Quäkern, sie sind eben so thätig, sparsam und reich und werden auch, wie diese, beschuldigt, aus der Welt ein großes Handelshaus machen zu wollen und die Rolle der Juden des Mittelalters zu spielen. — Die mährische Kirche wird von Bischöfen, Aeltesten, Pastoren und Diakonen geleitet, die sämmtlich sehr geringe Gehalte beziehen. In ihrem Dogma folgen sie der Augsburger Confession, doch nehmen sie auch Glieder anderer Sekten in ihre Verbrüderung auf, wenn sie sich der kirchlichen und politischen Disziplin unterwerfen. Alle sieben Jahre kommen die Abgeordneten der europäischen, amerikanischen und afrikanischen Congregationen in Herrnhut zusammen, um über Disziplinarfragen zu entscheiden. In zweifelhaften Fällen gibt das Loos den Ausschlag, das auch bei der Ernennung der Bischöfe und niederen Geistlichen benutzt wird.

* * *

Rappisten. Würtembergische Bauern, einfache, schlichte Leute, wurden von Einem der Ihrigen, Georg Rapp, einem fähigen, ehrgeizigen Manne, auf den Gedanken gebracht, daß die Lutheraner von den Grundprinzipien der Reformation abwichen, sagten sich 1802 von dem Landeskonsistorium los, flohen, da sie verfolgt wurden, nach Amerika und bauten am Ohio, achtzehn Meilen unterhalb Pittsburg, das Dorf Economy, das schon in seinem Namen das Ziel der Kolonie bezeichnet. Die Auswanderer leben hier glücklich und zufrieden von dem Ertrage ihrer Felder. Rapp, ihr Prophet und Diktator, hat unter ihnen Gemeinschaft der Güter eingeführt, Anfangs, aus Furcht, eine starke Bevölkerung könnte die junge Kolonie im Keime ersticken, dekretirte er das Cölibat, das aber seitdem wieder aufgehoben ist. Im Jahre 1817, als die Rappisten schon 700 Seelen stark waren, kauften sie sich in einer sehr schönen Gegend am Flusse Wabash im Staate Indiana an und bauten daselbst die Stadt Harmony. Jedoch im Jahre 1827 kaufte ihnen der berühmte Robert Owen, der in Amerika ein Terrain

zur Realisirung seines Systems suchte, die neue Kolonie wieder ab und sie wanderten zurück nach Economy. — Die Rappisten beobachteten zwar gewissenhaft die Ceremonien der lutherischen Kirche, aber ihre Verbindung ist eine rein industrielle geworden. Ihre Stoffe, wie die Erzeugnisse ihres Bodens sind gesucht; sie unterhalten Handels-Agenten in New-Orleans und mehreren andern Städten. Georg Rapp lebt noch, ist aber sehr alt und es scheint, daß sich nach seinem Tode die Kolonie auflösen wird.

Eben so wenig Aussichten auf langes Bestehen ihrer Vereinigung, wie die Rappisten, haben die Tunkers, deren Namen daher kommt, daß sie bei der Taufe den Kopf des Neophyten dreimal in's Wasser tunken. Der Gründer ihrer Sekte ist ein Deutscher, Namens Conrad Peysel, der im Jahre 1719 im Herzogthume Kleve mehrere verfolgte Calvinisten um sich versammelte, mit ihnen einen Plan zur Stiftung einer socialistischen Verbindung entwarf und nach Amerika ging, um ihn in's Werk zu setzen. Die Auswanderer siedelten sich in einer reizenden Gegend Lancashire's, sechzig Meilen von Philadelphia, an und bauten das Dorf Ephrata. Die Kolonie bestand anfangs aus fünfhundert Hütten und drei Kirchen. In die erste gingen die Männer, in die zweite die Frauen, in die dritte kamen beide Geschlechter wöchentlich einmal zusammen. Das Cölibat war die Grundlage der ganzen Organisation und die Gütergemeinschaft, wie in den Dörfern der Schaker, eingeführt. Die Disziplin war früher sehr streng, man kasteite sich, fastete und trug Mönchskleider; seitdem die Tunkers aber reich geworden sind, haben sie nach und nach ihren ascetischen Gewohnheiten entsagt Das Cölibat ist ihnen zwar immer noch anempfohlen; jedoch wird ihnen gestattet, sich zu verheirathen. Obgleich die Verheiratheten nach wie vor Mitglieder der Kolonie bleiben, so beziehen sie doch besondere Wohnungen ausserhalb der Niederlassung. Uebrigens kann man voraussetzen, daß das Beispiel des Familienglückes, das dieselben geben, alle ledigen Kolonisten bald

zur Ehe bewogen haben wird. Die Zahl der Tunkers wird gegenwärtig auf 4000 angenommen. — Die Männer beschäftigen sich mit Feldbau und mechanischen Arbeiten, die Weiber sticken und machen künstliche Blumen, die sie an die Fremden verkaufen.

Die Mormonen und ihr Prophet.

Die Entstehung einer neuen Religion gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen aller Zeitalter. Wenn aber in unserem aufgeklärten Jahrhundert eine Sekte erscheint die sich auf angebliche neue Wunder und Offenbarungen stützt und deren Häupter in wenigen Jahren Tausende von Anhängern an sich zu ziehen wissen, so ist dies ein Phänomen, welches die ganze Aufmerksamkeit des philosophischen Beobachters erregt. Es liefert neue Data zur Geschichte der menschlichen Natur und beweist, daß keine Fortschritte der Kultur den Hang zur Leichtgläubigkeit und zum Fanatismus in ihr erstickt haben.

Wir wollen unsere Schilderung der Mormonen und ihrer Religion mit einer kurzen Biographie des Stifters und Apostels derselben beginnen. —

Joseph Smith wurde, wie er selbst berichtigt, am 23. December 1805 zu Scharon im Staate Vermont geboren. Schon in seiner Jugend fing er an, über die Unzahl von Sekten nachzudenken, in welche die christliche Welt, vorzüglich in den Vereinigten Staaten, getheilt ist, und als er eines Tages in einem Hain, unweit seiner väterlichen Wohnung, inständige Bitten an Gott richtete, ihm die wahre Kirche zu offenbaren, sah er plötzlich in einiger Entfernung ein helles, blendendes Licht, das sich ihm allmählig näherte und den ganzen Horizont mit seinen Strahlen bedeckte. Zwei himmlische Boten traten aus der Glorie hervor und verkündeten ihm, daß nicht eine einzige der jetzt bestehen-

den religiösen Sekten von Gott als seine Kirche und sein Reich anerkannt werde, daß ihm aber zur bestimmten Zeit das wahre Evangelium offenbart werden solle.

Im September 1823 hatte Joseph eine zweite Vision; dieses Mal erschien nur ein Engel, der aber die beiden vorigen an Herrlichkeit übertraf; er war von übermenschlicher Größe und trug ein weißes Gewand, das keinen Saum zu haben schien. Er näherte sich dem Bette des Sehers, belehrte ihn, daß die Indianer Nachkommen der zehn Stämme Israels seien, in deren Mitte einst große Propheten gelebt hätten, und verkündete ihm, daß diese begeisterten Manner, dem göttlichen Gebote zufolge, ihre Schriften an einem sicheren Orte vor den Augen der Ruchlosen verborgen hätten, bis die Zeit kommen würde, sie der Welt zu übergeben. Zu diesem Amte sei aber er (Joseph) auserkoren.

Eine dritte Offenbarung war nöthig, um ihn in den Stand zu setzen, den ihm anvertrauten Schatz zu heben. Sie fand sehr bald nach der zweiten statt, und er wurde durch sie benachrichtiget, daß die bewußten Dokumente unter einem großen Hügel bei dem Dorfe Manchester, auf dem Wege von Palmyra nach Canandaigua, im Staate New-York verscharrt seien, wo er auch wirklich, wie er erzählt, eine steinerne Kiste fand, welche mit goldenen Tafeln, ungefähr sieben Zoll breit und acht Zoll lang und von der Dicke des gewöhnlichen Zinns, angefüllt war.

Da die Schrift auf diesen Tafeln aus „Neu-Aegyptischen" Charakteren bestand und sie auch in dieser Sprache abgefaßt war, so dauerte es einige Zeit, bis es dem Entdecker möglich wurde sich näher mit derselben bekannt zu machen; sein himmlischer Gast hatte es nämlich unbegreiflicher Weise versäumt, ihm die Gabe der Sprachen zu verleihen. Seine linguistischen Studien wurden ihm indessen durch den göttlichen Beistand erleichtert; im September 1827 übergab ihm der Engel die geheiligte Urkunde, und im folgenden Jahre beendigte er die Uebersetzung, die er „das Buch Mormont" nannte. Dieses selsame Machwerk,

welches seitdem in Amerika sowohl als in England gedruckt worden*), ist 588 Seiten stark und besteht aus fünfzehn Büchern, die angeblich zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Personen abgefaßt wurden. Sie nehmen einen Zeitraum von etwa 1000 Jahren ein und enthalten die Geschichte der Nord-Amerikanischen Indianer, von ihrer Auswanderung aus Judäa zu den Zeiten des Sedekia, unter der Anführung eines gewissen Lehi; bis zu ihrer letzten Niederlage im Jahre 420 nach Ch. bei dem Berge Camorach, im Staate New-York, wo, nach dem Berichte des „Propheten Moronie", gegen 220,000 in einer einzigen Schlacht getödet wurden und nur er allein von seinem ganzen Stamme übrig blieb.

Das Buch Mormon besteht keineswegs aus einem Gewebe künstlich angelegter Fictionen, noch selbst aus einzelnen gelungenen Stücken. Seine Unechtheit ist für jeden augenscheinlich, der einige gelehrte Kenntnisse und etwas kritischen Geist besitzt; es ist ein grober Betrug, der in seiner gegenwärtigen Gestalt nur darauf berechnet ist, die unwissenden, ungebildeten Volksklassen hinters Licht zu führen. Die darin ausgesprochenen Ideen sind trivial, die angeblichen Fakta abgeschmackt und die Sprache kraftlos, wo sie nicht dem biblischen Styl nachahmt; aber auch in diesem Falle entsteht aus der barocken Mischung moderner Formen mit alterthümlichen Wendungen und orientalischen Phrasen ein Kontrast, der das buntscheckige Ansehen des Ganzen noch erhöht, wozu sich noch die lächerlichsten Anachronismen gesellen. Der sogenannte Uebersetzer legt seinen Propheten Ausdrücke in den Mund, die sie unmöglich gebrauchen konnten, da sie sich auf Gegenstände beziehen, welche damals noch gar nicht existirten; er versetzt neuere Erfindungen in entfernte Jahrhunderte und verdreht die Geschichte auf die unerhörteste Art. Zum Beweise seiner Unwissenheit in dieser Hinsicht könnten zahlreiche

*) Unter dem Titel: The Book of Mormon, translated by Joseph Smith, Junior.

Beiſpiele angeführt werden; ſo wird unter Anderm des Kompaſſes Erwähnung gethan, obgleich das Naturgeſetz, in Folge deſſen man dieſes Inſtrument verfertigt hat, erſt einige Menſchenalter ſpäter entdeckt wurde.

Um einen Begriff von dem Style dieſer vermeintlichen Offenbarungen zu geben, wollen wir einige Auszüge daraus vorlegen und machen mit der Prophezeihung des Nephi über die Auffindung der goldenen Tafeln den Anfang: „Und ſiehe, es wird geſchehen, daß der Herr Gott zu demjenigen ſpricht, an den er das Buch übergiebt: nimm dieſe Worte, die nicht verſiegelt ſind, und übergieb ſie einem Anderen, daß er ſie den Gelehrten zeige, ſprechend: lies dies, ich bitte dich. Und die Gelehrten werden antworten: bringet her das Buch, daß ich es leſe; und wegen des Ruhms dieſer Welt und des Gewinnes halber werden ſie dieſes ſagen, nicht aber zum Ruhme Gottes. Und jener wird ſprechen: ich kann das Buch nicht bringen, ſintemal es verſiegelt iſt. Dann werden die Gelehrten ſagen: wir können das Buch nicht leſen. Darum wird es geſchehen, daß der Herr das Buch und die Worte des Buches demjenigen übergeben wird, der nicht gelehrt iſt, und der Mann, der nicht gelehrt iſt, wird ſagen: ich bin nicht gelehrt; dann wird der Herr Gott zu ihm ſprechen: die Gelehrten ſollen es nicht leſen, ſintemal ſie es verworfen haben. Ich aber kann mein eigen Werk vollbringen, darum ſollſt du die Worte leſen, die Ich Dir geben werde. Rühre nicht an die Dinge, ſo verſiegelt ſind, denn Ich will ſie zu ihrer Zeit ans Licht bringen; denn Ich will den Kindern der Menſchen zeigen, daß Ich mein eigen Werk vollbringen kann.“

Folgender Auszug ſtellt die Behauptung auf, daß die alte Bibel unvollſtändig ſei. „Du Thor, der Du ſagen willſt: wir haben eine Bibel und brauchen keine andere. Von wem habt ihr die Bibel erhalten, außer von den Juden? Wißt ihr nicht, daß es mehr Völker gibt, als eines? Wißt ihr nicht, daß Ich, der Herr Euer Gott, habe erſchaffen alle Menſchen, und daß Ich mich derer erinnere, welche auf den Inſeln des Meeres

leben, und daß Ich den Himmel über Euch und die Erde unter Euch beherrsche, und daß Ich mein Wort den Kindern der Menschen verkündige und allen Völkern der Erde? Warum murret Ihr, weil Ihr mehr von meinem Worte empfangen sollet? Wißt Ihr nicht, daß das Zeugniß zweier Völker Euch kund thut, daß Ich der Herr bin, daß Ich eines Volkes gedenke wie des anderen? Darum spreche ich meine Worte zu einem Volke, wie zu dem anderen. Und wenn die beiden Völker sich vereinigen, wird sich auch das Zeugniß beider Völker vereinigen. Dieses aber geschieht, damit Alle sehen mögen, daß Ich derselbe bin gestern und heute und ewiglich, und daß Ich meine Worte verkündige nach meinem eigenen Willen. Und dieweil ich ein Wort gesprochen, braucht Ihr nicht zu denken, daß ich kein anderes sprechen kann; denn mein Werk ist noch nicht beendigt und wird nicht beendigt sein von jetzt an und auf ewig."

Die zweite heilige Schrift der Mormonen: „Das Buch der Lehren und Gebote" legt die Absichten der Urheber dieses frechen Betrugs deutlich genug an den Tag. Reichthum und Macht sind die Götzen des Propheten und seiner Helfershelfer; alle Lehren und Gebote laufen nur darauf hinaus, ihren Seckel zu füllen und ihre leichtgläubigen Anhänger in blinder Unterwürfigkeit zu erhalten. So werden dem Allmächtigen selbst folgende Worte in den Mund gelegt: „Man sammle alle Gelder, die entbehrt werden können, sie mögen viel oder wenig sein, und sende sie nach dem Lande Zion an diejenigen, die Ich ernannt habe, sie zu empfangen .... Alle unverheirathete Leute, welche Geld empfangen, mögen es an den Bischof von Zion oder den Bischof von Ohio senden, daß es geheiliget werde zur Herausgabe und zum Drucke der Offenbarungen und zur Gründung von Zion .... Derjenige, der seine Schätze nach dem Lande Zion sendet, wird seinen Lohn in dieser Welt finden. Und sein Werk wird ihm folgen, und auch in jener Welt wird er seinen Lohn finden .... Es geziemt sich, daß meinem Knechte, Jo-

seph Smith junior, ein Haus erbaut werde, daß er darin leben und überſetzen möge. Und wieder geziemet es ſich, daß mein Knecht Sidney Rigdon leben möge, wie es ihm gutdünkt, inſofern er meine Gebote erfüllt." Das Buch der Lehren und Gebote darf übrigens nur von den Eingeweihten geleſen werden.

Zur Schande unſeres Jahrhunderts machte dieſer plumpe, aller geſunden Vernunft hohnſprechende Betrug, der unter dem Namen des Mormonismus bekannt wurde, die reißendſten Fortſchritte und bildete ſich zu einem förmlichen Religionsſyſtem aus: ſeine Miſſionare durchſtreiften die ganze Union, überſchritten ſogar das Weltmeer und erwarben ſich auch in England Tauſende von eifrigen Anhängern. Da die vermeintlichen Offenbarungen den Weſten, namentlich das Miſſiſippi-Thal, als die Gegend bezeichneten, wodurch nach dem Willen Gottes das neue Zion erbaut werden und das Reich der „Heiligen der letzten Tage" (Latter Day Saints) eintreten ſolle, ſo verkauften die Mormonen Hab' und Gut, um ihrem Propheten nach dem gelobten Lande zu folgen. Anfangs ließen ſie ſich im Staate Miſſuri nieder; als ſie jedoch, in Folge ihrer Streitigkeiten mit den Squatters, von dort vertrieben wurden, wandten ſie ſich nach Illinois und gründeten daſelbſt die Stadt Nauvoo, wo ſie unter der Leitung Smith's und ſeiner Genoſſen eine Art von theokratiſcher Republick gründeten. Das Leben und Treiben in dieſem ſogenannten „neuen Zion" iſt vor Kurzem von dem amerikaniſchen Geiſtlichen Caswall in einem Werke geſchildert worden, das den Titel: „die Stadt der Mormonen, oder drei Tage in Nauvoo im Jahre 1842"*) führt, und als ein Beitrag zur Geſchichte der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, eine ausführliche Notiz verdient.

Im April d. J. wurde Herr Caswall, der als Profeſſor der Theologie am Kemper-College, etwa 6 Engl. Meilen von St. Louis, angeſtellt iſt, durch Geſchäfte zu einem Beſuch in

*) The City of the Mormons or Three Days at Nauvoo, in 1842. By the Rev. H. Caswall.

letzterer Stadt veranlaßt. Hier führte ihn der Zufall an Bord eines so eben aus New-Orleans angekommenen Dampfbootes, auf welchem sich 300 englische Auswanderer befanden, die alle nach Nauvoo bestimmt waren. Es waren lauter anständige Leute und keineswegs von der niedrigsten Volksklasse; sie glaubten nach dem Spruche: „Prüfet Alles und das Beste behaltet" zu handeln, und Herr Caswall bemühte sich umsonst, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Er entschloß sich endlich, sie auf ihrer Reise zu begleiten, da er neugierig war, den Sitz der neuen Religion aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und auch wo möglich eine Unterredung mit dem Propheten selbst zu haben wünschte. Er legte daher seine geistliche Kleidung ab, um nicht als „ein Priester der Heiden" erkannt zu werden, versah sich mit einem alten Griechischen, auf Pergament geschriebenen Psalter, um die Sprachkunde des Sehers damit auf die Probe zu stellen, und schiffte sich auf dem Missisippi ein.

Die Stadt Nauvoo, wo er an einem Sonntags-Morgen ankam, liegt 230 Engl. Meilen von St. Louis, 1500 Meilen von der Mündung des „Vaters der Flüsse" und 2000 Meilen, nach der gewöhnlichsten Reise-Route, westlich von New-York. Der Strom macht hier eine Biegung, wodurch er einen Halbzirkel bildet, innerhalb dessen die Stadt angelegt ist. Den Versicherungen der Mormonen zufolge, zählt diese bereits 10,000 Einwohner; unser Verfasser glaubt jedoch die Bevölkerung höchstens auf 6—7000 schätzen zu dürfen. Da ein großer steinerner Tempel, mit dessen Bau man sich seit einiger Zeit beschäftigte, noch nicht vollendet war, so hatten sich etwa 2000 Personen in einem Haine versammelt; sie bestanden aus wohlgekleideten Leuten von beiden Geschlechtern und von jedem Alter — darunter mehrere Gruppen engl. Landleute. Bis zur Ankunft der Elders (Aeltesten) vertrieb man sich die Zeit mit dem Absingen geistlicher Lieder, die, ihren elenden Versen und ihrem abgeschmackten Inhalt zum Trotze, von den gläubigen Mormonen für unmittelbare Eingebungen des Allmächtigen gehalten

und den Psalmen Davids gleichgestellt werden. Hierauf erschienen zwei Aelteste, bestiegen ein Gerüst, das zur Kanzel diente, und nach einigen vorläufigen Bemerkungen warf der eine von ihnen, der in grünen Fries gekleidet war, seine Jacke ab und hielt eine Rede, die von unserem Verfasser in extenso mitgetheilt wird.

Er fing damit an, seinen Zuhörern aus einander zu setzen, wie wichtig es sei, sich einen richtigen Begriff von der Gottheit zu machen. Im Allgemeinen begnüge man sich mit gewissen traditionellen Ideen, die sich von einer Generation zur anderen fortgepflanzt hätten, aber meistens unrichtig wären. Diesen Ideen zufolge sei der Allmächtige ein ungerechter, parteiischer, grausamer Gott, der nur unseren Haß verdiene; mit einem Worte, „der größte Teufel in der ganzen Welt." So habe man auch den Leuten einzuprägen gesucht, daß sich alle göttliche Offenbarung auf jenes altmodische Buch, die Bibel genannt beschränke, obgleich dieses Buch größtentheils in Asien von Juden geschrieben wurde und sich mithin nur auf besondere Umstände und auf besondere Völker beziehe. Dagegen glaube man, daß der unermeßliche Kontinent Amerikas fünftausend Jahre lang der göttlichen Offenbarung entbehrt habe, bis er durch Columbus entdeckt wurde und „die guten, strengen Puritaner vor ungefähr zwei Jahrhunderten jenes kostbare alte Buch, die Bibel genannt, herüberbrachten."

Nun habe Gott versprochen, alle Menschen, ohne Unterschied der Person, zu richten; wenn daher die Ureinwohner Amerikas keine Offenbarung erhalten hätten und doch in gleicher Reihe mit den Juden und Christen gerichtet würden, so müßte Gott fürchterlich ungerecht sein; was ihn beträfe, er könne einen solchen Gott nicht lieben, sondern nur hassen. „Es giebt", fuhr er fort, irgendwo in der Bibel einen Vers — ich weiß nicht gerade wo, da ich mich schlecht aufs Zitiren verstehe — ich glaube jedoch, in der Apokalypsis. Wenn's nicht darin ist, so leset das ganze Buch durch, dann werdet Ihr's wohl finden. Ich hab' keine Bibel bei mir, ich ließ meine zu Hause, da sie

zu nichts mehr taugt.“ Dieſem Verſe zufolge hätte Chriſtus mit ſeinem Blute die ganze Menſchheit, alle Zungen, Stämme und Völker erlöſet; nun habe man in Amerika die Ruinen großer Städte und prachtvoller Gebäude entdeckt, wo alſo mächtige, kultivirte Nationen exiſtirt haben müßten; wenn daher der Bibel zu trauen ſei, ſo müßten auch dieſe Völker durch das Blut Chriſti erlöſt worden ſein, und auch ſie müßten göttliche Offenbarungen empfangen haben. Das alte und neue Teſtament wären daher nur Bruchſtücke der göttlichen Offenbarung und nicht das Ganze derſelben. Gott hätte ſich in Amerika eben ſo offenbart, wie er es in Aſien that. Die hieſige Gemeinde lebe in der Mitte von Zeichen und Wundern, die von den in der Bibel erwähnten nicht übertroffen würden, und die göttliche Offenbarung ſei ihr durch die Vermittelung des auserwählten Knechts des Herrn, Joſeph Smith's, zu Theil geworden. Die Heiden kämen oft nach Nauvoo um den Propheten Joſeph — den alten Jon, wie ſie ihn gottloſer Weiſe nennen — zu ſehen und ſeine Handlungen zu beobachten; aber viele dieſer Spötter wurden bekehrt, und bald würden die Könige und Großen der Erde ſich glücklich ſchätzen, nach Nauvoo kommen zu dürfen, um das große Werk des Herrn in dieſen letzten Tagen zu bewundern. „Das Wort Gottes“, ſchloß der Redner, gedeiht in England, Irland, Schottland und Wales, in Auſtralien und auf dem Cap der guten Hoffnung, in Oſt- und Weſtindien, in Paläſtina, Afrika und durch ganz Amerika; Tauſende werden durch unſere Miſſionare bekehrt, laſſen ſich zur Vergebung ihrer Sünden taufen und verkaufen Alles, was ſie beſitzen, um nach Nauvoo zu gelangen. Das große und glorreiche Werk hat begonnen, und ich biete der ganzen Erde und Hölle Trotz, es zu verhindern.

Jetzt wurde wieder eine Hymne geſungen, und ein langer, hagerer Yankee nahm das Wort, um von Geſchäften zu reden. „Ihr wißt“, ſagte er, „daß Gott durch eine beſondere Offenbarung einen Ausſchuß von vier Perſonen ernannt hat, denen

er befahl, ein Haus in seinem Namen zu erbauen, wie es ihnen sein Knecht Joseph zeigen würde. Dieses Gebäude sollte den Namen des: **Nauvoo House** führen und als **Boarding-house** dienen, damit die Könige und Großen der Erde und alle müde Reisenden dort wohnen könnten, wenn sie hierher kommen, um das Werk des Herrn zu bewundern und den Eckstein, den Er für Zion auserlesen. In diesem Hause, sprach der Herr, soll eine Reihe Zimmer für meinen Knecht Joseph und für seine Saat von einem Geschlechte zum andern eingerichtet werden; das Geld aber soll durch die Heiligen (d. h. die Mitglieder der Gemeinde) in Actien zusammengebracht und dem Ausschusse zur Verwendung übergeben werden. Meine Brüder! der Herr hat dieses Werk befohlen, und es muß vollbracht werden; ja! es soll vollbracht werden — es wird vollbracht werden! Die Heiden, die Männer dieser Welt, versichern uns, daß solche Actien 25 Prozent jährlich einbringen werden, und der Herr hat uns befohlen, sie zu übernehmen; da also Eure Pflicht mit Eurem Vortheil Hand in Hand geht, so werdet ihr gewiß nicht anstehen, sie zu erfüllen. Aber bisher ist nur ein kleiner Theil der Actien unterzeichnet worden, und der von Gott ernannte Ausschuß hat fortfahren müssen, zu borgen und zu borgen, bis er nicht länger borgen kann. Unterdessen fordern die beim Bau angestellten Handwerker ihren Lohn, und der Ausschuß vermag nicht, ihn zu bezahlen.

Der Ausschuß hat große Opfer gebracht, um dem Gebote des Herrn nachzukommen; ich selbst hatte bei meiner Ankunft in Nauvoo 7000 Dollars, wovon mir nur noch 2000 übrig bleiben, da ich 5000 auf den Dienst des Herrn verwendet habe. So können wir indessen nicht fortfahren. Ich fordere Euch auf, meine Brüder, dem Worte Gottes zu gehorchen und Actien zu nehmen, wenn Ihr Euch künftig auch nicht so gut kleiden und keine so schöne Häuser bauen sollet, wie jetzt. Der Arme sage nicht: „ich bin zu arm"; „der Arme möge von seiner Armuth und der Reiche von seinem Reichthum geben, und der Herr wird den Segen verleihen"!

Dieſer und ähnlicher Reden ungeachtet, ſchien doch Niemand Luſt zu haben, die Actien zu übernehmen; es entſtand zwar ein Geflüſter in der Verſammlung, aber die Aufforderung, vorzutreten und ſeinen Namen zu unterzeichnen, hatte keine Folgen. Hierauf erhob ſich der Aelteſte, der die erſte Rede gehalten, von neuem und ſagte, daß einem von den Brüdern ein Fäßchen Bleiweiß abhanden gekommen ſei; wenn irgend Jemand es irrthümlicherweiſe weggenommen habe, ſo mög er es zurückbringen, noch mehr aber, wenn er es geſtohlen habe, da man ihn ſonſt, „kriegen" würde. Ein zweiter erklärte, daß ihm eine Zehn-Thaler-Note verloren gegangen, die er immer mit vieler Sorgfalt aufbewahrt habe. Endlich wurde noch ein geiſtliches Lied geſungen und hiermit der Gottesdienſt beendigt, der von halb eilf bis zwölf Uhr gedauert hatte. Nachdem Herr Caswall den noch unvollendeten Tempel beſucht hatte, deſſen Mauern eine Strecke von 120 Fuß in der Länge und 80 Fuß in der Breite einnehmen und der, wie man ihm verſicherte, das ſchönſte Gebäude weſtlich von Philadelphia werden ſoll, begab er ſich nach dem gegenüberliegenden Städtchen Montroſe zu einem gewiſſen Herrn K., an den er empfohlen war und der ſeit mehreren Jahren dort wohnte. Dieſer ſchilderte ihm die Mormonen von einer höchſt ungünſtigen Seite; vor ihrer Ankunft wären die rothen Indianer ſeine einzigen Nachbarn geweſen, die an Sittlichkeit und geſundem Menſchenverſtande die „Heiligen der letzten Tage" bei weitem überträfen und deren Ehrlichkeit die Anhänger des Propheten beſchämen müſſen. „Die Indianer", erzählte er, „hegen die größte Verachtung gegen Smith und nennen ihn Teſchenwaliske (einen Schurken). Einer eben ſo geringen Verehrung erfreuen ſich bei ihnen andere falſche Propheten. Vor einigen Jahren erſchien der berüchtigte Matthias*) an der Thür von Keo-

*) Matthias war ein Bürger, der ſich für den Meſſias ausgab und vor einigen Jahren vielen Anhang in den weſtlichen Staaten Nordamerikas fand. Beſonders Glück machte er unter den Wei-

kuck's*) Hütte; er trug einen langen Bart, der an beiden Seiten des Kinnes getheilt war, hatte eine Flinte auf der Schulter und einen rothen Gürtel um den Leib. Keokuck fragte ihn, wer er sei? worauf Matthias erwiederte: er sei Jesus Christus, der einzige wahre Gott, und käme, die Indianer zu bekehren, die zum Stamme Israels gehörten. „„Gut““! sagte Keokuck, mit der ihm eignen Würde, „„vielleicht bist Du Jesus Christus, vielleicht aber auch nicht. Bist Du Jesus Christus, so kannst Du nicht getödtet werden, bist Du es nicht, so bist Du ein Schurke und verdienst erschossen zu werden. Siehe diese beiden schönen Pistolen; sie sind in New-York gemacht und fehlen nie. Jetzt sondire ich sie mit dem Ladestock. Sie haben eine furchtbar starke Ladung. Jetzt ziele ich damit nach Dir. Jetzt schieß ich ————““. Bei diesen Worten machte sich Matthias spornstreichs aus dem Staube, da er ein so neues und schlagendes theologisches Argument nicht erwartet hatte.

Am Montag ging Herr Caswall wieder nach Nauvoo und nahm diesmal auch seinen Griechischen Psalter mit, der zu folgender Scene Anlaß gab. Sie fand in einem Laden statt, mit dessen Eigenthümer er sich in ein Gespräch eingelassen hatte. „Ich drückte den Wunsch aus, einige merkwürdige ägyptische Alterthümer zu sehen, die, wie man mir sagte, in Besitz des Herrn Smith seien, und fügte hinzu, daß, wenn dieser mir seine Schätze zeigte, so würde ich ihm dagegen ein höchst wunderbares Buch vorlegen, welches ich vor kurzem erhalten hätte. Der Storekeeper (Eigenthümer des Ladens) erwie-

---

bern; als jedoch plötzlich eine derselben unter verdächtigen Umständen mit Tode abging, wurde er als Mörder vor Gericht gezogen, was seinen fanatischen Jüngern die Augen geöffnet zu haben scheint.

*) Keokuck ist einer der tapfersten und klügsten Indianer-Häuptlinge neuerer Zeit; sein Mittel, die Ansprüche des vermeintlichen Heilands auf die Probe zu stellen, erinnert an eine ähnliche, von einem orientalischen Sultan erzählte Anekdote.

derte, daß Herr Smith nach Karthago gereist sei und erst um neun Uhr Abends zurück erwartet werde; er versprach jedoch, mir die Erlaubniß auszuwirken, seine Seltenheiten in Augenschein zu nehmen, und bat mich, ihm unterdessen das wunderbare Buch zu zeigen. Ich entfaltete daher in Gegenwart meines neuen Freundes und vieler Neugierigen, die das Gerücht von einem geheimnißvollen Buche hergelockt, die vielfältigen Umschläge, worin ich es eingewickelt hatte, und enthüllte vor ihren erstaunten Blicken seinen wurmstigigen Einband, sein verschlossenes Pergament und seine mystischen Charaktere. Einer der Zuschauer, der sich für klüger als die andren hielt, sprach nach einer langen Pause seine Ueberzeugung aus, daß es eine Offenbarung Gottes und wahrscheinlich eines der verloren gegangenen Bücher der heiligen Schrift sei, welches sich auf eine wunderbare Art wiedergefunden habe. Er versicherte mir mit einer Gönnermiene, daß ich an den rechten Ort gekommen sei, um eine Erklärung desselben zu erhalten, denn Niemand auf Erden außer dem Propheten des Herrn vermöge dessen eigentlichen Sinn und wahres Alter zu bestimmen. „„O!““ entgegenete ich, „„ich denke künftige Woche nach England zu reisen, wo ich gewiß an einer der Universitäten einen Gelehrten treffen werde, der es mir verdolmetschen kann. Hierauf erwiederte er spöttisch, daß Gott die Schwachen auserwählt habe, und daß die Vorsehung mich nach Nauvoo geleitet, wo die verborgenen Tiefen der Finsterniß durch den göttlichen Beistand erleuchtet würden. Sie drangen alle in mich, die Rückkehr des Propheten abzuwarten, und versprachen, einen Eilboten nach Karthago zu schicken, um diese zu beschleunigen. Sie suchten mich auch zu bewegen, die Nacht über in Nauvoo zu bleiben; da ich aber fürchtete, daß einer der Heiligen durch göttliche Eingebung veranlaßt werden möchte, mir während ich schlief, das Buch zu entwenden, so lehnte ich ihre dringende Einladung ab, worauf es endlich festgesetzt wurde, daß sie mich am folgenden Morgen abholen sollten, und daß ich alsdann mein Buch dem Propheten vorlegen möchte. Der Storekeeper

ſchickte ſich jetzt an, mir, ſeinem Verſprechen zufolge, die ägyptiſchen Merkwürdigkeiten zu zeigen. Er führte mich in ein Zimmer hinter ſeinem Laden, welches mit der Aufſchrift: Büreau Joſeph Smith's, Präſidenten der Kirche der Latter Day Saints, verſehen war; nachdem ich in Begleitung von mehreren Mormonen dieſes sanctum sanctorum betreten hatte, ſchloß er die Thür und öffnete eine kleine Kommode, woraus er eine Anzahl glaſirter Rahmen zog, in denen ſich Papyrus-Blätter mit ägyptiſchen Hieroglyphen und Inſchriften befanden. Sie waren von vier Mumien losgerollt worden, die dem Propheten 2400 Dollars gekoſtet hatten. Wie mir der Storekeeper berichtete, hatte Smith auf eine übernatürliche Weiſe die Entdeckung gemacht, daß dieſe Rollen die Denkwürdigkeiten Abrahams enthielten, die von dem Patriarchen während ſeines Aufenthaltes in Aegypten eigenhändig niedergeſchrieben wurden.

„„Dieſes Bild,““ fuhr er fort, indem er auf die Figur eines Mannes deutete, der auf einem Tiſche lag, „„ſtellt den Abraham vor, wie er im Begriffe iſt, geopfert zu werden. Jener Mann, der mit gezücktem Meſſer neben ihm ſteht, iſt der heidniſche Prieſter der Aegypter. Abraham betete zu Gott, der in demſelben Augenblicke ſeine Bande löſte und ihn befreite.““ Ein anderer Mormone nahm einige hieroglyphiſche Abbildungen aus der Kommode und ſagte: „„Herr Smith belehrt uns, daß dieſes Bild ein Symbol der Erlöſung ſei.““ Sehen Sie dieſe vier kleinen Figuren? Nun gut, das ſind die vier Welttheile. Und ſehen Sie jenen großen Hund, der die Figuren betrachtet? Das iſt der alte Teufel, der die vier Welttheile verſchlingen will. Dieſer Mann, der den großen Hund zurückhält iſt Jeſus Chriſtus, der den Teufel verhindert, die vier Welttheile zu verſchlingen. Nun ſehen Sie hieher; dieſe Figur iſt Jakob, und dieſe beiden ſind ſeine zwei Frauen. „„Sehen Sie die Stufen?““ — „„Wie?““ entgegnete ich, „„meinen Sie die Streifen an dem Kleide der einen Frau Jacobs?““ — „„Ja!““ ſagte er, „„das iſt Jakobs Leiter.““ — „„Das

iſt kurios,"" bemerkte ich; „„Jakobs Leiter ſteht auf der Erde und reicht ſeiner Frau nur bis an die Mitte des Leibes.""

Nach dieſer Unterredung bat ein anſtändig gekleideter Mormone Herrn Caswall, ihn nach ſeinem Hauſe zu begleiten. Er war eine der durch göttliche Offenbarung zum Bau des „Nauvoo House" ernannten Perſonen und kam aus Ober-Kanada. Eine große Anzahl ſeiner Glaubensbrüder hatte ſich bei ihm verſammelt, um das vom Herrn Caswall mitgebrachte wunderbare Buch zu ſehen und zu betaſten. Sie hielten es alle für etwas Uebernatürliches und glaubten, daß nur ihr Prophet es richtig auslegen könne; der Beſitzer dieſes Schatzes aber, der für einen neubekehrten Bruder galt, wurde zur Mutter des Propheten geführt und ihr vorgeſtellt.

„Sie hieß mich in der heiligen Stadt willkommen. „„Ich bin alt"", ſagte ſie, „„und werde bald vor dem Richterſtuhle Jeſu ſtehen; aber was ich Ihnen jetzt verſichere, würde ich auf dem Todtenbette bekräftigen. Mein Sohn Joſeph hat ſchon als Knabe göttliche Offenbarungen empfangen und iſt der wahre Prophet Jehovas. Vor fünfzehn Jahren erſchien ihm der Engel des Herrn und zeigte ihm die Höhle, worin die echten goldnen Tafeln des Buches Mormon verborgen waren. Er zeigte ihm auch die Urim und Thumim, welche ihn in den Stand ſetzten, die Inſchriften auf den Tafeln zu verſtehen, und überreichte ihm das goldene Bruſtſchild der Hohenprieſterwürde. Mein Sohn empfing dieſe koſtbaren Gaben, er entzifferte die heilige Urkunde und die Zahl der Gläubigen beläuft ſich jetzt ſchon auf 100,000. Ich habe ſelbſt die goldenen Tafeln geſehen und betaſtet; ſie meſſen etwa 8 Zoll in der Länge und 6 in der Breite; einige ſind verſiegelt und können nicht geöffnet werden, andere ſind los. Sie ſind durch einen Ring verbunden und mit kunſtvoll geſtochenen Buchſtaben bedeckt. Ich habe auch die Urim und Thummim geſehen und betaſtet, ſie gleichen zwei ſchönen, glänzenden Diamanten, die in einen Bogen, wie eine Brille, eingefaßt ſind; mein Sohn ſetzt dieſe auf, wenn er die unbekannten

Sprachen lesen will, und er wird dadurch befähigt, sie ins Englische zu übersetzen. Das heilige Brustschild besteht aus reinem Golde und paßt genau auf die Brust.""

„Während die alte Frau so sprach, sah ich sie starr an; sie gerieth in Verwirrung und schien meinem Blick auszuweichen, nach und nach gewann sie jedoch ihre Geistesgegenwart wieder. Ich schloß daraus, daß dieses alte arme Geschöpf keineswegs zu den leichtgläubigen Opfern der durch ihren Sohn verübten Täuschung gehöre, sondern vielmehr selbst einen thätigen Antheil an dem Betrug genommen habe. Mehrere Engländerinnen und Amerikanerinnen, die mit ihr im Zimmer waren, schienen sie mit der tiefsten Erfurcht zu behandeln."

„Ich zeigte jetzt mein wunderbares Buch vor. Nachdem die Alte es untersucht hatte, erklärte sie mit der Miene eines Orakels, daß der Herr im Begriff stände, die verborgenen Dinge der Finsterniß ans Licht zu bringen, und daß mein Manuskript ohne Zweifel eine göttliche Offenbarung in sich schließe, die ihr Sohn, der Prophet Joseph, der Welt verkünden würde. Sie führte mich sodann eine steile Treppe hinauf in eine elende Kammer, in der sich vier nackte, schrecklich verstümmelte Mumien befanden; wie sie mir versicherte, waren es die Leichen eines Königes von Aegypten, seiner zwei Weiber und der Tochter eines anderen Königs. Auf die Frage, woher sie die Geschichte und die Namen der Mumien erfahren habe? erwiederte sie, ihr Sohn Joseph sei durch die gewaltige Macht Gottes in diese Geheimnisse eingeweiht worden, und gab als Ursache der traurigen Entstellung der Mumien einen Umstand an, der für die Sitten der hiesigen Waldbewohner (backwoodsmen) ziemlich charakteristisch ist. Da man einige Schwierigkeit fand, die Papyrusblätter, in welche sie eingehüllt waren, auseinander zu rollen, so nahm man seine Zuflucht zu einer Axt, und die unglücklichen Mumien wurden im buchstäblichen Sinn aufgehauen."

Von Shmith's Wohnung begab sich unser Verf. nach der Druckerei, wo die offiziellen Papiere und „Offenbarungen" der

Mormonen in einer Zeitschrift unter dem Titel Times and Seasons (Zeiten und Jahreszeiten) herauskommen, von welcher, so wie von anderen hierauf bezüglichen Dokumenten, er sich Exemplare anschaffte. Am Dienstag hatte er endlich die Ehre, dem Propheten selbst vorgestellt zu werden.

„Joseph Smith, den ich in der Nähe seiner Wohnung antraf, vereinigt in seiner Person die Eigenschaften eines Sehers, Kaufmanns, Religionsstifters, Bank-Präsidenten, Kirchen-Aeltesten, Zeitungsschreibers und kommandirenden Generals der „Nauvoo-Legion." Er besitzt ein rohes, gemeines Aeßere, und seine Physiognomie hat einen schurkischen und zugleich bäuerischen Ausdruck; seine Hände sind groß und fleischig, und auf einem der Finger bemerkte ich einen massiven goldenen Ring, der mit einer Inschrift versehen ist. Seine Kleidung bestand aus grobem Zeuge, wie man es hier zu Lande verfertigt, und sein weißer Hut war mit einem Stück schwarzen Flors umwunden, als Zeichen der Trauer für seinen kürzlich verstorbenen Bruder, Don Carlos Smith, ehemaligen Herausgeber der „Times and Seasons". Sein Alter schätzte er auf 35 Jahre. Ich hatte keine Gelegenheit, den Ausdruck seiner Augen zu beobachten, da ihm der gerade, freie Blick mangelt, der einen ehrlichen Mann verkündet. Er führte mich nach seinem Hause, in der Begleitung einer Schaar von Aeltesten, Bischöfen, Predigern und gemeinen Mormonen, die mit neugieriger Miene und offnem Munde um uns herstanden, indem nur mir und dem Propheten Stühle gereicht wurden. Ich übergab ihm das Buch und bat ihn, den Inhalt zu erklären. Er fragte mich, ob mir selbst nichts davon bekannt wäre, worauf ich entgegnete, daß ich es für einen griechischen Psalter hielte, aber gern seine Meinung darüber vernehmen wolle. „„„Nein,"" sagte er, „„„'s ist ganz und gar nicht Griechisch, mit Ausnahme einiger Wörter. Was nicht Griechisch ist, ist Aegyptisch, und was nicht Aegyptisch ist, ist Griechisch. Dieses Buch ist von hohem Werthe; es ist ein Wörterbuch der ägyptischen Hieroglyphen."" Auf

die großen Buchstaben am Anfang jedes Verses zeigend, fuhr er fort: „„Die Figuren sind ägyptische Hieroglyphen, und die d'rauf folgenden sind die Erklärung der Hieroglyphen, in der verbesserten ägyptischen Sprache geschrieben. Die Buchstaben gleichen der Schrift, die auf den goldenen Tafeln eingegraben ist.““ Als die Mormonen dieses hörten, fingen sie an, mir zu den erhaltenen Belehrungen Glück zu wünschen. „„Nun!““ riefen sie, „„haben wir es ihnen nicht gesagt? der Prophet allein vermag es, diese Mysterien zu ergründen.““

Die Häupter der Mormonen und Smith selbst bemühten sich vergebens, Herrn Caswall zu überreden, ihnen sein kostbares Manuskript zu verkaufen, er schlug jeden ihm angebotenen Preis aus und bat den Propheten nur, ihm die Inschriften der Papyrus-Rollen zu erklären, die er Tags zuvor in Augenschein genommen hatte. Smith schien jedoch wenig geneigt, die verlangte Auskunft zu ertheilen, und als unser Verfasser nicht aufhören wollte, ihm mit Fragen zuzusetzen, machte er sich plötzlich aus dem Staube, sprang in seinen Wagen und eilte in vollem Galopp davon. Jetzt wandte sich Herr Caswall zu den Umstehenden, eröffnete ihnen, daß die angeblichen Hieroglyphen nichts als griechische Buchstaben seien, und bewies ihnen, wie sehr sich ihr Prophet in dieser Sache kompromittirt habe. Einige stutzten auch wirklich, die meisten ließen sich indessen nicht irre machen. Sie meinten, Herr Smith spräche zuweilen als Seher, zuweilen als bloßer Mensch; hätte er in diesem Fall Unrecht, so müsse er als bloßer Mensch gesprochen haben. Einer von ihnen versicherte Herrn Caswall, wenn er sich im Missisippi taufen ließe, so würden ihm die Schuppen von den Augen fallen, und er würde an alle ihre Zeichen und Wunder glauben. Er lehnte jedoch, zum großen Mißvergnügen der Mormonen, den Versuch ab und verließ bald darauf die Stadt, nachdem er einige nähere Erkundigungen über die Meinungen und Sitten dieses seltsamen Völkchens eingezogen hatte. Das Resultat derselben ist den „Heiligen der letzten Tage“

nicht sehr günstig; er schilderte sie als roh, unwissend und dem Trunke ergeben. „Ehe sich die Mormonen in der Nähe von Montrose niederließen, existirte dort keine Anstalt zum Verkaufe geistiger Getränke; gleich nach ihrer Ankunft errichteten jedoch zwei von ihren Predigern eine Schenke, welche sich des fleißigen Zuspruchs der Gemeinde zu erfreuen hatte. Im September 1841 betrank sich der Prophet in dieser Schenke, ließ die Umstehenden auf seine Kosten traktiren und rühmte sich, daß er sie alle unter den Tisch trinken könne. Ein andersmal, als er in Folge einer Unförmlichkeit in der Anklage-Akte von der Beschuldigung des Hochverrathes gegen den Staat Missouri freigesprochen wurde, gab er zu Monmouth seinen Advokaten und Freunden ein Trinkgelage, bei welcher Gelegenheit er sich stark berauschte. Auf die Frage, wie dieses mit dem Charakter eines begeisterten Sehers zu vereinigen wäre? antwortete er, daß er es thun müsse, damit ihn seine Anhänger nicht als einen Gott anbeten möchten. Nach einem ähnlichen Ereigniß, das sich vor etwa zwei Jahren in Nauvoon zutrug, gestand er sein Vergehen am folgenden Sonntag Angesichts der Gemeinde ein und gab als Ursache an, daß mehrere der Aeltesten sich der Trunkenheit schuldig gemacht hätten, ohne nachher öffentliche Buße zu thun; er habe sich also vorsätzlich berauscht, um ihnen in der Hinsicht mit gutem Beispiele voranzugehen.“

„Die Sprache, deren sich der Prophet bedient, ist nicht allein ungrammatisch, sondern auch im hohen Grade roh und pöbelhaft. Ein Mormone hatte sich einige nachtheilige Aeußerungen über die „auserwählte Frau“, Mrs. Smith, erlaubt, die ihren Sohn in die schrecklichste Wuth versetzten. Er bemühte sich, den Namen des Uebelthäters ausfindig zu machen, da ihm jedoch dieses nicht gelang, so hielt er am 9. Mai 1841 zu Montrose auf freiem Felde eine Rede, worin er sich folgendermassen ausließ:

„„Ich hoffe, daß ich diesen Menschen nie treffen möge; wenn ich ihn aber treffe, so werde ich mich nie zufrieden geben,

ohne sein Blut zu vergießen, und tritt er je über meine Schwelle, so werd ich ihn zur Hölle schicken.“ “

„Ich habe schon einiger Umstände erwähnt, die kein vortheilhaftes Licht auf die Rechtlichkeit der Marmonen werfen. Herr K. erzählte mir, er habe fünf Jahre unter den Indianern gelebt, ohne daß ihm auch nur das Geringste abhanden gekommen wäre; in den drei Jahren aber, seitdem sich die Mormonen in Mantrose und Nauvoo niederließen, sei er nicht weniger als vierzehnmal bestohlen worden. Er gab den ihm dadurch verursachten Schaden auf 2000 Dollars an. Smith schien sich nicht sehr um diese Diebstähle zu bekümmern und berief sich auf das Beispiel der Apostel, die wie er sagte, wenn sie hungerte, keinen Anstand nahmen, das Korn auf den Feldern zu stehlen. Doch hielt er es in der Folge für nöthig, solche Grundsätze in seiner Zeitung öffentlich zu desavouiren, und zwei Offiziere der „Nauvoo Legion,“ die man beim Stehlen ertappte, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Cassation verurtheilt. Um dieselbe Zeit wurden fünf Mormonen als überwiesene Diebe aus der Kirche gestoßen.“ —

„Die englischen Auswanderer in Nauvoo befinden sich in einem höchst bedauernswerthen Zustand, ihre Leiden rühren hauptsächlich von der ungesunden Lage des Ortes her, indem die angränzenden niedrigen Inseln nicht selten von den Fluthen des Missisippi überschwemmt werden. Um sie zur Beharrlichkeit zu ermuntern, wurde der Prophet am 19 Januar 1841 einer besonderen Offenbarung gewürdigt, die er in die „Times and Seasons“ vom 1 Juni desselben Jahres einrücken ließ. „„Wahrlich,“ “ heißt es darin unter Anderen, „„wahrlich, so spricht der Herr zu Dir, seinem Knechte Joseph Smith: Deine Opfer- und Dankgebete, die du mir dargebracht hast, sind mir wohlgefällig: denn zu diesem Ende hab Ich dich erhoben, damit man meine Macht erkenne durch die Schwachen der Erde .... Es gehe Keiner von hinnen, der hieher kam um mein Gebot zu erfüllen. Wenn sie hier leben, so leben sie nach meinem

Willen, denn sie sollen hier von aller Arbeit ruhen und mein Werk vollenden. Darum setze mein Knecht Wilhelm sein Vertrauen in mich und trage nicht mehr Sorge für seine Familie, wegen der Krankheit im Lande. Wenn Ihr mich liebt, so haltet meine Gebote, und die Krankheit des Landes soll Euren Ruhm verherrlichen.““ — Man versicherte mir zu wiederholten Malen in Montrose, daß fast die Hälfte der Engländer, welche im Jahre 1841 zu Nauvoo eintrafen, bald nach ihrer Ankunft gestorben sei. Sie hatten ihre Heimath verlassen, um ihre Tage in Mangel und Elend zu beschließen, und wurden ohne jene feierlichen Gebräuche begraben, die in England sogar dem Bettler nicht versagt werden. Am 9. Mai hielt der Prophet eine Rede, worin er diese armen betrogenen Leute auf folgende Weise tröstete: „„Viele der vor kurzem angekommenen Engländer,““ sagte er, „„haben seit ihrem Hiersein große Unzufriedenheit bezeigt. Diese Leute haben alle Ursache, sich in unserm schönen, fruchtbaren Lande glücklich zu fühlen; wenn sie sich daher beklagen wollen, so mögen sie es immer thun, aber sie sollen mich mit ihren Klagen ungeschoren lassen. Wenn es ihnen hier nicht gefällt, so habe ich ihnen nur eins zu sagen: Winselt nicht länger um mich her, sondern kehrt — ins Teufels Namen nach England zurück.““ Einer von Josephs Missionaren, der von einer Reise nach Europa wieder in Nauvoo eingetroffen war, hielt am 4 Juli 1840 eine Predigt, worin er Bericht über den Erfolg seiner Sendung abstattete und sich auch über die Neubekehrten ausließ, die er beredet hatte, sich dort niederzulassen. „„Ich habe,““ sagte er, „„seit meiner Rückkunft keine Gelegenheit gehabt, diese englischen Brüder zu sprechen. Meine Zeit erlaubt mir nicht, sie zu besuchen. Wenn sie aber wirklich so mißmuthig und mißvergnügt sind, wie man mir erzählt hat, so habe ich ihnen nur diesen Rath zu ertheilen: Kehret lieber nach England zurück, wenn Ihr aber gehen wollt, so geht ins Teufels Namen wie Männer, ohne uns erst so viel vorzuwinseln.““

Man sollte denken, daß ein so abgeschmacktes System, wie das der Mormonen, seinen Einfluß auf die Gemüther nicht lange ausüben könne, und daß auch den Leichtgläubigsten binnen kurzer Zeit die Augen geöffnet werden müßten; unser Verf. scheint jedoch eine ganz entgegengesetzte Ansicht zu hegen und fürchtete, daß diese Irrlehre, wie ein zweiter Muhamedanismus, sich über das ganze westliche Amerika verbreiten werde. Bis jetzt hat sich freilich ihr Erfolg größtentheils auf die niedrige, wenig gebildete Volksklasse beschränkt! aber es ist eine Thatsache, daß sich ihre Fortschritte seit einiger Zeit auch auf Solche erstreckt, die man über eine so grobe Täuschung erhaben geglaubt hätte. Ein Geistlicher der Diöcese Chester schrieb im Februar 1842 an Herrn Caswall: Der Mormonismus ist eine Häresie der gefährlichsten und bösartigsten Tendenz, und es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß er schon in einigen Kirchspielen Englands Folgen gehabt hat, die man in unserem aufgeklärten Jahrhundert kaum für möglich halten würde. Die Mormonen erschienen zuerst im Jahre 1836 oder 1837 zu Preston in Lancashire, wo sie bald 500 Anhänger zählten, und im Jahre 1838 setzten sie ihre Operation in verschiedenen Dörfern an beiden Seiten des Ribble. Zu Ribchester, der ehemaligen römischen Station Ribaunium, bekehrten sie Viele zum neuen Glauben, und dasselbe Resultat fand in der Gegend von Clitheron statt. Seitdem haben sich mehrere wandernde Methodisten-Prediger dem unheiligen Bunde angeschlossen; Pächter, Taglöhner, Handwerker — mit einem Worte, Alle, die etwas zu verkaufen hatten, — wurden beredet, ihre liegenden Güter zu veräußern und sich nach Nauvoo einzuschiffen."

Wir können aus den uns vorliegenden Dokumenten entnehmen, daß Joseph Smith nicht als der alleinige Urheber dieses Unheils zu betrachten sei. Es wäre ihm mit aller seiner Charlatanerie unmöglich gewesen, das Buch Mormon in seiner jetzigen Gestalt abzufassen, wenn ihm nicht einige, von einem amerikanischen Geistlichen herrührende, historische Romane zur

Grundlage seiner Arbeit gedient hätten. Dieser hatte die Ruinen, die in verschiedenen Theilen Amerikas angetroffen werden und die, wie man behauptet, zu den Ueberresten einer untergegangenen Kultur gehören, zu seinem Thema erwählt und sie mit der Theorie verbunden, daß die Indianer Abkömmlinge der verlornen Stämme Israels seien; in dem hieraus entstandenen Werke befinden sich, nach der Aussage mehrerer Zeugen, nicht wenige Stellen die mit denen des Buches Mormon identisch sind. Wir wissen nicht, ob der oben erwähnte Geistliche die Errichtung einer neuen Religion bezweckte; aber die Thatsache, daß solche Fictionen existiren, und daß Smith sie zu seinen Plänen benutzte, bildet einen merkwürdigen Zug in der Geschichte dieses staunenswerthen Betrugs.*)

---

*) Die Mormonen haben sich in neuerer Zeit nach Californien gewendet, wo mehrere Ansiedlungen von ihnen gegründet worden sind. Die neuesten amerikanischen Zeitungen enthalten über ihre Ansiedlungszüge folgende Berichte: „Das zu Yerba Buena an der S. Franziscobai in Californien erscheinende Blatt ist eine Mormonen-Zeitung, deren Herausgabe durch das in Californien erscheinende Mormon Batalion vermittelt wird und den in eigenthümlicher Weise von Illinois aus nach dem stillen Meere ziehenden Mormonen als Leitstern dient. Die Mormonen wandern nämlich in Abtheilungen und zwar so, daß die eine Abtheilung stets in die Haltepläze einrückt, welche die vorhergegangene Abtheilung inne gehabt und für das vergangene Jahr bebaut hat. So sind sie von Illinois aus nach dem westlichen Theile der Grafschaft Apparoose in Jowa gezogen, wo sie zwei Haltepläze, Garden Grove und Monut Pisgah, angesiedelt haben, welche gegenwärtig die lezten Abtheilungen bebauen, während die frühern schon neue Haltepläze an den Bluffs und im Bear Revier Valley gewählt und zu bebauen angefangen haben. In diesem Sommer sollen die ersten Abtheilungen (etwa 1000 Seelen) die Felsengebirge überschreiten, und da das 500 Mann starke Mormon Batalion nur bis zum lezten Juni d. J. zu dienen hat, so wird ein Theil desselben der ersten Abtheilung entgegengehen und sie zum stillen Ocean in der Gegend der Franziscobai geleiten,

Die Schüttelquäcker.

Unser nächster Halteplatz war Pittfield, von dort aus mietheten wir einen Fiaker und besuchten ein Dorf der Shaking oder Schüttelquäcker. Sie tragen ziemlich dieselbe Kleidung wie ihre Brüder in der alten Welt, sie schütteln sie aber nicht und sollen, wie mir gesagt wurde, das nur thun, wenn sie vom heiligen Geiste erfaßt werden. Diese Seckte wurde auch durch eine Frau mit Namen Anna Lee, aus Mancheſter, gegründet, die mit ihren Gefährtinnen, weil sie sich wunderlicher Verhältnisse halber nicht länger in England aufhalten konnte, nach Amerika ging und hier unter dem Namen der Schüttler oder Gläubiger eine Quäckerseckte gründete. Diese Frau ließ sich mit ihrer fanatischen Horde in einem kleinen Städtchen, Union genannt, nicht weit von Cincinnati nieder. Mr. Tell Harris beschreibt diese Bedlamiten folgendermaßen:

„Die Glocke hat eben ihren Gesprächen und Predigten ein Ende gemacht und die Männer stellten sich, ihre Röcke und Halstücher abwerfend, in sechs Mann hohen Reihen auf, zu gleicher Zeit glitt aber eine breite Flügelthüre zurück und zeigte uns den Ort, wo die Frauen, in gleicher Weise aufmarschirt standen. Jede Partei hatte vier an ihrer rechten Seite, die, wie es der Fortgang der Verhandlungen zeigte, besonders dazu bestimmt waren, auf Ordnung zu halten. Zwei der Männer

---

wohin der bis jetzt aufgestellten Berechnung nach die Mormonen in vier Jahren vollständig ausgewandert sein werden. Im Osten der vereinigten Staaten hat das Mormonenwesen fast ganz aufgehört, doch findet dasselbe in England noch viel Beifall, und es werden die nach dem Westen Ziehenden durch Geld und Leute von England aus vielfach unterstützt. Da die Mormonen Californien in bestimmter Ordnung und nach bereits festgestelltem Plane bevölkern, so ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sie auf die Colonisation Californiens überhaupt einen großen Einfluß ausüben werden, von dem man allerdings fürchten muß, daß er nicht eben der günstigste sein dürfte."

sprachen nun zu der Versammlung in einer Rede, die des Inhalts war, daß sich der Allmächtige von jeher herabgelassen habe, mit seinen Geschöpfen in Verhandlung zu treten, und sich ihnen selbst sogar jetzt noch durch Begeisterung kund gäbe; David möge ihnen dabei zum Beispiele dienen, aus dessen Leben sie ersähen, wie Tanzen, Singen und die Hände zusammenschlagen dem Herrn lieb und angenehm wäre. Ein paar Verse, deren Inhalt ebenfalls war, daß es den Herrn freue, durch Tanzen oder Erschütterung des Körpers, wie das Schütteln sei, geehrt zu werden, wurden dann gesungen. Diesen Gesang aber schon begleitete ein leichtes Zusammenschlagen der Füße, das, wie in wachsender Aufregung, lauter und hörbarer wurde. Nachdem die Hymne beendet und ein kurzes Gebet gesprochen war, daß sich ihre Herzen und Lippen nämlich in Preis und Dank vereinigen möchten, begann eine allgemeine Bewegung der Füße, und nun fingen sie an, dazu mit den Händen zu schlagen, mit den Hacken zu klappern, zu springen, zu jubeln und zu schreien, wobei die Flügelleute mit ziemlich monotoner Stimme sangen: „Lodidello — didello — didello“ und nur dabei in kleinen Zwischenräumen aufhörten, um Athem zu schöpfen. Einige von ihnen schienen jedoch so in heiliges Feuer gerathen zu sein, daß sie ganz unabhängig von den übrigen urplötzlich aufsprangen, sich fürchterlich schüttelten und auf eine Art heulten und schrieen, die einem Fremden nichts anders als glauben machen konnte, als es seien Unglückliche, ihrer Vernunft beraubte und ihren Führern entsprungene Wesen.“

„Nach Verlauf einer Stunde hörte der Gottesdienst auf, vielleicht nur aus Erschöpfung; die Männer banden dann ihre Halstücher um und zogen ihre Röcke an, und die Frauen setzten ebenfalls ihre Toilette wieder in einen etwas besseren Stand; die zusammengleitenden Thüren trennten sie aufs Neue und jede Partei zog sich in ihre eigenen Gemächer zurück.“ (Echoes from the Backwoods by Captain Levinge.)

Bibelgesellschaft. — Sonntagsschulen.

Die Bibelgesellschaft wird von sämmtlichen evangelischen Bekenntnissen unterhalten, da ihre Aufgabe ist, die gemeinschaftliche Basis aller, die Bibel, zu propagiren. Auch darf sie keine Sekte zu ihren speciellen Zwecken benutzen, und darum wird der bloße Text, ohne Kommentar und Auslassungen von der Gesellschaft gegeben. Sie wurde 1816 in New-York gegründet, beschäftigt siebzehn Dampfpressen und druckt täglich gegen tausend Bibeln in dreiunddreißig verschiedenen Sprachen — Die Sonntagsschulen, die zuerst von Robert Raikes aus Gloucester in England angeregt worden sind, wurden 1790 in Nord-Amerika eingeführt. Sie stehen unter der Leitung einer Central-Gesellschaft, die ihren Sitz in Philadelphia hat und auch Elementarbücher zum Gebrauche der Kinder herausgiebt. In den Städten und volkreichen Dörfern wird zweimal des Sonntags Schule gehalten. Der Unterricht beginnt und schließt mit Gesang und wird Jedem anvertraut, von dessen Bildung und Moralität man überzeugt ist. Advokaten, Kaufleute, selbst Studenten suchen in der Belehrung der armen Kinder eine Zerstreuung von ihren Arbeiten. Der General Harrison, ein Soldat von barschen Sitten und geringer Religiosität, stand der Mädchenschule seines Dorfes vor und erhielt, ein neuer Cincinnatus, in der Mitte seiner Zöglinge die Nachricht von seiner Erwählung zum Präsidenten der Republik. Im Jahre 1837 zählte man in den vereinigten Staaten sechzehntausend Sonntagsschulen mit einer Million Schüler. — Die Missions-Gesellschaft (American board of commissioners for foreign missions) wurde 1816 in Boston gegründet. Sie wirkt für mehrere Sekten, vorzüglich für die Presbyterianer und Congregationalisten, und schickt mit den Predigern oft auch Aerzte, Gelehrte, Mechaniker und Landbauer in die fernen Gegenden, in die sie das Christenthum verpflanzt. Außerdem hat jede Sekte auch inländische Gesellschaften zur Verbreitung des Glaubens unter den Indianern.

Schulen und Erziehung.

Obgleich der Union von vielen Seiten der Vorwurf gemacht wurde, als wäre für Volkserziehung dort weniger gesorgt, als der Reichthum des Landes und seine Einwohner erwarten ließe, so ist dieß doch nur ein leeres, unhaltbares Gerücht, da an höheren Lehranstalten Amerika so viele aufzuweisen hat, daß man mit Bestimmtheit annehmen kann: Amerika stehe nicht nur in klassischer Bildung mit Europa auf gleicher Stufe, sondern habe bereits schon viele Länder überholt; hinsichtlich des Volksschulunterrichts kann man aber als gewiß annehmen, daß Amerika von keinem Lande Europas übertroffen wird. — Die Zahl der Studirenden (1842: 16,233) verhält sich zur ganzen Bevölkerung wie 1,706, während sie zu derselben Zeit im westlichen Europa (wo sie auf 69,634 sich belief) sich wie 1:2,285 verhielt. Schottland ist das einzige Land, in welcher die gelehrte Erziehung die aller anderen Länder der Welt übertrifft; Baden, Massachusetts, und Connecticut sind einander ziemlich gleich, und zählen einen Studirenden auf noch nicht tausend Seelen der ganzen Bevölkerung. Neu-Hamshire zählt auf noch nicht ganz 1200 Seelen einen Studirenden, was in Europa nur in Sachsen und England der Fall ist, und übertrifft daher hinsichtlich der klassischen Bildung Hannover, Bayern, Toscana, Spanien und Preußen, Staaten, in welchen das Verhältniß der Bevölkerung zur Zahl der Studirenden bei weitem größer ist, und die doch alle andern europäischen Staaten übersteigen, und Illinois, ein Land, das erst 1809 zum Gebiete erhoben wurde, in welchem vor 25 bis 30 Jahren die Indianer noch die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten, und das vor 25 Jahren erst der Union als selbständiger Staat beitrat, steht hinsichtlich der höheren Schulbildung immer noch zwischen Frankreich und Irland mitten inne. — Hinsichtlich des Volksschulunterrichts haben die Vereinigten Staaten den Vorzug vor Europa, man mag Vergleichungen

im Ganzen, oder zwischen den einzelnen Staaten beider Kontinente anstellen. Die Mehrzahl der Amerikaner ist besser unterrichtet, als die Masse in irgend einem europäischen Lande; im Staate Neu-York ist das Verhältniß der Schulunterricht erhaltenden Kinder zur Bevölkerung wie 1 zu 3, 9; in Massachusetts wie 1 zu 4; in Maine und Connecticut ebenfalls wie 1 zu 4; in den gesammten Neu-England-Staaten wie 1 zu 5; in Pennsylvanien wie 1 zu 7; in Neu-Jersey wie 1 zu 8; in Illinois wie 1 zu 13; in Kentuky wie 1 zu 21; — in den europäischen Staaten hingegen, in Würtemberg und der Schweiz wie 1 zu 5; in Bayern und Preußen wie 1 zu 7; in den Niederlanden wie 1 zu 9; in Schottland wie 1 zu 10; in Oesterreich wie 1 zu 13; in England wie 1 zu 15, 3; in Frankreich wie 1 zu 17,6; in Irland wie 1 zu 18; in Portugal wie 1 zu 88; in Rußland wie 1 zu 367.

In allen östlichen Staaten der Union ist der Volksunterricht den resp. Staaten überlassen, und die Aufbringung eines Schulfonds ruht theils in den Händen der verschiedenen Regierungsbehörden, theils ist er nach Vorschrift den verschiedenen Schuldistrikten übergeben und diese sind ermächtigt, in ihren Bezirken eine Schultaxe zur Erhaltung und Errichtung der nöthigen Volksschulen auszuschreiben. In den westlichen Staaten hingegen hat der Congreß die 36ste Sektion jeder Ortschaft (township) für Volksschulen reservirt, und außerdem in jedem Staate ein, zwei und mehr Ortschaften zur Errichtung und Unterhaltung von Akademien, Colleges und Universitäten angewiesen. So liegen zu diesem Zwecke in den Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Missouri, Mississippi, Alabama, Louisiana, Arkansas, Michigan und Florida, an Universitäts-Ländereien 508,000, an Volksschul-Ländereien hingegen 7,952,538 Acres. Der Werth dieser Ländereien beträgt nach dem Regierungspreise, für das College-Land: 635,000, der für das Schulland: 9,940,672½ Dollars. Da aber Schulen und Universitäten eine fortgeschrittene Bevölkerung verlan-

gen, und durch dieſe der Werth des Landes ſteigt, iſt der Werth der Schullände reien zu zehn, der der Univerſitätsländereien zu 30 Dollars anzunehmen, wonach der Werth obiger Landverwilligungen für Colleges und Univerſitäten ſich auf 15,240,000, der für Schulen aber auf 79,525,380 Dollars zu veranſchlagen wäre. — Wo iſt ein Land in der Welt, das im Stande wäre ein Aehnliches für ſeine Unterrichtsanſtalten zu thun? — Und dieſen Geiſt und Sinn für den Unterricht findet man bereits ſogar ſchon unter den Indianern Nord-Amerika's, namentlich unter den Creeks, von denen Einer ſein Jahrgeld von 2000 Dollars, das ihm die Regierung für die abgetretenen Ländereien zahlte, zum Opfer brachte und 17 Jahre der Schule widmete. Die Choctaw-Indianer haben jährlich 12,000 Dollars für Schulen beſtimmt, und die Chikaſaws ein Jahrgeld von 20,000 Dollars dafür zuſammengebracht. — Was einzelne Staaten für den Unterricht gethan haben, geht ins Unglaubliche; kein anderer Verwaltungszweig iſt ſo reichlich und ſicher ausgeſtattet, und was man anderwärts dem Zufall und der Mildthätigkeit überläßt, das iſt hier durch die Geſetze geſichert. Zugleich iſt das Schulvermögen auf Quellen fundirt, die eine allmählige Zunahme ſichern. — In den älteren Staaten, wo faſt alles Land ſchon in Privat-Eigenthum übergegangen iſt, muß der Bürger zum Behuf des öffentlichen Unterrichts nach ſeinem Vermögen beiſteuern, ohne Rückſicht, ob er Kinder hat oder nicht, weil die öffentliche Bildung allen zu Gute kommt. — Der kleine Staat Connecticut hat bereits ein Vermögen von 1,800,000 Dollars zur Unterhaltung öffentlicher Schulen zurückgelegt. — Die Schulkaſſe des Staates New-York verwandte in einem Jahre 182,802 Dollars für Gemeindeſchulen, und von Einzelnen wurden 850,000 Dollars zugeſteuert. Der Schulfond dieſes Staates allein überſteigt bereits zwei Millionen Dollars, die Fonds anderer Staaten haben ſich in ähnlichen Verhältniſſen vermehrt. — So bringt man vor Allem in Nord-Amerika reiche Mittel und Fonds für den Unterricht zuſammen, und nun wird es auch

möglich, Außerordentliches damit zu leisten. — Die Verwendung dieser Mittel ist übrigens von der in Europa, wo man die Hauptsummen der ohnehin so geringen Erziehungsmittel auf die höhern und gelehrten Unterrichtsanstalten verwendet, himmelweit verschieden; die Hauptkraft dieser Summen hebt den Volks- und Elementar-Unterricht, und wirkt mehr auf die Mittheilung und Verbreitung der dem bürgerlichen Leben nützlichen Kenntnisse, als der Basis des Staats, damit diese recht breit und kraftvoll werde. — Freischulen, Volksschulen im eigentlichen Sinne des Worts, sind in Neu-England, Neu-York, Neu-Jersey ꝛc. ꝛc. durchgängig eingeführt. Das Kind des Armen sowie des Reichen erhält unentgeldlich Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der Geographie, Geschichte der Vereinigten Staaten, und Weltgeschichte. Dieser Unterricht ist gründlich, da die Schullehrer vor ihrer Anstellung sich einer Prüfung unterwerfen müssen. Die Kosten dieses Unterrichts werden von einer Auflage bestritten, die sowohl von den Unverheiratheten, als den Verheiratheten entrichtet werden muß; und diesen Schulen haben die nördlichen Staaten unstreitig den hohen Grad von Aufklärung und Bildung zu verdanken, der in ihnen herrscht, und der die Volksbildung jeder andern Nation weit übertrifft. — Ein Versuch, diese Freischulen in Pennsylvanien einzuführen, um so mit der Bildung der Schwesterstaaten gleichen Schritt halten zu können, schlug theilweise fehl, da zwar die englischen Kantons den Plan annahmen und ausführten, die deutschen aber denselben verwarfen, aus Furcht, es möchte ihnen eine neue Taxe dadurch erwachsen, und das Deutsche dann ganz zu nichte gehen. — Für Unterrichtsanstalten thun die Deutschen in Pennsylvanien und Ohio wenig oder gar nichts; sie allein sind schuld daran, daß Pennsylvanien in wissenschaftlicher und Volksbildung zurückgeblieben ist. Der Anglo-Amerikaner, selbst in den westlichen Staaten, besoldet seine Schullehrer viel besser, als der Deutsche, der das für den Unterricht seiner Kinder verwendete Geld als halb zum Fenster hinausgeworfen, und den Schullehr-

rer als einen Müssiggänger ansieht. — Den neu eingewanderten Deutschen in Missouri und Illinois liegt das geistige Wohl ihrer Kinder mehr am Herzen, und senden diese ihre Kinder meist in englische Schulen. — Die Privatschulen in Pennsylvanien, Ohio, Indiana, und den westlichen und südlichen Staaten, in denen keine Freischulen eingeführt sind, sind gut oder schlecht, je nachdem der Grad der Bildung des Lehrers ist, und sind in den letztern Staaten fast die einzige Quelle, aus welcher die Jugend ihren Unterricht schöpft. Die Erziehung der Knaben ist im hohen Grade praktisch: ein amerikanischer Knabe von 10—12 Jahren ist eben so sehr ein junger Mann, als ein Europäer von sechzehn, und wenn er dieses Alter erreicht hat, er eben so gut zu Geschäften zu gebrauchen, als ein Deutscher von 24, oder ein Franzose von 50. Von der frühesten Kindheit an ist ein Amerikaner gewöhnt, sich selbst als das Hauptwerkzeug seines künftigen Fortkommens zu betrachten; was er lernt oder studirt, ist in der Absicht auf künftige Anwendung, und von dem Augenblick, wo er die Schule verläßt, tritt er schon auch ins bürgerliche Leben ein. Von der Zeit an, da er zu denken anfängt, liegt ihm sein Ruf am Herzen, denn er muß seinen Platz in der Gesellschaft bestimmen und die Sphäre seines Wirkens verengern oder erweitern. Eine Frühreife ist ihm eigen; als Schulknabe hat er seine politischen und religiösen Meinungen, und sowie er einmal lesen und schreiben kann, macht er Plane für seine künftige Unabhängigkeit. — In ihren Studien sind die Amerikaner auf eine kürzere Zeit beschränkt, als die Europäer, aber die Masse praktischer Kenntnisse, die sie sich in dieser Zeit erwerben, ist wahrhaft erstaunlich, und man muß sich nur wundern, wo sie das Gedächtniß hernehmen, auch nur den vierten Theil davon zu behalten.

Sonntagsschulen in Städten sind für Kinder, die an Wochentagen keinen Unterricht genießen können; häufig nehmen jedoch auch Kinder daran Theil, die sonstigen guten Unterricht haben. Beide Geschlechter werden zugleich, jedoch von einander

abgesondert, unterrichtet; die Lehrer sind Männer und junge Damen aus den ersten Ständen; der Unterricht wird unentgeldlich gegeben, und selbst die Schulbücher werden, nebst einer Bibel, von der Committee unentgeldlich ausgetheilt. Nirgends spricht sich der humane Bürgersinn des Amerikaners so deutlich aus, als in diesen Schulen, und die Gelassenheit und die Geduld, mit der die ersten Rechtsgelehrten und sonstige angesehene Männer den Kindern des ärmsten Tagelöhners Unterricht ertheilen, ist ein sprechender Zug ihres Gleichheitssinnes.

Für die Bildung des weiblichen Geschlechtes wird in keinem Lande so viel Sorge getragen, als in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Eine ganz ungebildete Amerikanerin ist eine Seltenheit. Die reichen Familien senden ihre Töchter gewöhnlich nach Boston, Neu-York, Philadelphia und Baltimore, in die sogenannten Boarding-Schools (Damenschulen), deren es in mancherlei Abstufungen gibt, und in denen die Unterrichtsgegenstände: grammatikalisch richtig Lesen und Schreiben, Mathematik, Zeichnen, Landkarten-Entwürfe, Geographie und Astronomie, Oel- und Sammt-Malerei, Welt- und vaterländische Geschichte, französische- und italienische Sprache, Singen, Pianoforte, Harfenspiel und feine weibliche Arbeiten sind. Der Unterricht dauert ein bis zwei Jahre; auf Sittlichkeit wird streng gesehen. — Recht gute weibliche Erziehungsanstalten zweiter Klasse, in denen, mit Ausnahme der italienischen Sprache und des Malens, so ziemlich dasselbe gelehrt wird, befinden sich in Pittsburg, Cincinnati, Lexington, Washington.

Vorbereitungsschulen für die, welche höhere Anstalten besuchen und sich Künsten, Gewerben oder dem höheren Wissen widmen wollen, sind in allen größeren Städten, und außer diesen höheren Lehranstalten, sogenannte Colleges und Universitäten, die aber anders organisirt sind, als die der alten Welt. Da jeder Staat nämlich, der leidlich organisirt sein will, im Verhältniß seiner Volksmenge bei weitem mehr unterrichtete Handwerker, Mechaniker, Chemiker, wissenschaftlich gebildete Oekono-

men, Forſtleute, Fabrikanten und Kaufleute, als Juriſten, Mediciner, Theologen, Philologen, bedarf, namentlich ein Land, wo die vielen Staatsbeamten nicht ſtattfinden, wie in der alten Welt, ſo geht auch die Richtung dieſer höheren Lehranſtalten mehr auf Naturwiſſenſchaften, Chemie, Mathematik, Mechanik, Geographie, Statiſtik, überhaupt mehr auf Welt=Natur= und Menſchenkenntniß, ſo wie mehr auf neuere und lebende, als todte Sprachen, deren Kultur in Europa ſehr unverhältnißmäßig ſtark betrieben wird, obgleich man ſie auch hier nicht vernachläßigt, ſo wie weniger aufs Hiſtoriſche, das man in Europa zum Fundament alles Wiſſens macht, überhaupt weniger auf Dinge, die man größtentheils wieder verlernen muß, um in der wirklichen Welt fortzukommen. — Die Union zählt gegenwärtig an höhern Lehranſtalten (Colleges und Univerſitäten) 105, von denen die Harvard=Univerſität zu Cambridge, das Dartmouth=College zu Hannover, Yale=College zu Neu=Haven, Union College zu Shenectady, das College von Neu=Jerſey zu Princeton, Jefferſon=College zu Canonsburg, St. Marys=College zu Baltimore, die Univerſität von Virginien zu Charlottesville, das College von Süd=Carolina zu Columbia, und Granville=College zu Granville, Ohio, die bedeutendſten ſein mögen, und welche nach dem Modelle der engliſchen Univerſitäten, einer ſtrengeren Disciplin unterworfen ſind, als die Deutſchen. — An theologiſchen Seminarien exiſtiren 38, worunter zwei deutſche zu Gettysburg und York, auf welchen Predigtamts=Candidaten gebildet werden. Mediciniſche Schulen gibt es 28, mit 3 bis 9 Profeſſoren und mit 30—400 Studenten. — Rechtsſchulen gibt es in Cambridge, in Neu=Haven, Philadelphia, Carlisle, Williamsburg, Charlottesville, Lexington und Cincinnati. — Diejenigen, die ſich zu Aerzten beſtimmten, müſſen zwei Jahre eine der mediciniſchen Schulen beſuchen, bringen aber meiſtens chirurgiſche Uebung und officinelle Waarenkenntniß mit; und wenn ſie auch nicht ganz die gelehrte Vorbereitung wie die Deutſchen beſitzen, ſo ſind ſie doch immer muthige und glückliche

Operateure. Sie müssen Wundärzte, Apotheker und Aerzte in einer Person sein, und dieß Ziel vor Augen habend, treten sie, bevor sie das College besuchen, ein oder zwei Jahre bei einem Arzt in die Lehre, bereiten in dessen Laboratorium die Medikamente, und begleiten denselben bei Krankenbesuchen. — Wer sich zum Advokaten ausbilden will, begibt sich zu einem berühmten Rechtsgelehrten, studirt unter diesem die Landesgesetze, das Common-Law, und arbeitet für ihn Contrakte (Deeds), Obligationen (Mortgages), und schreibt die Species-Facti ab, die dem Oberrichter vor der öffentlichen Diskussion überreicht werden müssen, und wofür es bestimmte alte Formen gibt, die man nicht übertreten darf. Nicht alle beziehen die Akademie, um Vorlesungen zu hören. Sobald sie beim Oberrichter geprüft sind, erhalten sie darüber ein Zeugniß, und können nun, wo sie wollen, sich als Advokaten niederlassen. — Von Militair-Akademien existirt nur eine, zu Westpoint, in welcher alle Zweige der Militair-Wissenschaften für See- und Landoffiziere in einem Grade von Vollkommenheit gelehrt werden, der selten Seines gleichen hat. — So bietet die Union ein öffentliches Unterrichtssystem, das bereits die herrlichsten Früchte getragen hat, und noch fortwährend jenes Streben nach Wissen und Kenntnissen erzeugt, jenen allgemeinen Sinn und Durst nach Belehrung und Einsicht hervorbringt, durch welchen sich der nordamerikanische Bürger so sehr vor allen übrigen Völkern der Erde auszeichnet. Der Einwanderer mag unbedenklich sich in irgend einem Staate niederlassen, überall findet er für die Erziehung seiner Kinder Sorge getragen, und stehen ihm auch keine deutschen Schulen zu Gebote, so findet er doch Gelegenheit, in englischen Schulen seine Kinder zum praktischen Leben heranbilden zu lassen.

Im Gegensatz zu dieser Schilderung über das Schulwesen, die von F. Bromme, einem über die amerikanischen Verhältnisse sehr gut unterrichteten Manne, herrührt, äußert sich Vulpius über dieselben: „Die Immoralität des Volkes hat gewissermaßen

ihren Ursprung schon in der vernachläßigten Jugendbildung. Von wahrhaft republikanischen Volksschulen ist dort keine Spur. Was in einer Republik das erste sein sollte, worauf ihre Erhaltung und ihr kräftiges Gedeihen gegründet ist, daran denkt dort Niemand. Obgleich sie in einer Republik wohnen und in ihrem Stolz und Hochmuth sich das erste Volk der Welt nennen, so haben sie doch keine Idee von dem was eine Republik sein soll. Das kommt daher, daß ihnen ihr verfluchtes Geldsystem alle höheren Ideen beraubt hat, daß sie vom Glanz des Geldes geblendet nur zu Boden in den Schmutz und Koth der Materie schauen. Amerikanische Schulen könnten eben so gut nach Petersburg oder Wien verlegt werden, und keine Regierung würde in ihren Lehren etwas Staatsgefährliches entdecken können. Da es nun in der Schule durchaus an Charakter- und sittlicher Bildung fehlt und die Jugend von Kindesbeinen auf täglich nur Wortbruch und Betrug in der Handlungsweise der Aeltern sieht, so hält sie dies für Regel und eigentlichen Zweck des Lebens, und tritt somit getreulich in die Fußstapfen der Alten. Die Regierung kümmert sich um die Errichtung von Volksschulen gar nicht; es geht wie bei den Pfarrern, man überläßt das jedem Einzelnen. Fällt es Jemand ein, Schule zu halten, so geht er zuerst mit einer Subcriptionsliste bei den umwohnenden Familien herum und fragt, ob sie ihm den Unterricht ihrer Kinder anvertrauen wollen. Sind sie geneigt, so unterschreiben sie ihren Beitrag, und ist dieser hinreichend, so beginnt die Schule in irgend einem passenden Hause. Länger als einige Monate geht es aber selten. Entweder versteht der Schulmeister nichts und die Kinder bleiben aus, oder es zeigt sich ihm eine profitablere Aussicht, und er steckt deshalb das armselige Schulmeistern auf, das ihm jedenfalls nur kärglich das Leben fristet. Nun steht aber die Mühle still, bis wieder ein anderes reisende Genie sich einfindet, das sich nicht anders mehr zu helfen weiß. —

Diese Schilderung enthält unstreitig in mancher Beziehung viel Wahres, doch ist dadurch das weiter oben Mitgetheilte durch

thatsächliche Belege unterstützte keineswegs entkräftet. Wie überall, so sind auch in den Vereinigten Staaten Vorzüge und Mängel in der Erziehung und Bildung neben einander zu finden.

Die deutsche Bevölkerung.

Die Zahl der in der Union lebenden Deutschen wird von verschiedenen Schriftstellern verschieden angegeben. Nach einigen beträgt sie zwei, nach andern drei, nach andern sogar über vier Millionen. Berghaus schlägt die Gesammtzahl derselben für das Jahr 1850 auf 5,233,000 an. Nach ihm betrug im Jahr 1846 die Volksmenge in den Vereinigten Staaten 20 Mill. Der Procentantheil der deutschen Bevölkerung ist in

1)	Pennsylvanien	49
	Pittsburg	36
	Philadelphia	27
2)	Ohio	47
	Cincinnati	31
3)	Missouri	44
	St. Louis	52
4)	Jowa	44
5)	Illinois	42
6)	Michigan	42
7)	Wisconsin	40
8)	Indiana	40
9)	Arkansas	37
10)	Tennessee	30
11)	Maryland	28
	Baltimore	31
12)	Kentucky	23
13)	Massachusetts	22
	Boston	20

	Lowell	14
14)	Mayne	19
15)	Neu-York	19
	Buffalo	30
	Rocheſter	20
	Albany	18
	Neu-York	17
	Troy	9
16)	Columbia	16
17)	Jerſey	15
18)	Connecticut	14
19)	Virginia	14
	Richmond	12
20)	Delaware	13
21)	Alabama	13
22)	Louiſiana	13
	New-Orleans	1
23)	Rhode-Island	11
24)	Miſſiſippi	10
25)	New-Hampſhire	10
26)	Georgia	10
27)	Vermont	9
28)	Nord-Carolina	9
29)	Süd-Carolina	9
30)	Florida	4
	(Texas?)	

Nach den neueſten in Boſton erſchienenen ſtatiſtiſchen Tabellen lebten am Ende 1844 in den Staaten Pennſylvanien 889,924, Ohio 764,690, Neu-York 527,060, Indiana 309,884 und Illinois 267,418 Deutſche. Philadelphia ſoll 81,417, Neu-York 63,450, Baltimore 52,419, Boſton 23,417, St. Louis 19,840, Cincinnati 17,480, Brooklyn (bei Neu-York) 14,480, Pittsburg 11,410 deutſche Einwohner enthalten.

Deutſche Bevölkerung. — Deutſche Literatur und deutſcher Buchhandel.

Als im Jahre 1845 durch Friedrich von Raumer's Buch über Nordamerika, mit dem in dieſer Beziehung auch Profeſſor Büttner in ſeinen Briefen aus den Vereinigten Staaten übereinſtimmt, zuerſt bekannt wurde, wie groß eigentlich die Zahl der über die Union verbreiteten Deutſchen ſei, da wurde von vielen Seiten das Bedauern laut, daß das alte Deutſchland mit dieſem neuen, mit dieſer auf 4 — 5 Millionen angegebenen deutſchen Bevölkerung, keinerlei direkten Verkehr habe, aus dem ſowohl diesſeits, als jenſeits ein großer Nutzen gezogen werden könnte. Den Vortheil, welchen jedes europäiſche Mutterland von ſeinen Kolonien hat, wo dieſelbe Sprache geſprochen, dieſelben Sitten herrſchen und dieſelben Bedürfniſſe verbreitet ſind, wie in der alten Heimath, könnte auch wohl, — ſo meinte man — die deutſche Muttererde von ihren in der neuen Welt angeſiedelten Kindern haben, indem ſie ihnen die gewohnten häuslichen Geräthſchaften, die heimathlichen Landestrachten, ſo wie die Stoffe dazu, und endlich den Bedarf an Geiſtesnahrung nachſendet, was Alles ja in der fremden Welt unmöglich ihnen ſo geliefert werden kann, wie ſie es in der Jugend, deren Eindrücke man ja am treueſten feſthält, liebgewonnen. Auch könnte es, ſo glaubte man, dem neuen Deutſchland nur von entſchiedenen Nutzen ſein, wenn ihm die Erfahrungen des alten auf theoretiſchem wie auf praktiſchem Gebiete zu gut kämen, wenn es die neueſten Reſultate der deutſchen Wiſſenſchaft, der Technologie und der rationellen Bewirthſchaftung des Bodens ſo bald als möglich kennen lernte. Zu dieſen Erwägungen kam, daß von Amerika vielfach Klagen darüber eingingen, wie ſchwer dort deutſche Bücher zu haben ſeien und wie theuer ſie in einzelnen Fällen bezahlt werden müßten. Nichts lag daher näher, als der Gedanke, in einer der großen Städte der amerikaniſchen Union ein Etabliſſement zu errichten, durch welches der Betrieb

deutſcher Bücher, ſo weit dort die deutſche Zunge reicht, und zwar unter ähnlichen Bedingungen beſorgt würde, wie ſie der Buchhandel in Deutſchland gewährt, deſſen eben ſo einfachen als ſinnreichen Einrichtungen es gewiß zum großen Theile mit zu verdanken iſt, daß es keinen Ort im Vaterlande gibt, der nicht bei dem allgemeinen wiſſenſchaftlichen und literariſchen Leben desſelben direkt oder indirekt betheiligt iſt.

Auf der Buchhändler-Meſſe in Leipzig kam dieſer Gedanke im Jahre 1845 zur Sprache, und ſofort traten auch eine Anzahl geachteter Verlagshandlungen zuſammen, die den Beſchluß faßten, einen mit der engliſchen Sprache vertrauten Geſchäftskundigen nach Amerika reiſen zu laſſen, um das Terrain für eine dort zu gründende deutſche Buchhandlung zu erforſchen und demnächſt einen möglichſt klar motivirten Bericht über das Reſultat dieſer Reiſe zu erſtatten. Mit der intereſſanten Miſſion ſelbſt wurde darauf Herr Rudolph P. Garrigue beauftragt, der ſeitdem von Amerika zurückgekehrt iſt und an die „Commiſſion für die Begründung einer deutſchen Buchhandlung in den Vereinigten Staaten“ einen Bericht erſtattet hat, der als Manuſcript gedruckt iſt und von dieſer Commiſſion während der vorjährigen Leipziger Meſſe denjenigen mitgetheilt wurde, die ſich für den Plan, ein ſolches Geſchäft auf Actien zu begründen, intereſſiren.

Dieſer Bericht hat aber nicht blos ein buchhändleriſches, ſondern auch ein allgemeines literariſches und kulturgeſchichtliches Intereſſe. Leider finden wir darin beſtätigt, was wir freilich auch ſchon nach anderen Darſtellungen anzunehmen nicht umhin konnten, daß die vielen Tauſende von Deutſchen, welche jährlich nach Nordamerika auswandern, nicht blos dem deutſchen Staats- und Volksleben und der deutſchen Gewerbthätigkeit, ſondern auch der deutſchen Geiſtesrichtung, ja ſogar dem deutſchen Sprachgebiete verloren gehen. Wenn in den Vereinigten Staaten jetzt ein regeres Intereſſe für deutſche Wiſſenſchaft und deutſche Literatur ſich zeigt, ſo geht dieß weniger von unſeren

dortigen Landsleuten, als von gebildeten Anglo-Amerikanern aus, und nicht sowohl durch die Ersteren, als durch die Theilnahme der Letzteren wird die Errichtung einer deutschen Buchhandlung in Nordamerika ein lohnendes Unternehmen sein.

Zunächst ist nach der Meinung des Herrn Berichterstatters die Angabe des Herrn von Raumer zu berichtigen, daß die Anzahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten sich auf 4,886,000 belaufe. Eine solche Zahl könne höchstens dann als annähernd richtig betrachtet werden, wenn man die Abkömmlinge deutscher Einwanderer auch noch in der dritten und vierten Generation zu den Deutschen zähle, zu welchen sie aber eben so wenig gehören, wie etwa die in Deutschland lebenden Nachkommen der unter Ludwig XIV. ausgewanderten französischen Protestanten noch als Franzosen zu betrachten sind. Die meisten Abkömmlinge deutscher Eingewanderten in den Vereinigten Staaten verstehen, ihrer deutschen Namen ungeachtet, kein Wort mehr von der Sprache ihrer Väter, oder wenn sie dieselbe auch aus wissenschaftlichem Interesse erlernen, so können sie sich doch selten mit Leichtigkeit darin ausdrücken.

Von den im Osten der Vereinigten Staaten lebenden Deutschen gehören übrigens sieben Achtel den unteren arbeitenden Klassen an. Es sind Handwerker, Taglöhner und Bauern; Leute, deren Bedarf an Literatur sich in der Heimath auf einen Jahrmarktskalender oder höchstens eine Volkserzählung beschränkte. Von einem Bedürfnisse nach geistiger Nahrung ist bei ihnen nicht die Rede. Allerdings lernen sie in Amerika allmälig einsehen, daß die Kraft des Volkes hauptsächlich auf der unter allen Ständen verbreiteten Intelligenz und auf der Kenntniß der Zeitverhältnisse beruht. Aber wenn sie dieß einsehen, dann verstehen sie auch bereits so viel englisch, um die einheimischen Zeitungen lesen zu können, aus welchen sie nach und nach ein Verständniß der politischen Zustände schöpfen. Und haben sie dieses endlich erlangt, dann sind sie mittlerweile völlig amerikanisirt worden. Sie nehmen mit Enthusiasmus die Sache der amerikani-

ſchen Verfaſſung auf und ſprechen vorzugsweiſe gerne engliſch. Da dieſe Sprache in ihrem Geſchäfte immer geſprochen werden muß, ſo klebt ſie ihnen dermaſſen an, daß ſie ſie nicht allein mit in's Leben hinüber nehmen, ſondern daß ſie ſogar ihr gutes heimathliches Deutſch großentheils vergeſſen oder doch ſo mit engliſchen Brocken und Floskeln durchſpicken, daß es endlich ihrem eigenen Ohre beleidigend klingt und ſie es am liebſten gar nicht mehr ſprechen.

Dieſer unerfreulichen Darſtellung fügt Herr Garrigue die Bemerkung hinzu, daß der jener Bildungsſtufe angehörende Deutſche in den Vereinigten Staaten, ſobald er erſt angefangen, Nordamerikaner zu werden, natürlich ſeine neuen Zuſtände oft mit denen in der Heimath vergleiche. „Er geht dann von einem Extreme zum anderen über, und wie er anfangs das Gute in Amerika nicht faſſen konnte, weil er ſich ſelbſt noch nicht demſelben angepaßt hatte, ſo iſt er nun für das Gute in der Heimath ganz blind, der er entfremdet iſt. Er ſieht nur die dunkeln, ſchwarzen Seiten, und dieſe in doppelt ſchwarzem Lichte. Dadurch entſteht ein tiefer Haß in ihm gegen alles Deutſche. Es iſt eine anerkannte Sache, die ſich auch täglich dem beobachtenden Auge aufdrängt, daß der Deutſche dem Deutſchen am wenigſten freundlich begegnet. Ja, es iſt eine Furcht, ein Mißtrauen unter den Landsleuten, die ſehr tief wurzelt. Wenn der Deutſche ſich mit einem Landsmanne in ein Geſchäft einläßt, ſo ſichert er ſich mit viel größerer Vorſicht, als wenn er dasſelbe Geſchäft mit einem Amerikaner macht. Darin liegt zum Theil auch der Grund zum Streben nach Naturaliſirung, was ſich in der durchgehends amerikaniſchen Erziehung der Kinder am deutlichſten ausſpricht."

Auf die arbeitende Klaſſe der Deutſchen hat alſo eine deutſche Buchhandlung wenig oder gar nicht für ihren Abſatz zu rechnen; mehr kömmt jedoch der Ueberreſt (ungefähr ein Achtel) der deutſchen Bevölkerung in Betracht. „Dieſes beſteht," ſagt der Berichterſtatter, „1) aus Kaufleuten, die gerne deutſch leſen

würden, wenn sie die Bücher zu mäßigen Preißen in Amerika haben könnten, die aber die Mühe, selbst zu importiren, scheuen und daher bis jetzt nur englische gelesen haben; selbst bei diesen würde die Macht der Gewohnheit anfangs schwer zu bekämpfen sein, doch hängt der Sieg dann lediglich von der zweckmäßigen Leitung eines Etablissements ab und dürfte doch wohl binnen Kurzem erreicht werden; 2) aus Gelehrten, Aerzten und Predigern, welche so einstimmig über die Unzugänglichkeit und über die Unerschwinglichkeit der deutschen Literatur in Amerika klagen, daß anzunehmen ist, sie würden eine gute Buchhandlung daselbst mit Freuden begrüßen und nach Kräften unterstützen, wenn sich diese es angelegen sein ließe, namentlich verhältnißmäßig billige Preise zu stellen."

Ein günstigeres Verhältniß glaubt der Verfasser dagegen im Westen, den er freilich nicht selbst besucht hat, voraussetzen zu dürfen, weil dorthin (nach den Staaten Ohio, Illinois und Missouri) in neuerer Zeit viele Deutsche von Erziehung, wissenschaftlicher und politischer Bildung ausgewandert sind. Dort stehen die Deutschen sogar mit einer gewissen Entschiedenheit den „natives" gegenüber, so daß sie auf ihre Nationalität etwas halten und also auch anzunehmen ist, sie werden mit Freuden die Gelegenheiten benützen, die ihnen zur Erwerbung deutscher Bücher dargeboten würden.

Bis jetzt ist die Gelegenheit, dergleichen Bücher dort zu kaufen, sehr erschwert. Es gibt zwar in New-York, in Philadelphia und vielleicht auch noch anderwärts einige Läden, in denen man deutsche Bücher findet, aber diese werden eben nur als einer von den vielen Handelsartikeln betrachtet, die in den gedachten Läden zu haben sind, in denen (wie bei W. Radde in New-York und bei W. Rademacher in Philadelphia) hauptsächlich der Verkauf von homöopathischen Arzneien betrieben wird. An ein irgend befriedigendes Sortiment ist dabei natür-

lich nicht zu denken.*) Und auch die wenigen Bücher, die man dort findet, sind so enorm theuer, daß die meisten Kaufliebhaber zurückgeschreckt werden. Herr G. erzählt: „Humboldt's Kosmos, erster Band, der in Deutschland 2. Thlr. 20 Sgr. (für den Buchhändler: 1 Thlr. 24 Sgr.) kostet, wurde hier mehreren Herren zu sieben Dollars (9 Thlr. 24 Sgr.) vorgelegt, blos weil einige englische Journale anerkennend davon gesprochen hatten und die Nachfrage größer, als gewöhnlich, auch nur wenige Exemplare am Markte waren."

Am meisten rechnet der Verfasser, wie gesagt, auf die Nordamerikaner selbst und auf deren in neuerer Zeit erwachte Liebhaberei für deutsche Sprache und Literatur. Zwar gibt es dort Wenige, die eine eigene Büchersammlung besitzen, da man ein Buch eben nur kauft, weil man ein momentanes Interesse daran nimmt, nach dessen Befriedigung man es entweder zum Antiquar trägt oder auch sofort zu praktischem Bedarfe verwendet; ja, es kommt zuweilen vor, daß schon die ersten Bogen eines Buches anderweitig benutzt sind, während man mit Lesung der letzten noch beschäftigt ist. Dagegen gibt es fast an jedem Orte öffentliche Bibliotheken, die Alles anschaffen, was das Interesse derjenigen erregt, von denen sie erhalten werden. Unser Berichterstatter sagt darüber:

„Die öffentlichen Bibliotheken Nordamerika's genau kennen zu lernen, würde einem eigens zu diesem Zwecke reisenden, mit allen möglichen Vorkenntnissen ausgestatteten Manne jahrelanges Studium und sehr viel Geld kosten. Mein gelehrter Freund, Dr. Hermann Ludewig, der seit zwei Jahren alle Theile der Vereinigten Staaten, hauptsächlich in literarischen Interessen, bereis't hat und dem gewiß in der Bibliotheks-Wissenschaft alle Vorstudien zu Gebote standen, hat dieses erfahren. Er hat in

*) Nach den neuesten Berichten gehen zwei deutsche Buchhändler, welche kürzlich erst eingewandert sind, damit um, in New-York Sortiments- und Verlagshandlungen zu errichten.

dem in Amerika verlebten Zeitraume alle Bibliotheken besucht und untersucht, die er hat aufspüren können, und wird binnen Kurzem einen ausführlichen Bericht über dieselben drucken lassen. Wird nun die Anzahl und Vielfältigkeit der Bibliotheken in Erstaunen setzen, deren er erwähnt, so wird man sich nicht wenig wundern, wenn man hört, daß er die moralische Ueberzeugung hat, daß er höchstens die Hälfte der existirenden Bibliotheken aufzufinden im Stande gewesen ist. Es gibt in keinem Lande so viele Bibliotheken, als in den Vereinigten Staaten. In Betracht dessen, daß nur 70 Jahre seit dem Bestehen der Vereinigten Staaten vergangen sind, von denen ein großer Theil zur Urbarmachung des Landes verwandt werden mußte, ist in literarischer Beziehung in Amerika Wunderbares geleistet. Natürlich gibt es noch keine Bibliotheken wie die Regierungs-Bibliotheken in Berlin, München, Wien u. s. w., allein der Grund zu Bibliotheken, der in dem kurzen Zeitraume in Amerika gelegt ist, (denn was vor der Unabhängigkeits-Erklärung existirte, ist meist im Revolutionskriege verloren gegangen), verbürgt für die Zukunft ein rüstiges Fortschreiten. Vor der Hand haben dieselben auf deutsche Literatur wenig oder gar keine Rücksicht genommen, und es ist auch wohl im Allgemeinen nicht zu erwarten, daß es sehr bald geschieht. Durch die Befriedigung des Wunsches nach deutscher Literatur im Publikum selbst muß erst das Bedürfniß desselben rege gemacht und befestigt werden. Dann werden die Bibliotheken deutsche Bücher kaufen; denn sie sind nicht, wie bei uns, wissenschaftliche Institute, von der Regierung oder der Universität gegründet und gepflegt, sondern sie sind Eigenthum von Actien-Gesellschaften, und bei Anschaffung der Bücher wird nach dem Bedürfnisse der Actionäre verfahren. Hierin liegt auch die Lösung des Räthsels von der Schwierigkeit der Auffindung von Bibliotheken. Nur die Actionaire bekümmern sich um dieselben, und trifft man nicht zufällig einen solchen, so erfährt man nicht die Existenz, viel weniger das Local einer Bibliothek, denn die Aufschlüsse über Bibliothe-

ken in Fremdenführern und Gazetteers ſind ſo mangelhaft, als fehlerhaft. In Deutſchland ſchätzt man ſich's zur Ehre, einem Fremden möglichſt gründliche Auskunft zu geben und ſie für ihn zu erlangen, wenn man ſie ſelbſt nicht geben kann. In Amerika iſt es anders. Dort gibt einem Niemand Auskunft, ſelbſt über Dinge, die er am beſten weiß. Die Leute verlieren nicht gerne ihre Zeit im Intereſſe Anderer, und „Look out and help yourself" iſt daher allgemeine Regel für's Leben, wie für jede Unternehmung. Bei einigen Bibliotheken, deren Benützung jetzt ſchon das Bedürfniß nach deutſcher Literatur lebhaft fühlen läßt, hat die Anſchaffung deutſcher Bücher auch ſchon angefangen, z. B. die theologiſche Bibliothek in Andover (Maſſachuſ.) die Harward Univ. Library in Cambridge (Maſſachuſ.), die Lawschool Library daſelbſt u. ſ. w. Kleinere Bibliotheken, wie die Mercantile Library Association und die Society Library in New-York, auch Columbia College daſelbſt, haben auch ſchon einen Anfang gemacht, auf dem man fortbauen kann. Bei der großen Congreß-Bibliothek in Waſhington habe ich das Intereſſe dafür in einer Weiſe rege gemacht, daß ich gegründete Hoffnung habe, eine deutſche Abtheilung in derſelben noch dieſes Jahr begründet zu ſehen. — Der Astor Library, die nach dem bald zu erwartenden Ableben des alten J. J. Aſtor in New-York gegründet werden wird, ſind 50,000—75,000 D. zum Ankaufe deutſcher Bücher durch teſtamentariſche Beſtimmung vermacht."

Von dem Nachdrucke deutſcher Bücher in Nordamerika glaubt der buchhändleriſche Bericht keine Eingriffe in die Wirkſamkeit des zu begründenden Etabliſſements beſorgen zu dürfen, da der Abſatz einzelner Werke niemals groß genug ſein würde, um dort die ziemlich bedeutenden Koſten einer ganzen Auflage zu decken. Um übrigens auch dem möglichen Nachdrucke zuvorzukommen, räth der Verfaſſer den Verlegern ſolcher deutſchen Bücher, von denen ſie ſich einen größeren Abſatz in den Vereinigten Staaten verſprechen, beſondere wohlfeile Auflagen für die-

ſelben zu veranſtalten. Was die deutſche Preſſe in Amerika bisher geliefert, hat ſich auf Publikationen wie „Eulenſpiegel,“ „Schinderhannes“ und dergleichen beſchränkt*). Außerdem iſt nur noch „der kleine Staatsmann“ zu erwähnen, ein Buch, das darauf berechnet iſt, die arbeitende Klaſſe der Deutſchen über Politik zu belehren, ſo wie eine vom Prediger Rally veranſtaltete, in ſehr mangelhaftem Deutſch abgefaßte Ueberſetzung einer populairen, für den Bürger und Landmann beſtimmten „Geſchichte der Vereinigten Staaten.“

Von den deutſchen Zeitungen in Nordamerika iſt — wenige Ausnahmen, wie die „New-Yorker Staatszeitung“ und die Schnellpoſt,“ abgerechnet — bei dem niedrigen Stande der Bildung ihrer Herausgeber nicht viel Gutes für die Förderung des deutſchen Buchhandels und der deutſchen Literatur überhaupt zu erwarten. Der Verfaſſer räth vielmehr, ein der Beſprechung der letzteren gewidmetes Journal in engliſcher Sprache zu begründen, weil dadurch viel eher der Zweck erreicht werden würde, die Kenntniß derſelben zu verbreiten. „Die deutſche Zeitungspreſſe,“ fügt er hinzu, „hat in der Regel ein beſonderes Vergnügen daran, aus Deutſchland politiſche Kleinigkeiten und Lächerlichkeiten unter großen Uebertreibungen oder wenigſtens in ſehr kraſſer Darſtellungsweiſe mitzutheilen, und wirkt dadurch eher dahin, jedes Intereſſe an Deutſchland zu ertödten, als ein ſolches anzuregen. Von um ſo größerem Gewichte würde ein Journal, wie das eben beſchriebene, ſein, welches ſich ein ſo ſchönes Thema, wie die deutſche Literatur, zur Beſprechung wählte und ohne Lobhudelei derſelben nachdrücklich das Wort redete.

Der Berichterſtatter geht demnächſt zu einer Darſtellung des Buchhandels über, wie er ſich in den nordamerikaniſchen

*) In neuerer Zeit haben wir jedoch in amerikaniſchen Blättern die Ankündigung geleſen, daß von Friedrich v. Raumer's „Vereinigten Staaten von Nord-Amerika“ neben der engliſchen Ueberſetzung auch ein deutſcher Abdruck dort erſcheinen werde.

Freistaaten gestaltet hat. Ein über die ganze Union verbreitetes System, wie es in Deutschland sowohl dem Verlags- als dem Sortimentshandel eine solide Grundlage verleiht, existirt dort nicht. Das Geschäft beruht hauptsächlich auf Ehangen, und je nachdem ein Buch gesucht ist oder nicht, wird der Preis desselben willkührlich in die Höhe geschraubt oder von demjenigen heruntergesetzt, der gerade noch einen bedeutenden Vorrath davon besitzt. Dabei kann es sich ereignen, daß selbst in dem letzteren Falle ein Buch, das man eben zu kaufen wünscht, nicht leicht aufzufinden, weil der Verleger es längst schon im Ganzen zu irgend einem Spottpreise vom Lager geräumt hat und kein Katalog mit Sicherheit anzugeben vermag, in welchem Winkel der Union es sich eigentlich jetzt befindet. Inzwischen hofft unser Berichterstatter, daß die Errichtung eines deutschen Etablissements unter strenger Wahrnehmung der im Vaterlande üblichen Solidität auch in dieser Beziehung von wohlthätigem Einflusse auf den bibliopolischen Verkehr in Nordamerika sein würde. (M. f. d. L. d. A.)

Das Gerichtswesen.

Der unterste Beamte, bei dem eine Klage eingereicht werden kann, ist der Friedensrichter, auf englisch Justice of the peace, oder auch kurzweg Squire genannt. Je nachdem der Fall von geringerer oder größerer Bedeutung ist, ist er zur Entscheidung desselben competent oder nimmt nur eine Voruntersuchung auf und übergibt dann das Weitere dem höheren Gerichtshofe seines Kreises: circuit court genannt. Wird z. B. ein Dieb oder Jemand, der falsches Geld ausgegeben hat ꝛc. ꝛc. (Vergehen, die häufig vorkommen,) verhaftet, so hat der Squire ein Verhör anzustellen. Glaubt er den Arrestanten schuldig oder den Verdacht sehr gegründet, so läßt er ihn durch den Constable

nach der circuit court bringen. Findet er ihn aber unschuldig oder den Verdacht ungegründet, oder — und dies ist meistens entscheidend — ist Hoffnung da auf eine der Gefälligkeit entsprechende Erkenntlichkeit, dann wird er von der Anklage frei gesprochen und augenblicklich in Freiheit gesetzt, indem der Richter sagt: „Master N. N. You are discharged.“ Bei Schlägereien aber, wo es sich um Geldstrafen handelt, oder bei Klagen wegen angeblich erlittenem Unrecht oder Vorenthaltung von Eigenthum durch einen Andern muß vom Squire eine Jury berufen werden, um über Schuldig oder Nichtschuldig zu entscheiden, sowie die Geldstrafe zu bestimmen. Zu einer Jury sind zwölf Mann erforderlich. Der Squire beauftragt mit deren Zusammenberufung den Constable (Amts- und Polizeidiener), der nun seine Leute abfaßt, wo er sie kriegen kann, gerade von der Straße weg, aus den Schnapsschenken, Kaufläden ꝛc. Jeder Partei steht dann das Recht zu, drei von den zwölfen auszuschließen, worauf der Constable sich nach drei anderen umsehen muß. Fallen nun diese wieder nicht bei der einen oder anderen Partei nach Wunsch aus, und setzen sie Mißtrauen in ihr unparteiisches Urtheil, so muß dies genügend motivirt werden. Gewöhnlich aber ist der Constable vorher von dem reicheren Theil schon unterrichtet, wen er zu bringen hat.

In den größeren Städten haben die Squire's ihre Gerichtsstuben an gelegenen Plätzen in den Stadtvierteln gemiethet, für welche sie gewählt sind. In den kleineren Städten aber halten sie ihre Office gewöhnlich in der Werkstätte eines Handwerkers, oder sonst wo, z. B. in einer Schneiderboutique, einem Kramladen oder in einer Apotheke, wo eben Platz genug ist, um zwölf Mann Jury placiren zu können; für welche Vergünstigung dann monatlich eine Kleinigkeit entrichtet wird. Die Verhandlungen sind öffentlich, und in der Regel ist das Gerichtszimmer gedrängt voll Menschen. Sobald die Jury beisammen und von beiden Theilen angenommen ist, müssen die Mitglieder den Schwur ablegen unparteiisch und nach ihrer besten Ueberzeugung

über das zu urtheilen, was verhandelt werden soll. Darauf werden die Zeugen des Anklägers aufgerufen, und gleichfalls eingeschworen. Nach unserer obigen Zeichnung des amerikanischen Charakters jedoch wird es eben nicht unerwartet scheinen, wenn wir bemerken, daß das Schwören auf das Gemüth des Amerikaners keinen besonders tiefen Eindruck macht, um so weniger, da dieser Akt möglichst kurz abgethan wird. Der Richter läßt den Schwörenden die rechte Hand in die Höhe halten, und indem er selbst die Rechte aufhebt, liest er aus dem Gesetzbuche die Schwurformel ab, und hält dann dem Schwörenden die Bibel (ein anderes Buch thuts auch) zum Küssen hin. — Hinsichtlich der Zeugen hat man also im Fall der Noth keine großen Schwierigkeiten; es stehen einem immer Freunde zu Gebot, oder man kann sonst schlechte Menschen genug für billige Preise zum Schwören kaufen. — Die Zeugen geben ihre Aussagen auf die an sie gestellten Fragen im Interesse ihrer Partei ab, und haben ihr Gesicht der Jury zugewendet, damit diese jedes Wort deutlich verstehen kann. Jeder Theil läßt sich gemeiniglich durch einen Advokaten vertreten, der die Zeugen verhört. Ist er damit zu Ende, so tritt der Gegenadvokat auf und stellt Zwischenfragen an sie, dann giebt aber der Squire und der erste Advokat genau Acht, daß keine Fragen gestellt werden, die der Zeuge nicht verbunden ist zu beantworten, in welchem Falle ihm augenblicklich angedeutet wird, darauf nicht zu antworten. Auch jeder einzelne Geschworene darf Fragen an die Zeugen richten, sobald ihm etwas undeutlich scheinen sollte; eben so kann er erklären, daß dieser oder jener Zeuge nach seiner Meinung ein unzuverlässiger Mensch sei, auf dessen Eid er nicht bauen werde. Sind endlich die Zeugen beider Parteien verhört, so beginnt das Plaidoye der Advokaten. Zuerst kommt der Kläger, dann der Vertheidiger. Jeder von beiden sucht mit aller Geschicklichkeit den Ausspruch der Jury seinem Clienten vortheilhaft zu machen, insofern er nicht im Voraus von der Gegenpartei bestochen ist. Sind die Debatten zu Ende, so

wird der Entscheid über Schuldig oder Nichtschuldig der Jury übertragen. Diese schließt sich nun allein in ein Zimmer ein, und sucht, nachdem sie unter sich einen Präsidenten gewählt hat, sich zu verständigen. Werden die Geschwornen einig, so bringen sie in wenig Worten ihr Erkenntniß vor, und der Richter spricht dann die Strafe nach dem Gesetze aus. Können sich aber nicht alle zwölf Geschworne in ihren Ansichten vereinigen, so gehen sie zuletzt unverrichteter Sache auseinander, und die ganze Geschichte muß dann unter Beiziehung von zwölf anderen Geschwornen wieder von vorne angefangen werden, und dieses so lange fort, bis alle zwölf eins sind. Handelt es sich aber bloß um Geldstrafen, so ist es genügend, wenn sich nur alle über den Punkt der Strafbarkeit vereinigen. Das Gesetz bestimmt im gegebenen Falle das Minimum und Maximum der Strafe, und jeder einzelne Geschworne kann angeben, wie hoch die Buße innerhalb der Gesetzesbestimmungen sein soll. Vereinigen sich nicht alle über den gleichen Betrag, so werden die einzelnen Ansätze zusammen addirt und durch zwölf dividirt. Das gewonnene Facit giebt dann die Höhe der Geldstrafen an, und der Verurtheilte, sollte auch die Strafe nur 1 Cent sein, muß dann noch alle Kosten bezahlen.

Vom Ausspruch des Squires oder der Jury steht die Appellation an die Circuit court frei. Die bei einem Prozeß auflaufenden Kosten und Advokatengebühren erreichen indeß, ehe man sichs versieht, eine solche Höhe, daß Einem schaudert, wenn Constable, Sheriff und Lawyer (Advokat) mit ihren Rechnungen anrücken; und was die Schnelligkeit der Prozeduren anlangt, so kann auch die geringfügigste Sache Jahre lang von einer Partei, in deren Interesse es liegt, hinausgezogen werden. Beinahe in den Gesetzgebungen aller Staaten haben die Legislatoren (zugleich Repräsentanten des Volkes), die fast ohne Ausnahme Advokaten sind, ihres Vortheils wegen besondere Vorliebe für den Betrüger gezeigt, und geben ihm zum Nachtheile des ehrlichen (armen) Mannes so viele Vorrechte als möglich. So

darf z. B. in Missouri ein Friedensrichter nur alle drei Monate Gerichtstag halten, und die Circuit court nur alle vier Monate. Wenn nun Jemand eingeklagt wird, so kann das schon drei Monate währen bis der Gerichtstag heran kommt; ist dieser endlich da und die Reihe ist an der Sache, so tritt der Constable unter die Hausthür, wo der Friedensrichter seine Office hält, und ruft mit lauter Stimme die Namen der betheiligten Parteien aus. Jetzt braucht der Angeklagte nur vorzutreten und zu erklären, daß er zum Verhör (trial) nicht fertig sei („I am not ready"), und die Sache ist auf weitere drei Monate bei Seite gelegt. Beim nächsten Gerichtstag, also möglichenfalls nach Verfluß von sechs Monaten nach der ersten Eingabe der Klage, kommt der Prozeß dann wieder vor. Nun hat der Angeklagte nur nöthig zu schwören, wegen Abwesenheit eines ihm nothwendigen Zeugen nicht in's Verhör gehen zu können, und abermals hat er wieder drei Monate Zeit gewonnen. Endlich beim drittenmale, also nach neun Monaten, kann keine Ausrede mehr helfen; da muß er dran. Jetzt aber tritt sein Advokat auf, und giebt sich alle mögliche Mühe in der Eingabe der Klage oder Vorladung des Squire's einen Formfehler herauszufinden, und gelingt ihm dies, so muß eine neue Klage eingereicht werden, und zwölf Monate gehen somit vorüber, ehe nur das erste Verhör kann vorgenommen werden. Wird der Kläger in diesem nun auch gleich vom Squire verurtheilt, so hat er noch die Appellation an die Circuit court, welche nur alle vier Monate Sitzung hält, und der langweilige Tanz beginnt vom Neuen. Somit darf man sich glücklich schätzen, nach Verlauf von zwei Jahren ein Urtheil wider den Gegner zu erwirken. Dann aber beginnt erst das Exequiren, und damit richtet man häufig gar nichts aus. Denn die Gesetzgeber erlauben jedem Bürger vorweg, gegen jedwede Ansprache: ein Pferd mit Sattel und Zeug, eine Kuh mit dem Kalbe, mehrere Schweine und Haushaltungsgegenstände bis zum Belauf von 200 Dollars (500 fl.). Natürlich wird vom Verurtheilten aber zeitig dafür

geſorgt, daß man nicht mehr vorfindet, als Erlaubtes. Kann nun der Verurtheilte ſelbſt die Prozeßkoſten nicht zahlen, ſo wendet man ſich an den Kläger, und dieſer hat das Vergnügen auch noch zum Verluſt ſeiner Forderung die Unkoſten tragen zu müſſen.

Als Beleg und Beweis meiner Angabe, wie in Amerika Gerechtigkeitspflege in Anſehen ſteht, und welches Vertrauen man auf die Unparteilichkeit der Richter ſetzt, will ich noch eine Thatſache anführen. Im Winter 1843 wurde auf der amerikaniſchen Brigg Sommers, Kapitän Mackenzie, bei der Rückfahrt von Afrika eine Verſchwörung der Mannſchaft entdeckt, die zum Zweck hatte, die Offiziere des Schiffs zu ermorden und dann in Weſtindien Seeräuberei zu treiben. Der Kapitän Mackenzie ließ nun nach vorhergegangener Unterſuchung und Verurtheilung durch das Offiziercorps den Rädelsführer Spencer, Seekadet und Sohn des Kriegsminiſters Spencer, nebſt zwei anderen Mitſchuldigen an die Segelſtangen aufknüpfen. Darauf wurde nach ſeiner Landung in New-York Mackenzie auf Veranlaſſung des Kriegsminiſters ſogleich verhaftet auf die Anſchuldigung hin, daß er den Sohn des Miniſters unſchuldig hingerichtet habe, und jedenfalls nach Washington hätte bringen ſollen, um ihn dort den Gerichten zur Unterſuchung zu übergeben. Mackenzie aber erwiederte lachend, er wiſſe ſehr wohl, daß kein amerikaniſches Gericht den Sohn des Kriegsminiſters verurtheilt haben würde, und deßhalb habe er ihn nicht lebendig ans Land gebracht und die Sache in beſter Ordnung auf dem Waſſer abgemacht. Die Geſchwornen rechtfertigten die Handlung Mackenzie und derſelbe wurde wieder freigelaſſen.*)

*) Dieſes Urtheil zeigt denn aber doch, daß die Partheilichkeit der amerikaniſchen Gerichte nicht ſo groß iſt, als ſie der Verfaſſer ſchildert. Ueberhaupt will es uns bedünken, daß die Schattenſeiten des amerikaniſchen Gerichtsweſens hier etwas zu grell in den Vordergrund geſtellt ſind. Wollte man in derſelben Weiſe unſere deutſche Juſtiz ſchildern, was würde da erſt Alles herauskommen?

Die amerikaniſchen Geſetze ſind alle engliſch gedruckt. Zwar wurde in Betracht der großen Anzahl deutſcher Einwohner in Pennſylvanien vor einigen Jahren bei der dortigen Staats-Regierung eine Petition eingereicht, die Geſetze von Pennſylvanien auf Staatskoſten auch in deutſcher Sprache drucken zu laſſen, allein, dieſe Petition hatte keinen Erfolg. Gleiches Schickſal theilte die Motion eines Mitglieds des Repräſentantenhauſes im Kongreß im Winter von 1844 auf 1845: „die Verhandlungen des Kongreſſes auch deutſch drucken zu laſſen.“ — Privatim haben Advokat Körner in Belleville und Wilhelm Weber in St. Louis Auszüge aus den Illinois- und Miſſouri-Geſetzbüchern deutſch herausgegeben.

Eine andere Art von Gericht, wobei das Volk ſelbſt in Maſſe die Juſtiz ausübt, iſt das ſogenannte Lynch law. Wenn z. B. Jemand ſich wiederholter Diebſtähle ꝛc. ſchuldig gemacht hat, der Beſtohlene aber zu arm iſt, um die Klagekoſten bezahlen zu können, oder der Proceß zu langweilig und ungewiß ſein würde, ſo daß zu befürchten ſteht, der Verhaftete oder von der öffentlichen Meinung Gerichtete könne entweder durch das Geſetz nicht belangt, oder möchte durch Advokatenkniffe und Beſtechung der Richter freigeſprochen werden, ſo bemächtigt man ſich ſeiner oft mit Gewalt und theert und federt ihn, hängt ihn auf oder verbrennt ihn ſogar lebendig, wie es die Bürger von St. Louis im Jahr 1836 einem Mulatten machten. Nicht ungewöhnlich iſt es auch, daß ein Bordell, das der Nachbarſchaft läſtig iſt, dadurch aufgehoben wird, daß man Nachts das Haus abbricht oder den Damen überm Kopf anzündet. Ohne zuvor über eine regelmäßige fight übereingekommen zu ſein, darf ſich Niemand erlauben, Hand an einen Andern zu legen, in welchem Falle er wegen assault and battery eingeklagt und von der Jury verurtheilt wird.

Charakter, Sitten und Lebensweise der Amerikaner.

Nichts ist verschiedener und dem Anschein nach widersprechender als die Urtheile der einzelnen Schriftsteller über Charakter und Sitten der Amerikaner. Der Grund davon liegt theils in der Anschauungs- und Auffassungsweise der Schreibenden, theils aber auch in dem Volke selbst, das, wie jedes andere, seine guten und schlimmen Seiten besitzt. Wir stellen hier einige solche Urtheile zusammen, die zugleich noch einzelne Züge zur Charakteristik der amerikanischen Lebensweise enthalten.

G. F. Streckfuß, welcher mehrere Jahre unter manchfachen Schicksalen in Amerika zubrachte, schreibt in dieser Beziehung: Die Art, wie die Amerikaner leben, sagt dem Deutschen wenig zu und nicht leicht gewöhnt er sich an das wortkarge und ungesellige Betragen des Amerikaners. Er muß auf so manchen unschuldigen Lebensgenuß fast ganz Verzicht leisten. Die Woche verbringt er unter schweren Arbeiten und der Sonntag, welchen er im Vaterland als einen Tag der Erholung und Freude kannte, ist in Amerika ein Tag der Langeweile und Trauer. Der Amerikaner gehet am Sonntag dreimal, Früh, Nachmittags und Abends zur Kirche. Von Spaziergängen ins Freie weiß man hier nichts und es gibt keine Veranlassung dazu, da für den Fußgänger nichts gethan ist und er weder gut unterhaltene Wege, noch irgend einen Platz findet, wo er sich ausruhen oder erholen könnte. Die Umgebungen großer Städte sind gewöhnlich baumlos und im Sommer verleidet Mangel an Schatten, im Winter aber heftige Kälte das Spazierengehen.

Musik ist in Amerika selten und gewöhnlich ist sie schlecht. Gesang hört man nicht, außer in den Kirchen, wo man ihn theilweise sehr schön findet.

Der Amerikaner ist immer ernst. Er besucht zwar gern Kaffee- und Wirthshäuser, allein weniger um seine Gedanken umzutauschen, als um Zeitungen zu lesen und etwas zu genießen. Hier sitzt er hinter dem Tische, schaukelt sich mit untergeschlage-

nen Beinen auf seinem Stuhle und entfernt sich sehr oft wieder, ohne mit irgend Jemand, als dem Barkeeper — Kellner — gesprochen zu haben, von dem er ein oder zwei Gläser Wein, Rum, Whisky oder Bier fordert, diese schnell hinunterstürzt und sich dann entfernt. Manchmal unterbrechen jedoch den Ernst dieser Zusammenkünfte Lustigmacher, welche singen und tanzen, ohne dafür etwas zu erhalten. Dann werden sie umdrängt, ihre Späße werden belacht und dies ist das höchste gesellige Vergnügen des Amerikaners, der bei allem seinen Ernst gern lacht und wenn er auch selbst nicht gern Lachen erregt, doch die sogenannten Lustigmacher gern hat. Barbierer, Wirthe, welche Spaßmacher sind, haben wenn sie auch nicht immer die feinsten Späße machen, guten Zuspruch; obschon letztere sich selten damit abgeben.

Für den Auctionator aber ist die Fertigkeit in Späßen eine unentbehrliche Eigenschaft. Jeder Ausruf muß von einer lustigen Bemerkung begleitet sein. Ein Auctionator, welcher dies nicht versteht, darf nur auf wenig Zuspruch rechnen. Die Zungenfertigkeit der amerikanischen Auctionatoren ist aber außerordentlich groß und mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit wiederholen sie das gethane Gebot.

Auctionen sind in Amerika sehr häufig und ungeheure Vorräthe werden hier öffentlich verkauft, oder vielmehr verschleudert. Die häufigen Bankerotte liefern dazu Material genug und in Seestädten werden oft große Massen aller Arten von Waaren und Verkaufs-Gegenständen, welche theils dorthin gesendet wurden, oder Haveriewaaren zum öffentlichen Verkauf gestellt.

Bei solchen Verkäufen gewinnen natürlich die großen Kaufleute vorzüglich, da die Waaren oft für geringe Preise weggehen; besonders wenn sie Geld oder Kredit genug haben, um sie erstehen zu können.

In der Regel wird in Auctionen Jedem ein sechsmonatlicher Kredit gegeben, für welchen eine Bank Bürgschaft übernimmt,

die, wenn die Zahlungsfrist eintritt, mit Abzug von sechsmonatlichen Zinsen, Zahlung leistet.

Die Amerikaner zeigen in der Regel schöne Körperformen; sie sind hoch und schlank gewachsen, haben blaue Augen, gebogene Nase, einen feinen Mund und edle Haltung. Ihre Bewegungen sind leicht und geschickt und verrathen Sicherheit und Selbstvertrauen.

Die Frauen dürften sich wohl mit den schönsten Frauen und Mädchen Sachsens messen können. Denn, wenn ihnen auch die blühende Gesichtsfarbe und die feine Vollendung der Formen abgehet, entschädigen sie dafür durch regelmäßigern Wuchs, schönere Nacken und Busen, feine Gesichtszüge, durch, von Milde und Güte sprechende Augen, durch leichten Gang, gefällige Haltung, reizenden Anzug, — welcher in Schnitt bei allen, niedrigen und hohen, gleich ist — und durch Feinheit der Sitten und des Umganges.

Aber diese schönen Formen sind vergänglich.

Das weibliche Geschlecht ist in Amerika vielen Krankheiten unterworfen, wozu die sitzende Lebensart — alle gröbern Geschäfte werden von den Männern besorgt, welche sogar die Einkäufe für die Küche auf den Märkten übernehmen — und das häufige Theetrinken beitragen mag. Sehr viele sterben jung an der Auszehrung, andere leiden an der Krankheit, die der Pompadour ein Spottgedicht zuzog.

Die unverheiratheten Frauenzimmer zeichnen sich durch Sittlichkeit aus, die Frauen sind die besten und treuesten Gattinen und nirgends ist wohl mehr eheliches Glück als hier zu finden.

Ueberhaupt genießt das weibliche Geschlecht in Amerika einer größern Achtung als irgendwo und selbst die Gesetze erkennen diesen Vorzug an. Das unbeschworene Zeugniß des Weibes hat dieselbe Gültigkeit vor Gericht als das beschworne eines Mannes und jede brutale Behandlung der Ehefrau wird an dem Ehemann mit einer sechsmonatlichen Gefängnißstrafe geahndet. Daher das Uebergewicht der Frauen, welches oft in

eine unbedingte Herrschaft, selbst in thätliche Zurechtweisung der Herren der Schöpfung ausartet.

Auf die liebenswürdigen Eigenschaften der Amerikaner habe ich oft aufmerksam gemacht; allein es finden sich auch Schattenseiten. Zwar sind grobe Verbrechen, Mord, Bigamie u. s. w. ausgenommen, selten; selbst von Diebstählen, welche streng geahndet werden, weiß man nicht viel; aber desto gewöhnlicher sind die Betrügereien.

Sie scheinen ihren Grund in dem allgemein verbreiteten Hang zu haben: zu gewinnen, reich zu werden. Dieser Leidenschaft opfert der Amerikaner alles, und er ist nicht immer eckel in der Wahl der Mittel. Daher die häufigen, feinen und groben Betrügereien; daher die häufigen Bankerotte. Man kann gegen Ueberlistung nicht genug auf seiner Hut sein und die Gesetze scheinen diesen Lastern nicht entgegen treten zu wollen oder zu können.

„Bankerotte sind so häufig, daß in Frederikstown, einer Stadt, welche nur 5 bis 6000 Einwohner hat, in mancher Woche 3 bis 4 ausbrachen und selten verging eine Woche, wo dies nicht der Fall war.

Wer zwei Jahre in Maryland lebte — in Pennsylvanien ist's ihm in der ersten Woche erlaubt — kann sofort das Benefit, die Wohlthat der Vermögensabtretung, anrufen und er wird dadurch für seine Person gesichert. Da der Bankerottirer sich immer selbst angibt, so hat er Gelegenheit, seine beste Habe, sein Geld auf die Seite zu schaffen und den Gerichten nur so viel zu lassen, als er für entbehrlich hält. Gewöhnlich halten die Gerichte eine gute Ernte, bei welcher die Gläubiger leer ausgehen.

Die reichsten Leute haben vielleicht zwölf oder mehrere Male von dem Benefit Gebrauch gemacht.

Dem Handwerker, dem Arbeiter wird nie, oder nur selten sein Lohn sofort bezahlt. Er erhält nur etwas baares Geld auf Abschlag. Gegen Nothdurft sichert man ihn durch Anweisungen,

auf Schneider, Schuhmacher, Victualienhändler ꝛc., die ihm ihre Artikel gegen solche Bons gewöhnlich aufs Höchste anrechnen. Hat er nun Jahre lang gearbeitet, glaubt ein hübsches Sümmchen erspart zu haben; so wird ihm seine Hoffnung durch allerlei ungegründete Ausstellungen zu Wasser gemacht. Was will der arme Arbeiter, der oft nicht lang eingewandert, der Landessprache unkundig ist, machen? — Bringt er die Sache vor den Squire oder Court, so ist ihm der Einheimische, mit den Gesetzen bekannte, überlegen, dieser wird leicht zum Schwur gelassen und gehet als Sieger aus dem Streite; während der Betrogene noch Kosten zu bezahlen hat und sich überzeugt, er würde besser gethan haben, zu dulden und zu schweigen.

Einer meiner Landsleute, ein Tischler, tritt in Arbeit bei einem dortigen Meister, läßt sich bisweilen etwas abschläglich bezahlen und den übrigen Arbeitslohn stehen. Seine Kleidung ist aber abgerissen; er muß sie wieder herstellen und er ist genöthigt, seinen Lohn zu fordern. Er glaubt 48 Dollars auszustehen zu haben. Der Meister erwiedert lachend: er möge erst seine Rechnung machen. Er thut dies und bringt 48 Dollars und einige Cents heraus. Als die Rechnung dem Meister vorgelegt wird, lacht dieser überlaut und sagt ihm: er habe zwar Alles aufgesetzt, was er ihm gemacht; allein vieles vergessen, was er unterlassen habe und was er ihm dafür schuldig sei. Auf die Bitte, dies zu sagen, erhält er zur Antwort: das, was er verdorben, und an Arbeit schlecht geliefert. Denn er habe Stühle, Kommoden, Tische ꝛc. so schlecht gefertigt, daß bei deren Verkauf mehr verloren gegangen sei, als die 48 Dollars beträgen. Diese gingen daher darauf, und er müsse noch 5 Dollars heraus bekommen. Der Landsmann versucht die Güte; aber vergebens; nur die 5 Dollars sollen gestrichen werden. Er gehet nun zum Squire und verklagt den Meister. Der Squire nimmt die Klage zu Protokoll und läßt den Meister vorfordern, nachdem er den Kläger zuvor hat abtreten lassen. Der

Meiſter bleibt auch jetzt bei ſeinen Behauptungen und beweiſet ſie dadurch, daß er die Bibel küßt; erkläret ſich jedoch zu einem Vergleich bereit, worauf der Kläger wieder vorgerufen und ihm der Vortheil eines gütlichen Abkommens auseinander geſetzt wird, und ſo kommt endlich ein Vergleich dahin zu Stande, daß der Verklagte noch 2 Dollars herauszahlen ſoll. Dieſer zahlt ſie auch ſogleich, allein als ſie der Kläger einſtreichen will, fordert der Squire 2 Dollars 50 Cents für Prozeßkoſten und der arme Betrogene muß, will er ſich nicht durch den Conſtabler feſtnehmen laſſen, die 50 Cents noch nachzahlen.

Ein Kandidat der Theologie, welchen ich hatte kennen lernen, fand bei einem angekommenen Schiff Beſchäftigung durch das Ausladen von Brettern, welches ein Entrepreneur übernommen hatte. Die Arbeit war einträglich, denn es wurde nicht für den Tag, ſondern nach der Zahl der getragenen Bretter bezahlt. Sie dauerte eine Woche und der Kandidat hatte 9 Dollars verdient. Er forderte Bezahlung derſelben, allein dieſe wurde ihm unter dem Vorwande verweigert, daß er ungedungen zur Arbeit gekommen ſei und daß man ihn blos dabei geduldet habe. Dies wird beim Squire beſchworen und der Kandidat verliert den Rechtshandel und muß noch die Koſten bezahlen."

Vulpius, ein ſcharfer Beurtheiler der amerikaniſchen Verhältniſſe entwirft von der Lebensweiſe, den Sitten und dem Character der Amerikaner folgende Schilderung:

„In den Vereinigten Staaten herrſcht allgemeine Gewerbsfreiheit. Jeder kann ein Geſchäft treiben, welches er will, und ſo viele er will zu gleicher Zeit und neben einander. Da weiß man nichts von Privilegien, Conceſſionen und Zünften wie in Deutſchland. Nur die Advokaten müſſen ein kleines Examen gemacht haben, bevor ſie die Licenz bekommen, vor den oberen Gerichtshöfen plaidiren zu dürfen. Bei den Aerzten hingegen iſt dies nicht nothwendig. Heute kann einer Schneider ſeyn und morgen Doktor, oder auch beides zuſammen.

So ganz frei von Abgaben, wie man ſich die Sache in

Deutschland vorstellt, kommt man dabei aber doch nicht weg. Von Steuern weiß man zwar nichts, wohl aber von Taxen. Wer z. B. einen Kaufladen hält muß Taxe zahlen, je nach dem Kapitalwerth seines Stocks, und diese Taxe kommt der Gewerbssteuer in Deutschland gleich oder übersteigt sie wohl noch. Halbjährlich ist Zahlungstermin und der Sheriff oder Taxkollecteur hält seinen Einzug. Wirthshäuser zahlen ebenfalls Taxen, oder, wie man sich gewöhnlich ausdrückt: Licenz. Die höchsten Taxen müssen von den gewöhnlichen Trinkhäusern, deren Zahl legion ist, entrichtet werden. Man nennt sie grogschops, groceries, oder Kaffeehäuser, obgleich das ganze Jahr durch nicht eine Tasse Kaffee in einem amerikanischen Kaffeehaus getrunken wird. Die gewöhnlichen Getränke bestehen in verschiedenen Arten Branntwein, Wein und Bier. Weil nun die Anzahl der Schenken sich ungeheuer vermehrt hat, trotz der zunehmenden Temperanzwuth, so ist in manchen Städten vom Stadtrath die Verordnung getroffen worden, daß Keiner mehr Licenz erhält, wenn er nicht eine bestimmte Anzahl Bewohner des Viertels, wo er Wirthschaft treiben will, aufführen kann, die sein Gesuch unterstützen.

Handwerker, Künstler, Gelehrte, Aerzte ꝛc. haben keine Licenz zu bezahlen. Hingegen besteht für alle wieder eine Poll- und County-Taxe. Die erstere ist eine städtische Abgabe und die zweite für öffentliche Verbesserungen und Anstalten des Landes wie Straßen- und Brückenbauten, Rathshäuser ꝛc. Je nachdem ein Staat in Schulden steckt, sind auch die Güter, Vieh, Utensilien für Feld und Haus, Uhren und manches Andere mehr oder weniger hoch mit Taxen belegt. —

Vom Kartenspiel sind die Amerikaner große Freunde; eines der gebräuchlichsten Spiele nennen sie Juker, ein anderes Hazardspiel heißt Pocker, was oft ungeheuer hoch gespielt wird. Da indeß alle Kartenspiele um Geld verboten sind, und der Wirth, welcher eine Spielgesellschaft duldet, schwer gestraft wird und im Wiederholungsfalle seine Licenz verliert, so bezahlen die

Spieler dem Wirth gewöhnlich eine bestimmte Summe für die Stunde, und er räumt ihnen ein Hinterstübchen ein. Falls er nun eingeklagt wird, erklärt er: das Zimmer vermiethet zu haben und es gehe ihn nichts an, was seine Miethsleute darin machen. — Das Kegelspiel ist ebenfalls verboten, es heißt im Englischen: nine pin (9 Kegel). Das Verbot wird ganz einfach dadurch umgangen, daß man mit 10 Kegeln spielt.

Pässe, Heimathscheine, Wanderbücher oder so etwas braucht man in Amerika nicht. Nach diesen Dingen frägt Niemand. Wer einmal den Fuß ans Land gesetzt, kann ohne Belästigung von polizeilicher Seite hin wo er will. Wollen sich zwei verheirathen, so bedarf es auch hierbei nicht erst lange einer obrigkeitlichen Bewilligung, Leumunds- und Vermögenszeugnissen, mehrmaliges Verkündigen von der Kanzel herunter und was dergleichen Erfordernisse und Formalitäten in Deutschland mehr sind. Lust und Wille der beiden Hauptpersonen ist Alles, was nothwendig ist; sind sie einig, dann steht es ihnen frei entweder zum Pfarrer oder zum Squire zu gehen, und ihre Erklärung abzugeben, worauf ihnen eine Licenz ausgefertigt wird, die zwei Dollars kostet, und sie ihrer Wege gehen können. Gebräuchlich ist es, daß man die Hochzeiten so geheim wie möglich hält, damit Niemand zuvor etwas Bestimmtes über den Hochzeittag erfährt, bis die erste Nacht vorüber ist. Allein bei dem größten Heimlichthun wird die Sache gewöhnlich doch ruchbar, und dann ist an vielen Orten ein Charivari die bestimmte Folge. So gab es z. B. in Weston (Missouri) 1840 und 1841 bei jeder Hochzeit Nachts eine furchtbare Katzenmusik. Verkleidet, mit geschwärzten Gesichtern und auf alle mögliche Weise entstellt, ziehen sie Nachts unter fürchterlichem Lärmen und Brüllen, so gräßlich und schauderhaft als sie's nur machen können, mit Trommeln, Pfeifen, Sprachrohren, altem Blechgeschirr und womit nur immer spektakelt werden kann, vor das Hochzeitshaus und ruhen nicht eher als bis der gestörte Bräutigam endlich seine Aufwartung macht, und ihnen eine Grocery anweist,

wo sie auf seine Rechnung trinken dürfen. Auch die größte beiderseitige Armuth macht kein Hinderniß beim Heirathen. Der Sorge für die Zukunft wegen läßt sich der Amerikaner kein graues Haar wachsen. Diese Menschen haben eine Geschicklichkeit sich auch mit nichts durchzubringen, die einem Deutschen fast unbegreiflich erscheint.

Vor den Frauen haben die Amerikaner großen Respekt, den man beinahe Scheu nennen könnte. Sie begegnen ihnen mit Ehrerbietung, fühlen sich aber nicht wohl und nicht an ihren Platze öffentlich in ihrer Gesellschaft, und suchen, wenn sie es möglich machen können, bals das Freie zu gewinnen. Die Beschäftigung der Frauen besteht dort, wo keine Sklaven gehalten werden, in den gewöhnlichen Hausarbeiten, als: Kochen, Waschen, Stricken, Nähen, Spinnen; wo aber Sklaven sind, müssen diese auch jenes thun. Auf dem Felde arbeitet keine Frau, das wird für eine Entwürdigung und Schande ihres Geschlechts gehalten, und wenn man eine deutsche frisch in's Land gekommene Bauersfrau, die ihren Fleiß nicht so schnell bezähmen, und sich an die amerikanischen Gebräuche gewöhnen kann, draußen arbeiten sieht, dann ärgert sich und spottet lange Zeit die ganze amerikanische Nachbarschaft darüber. Ein eigenthümliches und unentbehrliches und ausschließlich dem weiblichen Geschlechte zur Benutzung dienendes Möbel in jedem amerikanischen Hause ist der Rocking chair, ein großer Lehnsessel mit unten angebrachten Läufen gleichwie bei Wiegen und Schaukelpferden. Einen großen Theil des Tages bringen Frau und Töchter des Hauses, besonders die in den Sklavenstaaten damit zu, sich in diesen Rocking chairs zur Kurzweil auf- und abzuschaukeln. Ohne Zweifel in Folge des zu vielen zu Hause Hockens, sind durchschnittlich die Frauenzimmer schmächtige magere Geschöpfe, die nach der Heirath schnell verwelken. Mit dem fünfzehnten Jahre hält sich jedes Mädchen für berechtigt, ihren Beau (Liebhaber) zu haben, und die Zeit des Heirathens ist gekommen. Bei der Ausstattung gibt kein Amerikaner seiner Tochter baares Geld mit, das Bett und einiger Hausrath, worunter auch ein

Reiſeſattel, ſind in der Regel Alles, was vor des Vaters Tod abgegeben wird. Auf dem Lande fügen aber vermögliche Leute obigen Gegenſtänden noch ein Reitpferd für die Frau, eine Kuh mit dem Kalbe, einige Schweine und Hühner für den Beginn der Haushaltung hinzu. Die Bettſtellen in Amerika ſind ganz nach altfränkiſcher Art gemacht, mit vier großen, maſſiven, hohen Eckpfoſten, oben und unten ein Kopf- und Fußbrett, und auf den Seiten zwei dünne Rahmenſchenkel mit Zapfen darin, über die netzförmig ein Seil geſpannt, und auf dieſes das Bett gemacht wird. Sie ſind breit und bequem zweiſchläfrig, um nicht durch viele Betten den Zimmerraum zu beſchränken. Iſt die Familie groß und arm, und die Hütte klein, ſo werden verſchiedene Etagen übereinander an der Wand mit Brettern aufgerichtet und dort das Lager aufgeſchlagen.

Landes- oder Volkstracht gibt es keine. Alles trägt ſich auf engliſche oder ſ. g. franzöſiſche Weiſe, der Bauer (Farmer) wie der Städter: Nur in der Feinheit des Stoffes findet der Unterſchied und die Auszeichnung ſtatt. Der Schnitt des Rockes muß aber bei Jedem derſelbe ſein; kommt daher ein Deutſcher, deſſen Rock nicht nach der Mode iſt, ſo darf er für Spott nicht ſorgen. Dunkelblau und Schwarz, auch hin und wieder Grau ſind die Hauptfarben bei ihren tuchenen Kleidern, und im Winter werden häufig große Ueberröcke von gelblichtbrauner Farbe getragen. Grün ſieht man am ſeltenſten. Im Sommer, wenn die Hitze drückend wird, kleidet man ſich ganz leicht und Sonntags in den Städten größtentheils weiß: weiße Hoſen, weißer Frack oder Ueberrock und Strohhut. Ueberhaupt putzt ſich Sonntags jeder Amerikaner ausnehmend, und man ſieht es Keinem an ſeiner Kleidung an, welchem Stande er angehört. Große Auswahl in Kleidern aber hat man in der Regel nicht; Rock und Hoſen werden ſo lange getragen, bis die Fetzen herunter hängen, dann werden ſie fortgeworfen oder den Sklaven gegeben. Die Kleider ſind ſchlecht genäht und ungefüttert, daher zerreißen die Röcke bald unter den Aermeln und an den Ellenbogen.

Das genirt übrigens den Amerikaner nicht, so lang der Rock nur sonst nicht zu alt und abgeschabt aussieht, wird er fortgetragen, und ein durchlöcherter einem geflickten vorgezogen. Ebenso ist es auch mit der Fußbekleidung. Die Schuhe haben gute Façon aber das Leder ist wenig werth, und von deutscher Arbeit unterscheiden sie sich gewöhnlich dadurch, daß die Sohlen nicht angenäht sondern mit zwei Reihen hölzerner Nägel ringsum angenagelt werden. Man trägt sie bis sie verschlissen sind, dann wirft man sie weg und kauft sich neue; den Flickerlohn sind sie nicht werth. Wenn einer jährlich nur drei Paar Stiefel braucht, so schätzt er sich glücklich. Kleider und Schuhe werden in den Städten des Ostens in ungeheuern Massen fabrikmäßig gemacht, und dann überall hin an die Kleider- und Schuhläden verschickt. Wenn man daher etwas braucht, so geht man gewöhnlich in ein solches Magazin und kauft es sich fix und fertig. Die Sachen kommen nicht theuer, ja wohlfeiler als in Deutschland. Hat man aber kein Vertrauen zu der Fabrikwaare, so geht man zum Handwerker und läßt sich die Kleider anmessen; dann muß man jedoch bedeutend mehr zahlen. In Bezug auf die Anschaffung von Weißzeug beschränkt sich der Amerikaner nur auf das Nothwendige; einen Kasten voll derartiger Sachen in Vorrath zu haben, wie es in Deutschland Gebrauch ist, hält er für überflüssig. Man kauft nur das, was auch unmittelbar gleich zum Gebrauch bestimmt ist. Viele haben z. B. nur zwei Hemden Diese einfache Einrichtung in ihrer ganzen Haushaltung überhaupt, mag darin ihren Grund haben, daß kein Amerikaner eine dauernde Heimath hat. Es muß schon einer ganz gute Geschäfte machen, wenn er sich entschließt an einem Orte zu bleiben, sonst verkauft er aus, und seine Spekulationswuth und Geldgier treiben ihn wo anders hin. Um dieser ihm angebornen Leidenschaft des Hin- und Herziehens genügen zu können, bieten ihm die vielen Dampfschiffe und Eisenbahnen die leichteste und wohlfeilste Gelegenheit. Er legt seine wenigen Habseligkeiten in ein kleines

ledernes Köfferchen, trägt dies an der Hand und steigt ins Schiff.

Zur Beförderung des Landverkehrs existirt eine Art Post- oder Eilwagen: stage genannt. Auf einzelnen Strecken aber, wie z. B. zwischen New-Orleans und St. Louis wird die Post von den Dampfschiffen mitgenommen. Wenn übrigens der Amerikaner zu Land reisen muß, wo keine Eisenbahnen sind, dann zieht er das Reiten dem Fahren vor. Von Fußparticen ist er kein Freund, und hat er nur eine halbe Stunde Wegs zu machen, so sucht er schon ein Pferd. Reiten kann Alles, Mann und Weib, Buben und Mädchen, groß und klein. Wenn der Farmer Butter, Eier oder sonst etwas in der Stadt verkaufen will, was zu unbedeutend ist, um es hineinzufahren, so nimmt er's oder die Frau zu sich auf's Pferd, und reitet so gravitätisch hinein. Etwas auf dem Kopfe zu tragen, wie es in Deutschland die Bauernweiber thun, würde nicht blos für höchst gemein gehalten werden, sondern ginge auch schon gar nicht wegen des Anzugs der Frauenzimmer. Denn wie in der männlichen Bekleidung zwischen Städter und Landmann kein Unterschied ist, so auch in der weiblichen. Der Aufwand der Frauen aller Klassen geht in's Weite; und die seidenen Kleider, Shawls und Hüte kosten nicht selten mehr als was der Mann das Jahr hindurch mit Mühe und List erworben hat. Auch die Aermste, obwohl sie kein Hemd am Leibe hat, muß doch ihren Strohhut (bonnet) mit grünem Schleier auf dem Kopfe haben. In dieser Beziehung sind die Damen eben nicht sehr delikat; sonst aber haben sie sehr delikate Begriffe von Schicklichkeit und Ehre. Sie betreten unter u. A. nicht leicht ein Haus, in dem keine Hausfrau ist, höchstens gehen sie bis unter die Thüre, auf der Straße suchen sie ihr Gesicht durch alle erdenklichen Wendungen den Augen der Männer zu entziehen u. s. f. Allein derartige Ziererein sind eben nicht zu ernstlich gemeint, wovon sich Jeder, der Lust und Muth hat, recht bald überzeugen kann. Von Schminke ꝛc. ist starker Consum vorhanden.

An Takt und Gewandheit im täglichen Leben, an Schlauheit im Handel und Wandel, an Fertigkeit der Zunge läßt der Amerikaner den Deutschen im Allgemeinen weit hinter sich. Ob ihm diese Eigenschaften angeboren, oder eine Folge des republikanischen Lebens sind, kann ich nicht entscheiden. Vor Allem ist er wißbegierig oder neugierig, wenn man will. Jedes Ding, das ihm zu Gesicht kommt, muß er kennen lernen; vor Allem will er das Wie und Warum wissen, Ursache und Wirkung müssen ihm klar sein, bevor er Glauben und Vertrauen fassen kann. Wird z. B. Jemand in der Familie krank, so geht man nicht gleich zum Arzte, der Hausvater ist selber mit den gebräuchlichsten Arzneimitteln bekannt, und curirt zuerst nach seiner eigenen Einsicht. Gewöhnlich wird eine populäre Arzneimittellehre (wovon die von Dr. Gun die verbreitetste ist) zu Rath gezogen, und erst dann, wenn die Selbsthülfe ohne Erfolg ist, geht man zum Arzt, aber auch dieser muß erklären, was und warum er dies oder jenes verschreibt. Wenn der Amerikaner irgend etwas aus einem Kaufladen oder der Apotheke zu kaufen hat, so fordert er nicht kurzweg was er will, sondern er fragt zuerst nach dem Preise; dann geht er wieder hinaus; indem er sagt: „I will call in again“ (Ich will wieder zusprechen). Nun verfügt er sich aber in den nächsten Laden, und macht es dort ebenso, und so fort durch ein Dutzend Läden, und nachdem er jeden mit der Versicherung verlassen: „I will call in again“! wandelt er endlich zu dem zurück, wo er glaubt, daß ihm der vortheilhafteste Handel geboten wurde. Ganz gewöhnlich ist es auch, daß sie, ohne etwas zu wollen in die Häuser gehen, und nachdem sie Alles angegafft und das Zimmer voll gespuckt haben, wieder hinausgehen ohne ein Wort gesprochen zu haben. — Das Entlehnen von Hausrath ꝛc. ist auch eine Haupteigenschaft, besonders der Frauen. Weil ihnen oft der nothwendigste Hausrath in der Haushaltung mangelt, so wird täglich auch das unentbehrlichste aus der Nachbarschaft zusammengeliehen, und so lange man es auf diese Weise erhalten

kann, wird es nicht gekauft. Besonders müssen in dieser Hinsicht die deutschen Frauen herhalten, weil ihre Haushaltungen in der Regel besser versehen sind. Wohlhabende deutsche Frauen sind gewöhnlich anfangs zu bescheiden und gutmüthig um dergleichen Anforderungen ihren amerikanischen Nachbarinnen abzuschlagen. In Beziehung auf Reinlichkeit kann man im Durchschnitt den amerikanischen Haushaltungen nichts Nachtheiliges vorwerfen. Weil man in allen Häusern Kamine oder kleine eiserne Kochöfen und keine Kochheerde hat, so ist in den Zimmern nicht jener unangenehme Geruch, den man so oft in den deutschen Bauernhäusern antrifft. Das Küchengeschirr muß aber natürlich nach den Kochöfen eingerichtet sein, was den deutschen Frauen ungewohnt vorkommt, so daß sie sich oft nach ihrem Heerde zurücksehnen. Vornehmlich findet diese bei denen vom gebildeteren Stande statt, die sich nur allmählig und schwer an den engen Raum im Hause, an die vielerlei Entbehrungen, denen sie hier nicht entgehen können, und überhaupt an die neuen Verhältnisse gewöhnen; wo hingegen die deutschen Bauernweiber, die den Mangel eines gebildeten, gesellschaftlichen Umganges weniger fühlen, sich schneller mit dem Lande aussöhnen. Die Sitte, welche ihnen nicht mehr erlaubt, auf dem Felde zu arbeiten, und sie zwingt, sich städtisch zu kleiden, fällt ihnen nicht zu schwer, und sie gewöhnen sich leichter daran als es manchem Manne lieb ist.

In der Kochkunst sind die Amerikaner weit hinter den Deutschen zurück. Ihre Speisen bestehen zum größten Theile aus Fleisch, was in eisernen Pfannen gebraten wird. Von Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in Zubereitung der Speisen haben sie durchaus keine Kenntnisse. Gemüse kommt selten auf den Tisch, und dann nur angeschwellt ohne irgend eine weitere Zubereitung; so wird auch der Salat blos gewaschen und dann aufgetragen. Die Kartoffeln werden blos gesotten, und wenn's hoch kommt, ganz geröstet. Einen Theil der amerikanischen Tafel versüßt auch öfters eingekochter Kürbisbrei, dicke-

kochter Reis, ganze gebratene Aepfel, und Syrup (Mollasses), der nie fehlt und auf Brod, Pfannkuchen ꝛc. geschmiert wird. Zucker wird nur gelber, sogenannter Kochzucker verbraucht; weißen sieht man nur in den bessern Gasthöfen und in den Kajüten der Dampfschiffe noch daneben aufgestellt. Brod gibt es zweierlei Arten: Weizen- und Welschkornbrod. In den Städten wird ersteres von den Bäckern in Backöfen gebacken, und zweimal täglich bei den Kunden herumgefahren; auf dem Lande aber wird es durchgängig in eisernen Pfannen auf glühenden Kohlen im Kamin oder Kochofen gebacken. Das in den Haushaltungen selbst gebackene Weizenbrod besteht aus einem Teig von Mehl, Wasser und etwas Potasche zusammengeknetet, der in kleine, ungefähr wie das Innere der Hand große Leibchen oder Küchlein geformt wird. Gewöhnlich ist aber nur die Kruste dieser Brödchen ausgebacken, und innen ist noch der pure Teig. Man nennt diese Art Gebäcks Bisquits. Das gewöhnlichste Brod des Bauers und Landes überhaupt ist aber das Welschkornbrod, das ebenfalls auf Kohlen im Kamin in eisernen Pfannen ungefähr zwei Finger hoch wie Kuchen gebacken wird. Beim Verschneiden oder Brechen bröckelt es auseinander, und schmeckt kalt so schlecht, daß man in der Regel bei jeder Mahlzeit neues bäckt. Gewöhnlich wird beim Essen Butter auf's Brod gestrichen. Dieses Welschkornbrod, in dünnen Scheiben gebratner Speck und Butter bilden auf dem Lande die regelmäßige und gewöhnliche Nahrung. Sitte ists, daß das ganze Essen zugleich aufgetragen wird, bevor man niedersitzt. Suppen haben die Amerikaner nicht. Im Frühstück, Mittag und Nachtessen ist kein Unterschied: jeder Tag und jede Mahlzeit bringt gewöhnlich dasselbe, nur daß beim Frühstück zu den Speisen Kaffee, beim Mittagessen Wasser, und beim Nachtessen in der Regel Thee genossen wird. Die Milch wird nicht wie in Deutschland zuerst aufgekocht, sondern ganz kalt zum Kaffee oder Thee genommen. — In den Gasthäusern werden die Speisen in kleinen Portionen auf einer Menge von Platten auf dem Tisch herum vertheilt.

Ist Alles aufgetragen und gerichtet, so wird mit einer kleinen Glocke das Zeichen gegeben, und in demselben Augenblick stürzen sich die Harrenden wie eine Heerde Wölfe über die Tafel her, und jeder greift was er bekommen kann. Dem Fremden, welcher mit diesen Gebräuchen der civilized and enligthened nation noch nicht gehörig bekannt ist, und sich zuerst im Hintergrund hält, bleibt dann natürlich nur der schlechteste Platz am Tische übrig, und bis er sich zurecht gesetzt und umgeschaut hat ist der Inhalt der Teller schon größtentheils verschwunden, und er kann sich mit übriggebliebenen zusammengescharrten Resten begnügen. Kein Geschäft wird von dem Amerikaner in solcher Hast und Eile verrichtet wie das Essen; keine Sylbe kommt dabei über seine Lippen, ausser wenn er sich von einem entfernt stehenden Gerichte die Platte ausbittet. Mit dem letzten Bissen im Munde steht er schon auf und verläßt das Speisezimmer.

Ein unentbehrlicher Artikel des Amerikaners ist der Tabak, welchen er sowohl in Gestalt von Cigarren als auch zum Kauen verbraucht. Geschnupft wird jedoch sehr wenig, und wenn die Männer aus Pfeifen rauchen, so sind dies gewöhnlich nur kurze kölnische, und dies geschieht meist nur im Winter, wenn sie um den Kamin herumsitzen. Auch die Frauen, besonders ältliche, rauchen viel aus solchen Pfeifen im Hause und bei den Nachbaren, doch selten über die Straße, was nur Weiber vom gemeinsten Schlage wagen. Ohne Cigarren und Kautabak aber kann kein Amerikaner leben; nie wird man einen sehen, der nicht eines von beiden im Munde hat: der zwölfjährige Knabe wie der Greis, der Reiche wie der Arme, der Präsident in Washington wie der Hinterwäldler — jeder hat seinen Brocken Kautabak im Backen liegen, und spuckt und geifert dabei dermaßen, daß in kurzer Zeit, er mag sein wo er will, ein See brauner stinkender Jauche sich mehr und mehr um ihn herum auszudehnen beginnt. Auch der ärgste Feind hilft dem andern mit Kautabak aus, denn einem Amerikaner den Kautabak entziehen, wäre für ihn ärger als Todesstrafe. Aber

auch die meisten Deutschen, sowie alle anderen Einwanderer nehmen bald nach ihrer Ankunft diese ekelhafte Sitte an, und machen sie sich zum Bedürfniß.

Auch rohe Zwiebeln sind eine Lieblingsspeise des Amerikaners, so wie er überhaupt in gar Manchem Aehnlichkeit mit dem Juden verräth. Das Aufstoßen nach dem Essen, gewöhnlich Koppen genannt, wird durchaus für nichts Anstand widriges gehalten, und diesem Drange jederzeit und in welcher Gesellschaft es auch sein mag, unaufhaltsam Folge geleistet. Hat der Amerikaner nichts zu thun, so sucht er ein Stückchen Holz, zieht sein Messer heraus und fängt an zu schnitzeln, während er sich mit einem Andern unterhält oder nachdenkt. Sitzt er am Tische und will sich's bequem machen, so legt er die Beine auf den Tisch; sitzt er am Kaminfeuer, so stemmt er die Füße gegen die obere Feuerwand an, und spuckt dabei ins Feuer. Durchgehends besitzt er ein lebhaftes aufgewecktes Temperament, ist gewandt im Umgang, versteht sich einzuschmeicheln und spricht comme il faut; — allein wer seinen Worten ungemessenen Glauben schenkt, wird sich oft betrogen sehen und sein Vertrauen mit schwerem Verlust bezahlen müssen.

In Bezug auf die geistigen Getränke des Landes ist das gebräuchlichste Whisky: ein ziemlich starker Branntwein aus Welschkorn mit Zusatz von etwas Roggen. Davon wird beinahe im jeden Hause ein Krug voll vorräthig gehalten. In den Wirths- und Kaffehäusern trinkt man außer Whisky, Bramly, Cognac ꝛc und Wein und Bier In einer Bouteille wird auch noch „Bitteres" hingestellt. In alle Schnapsarten mischt nämlich der Amerikaner geriebenen weißen Zucker und „Bitteres" zuweilen auch noch anderes, z. B. Pfeffermünzessenz, Muskatnuß ꝛc. Alles was er trinkt, muß süß schmecken und stark sein. Von Wein versteht er gar nichts, und was unter dem Namen Wein in den Wirthshäusern gereicht wird, ist meistens aus Frankreich eingeführtes, künstlich fabrizirtes Zeug aus Branntwein, Wasser, Zucker und Gewürz. Es schmeckt süß und erregt

hintennach Kopfschmerz. Bei besonderer Veranlassung trinkt man noch Champagner, Port und Madera, wenigstens so getauft; Rheinwein, der in nicht unbedeutender Menge eingeführt wird, trinken nur die Deutschen, denn der Amerikaner findet ihn schlecht, weil er nicht süß schmeckt. Fast jeder, wenn er nicht ein Temperenzmann ist, nimmt Morgens vor dem Frühstück seinen „Bittern."

Wie es in Deutschland Sitte ist, daß Frauen und Mägde auf den Markt gehen und einkaufen, so thun es in Amerika die Männer. Der Mann nimmt, sowie er aufgestanden ist, den Henkelkorb an den Arm und geht auf den Markt um Fleisch, Gemüse, Butter, Eier und was die Küche nöthig hat einzukaufen. Auf dem Heimwege wird dann wieder in einer befreundeten grocery der „Bittere" genommen. Das Gemach in Kaffee- und Wirthshäusern, wo die Getränke aufgestellt sind, wird Bar genannt; es ist ein Zimmer mit 2—3 Schäften an einer Wand versehen, auf denen die Schnapsflaschen (**Liquor Bottels**) Parade machen, und zur Ausschmückung je zu zweien durch eine Citrone getrennt sind. Davor steht ein langer Tisch (Counter) und dahinter die **Barkeeper** (Kellner). Tritt der Amerikaner in die Wirthsstube, so läßt er sich, falls er kein Loafer ist, selten nieder, sondern stellt sich vor den Counter, und fordert was er zu trinken wünscht, sammt allen Zuthaten und Beimischungen (wie Zucker, Bitters ꝛc., wozu im Winter noch heißes Wasser mit Eiern vermischt kommt, welche Mixturen dann nach ihren verschiedenen Bestandtheilen verschiedene Namen erhalten, wie **Hot punch, Egg Nack, Tom and Jerry, Irish Cocktail** ꝛc. Das letztere ist ein Gemisch von Whisky, warmen Wasser und zu Brei zerquetschten gebratenen Aepfeln). In größter Geschwindigkeit wird ihm das Verlangte gereicht, während der Gast das Geld abzählt; er leert darauf mit einem Schluck sein Glas aus und geht wieder zur Bar hinaus.

Außer wenn **Breakfast — Dinner** — oder **Souper** — time (Frühstück-, Mittag- oder Nachtessenszeit) ist, kann ein Frem-

der in einem Wirthshause nichts zu essen bekommen, als allenfalls ein paar Crakers, kleine runde Dinger von der Größe eines Thalers, einer Art Zwieback oder Matzen aus festem Teige; die Crakers sind auf jedem Counter in großen weißen Zuckergläsern aufgestellt, und jedem Gaste steht es frei sich einige zu nehmen. In den bessern Kaffeehäusern der großen Städte ist es eingeführt Mittags 11 Uhr in der Bar kalte Speisen: Wurst, Schinken, Zunge, Salat, Käse, Butter u. dgl. aufzustellen, zur unentgeltlichen Benutzung der Anwesenden. Durch öftere Wiederholung des „Bittern" oder eines sonstigen Schlucks (auch Dram genannt), sowie durch häufigen Besuch überhaupt sucht man den Wirth für das genommene Essen wieder schadlos zu halten. Der Name dieser Mahlzeit ist Lunch; und wer den besten Lunch aufstellt, hat sich zwischen 11 und 12 Uhr unfehlbar einer guten regelmäßigen Kundschaft zu erfreuen. Um 12 Uhr wird abgetragen und die Lunchzeit ist vorüber. Von einigen aber wird diese Einrichtung benutzt, um sich, indem man mehrere Lunchs nacheinander besucht, ein gutes und wohlfeiles Mittagsessen zu verschaffen.

Um in der Haushaltung die alten und zerrissenen Kleidungsstücke noch auf eine nützliche Art zu verwenden, werden die wollenen Lumpen gesammelt und daraus von den amerikanischen Hausfrauen Teppiche verfertigt, indem sie die Lappen in schmale Riemen schneiden, die gleichfarbigen dann an den Enden zusammennähen und mit gehöriger Eintheilung der Farben das Ganze arrangiren. Diese Teppiche befördern sehr das Warmhalten der Zimmer, was bei den gewöhnlich schlechten Fußböden und leichtgebauten amerikanischen Häusern sehr nothwendig ist.

Auf dem Lande trifft man es häufig, daß die Frauen nicht blos alle Kleider für sich, sondern auch für die männlichen Mitglieder der Familie verfertigen, nachdem der Schneider vorher das Zeug geschnitten hat.

Die nach den ländlichen Blockhütten, deren Beschreibung weiter unten angegeben ist, nächst beste Art von Häusern sind die

ſogenannten Främehäuſer (Framehouses). Aus ſolchen beſtehen größtentheils die kleineren Städte. Sie werden auf folgende Weiſe gebaut. Vier beſchlagene Balken von der Länge wie das Haus lang und breit werden ſoll, bilden den Kranz; in dieſe werden rings herum, immer zwei Schuh von einander, 4 Zoll im Quadrat haltende beſchlagene Pfoſten aufrecht eingeſtemmt. Auf dieſe Pfoſten werden dann von oben wieder vier Balken eingelaſſen, und das Gerippe oder der Rahmen (Frame) des Hauſes, iſt fertig. Hierauf wird das Dach geſetzt, und dann die Wände und obere Decke von innen mit vier Fuß langen Latten ausgefüllt und mit Mörtel verſtrichen und geglättet. Von Außen werden an die Pfoſten 5″ breite und $1^1/_2$″ dicke Brettchen (gewöhnlich Schwarzwallnußholz) von unten herauf in dachziegelförmiger Ordnung angenagelt und mit Bleiweißfarbe angeſtrichen. Dieſe Art Häuſer ſehen ziemlich freundlich aus, allein ſie ſind im Winter ſehr kalt, weil der vier Zoll weite Zwiſchenraum zwiſchen den Brettern außen und den Latten innen leer bleibt. Dieſer leere Raum hat außerdem auch noch die Folgen, daß er Ratten und Mäuſen einen herrlichen Aufenthalt gewährt, mit welchen Thieren gleich wie mit Wanzen jedes Haus in Amerika reichlich geſegnet iſt.

Auf die Främehäuſer folgen dann die backſteinernen, Brickhäuſer genannt (Brickhouses). Zwei Backſteine in der Breite nebeneinander gelegt, bilden die Dicke der Mauer. Steht eine Stadt auf felſigter Unterlage, ſo werden im Verlauf der Zeit von reichen Leuten auch ſteinerne Häuſer gebaut, ſie ſind aber die ſeltenſten. Die Dächer ſind faſt durchgängig mit Schindeln gedeckt, nur in den großen Städten ſieht man auch Schieferdächer; Ziegeldächer aber nirgends.

Neue Städte zu gründen, macht in Amerika keine Schwierigkeit; dies iſt ein Haupt- Handels- und Spekulationszweig. Vorzüglich findet das in den weſtlichen Staaten und Gebieten ſtatt, wohin der Hauptzug der Einwanderer geht, ſowohl der Europäer als Amerikaner. Der letztere hat, wie ich ſchon oben

bemerkte, so lange nirgends Ruh und Rast, bis er nicht tief in der Wolle sitzt; sein einziger Gedanke, die Gierde Geld zu erwerben, verläßt ihn erst am Grabe, weshalb er auch keine Heimath hat, und immer weiter und weiter nach Westen zieht. Hat er irgend wo dann wieder ein Stück Land in Besitz genommen, entweder durch Kauf von Privaten oder der Regierung, und er denkt eine Spekulation ausführen zu können, so läßt er sein Eigenthum vom ersten besten Feldmesser zu Hausplätzen ausmessen, bei welchem Geschäfte die am Flusse hin und um den Marktplatz herum ausgestellten Plätze gewöhnlich die kleinsten sind, weil solche ihrer vortheilhaften Lage wegen am höchsten bei der Steigerung kommen. Hierauf gibt man der Stadt einen pompösen Namen, z. B. Washington, Sparta, Athen, Jefferson, Jackson ꝛc. und schreibt eine Steigerung aus. In diesem Ausschreiben werden die zahllosen Vortheile, welche die Lage der neuen Stadt in jeder Hinsicht darbiete, dermaßen glänzend geschildert, daß man glauben sollte, man könne nichts Besseres thun als Alles liegen und stehen lassen, und sich dort einen Hausplatz kaufen, so lange es noch eben Zeit sei. Allein meistens hat es nicht so sehr Noth mit der Eile; und wenn die Lage des Orts nicht vorher schon allgemein als eine sehr gute bekannt ist, woraus sich beinahe mit Bestimmtheit schließen läßt, daß der Anbau von guten Folgen ist, so ist die Speculation eine sehr gewagte, und man muß sich dann auf keinen Fall zu hoch einlassen. — Ob viel oder wenig Häuser an einem Fleck entstehen, ist gleich, es heißt doch immer Stadt und wenn diese auch nur aus drei Blockhäusern bestände, worunter gemeiniglich das erste eine grocery, das zweite ein Kramladen und das letzte eine Schmiede ist. Solcher Städte kann man zu Dutzenden im Innern des Landes und den Flüssen entlang zu sehen bekommen. Mit der Zeit aber erhebt sich gewöhnlich eine über die umliegenden andern und diese bleiben dann für alle Zukunft entweder todte unbedeutende Nester oder werden auch wieder ganz verlassen von Menschen.

Die Häuser in den Städten, welche an den Landungsplätzen der Dampfschiffe, auf den Marktplätzen und Hauptstraßen stehen, werden im untern Stock ohne Ausnahme, größtentheils auch bis oben hinauf, zu Kaufläden, Kaffeehäusern, öffentlichen Versteigerungslokalen (auction stores) und allen möglichen Magazinen, Büreaus und Geschäftszimmern hergerichtet. Die Wohnungen für die Familien sind in den entlegeneren Gassen im Hintergrund und außerhalb der Stadt; und wie sich diese hebt und an Bedeutung gewinnt, so ziehen sie sich in gleichem Verhältniß weiter zurück. Was fragt der Amerikaner nach einer angenehmen freundlichen Wohnung; seinem Verlangen nach Geld muß alles Uebrige weichen. Sich das Leben angenehm zu machen, es als Mensch zu genießen, das fällt ihm nicht ein. Nur die Sache reich zu werden, sei es auf ehrlichem oder betrügerischen Wege, ist die Triebfeder, die sein ganzes Wesen, seine körperlichen und geistigen Kräfte Tag und Nacht in Thätigkeit erhält. Der Raum des Hauses wird bis zum kleinsten Fleck zum Gelderwerb benutzt. Fast kein Haus hat einen Hausgang, die Zimmer öffnen sich unmittelbar auf die Straße, und eine Familie, welche in Deutschland wenigstens drei Zimmer, ein paar Kammern, Küche, Keller ꝛc. glaubt nöthig zu haben, um leben zu können, wohnt dort in einem einzigen Zimmer beisammen. Küchen hat man auf dem Lande selten, weil man im Kamin, oder wenn das Haus keinen hat, in eisernen Oefen kocht. Das was die Amerikaner Kitchen (Küche) nennen, ist eigentlich nur ein Verschlag, wo der Proviant und das Küchengeschirr aufbewahrt wird. In den Hauptstraßen der Städte ist der Raum der Häuser so sehr für das Geschäft in Anspruch genommen, daß ein großer Theil selbst keinen Abtritt hat. Auch sind diese nie und nirgends im Hause selber angebracht, sondern immer in einer Ecke des Hofes so einfach wie möglich. Kommoden, Kasten ꝛc. hat der Amerikaner nicht sehr nöthig, da er die Kleider an den Nägeln der Wand aufhängt ꝛc. Dagegen wird man selten in einem Wohn- oder Geschäftszimmer einen

Spiegel vermiſſen. Dieſer iſt dort, wo ſo viel blos auf den äußeren Schein berechnet iſt, einer der unentbehrlichſten Gegenſtände. So wie der Amerikaner in's Haus tritt, betrachtet er ſich gleich nach allen Richtungen und ganz mit Muße im Spiegel.

Wenn amerikaniſche Frauen ſich beſuchen, ſo gibt es in der Regel keine Bewirthung mit Kaffee ꝛc. wie bei uns in Deutſchland, auch iſt die Unterhaltung weit weniger lebhaft. Dafür aber kämmt ſich Eine nach der Andern das Haar aus. Der Beſuch bringt keine Arbeit mit ſich, nimmt ruhig Platz im Rocking chair, und die Hausfrau läßt ſich in ihrem Geſchäft nicht ſtören. Endlich nach einem langweilig hingebrachten Nachmittag erhebt ſich der Beſuch und geht mit einem good wening wieder zur Thür hinaus.

Im Sommer haben alle Frauenzimmer, wenn ausgeritten wird, Strohhüte mit grünen Schleiern auf. Im Hauſe aber und zum gewöhnlichen Gebrauch trägt man eine andere Art Hüte. Sie beſtehen aus dicken Bogen Pappdeckel halb zuſammengerollt und mit einem Stück Baumwollenzeug überzogen, das an den Seiten etwas, im Rücken aber weit herunterhängt. Hinten im Nacken wird das Tuch, um ein wenig Façon dem Hut zu geben, mit einem Zug zuſammengezogen. Im Winter ſind dieſe Art Hüte ſchützend gegen die Kälte, und im Sommer gegen die Muſkiten.

Eine Lieblingsſache des Amerikaners iſt es, in der Zugluft zu ſitzen, was übrigens merkwürdig genug ohne den geringſten Nachtheil geſchieht.

In Gegenden wo Steinkohlen gegraben werden, die ſich in Nordamerika überhaupt häufig finden, werden dieſe von den Städtern im Winter mehr verbrannt als Holz. Aber auf dem Lande und beſonders da wo Holz genug iſt, brennt den ganzen Tag im Winter ein furchtbares Kaminfeuer. Während man jedoch auf der einen Seite faſt verbrennt, ſo erfriert man auf der andern in den ſchlechten Häuſern bei den kalten Wintern. Nicht nur im Winter aber darf bei dem Farmer das Feuer im

Kamin Tag und Nacht nicht ausgehen, sondern auch im Sommer wird in einer Ecke beständig Glut in der Asche gehalten. Manchmal ereignet es sich aber, daß der Regen zu stark durch den Kamin stürzt, das Feuer erlöscht, und keine Matches (Zündhölzchen) im Hause sind, dann muß der Mann auf den benachbarten Farmen herumlaufen, und einen Feuerbrand heimholen, um wieder kochen zu können. Ueberhaupt gehört die Unterhaltung des Feuers zum Dienst des Mannes, und Morgens früh, sobald er sich von der Seite seiner Ehehälfte erhoben hat, ist es sein Erstes, das Feuer im Kamin anzuzünden und Wasser beizustellen, während die Frau noch ein halbes Stündchen der Ruhe pflegt.

Weil das Augenmerk des Amerikaners bei allem was er thut, nur darauf gerichtet ist, den größt möglichen Geldgewinn zu erzielen, so findet dies Princip auch bei der Einrichtung der Gasthäuser statt. Um so viel Gäste als möglich beherbergen zu können, hat man keine einzelnen Zimmer mit Tischen und Stühlen, Sopha's und Spiegeln, wie in Deutschland, sondern große Kammern mit zweischläfigen Betten und Schrägen, wo ein ganzes Dutzend und noch mehr Gäste zusammen gesperrt werden. Außer einem Spiegel ist sonst nichts weiteres in diesen Kammern zu finden; waschen muß man sich unten im Hof und zum Abtrocknen dient ein Handtuch für Alle.

Auf den amerikanischen Bällen werden fast blos französische und englische Tänze getanzt. Walzen kam erst in neuerer Zeit in den großen Seestädten des Ostens in Gebrauch, und war in Bezug auf seine Schicklichkeit und Sittlichkeit Veranlassung zu manchen Controversen in der vornehmen scheinheiligen Welt. Seit Col. Polk zum Präsidenten gewählt ist, ist nun die Polka der most fashionable dance. Auf den Bällen der großen Seestädte spielen gewöhnlich deutsche Musikanten auf; auf dem Lande aber und wo diese fehlen, übernimmt ein Schwarzer den Dienst des Musikers. Unter dieser Raçe von Menschen findet man nämlich nicht selten Individuen, die einige beliebte amerikani-

sche Arien, wie z. B. den Yankee Doodle, auf der Geige herunterzukratzen verstehen. Der Künstler wird dann auf einen Stuhl in die Ecke des Zimmers gesetzt und seine ergötzliche Affenmusik ist hinreichend die ganze glorreiche Ballgesellschaft bis in den Himmel zu verzücken. Wenn nun noch bei solchen Gelegenheiten Champagner und Brandy anfangen ihre Wirkung zu äußern, so kann der Amerikaner seiner Natur nicht länger Zwang anthun, sondern sie durchbricht so heftig alle Schranken, daß unsre deutschen Bauernburschen sich des Betragens dieser sonst so gewaltig vornehm thuenden Gentlemen schämen würden, so wenig gentlemenlicke ist es.

Was Musik und Gesang anbetrifft, wie überhaupt alle schönen Künste, so sind die Amerikaner noch auf einer niedern Stufe der Bildung und werden dies ohne Zweifel auch noch lange bleiben. Außer dem daß die englische Sprache überhaupt für Gesang nicht geeignet ist, beruht nach meiner Meinung die Ursache des Mangels an vollendeter schöner Kunst in den schon so oft erwähnten traurigen Verhältnissen des Landes, nämlich an dem Mangel von Schönheitssinn, sittlicher Bildung, zweckmäßigem Unterricht ꝛc. und dem Ueberfluß an Geldgier und Selbstsucht. Letztere muß das Herz des Menschen verhärten, so daß nichts Edles, Reines und Schönes im Stande ist einen bleibenden guten Eindruck darin zurückzulassen.

Diese Betrachtung führt mich nochmals auf meine Ansicht vom Charakter des Amerikaners, zu dessen Beleuchtung hier noch einige Nachträge folgen sollen.

Vor Allem hält er, wie schon oben angedeutet, viel auf den äußeren Schein, vermittelst dessen er eine günstige Meinung von sich bei Andern hervorzurufen trachtet. Glaubt er diese erreicht zu haben, so wird darauf spekulirt sie auf jede mögliche Weise zu seinem Vortheil zu benutzen. Heilig ist ihm nichts. Sobald er nur die Möglichkeit sieht, Geld zu erwerben, so kennt er kein gegebenes Wort, keine Freundschaft und kein Vertrauen mehr. Gelingt ihm der Streich, so gewinnt er sich

dadurch die Achtung seiner Mitbürger, denn die Treulosigkeit heißt dann Smartness, und der Betrüger, der seine Sache durchzusetzen weiß, ist ein smard fellow. Keiner hilft dem Andern, wenn kein Profit dabei zu erlangen ist; darauf beruht auch das gewöhnliche Sprichwort im Lande: help your self! d. h. hilf dir selber! Der Begriff von Ehrgefühl ist dem Amerikaner ziemlich fremd. Nirgends sonst gibt es so viel Loafers, eine Klasse von Menschen, aus gemeinen wie vornehmen Ständen, die den größten Theil des Tages sich theils in den Kaffeehäusern und Schnapsschenken, theils an den Straßenecken aufhalten, sich von Andern einladen lassen mitzutrinken, Karten spielen, beutelschneiden, Bäcker und Metzger nie bezahlen, bei allen Kaufleuten so lange es geht auf Borg holen, dabei den Gentlemen spielen, und zuletzt bei Nacht und Nebel durchbrennen.

Der Amerikaner besitzt einen furchtbaren Stolz, Anmaßung und Eigendünkel. Er hält seine Nation für die erste in der Welt, und betrachtet das als eine längst ausgemachte Sache, worüber die Akten geschlossen seien.*) Es ist wahr, in Ge-

*) Diese Urtheile über den amerikanischen Charakter, so viel Wahrheit auch im Einzelnen darin liegen mag, scheinen uns doch im Ganzen etwas zu hart zu sein. Wie gar Manches auch eine andere Auffassung zuläßt, mag unter Anderen die folgende Stelle aus einem neueren deutschen Schriftsteller beweisen: „Es ist bekannt" bemerkt Johannes Scheer in seiner „Waise in Wien" (Stuttgart, Frankh. 1847), „daß sich die Nordamerikaner für die erste Nation auf dem Erdboden halten, daß sie mit souveräner Verachtung auf die monarchischen Staaten Europas herabsehen. Ihr Nationalstolz ist ihre Nationaltugend. Diese Nation, welcher alle Völker alljährlich eine Masse der heterogensten Elemente zuschleudern, welche sogar die Auswürflinge aller Länder in sich aufnimmt, fühlt sich trotz all' der wüthenden Parteizwiste in ihrem Inneren als ein großes Ganzes, ein Gefühl das dann wieder in jedem Einzelnen lebt. Sogar der gemeinste Lump wird imponirend, wenn er von seiner Würde als Bürger der großen Republick spricht. Ein solcher Stolz ist in Europa etwas fast ganz Unerhörtes. Die Europäer saugen feudalistische Begriffe mit der Mut-

werben, im Handeln und Spekuliren, überhaupt im rein Materiellen des Lebens wird es Niemand ihm zuvorthun. Im Wiſſenſchaftlichen aber, ſo wie in Künſten zur höhern Ausbildung des Menſchen iſt er ſehr unerfahren. Seine Unwiſſenheit in Kenntniß der gewöhnlichſten Verhältniſſe und Zuſtände anderer Länder grenzt an's Unglaubliche. Selbſt die Zeitungsſchreiber ſind zuweilen in dieſer Hinſicht ſo bornirt, daß ſie nicht einmal wiſſen, daß Europa ein eigner Welttheil iſt. Wir erfuhren das aus einem Blatte vom Jahr 1843, wo unter den aufgezählten Ländern, welche Güter den Vereinigten Staaten zuführten, England mit ſo viel, Frankreich mit ſo viel, Europa mit ſo viel, Preußen mit ſo viel ꝛc. angeführt wurden.

Die franzöſiſche Sprache iſt die einzige, welche neben der engliſchen noch in Anſehen ſteht, und von welcher ſie glauben, daß ein gebildetes Volk ſie ſprechen dürfe. Darum, wenn einmal ein amerikaniſcher Gentlemen ein franzöſiſches Wort aufgeſchnappt hat, dann ſucht er es gewiß ſo ſchnell und oft als möglich an den Mann zu bringen, weil er ſich dadurch ſchon das Anſehen eines Gelehrten und Studirten bei ſeiner Umgebung erwirbt.

---

termiſch ein, und nur Wenige wiſſen ſich derſelben völlig zu entäußern. Man hat geſagt, Europa ſei krank, und ſeine Krankheit ſei die eines abgelebten Menſchen. Wohl, auch Amerika iſt nicht geſund, aber ſein Unwohlſein gleicht ganz den Krieſen, welchen die jungen Burſche in den Flegeljahren ausgeſetzt ſind. Ja, Brother Jonathan befindet ſich in den Flegeljahren, und laborirt an der Verarbeitung und Auswerfung jener ungeſunden Stoffe, die den Menſchen moleſtiren in der Uebergangsperiode zur Mannbarkeit. Bittere Arzneimittel ſind ihm nöthig, aber er wird geneſen. Und was hat dieſer Burſche nicht ſchon Alles gethan! Man betrachte ſeine Marine, ſeinen Handel, man betrachte dieſen zähen, hart geſottenen Republikaner, der mit dem ſchlaueſten Calcul die entſchloſſenſte Thatkraft verbindet, man beſuche die Meetings dieſer kalten, trotzigen und ſtolzen Männer, und man wird mit mir übereinſtimmen, wenn ich prophezeihe, daß die Völkergeſchichte dereinſt durch amerikaniſche Volksbeſchlüſſe beſtimmt werden dürften, wie jetzt durch die Congreſſe europäiſcher Monarchen und Diplomaten."

Das Deutſche dient dem Armerikaner nur zum Spott und Gelächter, und es nimmt ſich gewiß keiner die Mühe, auch nur ein einziges Wort auswendig zu lernen. Wie ſie den Deutſchen überhaupt nur mit der größten Geringſchätzung und Verachtung behandeln, und ihn ungefähr auf gleiche Stufe mit ihren Schwarzen ſtellen,*) ebenſo ſchmeichelhaft für uns iſt ihr Begriff von der deutſchen Sprache. Ja, ſie halten dieſelbe gar nicht für eine wirklich ausgebildete Sprache (language) ſondern nennen ſie tongue (german oder dutch tongue) gleich den Indianer-Sprachen, die nur aus einzelnen Lauten beſtehen. Und weil die engliſche Sprache in Folge ihrer Abſtammung viele deutſche Wörter enthält, ſo glauben ſie in ihrer Unwiſſenheit, dieſe ſeien dem Engliſchen entnommen, weil wir in unſerer Sprache keinen eigenen Ausdruck dafür hätten. Ein Deutſcher wird nie anders als Dutch oder Dutchmen genannt, und dieſes Wort begreift den niedrigſten Ausdruck in ihren Augen, der einem Menſchen beigelegt werden kann. Natürlich wird darunter Alles begriffen, was deutſch ſpricht, ſei es nun aus Deutſchland, der Schweiz oder einem andern deutſchredenden Lande. Auch der Irländer wird faſt ebenſo verächtlich wie der Deutſche behandelt, und zwiſchen Iriſch und Dutch wird kein beſonderer Unterſchied gemacht, doch erhält der erſtere einigen Vorzug, weil ſeine Sprache die engliſche iſt. Den Grund dieſer widerlichen Verachtung der Deutſchen erkläre ich mir aus verſchiedenen Urſachen, deren jede ihren Theil dazu beitragen mag. Bekanntlich gingen in frühern Zeiten die deutſchen Auswanderer nur aus den ärmſten und unterſten Volksklaſſen hervor, und waren zum größten Theil rohe und unwiſſende Leute, die natürlich nicht im Stande waren ſich die Achtung der Amerikaner zu erzwingen. Weil nun aber

*) Auch dieſer Ausſpruch iſt übertrieben, wenigſtens ſteht er nicht mit ſo vielen neueren Vorgängen und dem Urtheile anderer Schriftſteller im Einklang. Man erinnert ſich, wie günſtig ſich erſt neulich der Präſident Polk über die Deutſchen, die er die beſten Bürger und tapferſten Soldaten der Republik nannte, öffentlich ausgeſprochen hat.

unter den letzteren in Bezug auf äußerliche Bildung (denn innere ist ohnedies ein seltener Artikel bei ihnen) und Gewandheit im Leben bei weitem keine solche Verschiedenheit statkfindet, wie unter den Deutschen, sondern sie sich ziemlich gleich stehen, so muß sich natürlich bei ihnen die Vorstellung festgesetzt haben, auch die Deutschen seien alle gleich, weshalb sie nach den erwähnten unglücklichen Einwanderern das ganze Volk beurtheilten und dieses Vorurtheil hat sich nun vom Vater auf den Sohn vererbt, und wird vielleicht noch lange nicht schwinden. Auch die deutsche Ehrlichkeit, die hier als Dummheit gilt, mag ihren Theil zur Schuld beitragen, sowie die verschiedenen deutschen Volkstrachten, in denen die Bauersleute gewöhnlich ankommen, und die sie in den Augen und der Meinung der Amerikaner, weil diese sich alle französisch kleiden, in nahe Beziehung zu den Indianern stellt.

Daß eine solche Behandlung schmerzlich ist für einen gebildeten Deutschen, der diese Menschen in sittlicher Bildung tief unter sich erblickt, und die er nur verachten kann, wird man mir schon glauben. Sehr irrig ist auch die Ansicht, welche ich zu Hause schon manchesmal äußern hörte, als genössen in Amerika alle Bewohner des Landes dieselben politischen Rechte und ständen in gleichem Range einer dem andern gegenüber, weil sie ja doch alle nur Einwanderer wären oder von solchen abstammten, so daß also abwechselnd die öffentlichen Functionen von Männern der verschiedenen Nationen bekleidet würden. Dies ist durchaus nicht der Fall. Die Englischen, d. h. die von englischer Abkunft, betrachten sich allein als die rechtmäßigen Herren des Landes und nehmen ausschließlich für sich die Besatzung der höheren Aemter und Würden in Anspruch. Der Deutsche wird für einen Eindringling gehalten und blos geduldet.

Dem Betrüger muß nothwendig das Lügen zur Seite stehen, woraus erhellt, daß wer das Erstere sich zum Geschäft macht auch im zweiten bewandert sein muß. Deßhalb schenkt auch

Niemand den Versicherungen des Andern Glauben, — aber, obgleich nun in Amerika evident die Lüge vorherrschend ist, so erscheint dennoch dem „heuchlerischen" Amerikaner das Wort „Lügner" als der ärgste Schimpfname und die größte Beleidigung, die man ihm anthun kann. Wenn sich daher Einer gegen den Andern des Ausdrucks bedient, so muß er gewärtigen, im nächsten Augenblick einen Schlag in's Gesicht zu bekommen. Der Wortwechsel hat dann ein Ende, und der Streit kann nur durch den Faustkampf ausgeglichen werden. Um dies zu verrichten, begeben sich die Parteien auf die freie Straße, oder wenn das der Constable nicht erlaubt, vor den Ort hinaus in's Freie, begleitet von dem Jubelgeschrei ihrer Freunde und sonstigen Zuschauer. Auf dem Kampfplatze angelangt, entkleiden sie sich bis auf Hemd und Hosen, stülpen die Aermeln hinauf und rücken dann mit über's Kreuz vorgehaltenen Armen und geballten Fäusten einander auf den Leib. Jeder sucht dem Andern den ersten Streich beizubringen, während er den gegen sich geführten parirt. Das Ziel derselben geht vornämlich zwischen die Augen hinein und auf den Magen, und wo die Streiche hinfallen, da verfehlen sie selten ihre Wirkung. Zuletzt stürzt einer der Boxer zusammen, dann beginnt das Ringen auf dem Boden, und dauert so lange fort, bis der Besiegte ausruft: Igive it up! (Ich geb's auf!) und sich damit für überwunden erklärt. Bei solchen Kämpfen zerschlagen sie sich gewöhnlich auf fürchterliche Weise: Gesicht und Hände triefen von Blut, das Hemd hängt in Fetzen herunter ꝛc., ja ich weiß mehrere Fälle, wo Einer todt auf dem Platze blieb, z. B. 1840 in der Nähe von St. Louis und 1842 bei der großen berühmten price fight bei New-York. Bevor die Schlägerei beginnt wird gewöhnlich bedungen, daß es a fair fight sein solle, d. h. ein ehrlicher regelrechter Kampf, wobei keinem Theil von seinen Freunden Beistand geleistet werden darf und überhaupt Alles nach den Regeln der Kunst vorsich gehen muß.

Washington. — Die Gewohnheit des Tabackkauens und Speiens. — Die Gesetzgebung.

Da Washington das Hauptquartier des tabackgefärbten Speichels genannt werden kann, so ist es Zeit für mich, rückhaltlos und unverblümt zu gestehen, daß das Vorherrschen der zwei abscheulichen Gewohnheiten zu kauen und zu speien sich um diese Zeit nichts weniger als angenehm zu gestalten anfing und bald im höchsten Grade anstößig und eckelhaft wurde. An allen öffentlichen Plätzen in Amerika wird diese garstige Gewohnheit schon vorausgesetzt. In den Gerichtshöfen hat der Richter seinen Spucknapf, der Ankläger desgleichen, ebenso der Zeuge und Angeklagte; auch für die Geschwornen und Zuschauer ist gesorgt, als für Leute die natürlicherweise wünschen müssen, unaufhörlich auszuspucken. In den Spitälern werden die Studirenden der Medicin durch Maueranschläge ersucht, ihren Tabacksaft in die zu diesem Behufe aufgestellten Kästchen zu befördern und die Treppen nicht zu beschmutzen. In den öffentlichen Gebäuden ergeht auf demselben Wege an die Besucher die Bitte, die Essenz ihres Kautabacks in die nationalen Spucknäpfe zu spritzen und nicht auf die Grundlagen der Marmorsäulen. Aber in einigen Gegenden ist diese Gewohnheit unzertrennlich mit jeder Mahlzeit, sowie mit allen Verhandlungen des geselligen Lebens verbunden. Der Fremde, der dieselbe Tour macht, wie ich, wird sie in ihrer vollen Blüthe und Glorie, in all ihrer beunruhigenden Rücksichtslosigkeit strotzend in Washington treffen. Und er überrede sich ja nicht, wie ich einmal zu meiner Beschämung that, daß frühere Reisende die Sache übertrieben haben. Die Sache selbst ist eine Uebertreibung von Unsläthereі, die schlechterdings nicht überboten werden kann.

Wir kamen etwa um halb sieben Uhr in Washington an und hatten schon unterwegs einen schönen Anblick vom Kapitol, einem Prachtgebäude in korinthischem Styl, das auf einer edlen, weithinherrschenden Anhöhe liegt.

Man hat Washington zuweilen die Stadt der großartigen Entfernungen genannt, indeß könnte man ſie weit paſſender als die Stadt der großartigen Pläne bezeichnen; denn man braucht nur eine Vogelperſpective von der Spitze des Kapitols zu nehmen um auf einmal die umfaſſenden Plane des Baumeiſters, eines hochſtrebenden Franzoſen, zu begreifen. Geräumige Alleen, die in Nichts anfangen und nirgends hinführen; meilenlange Straßen, denen es blos an Häuſern und Bewohnern fehlt; öffentliche Gebäude, zu deren Completirung nur ein Publikum nöthig wäre und Verzierungen zu großen Durchfahrten, das ſind ihre Hauptzüge, ihre hervorſtehendſten Eigenſchaften. Man könnte meinen, die Saiſon ſei vorüber und die meiſten Häuſer ſammt ihren Beſitzern auf immer zur Stadt hinausgegangen. Für die Bewunderer von Städten iſt ſie ein Barcemidenſchmaus, ein prächtiges Feld, worin ſich die Phantaſie ergehen kann, ein Monument, errichtet einem entſchwundenen Projekt, deſſen dahingeſchiedene Größe nicht einmal vor einer leſerlichen Inſchrift in die Erinnerung zurückgerufen wird.

So wie die Stadt iſt, wird ſie wahrſcheinlich auch bleiben. Sie wurde urſprünglich zum Sitz der Regierung gewählt, um die ſich bekämpfenden Eiferſüchteleien und Intereſſen der verſchiedenen Staaten abzuleiten, und ſehr wahrſcheinlich auch, weil ſie nichts von Pöbelhaufen zu fürchten hat, eine Rückſicht, die auch in Amerika durchaus nicht zu verachten iſt. Sie hat keinen eigenen Verkehr oder Handel, und wenig oder gar keine Bevölkerung außer dem Präſidenten und ſeinen Miniſtern, den Mitgliedern des geſetzgebenden Corps, die während der Sitzungen hier wohnen, den Beamten und Schreibern der verſchiedenen Departements, den Beſitzern von Hotels und Schenken, ſo wie den Gewerbsleuten, die ihre Tafeln verſehen. Sie iſt ſehr ungeſund. Ich glaube, daß nur wenige Leute hier leben, die nicht gezwungen ſind, ihren Aufenthalt allda zu nehmen, und die Fluthen der Emigration und Spekulation, dieſe reißenden, rückſichtsloſen Ströme, werden ſich höchſt wahr-

ſcheinlich niemals in ein ſolch trübes und ſchlammiges Waſſer gießen.

Die Haupttheile des Capitols ſind natürlich die zwei Sitzungsſäle der geſetzgebenden Körper. Außer denſelben aber befindet ſich im Mittelpunkt des Gebäudes eine ſchöne Rotunde mit 96 Fuß im Durchmeſſer und eben ſo hoch, deren kreisförmige Wand in Felder abgetheilt iſt, worauf hiſtoriſche Gemälde prangen. Vier davon ſtellen wichtige Ereigniſſe aus dem Revolutionskriege vor. Sie ſind von Oberſt Trumbull, der ſich zur Zeit, da ſie vorfielen, in Washingtons Generalſtab befand, was ihnen noch ein ganz eigenthümliches Intereſſe gibt. In dieſelbe Halle wurde neuerdings Washingtons große Statue von Herrn Greenough geſtellt. Sie hat viel Ausgezeichnetes, kam mir aber doch etwas unnatürlich groß vor. Auch möchte ich wünſchen, daß ſie in ein beſſeres Licht geſtellt würde, als auf ihrem dermaligen Platze.

Im Kapitol befindet ſich ferner eine ſehr hübſche und bequeme Bibliothek und von einem Balkon in der Fronte aus genießt man außer der eben beſprochenen Vogelperſpective eine ſchöne Ausſicht auf die Umgegend. In einem der verzierten Säle des Hauſes ſteht ein Bild der Gerechtigkeit, von welchem der Wegweiſer ſagt: „Der Künſtler beabſichtigte, ihm gleich Anfangs mehr Nacktheit zu geben, allein man warnte ihn, das öffentliche Gefühl hier zu Lande würde ſich dagegen ausſprechen, und nun iſt er in ſeiner Vorſicht vielleicht auf das andere Extrem gerathen.“ Die arme Gerechtigkeit! Sie hat in Amerika ſchon weit ſeltſamere Kleider getragen, als diejenigen, worin ſie jetzt auf dem Kapitol ſchmachtet. Laßt uns hoffen, daß ſie einen moderneren Schneider angenommen, und daß die öffentliche Meinung des Landes die Kleider nicht zugeſchnitten hat, worin ſie dermaſen ihre liebenswürdige Geſtalt verbirgt.

Das Repräſentantenhaus iſt eine ſchöne, geräumige Halle, halbkreisförmig und von hübſchen Pfeilern getragen. Ein Theil der Gallerie iſt für die Damen beſtimmt, und da ſitzen ſie in

den vorderen Reihen und gehen ein und aus, wie ins Schauspiel oder Concert. Der Präsidentenstuhl ist mit einem Thronhimmel versehen und um ein Gutes höher als der Boden des Hauses; jedes Mitglied hat einen bequemen Sessel und ein Schreibpult vor sich, was einige Nichtmitglieder für eine höchst unglückselige und unverständige Einrichtung erklären, die nur zu langen Sitzungen und prosaischen Reden führe. Der Saal ist elegant anzuschauen, aber nichts weniger als akustisch. Den des Senats, welcher kleiner ist, trifft dieser Vorwurf nicht, im Gegentheil entspricht er seiner Bestimmung in jeder Hinsicht. Die Sitzungen finden, was ich kaum zu bemerken brauchen werde, bei Tag statt, und die parlamentarischen Formen sind denen des Mutterlandes nachgebildet.

Ich besuchte während meines Aufenthalts in Washington beinahe jeden Tag beide Häuser. Bei der ersten Sitzung des Repräsentantenhauses, der ich anwohnte, wurde eine Entscheidung des Präsidiums angekämpft, das jedoch den Sieg davon trug. Bei der zweiten wurde das sprechende Mitglied durch ein Gelächter unterbrochen, äffte nun dasselbe nach, wie ein Kind, das mit einem andern Händel hat, und fügte hinzu, es werde die ehrenwerthen Herren auf der andern Seite in Bälde ein anderes Liedchen pfeifen lehren. Inzwischen sind Unterbrechungen selten und der Redner wird gewöhnlich stille angehört. Es kommen mehr Streitigkeiten vor, als bei uns, mehr Drohungen, als Männer von Ehre in irgend einer civilisirten Gesellschaft, von der ich weiß gegen einander zu gebrauchen pflegen; aber Nachahmungen von Tönen aus dem Vieh- und Schweinstalle sind bis jetzt aus dem Parlament des Vereinigten Königsreichs nicht eingeführt worden.*) Was die Redekunst betrifft, so scheint bei ihnen eine beständige Wiederholung derselben Idee oder desselben Schattens

*) Es ist hier das englische Parlament gemeint, in welchem Grunzen und andere thierische Laute als Zeichen des Mißfallens an der Tagesordnung sind.

einer Idee in frischen Worten hauptsächlich im Schwunge zu sein und am meisten Beifall zu finden; auch fragen die Leute draußen nicht: „Was hat er gesprochen? sondern: wie lange hat er gesprochen?“ Dies sind nur Ausführungen eines Grundsatzes, der auch an andern Orten zur Anerkennung gekommen ist.

Im Senatskollegium kommen solche Verstöße gegen das Dekorum nicht vor und in seinen Sitzungen herrscht immer Würde und Ordnung. Beide Versammlungssäle sind mit hübschen Teppichen belegt, aber der Zustand, in welchen dieselben durch den allgemeinen Nichtgebrauch des Spucknapfes versetzt werden, womit jedes der ehrenwerthen Mitglieder versehen ist, sowie die außerordentlichen Verzierungen, die in allen Richtungen darauf gespritzt und geschleudert werden, lassen keine Beschreibung zu. Ich will blos so viel bemerken, daß ich allen Fremden angelegentlich empfehle, nicht auf den Boden zu sehen, und wenn sie ja etwas fallen lassen, sollte es auch ihre Börse sein, es um keinen Preis ohne Handschuhe aufzuheben.

Ferner ist es, zum Mindesten gesagt, etwas auffallend, so viele ehrenwerthe Mitglieder mit aufgedunsenen Gesichtern zu sehen, und kaum weniger merkwürdig ist die Thatsache, daß diese Erscheinung von den Quantitäten Taback herkommt, welche sie in die Höhlung ihrer Backen stopfen. Auch fühlt man sich seltsamlich angeregt, wenn man einen ehrenwerthen Herrn in seinen mit Tuch überzogenen Sessel zurückgelehnt, die Beine auf das Pult vor ihm ausgestreckt, sich mit seinem Federmesser eine passende Dosis Kautaback zurichten, und wenn sie fertig ist, die alte wie aus einer Schlüsselbüchse aus seinem Munde schießen und die neue hineinstampfen sieht.

Mit Verwunderung bemerkte ich, daß selbst feste, alte Kauer von großer Erfahrung nicht immer gute Schützen sind, was mich geneigt machte, die allgemeinen Fortschritte in der Handhabung dieses Wurfgeschosses, wovon wir in England so viel gehört hatten, zu bezweifeln. Einige Gentlemen, die mich be-

ſuchten, verfehlten im Laufe der Unterhaltung den Spucknapf häufig auf fünf Schritte, und einer, der aber gewiß kurzſichtig war, bediente ſich auf drei Schritte irrthümlich des verſchloſſenen Fenſters ſtatt des offenen. Bei einer andern Gelegenheit, als ich zu einem Diné eingeladen war und vor Tiſch mit zwei Damen und einigen Herren um ein Fenſter herumſaß, traf einer aus der Geſellſchaft ſechs Male hinter einander ſogar das Kamin nicht. Indeß bin ich geneigt zu glauben, daß er nicht ernſtlich auf dasſelbe gezielt hatte, indem ſich vor dem Kamingitter ein weißer marmorner Heerd befand, der ihn zu ſeinen Zwecken dienl'cher erſcheinen mochte.

Das Patentamt zu Washington liefert ein außerordentliches Beiſpiel von amerikaniſcher Unternehmungsluſt und Erfindſamkeit, denn die unermeßliche Anzahl von Modellen, die dort aufbewahrt ſind, datirt ſich blos von den letzten fünf Jahren her, indem die ganze frühere Sammlung vom Feuer zerſtört worden iſt. Der elegante Bau, worin ſie aufbewahrt ſind, beſteht übrigens mehr auf dem Papier, als in der Wirklichkeit, indem die Arbeiten eingeſtellt worden ſind und bis jetzt von vier Seiten, nur eine einzige zu Stande gekommen iſt. Das Poſtamt iſt ein ſehr ſolides und ſehr ſchönes Gebäude. In einer ſeiner Abtheilungen werden unter einer Sammlung von Merkwürdigkeiten die Geſchenke aufbewahrt, welche die amerikaniſchen Geſandten von Zeit zu Zeit von den verſchiedenen Potentaten erhielten, bei denen ſie die bevollmächtigten Agenten der Republik ſind: Gaben, die ſie geſetzlich nicht behalten dürfen. Ich muß geſtehen, daß mir dies als eine höchſt widrige und für die Nationalfahne keineswegs ſchmeichelhafte Schauſtellung von Ehrlichkeit und Ehre erſchien. Das kann kein hohes moraliſches Bewußtſein ſein, das bei Männern in ſolchen Stellungen die Möglichkeit vorausſetzt, ſie könnten ſich durch das Geſchenk einer Schnupftabaksdoſe, eines reichbeſetzten Säbels, oder eines indiſchen Shawls von ihrer Pflicht abziehen laſſen — und gewiß darf die Nation, die Vertrauen auf ihre Beamten ſetzt,

beſſer bedient zu werden hoffen, als diejenige, welche ſie zum Gegenſtand ſolch niederträchtiger und armſeliger Verdächtigungen macht.

In der Vorſtadt George Town befindet ſich ein Jeſuitenkollegium in einer reizenden Lage, und, ſo weit ich zu ſehen Gelegenheit hatte, tüchtigen Händen anvertraut. Auch manche Nichtmitglieder der katholiſchen Kirche benützen dieſes Inſtitut für ihre Kinder. Die Anhöhen in dieſer Gegend unmittelbar über dem Potomacfluß ſind ſehr maleriſch und ohne Zweifel nicht ganz ſo ungeſund, wie Washington ſelbſt. Die Luft war auf dieſer Steigung ganz kühl und erfriſchend, während in der Stadt eine brennende Hitze herrſchte.

Die Wohnung des Präſidenten gleicht ſowohl von innen als außen mehr einem engliſchen Klubbhaus, als irgend einem andern Inſtitut, dem man ſie an die Seite ſtellen könnte. Die geſchmückte Umgebung derſelben iſt wie ein Garten angelegt, mit hübſchen, für das Auge angenehmen Anlagen und Spaziergängen, nur mit dem einzigen, der Entfaltung ſolcher Schönheiten keineswegs günſtigen, uncomfortablen Umſtande, daß ſie ausſehen, als wären ſie erſt von geſtern her.

Meinen erſten Beſuch in dieſem Hauſe machte ich am Morgen nach meiner Ankunft. Ein hochgeſtellter Herr hatte die Güte, mich hinzuführen, und übernahm es auch, mich dem Präſidenten vorzuſtellen.

Wir traten in eine große Halle, und nachdem wir zwei oder dreimal geklingelt, ohne daß Jemand erſchien, gingen wir ohne weitere Umſtände durch die untern Zimmer, wie verſchiedene andere Herren, meiſt mit dem Hut auf dem Kopf und den Händen in den Taſchen, ſehr gemächlich ebenfalls thaten. Einige von ihnen hatten Damen bei ſich, denen ſie das Gebäude zeigten; andre ſaßen müßig auf den Seſſeln und Sophas, und wieder andere, gänzlich erſchöpft von Verdroſſenheit, gähnten ſchrecklich. Die Meiſten der Verſammlung hatten, ſo viel man wußte, durchaus Nichts hier zu ſchaffen und waren blos aus

Wichtigthuerei erſchienen. Einige beſichtigten aufs Genaueſte die Möbel, als ob ſie ſich vergewiſſern wollten, daß der Präſident Nichts davon auf die Seite geſchafft oder die Garnirung derſelben zum Beſten ſeiner Privatkaſſe verkauft habe.

Nach einem flüchtigen Blick auf dieſe Müſſiggänger, die über einen hübſchen Geſellſchaftsſaal zerſtreut waren, welcher ſich auf eine Teraſſe mit ſchöner Ausſicht auf den Fluß und die Umgegend öffnete, gingen wir die Treppe hinauf in ein anderes Zimmer, wo einige Herren auf Audienz warteten. Beim Anblick meines Begleiters machte ein Schwarzer in einfachen Kleidern und gelben Pantoffeln, der geräuſchlos umherſchlich und den Ungeduldigſten Botſchaften in die Ohren flüſterte, ein Zeichen der Erkennung und ſchlich hinaus, um ihn anzumelden. Wir hatten vorher in ein anderes Zimmer geblickt, worin ſich ein großer hölzerner Tiſch befand, mit einer Maſſe Journale belegt, die von einigen Herren ſtudirt wurden. In dieſem Appartement aber gab es kein ſolches Mittel, die Zeit zu betrügen, es war im Gegentheil ſo troſtlos und langweilig, wie nur irgend ein Vorzimmer auf einem unſerer öffentlichen Bureau oder bei einem Arzte während ſeiner Conſultationen zu Hauſe.

Es waren fünfzehn bis zwanzig Herren im Zimmer. Der eine, ein ſchlanker, drahtſteifer, muskulöſer Mann aus dem Weſten, ſonnenverbrannt und ſchwärzlich, mit einem braunweißen Hut auf dem Schoße und einem rieſigen Schirm zwiſchen den Beinen, ſaß bolzgerade in ſeinem Seſſel und ſah fortwährend mit finſterem Stirnrunzeln auf den Bodenteppich, wobei er die harten Linien um ſeinen Mund krampfhaft zuſammenzog, als ſei er entſchloſſen, ein ernſtliches Wort mit dem Präſidenten zu ſprechen und kein Haarbreit nachzugeben. Ein andrer, ein Kentuckiſcher Gutsbeſitzer, ſechs Fuß ſechs Zoll hoch, mit dem Hut auf dem Kopf und den Händen unter ſeinen Rockſchößen, lehnte ſich gegen die Wand und ſtampfte mit dem Abſatz auf den Boden, als hätte er den Kopf der Zeit unter ſeinen Füßen und wollte ſie im buchſtäblichen Sinne des Wortes tödten. Ein

Dritter, mit ovalem Gesichte und gallichtem Blicke, einem glatten schwarzen Stutzschopf und Locken und Stutzbart bis auf einige blaue Tipfelchen abrasirt, saugte beständig am Knopf eines dicken Stockes und nahm ihn von Zeit zu Zeit aus dem Munde, um zu sehen, wie er sich mache. Ein Vierter pfiff, ein Fünfter spuckte unaufhörlich. Und wirklich waren alle diese Herren in der letztgenannten Thätigkeit so ausnehmend beharrlich und energisch und ließen ihre Gunstbezeugungen in solch reichlichem Maße auf den Teppich fließen, daß ich überzeugt bin, die Präsidentschaftsmägde müssen einen hohen Lohn, oder um mich zarter auszudrücken, eine reichliche Vergütung haben, was der amerikanische Terminus für Salair bei allen öffentlichen Dienern ist.

Wir hatten blos einige Minuten in diesem Zimmer gewartet, als der schwarze Bote zurückkam und uns in ein andres kleineres führte, wo an einem mit Papieren bedeckten Geschäftstische der Präsident selbst saß. Er sah etwas abgespannt und unruhig aus, was auch kein Wunder war, da er sich mit Jedermann im Kriege befand — aber der Ausdruck seines Gesichtes war sanft und gewinnend, seine Manieren durchaus ungekünstelt und angenehm, überhaupt sein ganzes Benehmen das eines feingebildeten Mannes, der seine hohe Stellung sehr wohl begreift.

Da man mir gesagt hatte, daß bei der verständigen Etikette des republikanischen Hofes ein Reisender meiner Art ohne allen Verstoß gegen das Dekorum eine Einladung zum Diné ausschlagen könne, die mir indeß erst, nachdem ich alle meine Anstalten zur Abreise von Washington getroffen, zukam und auf einige Tage später ausgestellt war, so kehrte ich blos ein einziges Mal in dieses Haus zurück. Es war dieß bei einer der allgemeinen Assembleen, die an gewissen Nächten zwischen neun und zwölf Uhr gehalten und sonderbarer Weise Levers genannt werden.

Ich machte mich mit meiner Frau um zehn Uhr auf den Weg. Der Hof war gedrängt voll von Wägen und Leuten und ich konnte weit und breit keine entschiedenen Anordnungen zu einem

bequemen Aussteigen entdecken. Jedenfalls standen wie anderwärts, keine Polizeidiener da, um unruhige Pferde dadurch zu beschwichtigen, daß sie an ihren Zügeln rissen, oder ihnen Knittel in die Augen schlugen, auch wollte ich darauf schwören, daß keine harmlosen Leute gewaltsamer Weise auf die Köpfe geschlagen, oder empfindlich auf Rücken oder Magen gestoßen, und nachdem man sie durch diese sanften Mittel zum Stehen gebracht, ins Gefängniß geführt wurden, weil sie nicht mehr weiter gingen. Hier war nicht die mindeste Verwirrung oder Unordnung. Unser Wagen erreichte das Portal, sobald die Reihe an ihn kam, ohne irgend ein Toben, Fluchen, Brüllen, Zurückrufen oder sonst eine Unordnung, und wir stiegen so bequem und leicht aus, als wären wir von der ganzen Polizeimacht der Residenz von A bis Z inclusive eskortirt worden.

Die untere Zimmerreihe war beleuchtet und in der Halle spielte Militärmusik. In dem keineren Drawing-Room, dem Mittelpunkt eines Gesellschaftskreises, befand sich der Präsident und seine Schwiegertochter, welche die Honneurs des Hauses machte, eine sehr interessante, reizende und äußerst gebildete Dame. Ein Herr, der unter dieser Gruppe stand, schien die Funktion des Ceremonienmeisters auf sich zu nehmen. Sonst sah ich keine derartigen Officianten und sie waren auch gar nicht nöthig.

Der große Gesellschaftssaal, den ich bereits erwähnt habe, und die andern Parterrezimmer waren gedrängt voll. Die Gesellschaft war nicht auserwählt in unsrem (englischem) Sinne, denn sie bestand aus Leuten von sehr vielen Graden und Klassen, auch wurde nicht mit köstlichen Uniformen geprunkt, im Gegentheil sah ich einige Kostüme, die wunderlich genug waren. Dagegen waltete eine Anständigkeit des Benehmens vor, die durch keinen rohen oder unangenehmen Zwischenfall unterbrochen wurde, und selbst unter dem gemischten Haufen in der Halle, der ohne Billete zugelassen wurde, schien Jedermann das Bewußtsein zu hegen, daß er selbst ein Theil der Institution, somit für die Wah-

rung ihres Anſehens verantwortlich ſei und dafür zu ſorgen habe, daß ſie im möglichſt beſten Lichte erſcheine. (Dickens Reiſe).

Yankee Doodle.

Dieß iſt der Name des amerikaniſchen Nationalliedes, ſowohl Matroſentanz als Schlachtgeſang der Yankee's, ohne welches man ſich kein Volksfeſt, keinen Patriotenſchmaus, ja keine Hochzeit und keinen Kinderſcherz in den Vereinigten Staaten denken kann.

Die Muſik dieſes Liedes ſoll von einem Engländer componirt ſein, der ſich im vorigen Jahrhunderte den Spaß gemacht, ſie den nordamerikaniſchen Offizieren als einen berühmten Militairmarſch zu empfehlen, der von allen europäiſchen Heeren geſpielt werde und der bei jeder wohldisziplinirten Armee eingeführt ſein müſſe. Seine Abſicht war, ſie dadurch in den Augen der engliſchen Soldaten lächerlich zu machen; aber was dieſen ein Gegenſtand des Gelächters ſein ſollte, ward ihnen bald ein Gegenſtand des Schreckens. Denn ſchon in der Schlacht von Bunkers-Hill (1775) begeiſterte der Geſang eines Liedes nach dieſer Melodie die amerikaniſchen Freiheitshelden, die, nachdem ſie ihren erſten großen Sieg unter den Tönen deſſelben errungen hatten, den „Yankee Doodle" nun bei jeder Waffenthat anſtimmten*).

---

*) „Yankee Doodle" ſind Namen, die im Engliſchen die Bedeutung des deutſchen „Hans Tapps" haben und mit denen die Engländer ſpottweiſe die Amerikaner belegten. Aber eben ſo wie die vlaemiſchen „Geuſen" haben die „Neu-Engländer", denen vorzugsweiſe die Namen „Yankee" und „Yankee Doodle" beigelegt wurden, was urſprünglich eine ſpöttiſche Bezeichnung war, dieſelbe in eine nationale verwandelt. Yankee iſt wohl eine amerikaniſche Corruption des Namens Jakob oder James.

Er hatte die Wirkung der mehr als zwanzig Jahre später componirten „Marseillaise," obgleich er eher einem Bärentanze, als dem siegestrunkenen Rausche dieses Gesanges gleicht.

Als Lord Cornwallis und sein brittisches Heer, von den Amerikanern eingeschloßen, sich ergeben mußten, marschirten sie unter den Tönen des „Yankee Doodle" in die Reihen ihrer Feinde ein. Kapitän Tingey, ein amerikanischer Seeheld, kommandirte im Jahre 1799 das Schiff „Ganges," als dasselbe von der englichen Fregatte „Surprise" angehalten wurde, deren Kommandeur untersuchen wollte, ob der Schutzbrief des Amerikaners in Ordnung sei und ob er keine englischen Matrosen am Bord habe. Kapitän Tingey antwortete darauf: „Ein amerikanisches Kriegsschiff braucht keinen anderen Schutzbrief, als seine Flagge. Ich bilde mir nicht ein, daß mein kleines Fahrzeug in einem Kampfe mit Eurem großen siegen werde; aber ich will eher sterben, als dulden, daß auch nur ein einziger Mann von meinem Schiffe genommen werde, mag es nun ein Engländer sein oder nicht" Die Mannschaft stimmte ihm mit einem dreimaligen „Hurrah!" bei und Jeder eilte auf seinen Posten. Und während der amerikanische Kapitän auf die Antwort der Engländer wartete, ließ sein Schiffsvolk mit begeisterten Kehlen den „Yankee Doodle" ertönen, so daß es durch Mark und Bein drang. Als der englische Kommandeur wahrnahm, wie entschlossen und freudig das Schiffsvolk des „Ganges" dem Tode sich weihte, dachte er, daß es doch wohl besser sei, seiner eignen Leute zu schonen, als einer bloßen Förmlichkeit zu genügen, und so verfolgte er seinen Lauf und ließ den Amerikaner ruhig weiter segeln.

Dr. Büttner theilt in seinen „Briefen aus und über Amerika" nach einer amerikanischen deutschen Zeitung, dem „Herold" eine deutsche Uebersetzung des Originaltextes zu diesem Volksliede mit, der natürlich, seitdem er in der Schlacht von Bunkers-Hill gesungen wurde, manchen Zusatz erhalten hat, aber im Wesentlichen noch lautet, wie damals. Die Worte sind

eben ſo amerikaniſch (yankeelike) wie die Melodie und in der nachſtehenden deutſchen Uebertragung ſehr treu wiedergegeben:

Yankee Doodle, Zauberklang,
Amerikaner-Freude,
Er paßt zur Pfeife, Spiel und Sang,
Und eben recht zum Streite.
Yankee Doodle, Buben 'ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee Doodle, d'rauf und d'ran,
Trommelt, blaß't und fiedelt!

Frankreich, Spanien, Engeland
Mag unſer Land bekriegen,
Wir Yankee's haben Fuß und Hand,
Um Alle zu beſiegen.
Yankee Doodle, ꝛc.

Meint ein Feind im Uebermuth,
Wir ſei'n ſo leicht zu ſchlagen,
Wir dämpfen ſeinen kühnen Muth,
Da wir auch Waffen tragen.
Yankee Doodle, ꝛc.

Ich wett' euch Flipp *) ein ganzes Maß
Und laß es gleich auftragen,
Daß Yankee-Buben auch mit Spaß
Zu Schiff ſie können ſchlagen.
Yankee Doodle, ꝛc.

Und gilt es Gründe, ſchwarz auf weiß,
So ſind wir auch nicht hinten;

*) Ein im Weſten beliebtes, dem Eierpunſch ähnliches Getränk.

Denn Zungen, ſcharf und ſpitz und heiß,
Sind auch bei uns zu finden.
Yankee Doodle, ꝛc.

Amerika iſt ein herrlich Land,
Ein Volk von lauter Brüdern,
Hat einer Kuchen in der Hand,
Er theilt ihn mit den Brüdern.
Yankee Doodle, ꝛc.

Wir ſchaffen, ſchlafen, beten auch,
Sind arbeitſame Leute;
Doch geben wir unſern Honig nicht
Den Drohnen hin als Beute.
Yankee Doodle, ꝛc.

Und dann am großen Freiheitstag *),
(Wer ſollte da ſich plagen?)
Da geh'n wir Sauß und Brauſe nach
Und ſorgen für den Magen.
Yankee Doodle, ꝛc.

Seht unſre Mädchen wie ſie blüh'n,
Seht unſre ſtarken Knaben,
Seht unſre Alten, friſch und grün,
Was wollen wir mehr noch haben?
Yankee Doodle, ꝛc.

Ja, glücklich ſind wir, freie Leut',
Dem Wiſſen auch gewogen,

*) Am 4. Juli 1776 wurde die Unabhängigkeits-Erklärung unterſchrieben. Der 4. Juli iſt daher der größte Feſttag in den Vereinigten Staaten.

Durch gute Schulen weit und breit
Wird unſer Volk erzogen.
Yankee Doodle, ꝛc.

Wir pflügen unſer eig'nes Land,
Wir haben's uns errungen;
D'rum fechten wir auch Hand in Hand,
Wenn Feinde eingedrungen.
Yankee Doodle, Buben ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee Doodle, d'rauf und d'ran,
Trommelt, blaß't und fiedelt!
(M. f. d. L. d. Ausl.)

Die Mäſſigkeits-Vereine.

Die Neigung zu berauſchenden Getränken ſcheint den Menſchen unter jedem Himmelsſtriche zu charakteriſiren. Im hohen Norden in den geſegneteren Ländern der gemäßigten Zone und in den brennenden Gegenden des Aequators, unter den verſchiedenartigſten Verhältniſſen und bei den ungleichſten Fortſchritten der Kultur iſt dieſer Hang mehr oder weniger vorherrſchend. Der Ruſſe hat ſeine Wodka, der Kirgiſe ſeinen Kümys, der Chineſe ſeinen Sam-ſchu, der Braſilianer ſeinen Cairas; ja es gibt ſelbſt unter den Inſeln des neuentdeckten Polyneſiens keine, deren Bewohner nicht ein Mittel erfunden hätten, ſich durch Zubereitung eines narkotiſchen Saftes von Zeit zu Zeit der Sorgen des irdiſchen Lebens zu entſchlagen und einen, wenn gleich kurzen, Zuſtand überirdiſchen Wohlbehagens hervorzubringen.

Und ſo hat auch Amerika ſeinen Rum und ſeinen Whisky. Die auſſerordentliche Ergiebigkeit des türkiſchen Weizens (Indian corn, Mais), aus welchem dieſe Getränke hauptſächlich deſtillirt

werden, und die hieraus entſpringende Wohlfeilheit derſelben waren Urſache, daß ſie ſich unter allen Volksklaſſen noch mehr verbreiteten, als in anderen Ländern. Vor zwanzig Jahren war ihr Gebrauch allgemein, in jedem Hauſe ſtand eine Flaſche beſtändig auf dem Tiſche, aus der ſich die Mitglieder der Familie ohne Umſtände einſchenkten. Der Dämon der Unmäßigkeit war Meiſter im Lande und forderte täglich ſeine Opfer; Männer, die das Vertrauen ihrer Mitbürger zu den höchſten Ehrenſtellen im Vaterlande berufen hatte, ließen ſich von dem unſeligen Beiſpiele hinreißen und endeten oft, durch eigene Schuld, die glänzend begonnene Laufbahn im Elende und in der Verachtung *).

Das Uebel war auf's Höchſte geſtiegen, als in der öffentlichen Meinung eine Reaction dagegen ſtattzufinden anfing. Es bildete ſich in Boſton eine Geſellſchaft, deren Mitglieder ſich verbindlich machten, allen geiſtigen Getränken zu entſagen, indem die Schädlichkeit derſelben ſowohl in moraliſcher, als phyſiſcher Hinſicht erwieſen ſei. Zuerſt fand dieſe Neuerung wenig Anklang, aber nach und nach gewann ſie Anhänger, und nach einigen Jahren war die ganze Union, von Maine bis Louiſiana, mit Mäßigkeits-Vereinen bedeckt.

So weit gut. Aber es liegt in der Natur des Amerikaners, ſich immer zwiſchen Extremen zu bewegen; fängt einmal eine Idee an, populär zu werden, ſo wird ihre Ausführung bis in's Aeußerſte getrieben und jedes Maß und Ziel dabei überſchritten. Es ſonderte ſich eine Parthei von Temperance-Männern par excellence ab, die, mit den bisherigen ruhigen und ſtufenweiſen Fortſchritten der Grundſätze des Vereines nicht zufrieden, eine noch durchgreifendere Reform zu bewerkſtelligen ſuchten und ſich völlige Enthaltſamkeit (total abstinence) von allen berauſchen-

*) Wir wollen nur den verſtorbenen Daniel D. Tompkins, Gouverneur von New-York und Vicepräſident der Vereinigten Staaten 1825 — 1829, anführen, den dieſes Laſter allein der Ausſicht beraubte, Präſident der nordamerikaniſchen Republik zu werden.

den Getränken, wozu auch Wein, Bier und Cider gezählt wurden, zum Geſetze machten. Jetzt kam auch die Religion, ein in den Vereinigten Staaten noch weit mächtigerer Hebel, als in anderen Ländern, in's Spiel. Man predigte die Doktrinen der Total abstinence von der Kanzel herab; an vielen Orten ſchloß ſich die Geiſtlichkeit in Maſſe an dieſelben an, und Manche erſetzten ſogar beim Abendmahle den Wein durch gefärbtes Waſſer. In Neu-England, der Wiege des Puritanismus, hatten dieſe Bemühungen den meiſten Erfolg, ſo daß im Staate Maſſachuſetts ein Geſetz beide Häuſer der Legislatur paſſirte und die Genehmigung des Gouverneurs erhielt, wodurch aller Kleinhandel mit Getränken in geringeren Quantitäten als fünfzehn Gallonen verboten wurde.

Dieſe Schritte erregten natürlich auch einen Geiſt des Widerſpruches, der mehr als einmal dem ganzen Syſteme ein Ende zu machen drohte In Maſſachuſetts bildeten ſich zwei Partheien der Temperance- und der Anti-Temperance; letztere trug in den Wahlkämpfen von 1839, durch die Erwählung des Richters Morton zum Gouverneur, den Sieg davon, und das gehäſſige „Fünfzehn-Gallonen-Geſetz" mußte abgeſchafft werden. Aber die Vereine, an deren Spitze Männer, wie: Delavan und Pierpont, ſtehen, laſſen ſich hierdurch von ihren Beſtrebungen nicht abſchrecken und fahren in neueſter Zeit fort, mit Eifer und Beharrlichkeit gegen „König Alkohol" in's Feld zu ziehen.

Daß bei dieſem Kriege bisweilen höchſt exzentriſche Scenen vorfallen, kann man ſich leicht denken. Im vergangenen Frühjahre trafen zu Baltimore ſechs eingefleiſchte Säufer in der Schenke zuſammen, beſprachen ihr bisheriges Leben und die durch den heilloſen Hang zum Trunke zu Grunde gerichteten Hoffnungen ihrer Jugend und faßten plötzlich den Entſchluß, dem verführeriſchen Laſter zu entſagen, ihre Lebensweiſe zu ändern und ſich fortan auf Waſſer zu beſchränken. Sie bilden die Geſellſchaft der Reformed Drunkards (gebeſſerten Trunkenbolde), an die ſich bald Hunderte, ja Tauſende anſchließen, und ſenden

aus ihrer Mitte Deputirte nach allen Hauptstädten des Landes aus, um die neu angenommenen Grundsätze zu verkünden und durch ihr Beispiel zu beweisen, daß auch in der tiefsten Erniedrigung die Hoffnung zum Besseren noch nicht verloren sei. Diese Deputirte sind meistens aus den untersten Volksklassen gewählt und halten im ächten Volkstone Reden, die von barocken Ideen und drolligen Wendungen strotzen und eben dadurch für den großen Haufen desto eindringlicher sind; gewiß ist es, daß diese ungeschlachten Mäßigkeits-Apostel der Sache mehr Anhänger verschafft haben, als es bisher hochgestellte, einflußreiche Männer vermochten. Sie predigen unermüdet auf öffentlichen Plätzen, Märkten und Quais, wodurch auch diejenigen mit der Lehre bekannt werden, die deren gerade am meisten bedürfen und auf die man ehedem weniger Gelegenheit hatte, einzuwirken.

Auf welche Art dieses endigen, ob die Total abstinence-Parthei einen völligen Sieg davon tragen wird, oder ob die von ihr genährten Hoffnungen dennoch fehlschlagen werden, ist schwer vorauszusehen. Die von ihr gemachten übertriebenen Ansprüche dürften leicht den Geist des Widerstandes auf's Höchste steigern und diesem die Möglichkeit darbieten, nicht nur das schon Erreichte über den Haufen zu werfen, sondern auch das alte Uebel in seinem ganzen Umfange wieder herzustellen. Dieses wäre in jedem Falle für die Menschheit ein Unglück; denn es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Gutes bewirkt und Resultate erlangt worden sind, die in Erstaunen setzen. So hat sich die Zahl der Branntweinbrennereien im Staate New-York von 600 bis auf 200 vermindert, und auch in New-Jersey, Connecticut, Massachusetts hat sie stark abgenommen. Dennoch sieht man, besonders in den größeren Seestädten, noch immer eine Völlerei, wovon man in Europa kaum einen Begriff hat*), und

*) Man darf jedoch nicht vergessen, daß in diesen Städten die unterste Volksklasse größtentheils aus Einwanderern, namentlich Irländern, besteht.

die nur zu ſehr beweißt, daß die Wirkſamkeit der Mäßigkeits-Vereine einer noch weit allgemeineren Ausbreitung fähig iſt *). (M. ſ. d. L. d. Ausl.)

Das einſame Gefängniß zu Philadelphia und Pittsburg.

In einer der Vorſtädte von Philadelphia befindet ſich das große Gefängniß, genannt das öſtliche Zuchthaus, das nach einem dem Staate Pennſylvanien eigenthümlichen Plane verwaltet wird. Das Syſtem iſt nämlich ſtrenge, unerbittliche, hoffnungsloſe Einzelhaft. In ſeinen Wirkungen halte ich es für grauſam und ungerecht.

So wenig ich daran zweifeln will, daß die Abſicht menſchenfreundlich nur auf Beſſerung gerichtet iſt, ſo glaube ich dennoch, daß die Erfinder dieſer Gefängniß-Disciplin, ſowie die wohlwollenden Herren, welche ſie handhaben nicht wiſſen, was ſie thun. Ich hege die feſte Ueberzeugung, daß nur ſehr wenige Menſchen im Stande ſind, die namenloſe Marter und

---

*) Vulpius äußert ſich über dieſe Mäßigkeits-Vereine folgendermaßen: „Wer als frommer und ſittlicher Mann gelten will, muß ſich zur „Temperenz" unterſchreiben. Das iſt jetzt ſo Mode. Der größte Theil beſteht aus verlumpten alten Trunkenbolden, die ihr bischen Gut in den Branntweinhäuſern durchgebracht, und nun dem Schnaps entſagen, weil zufällig der Wirth nicht mehr borgt. Dann wird der reuige Sünder geſpielt, man geht hin und unterſchreibt die Temperenz, die man ſo lange hält als kein Schnaps da iſt. Andere halten ſich einen Krug voll zu Haus und trinken ihn hinter der Thüre. Auf ſolche Weiſe wird von den Meiſten das Gelübde gehalten. Gelegentlich finden von ihnen, gleich den Freimaurern und Oldfellows, öffentliche Umzüge mit Fahnen und großem Spektakel ſtatt. Obgleich ihre Zahl zunimmt ſo habe ich doch nie gehört, daß ſich deswegen der Verbrauch des Whisky in den Vereinigten Staaten verringert hätte."

Qual gehörig zu würdigen, die bei jahrelanger Dauer mit dieſer gräßlichen Strafe verbunden iſt, und wenn ich von mir ſelbſt aus, ſowie nach dem, was ich auf ihren Geſichtern geſchrieben geſehen habe, und was ſie ganz gewiß fühlen, ſchließen will, ſo laſſe ich mir den Glauben nicht nehmen, daß Niemand außer die Gefangenen allein, die ganze Tiefe dieſer Höllenqual zu ermeſſen vermag, und kein Menſch das Recht hat, ſeinem Mitmenſchen eine ſolche anzuthun. Ich halte dieſes ſchleichende tagtägliche Hinbrüten über die Geheimniſſe des Gehirns für unendlich ſchlimmer, als jede körperliche Qual, und weil ſeine ſchaudererregenden Zeichen und Merkmale dem Auge und Taſtſinn nicht ſo erreichbar ſind, wie Narben auf dem Fleiſche, weil ſeine Wunden ſich nicht auf der Oberfläche zeigen und es nur ſelten einen Schrei auspreßt, den menſchliche Ohren hören können, deshalb verwerfe ich es um ſo mehr, als eine geheime Strafe, die allen Anforderungen der Humanität Hohn ſpricht. Einen Augenblick war ich mit mir ſelbſt uneinig, wenn es auf mein Ja oder Nein ankäme, ob ich ſie in gewiſſen Fällen bei kurzen Terminen anwenden würde, aber jetzt erkläre ich feierlich, daß ich mich mitten im Schooße von Freuden und Ehren, weder bei Tag unter dem offenen Himmel, noch bei Nacht in meinem offenen Bette einen Augenblick glücklich fühlen könnte mit dem Bewußtſein, irgend ein menſchliches Geſchöpf erdulde — gleichviel wie lange — dieſe ungekannte Strafe in ſeiner ſtillen Zelle, und ich trage die Schuld davon und habe meine Einwilligung dazu gegeben.

Ich wurde von zwei Beamten der Direction in dieß Gefängniß begleitet, ging von Zelle zu Zelle und ſprach mit den Bewohnern. Man leiſtete mir jeden Vorſchub, den man nur von der zuvorkommendſten Höflichkeit erwarten kann. Nichts wurde vor meinen Blicken verborgen oder geheim gehalten, offen und unverhohlen gab man mir alle Aufſchlüſſe, die ich wünſchte. Die vollkommene Ordnung in dem Hauſe kann nicht genug geprießen werden, und die vortrefflichen Geſinnungen

sämmtlicher Mitglieder der Direction sind über allen Zweifel erhaben.

Zwischen dem Gefängnißgebäude und der äußern Mauer liegt ein geräumiger Garten. Wir betraten ihn durch ein Pförtchen in dem massiven Thore, gingen sodann auf dem Weg vor uns bis an das andere Ende und gelangten in eine große Stube von wo sieben lange Gänge ausstrahlen. Auf beiden Seiten dieser Gänge liegt eine lange, lange Reihe niedriger Zellenthüren, die ihre Nummern haben. Im obern Stock liegt eine Gallerie von Zellen, ganz wie die unten, nur daß sie nicht gleich jenen des Parterres noch mit einem sehr schmalen Höfchen verbunden und etwas kleiner sind. Für den Mangel an Luft und Bewegung, die sie auf diesem winzigen Zusatze zu ihren Zellen haben könnten, werden die Gefangenen des obern Stocks dadurch entschädigt, daß Jeder zwei in einander gehende Zellen zu bewohnen hat.

Wenn man in dem Centralpunkt steht und diese schauerlichen Gänge hinabsieht, so kann man sich bei der melancholischen Stille und Ruhe, die hier vorherrscht, eines unwillkührlichen Entsetzens nicht erwehren. Hie und da vernimmt man ein schwerfälliges Geräusch von irgend einem einsamen Weberschiffe oder einem Schuhmacherleisten, allein es wird sogleich wieder durch die dicken Wände und die plumpen Kerkerthüren erstickt und dient blos dazu, die allgemeine Stille noch tiefer zu machen. Jedem Gefangenen, der dieses Jammerhaus betritt, wird eine schwarze Kapuze über Kopf und Gesicht gezogen, und in diesem finstern Grabhemd, einem Sinnbild des Vorhangs, der zwischen ihm und der lebendigen Welt herabgelassen ist, wird er in die Zelle geführt, aus der er nie wieder hervorkommt, bis seine ganze Strafzeit vorüber ist. Er hört nie von Weib oder Kindern, von Heimath oder Freunden, vom Leben oder Tod irgend eines Geschöpfes, das ihm am Herzen liegt. Außer den Gefängnißwärtern sieht er nie ein menschliches Gesicht, hört nie eine menschliche Stimme. Er ist lebendig begraben, um im lang-

samen Verlauf der Jahre wieder herausgescharrt zu werden, inzwischen aber stirbt er Allem ab, nur nicht qualvoller Seelenangst und schauderhafter Verzweiflung.

Sein Name, sein Verbrechen und seine Strafzeit sind selbst dem Gefangenwärter unbekannt, der ihm seine tägliche Nahrung bringt. Ueber seiner Zellenthüre und in einem Buche, wovon der Director des Gefängnisses und der Geistliche der Anstalt, je eine Abschrift erhalten, steht eine Nummer, die den ganzen Inder seiner Geschichte bildet. Außer diesen Seiten hat das Gefängniß keine Notiz von seiner Existenz. — Er kann zehn qualvolle Jahre in derselben Zelle leben, ohne bis auf die letzten Stunden zu erfahren, in welchem Theile des Gebäudes sie liegt, was für Leute um ihn her sind, ob in den langen Winternächten lebendige Menschen sich in seiner Nähe befinden oder ob er in einem abgelegenen Winkel des großen Gefängnisses schmachtet, mit Mauern, Gängen und eisernen Thüren zwischen ihm und dem nächsten Theilhaber seiner einsamen Schrecken.

Jede Zelle hat doppelte Thüren; die äussere von dickem Eichenholz, die innere von vergittertem Eisen, worin ein Schieber angebracht ist, durch welche man ihm seine Nahrung reicht. Er bekommt eine Bibel, eine Schiefertafel nebst Griffel, und unter gewissen Beschränkungen zuweilen auch andere zu diesem Zweck angeschaffte Bücher, nebst Feder, Dinte und Papier. Sein Rasirmesser, ein Schüsselchen dazu, eine Flasche und ein Waschbecken hängen an der Wand oder glänzen auf dem kleinen Simse. Frisches Wasser wird in jede Zelle gebracht und er kann nach Belieben trinken. Den Tag über steht sein Bett an der Wand, damit er mehr Raum zum Arbeiten hat. Ferner steht ein Webstuhl, eine Hobelbank, ein Rad oder was es ist, in der Zelle und da arbeitet er, schläft und wacht, zählt die Jahreszeiten, wie sie wechseln, und wird alt.

Der erste Mann, den ich sah, saß an seinem Webstuhle und arbeitete. Er war schon sechs Jahre da, und hatte, glaube ich, noch drei zu bleiben. Er war als Diebshehler überführt,

leugnete aber noch nach dieſer langen Gefangenſchaft ſeine Schuld und ſagte, man ſei ungerecht mit ihm umgegangen. Es war ſein zweites Verbrechen.

Er hörte mit ſeiner Arbeit auf, als wir eintraten, nahm ſeine Brille herab und antwortete unbefangen auf Alles, was man zu ihm ſagte, jedoch immer mit einer ſonderbaren Pauſe im Anfang und mit einer leiſen gedankenſchweren Stimme. Er trug einen papiernen Hut von eigner Fabrik und freute ſich, daß wir ihn bemerkten und lobten. Mit ſinniger Kunſtfertigkeit hatte er aus allerhand abgefallenen Stückchen und Enden eine Art Schwarzwälderuhr verfertigt und ſeine Eſſigflaſche diente ihm als Gewicht. Als er ſah, daß ich mich für dieſes Fabrikat intereſſirte, ſah er mit gewaltigem Stolz zu ihm hinauf und ſagte, er gedenke noch einige Verbeſſerungen anzubringen und hoffe, der Hammer, nebſt einem Stückchen Glas daneben, werde ihm bald Muſik machen. Aus dem Garn, an dem er arbeitete, hatte er einige Farben ausgezogen und mehrere Figuren an die Wand gemalt. Eine weibliche über der Thüre nannte er „die Jungfrau vom See.“

Er lächelte, als ich dieſe ſeine Kunſtgriffe betrachtete, womit er die Zeit hinweg zu betrügen ſuchte; als ich aber von ihnen weg und auf ihn blickte, da ſah ich, daß ſeine Lippen zitterten, und hätte die Schläge ſeines Herzens zählen können. Ich weiß nicht mehr, wie es kam, aber es fiel irgend eine Anſpielung, daß er ein Weib habe. Bei dieſem Wort ſchüttelte er ſeinen Kopf, drehte ſich auf die Seite und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

„Aber jetzt ſeid Ihr reſignirt!“ ſagte einer der Herren nach einer kurzen Pauſe, während welcher er ſeine Faſſung wieder errungen hatte. Er antwortete mit einem hoffnungsloſen Seufzer: „O ja, o ja, ich bin reſignirt.“ „Und ſeid gewiß auch beſſer geworden?“ „Ja, ich hoffe allerdings.“ Und die Zeit geht recht ſchnell dahin?“ „Die Zeit iſt lang, meine Herren, zwiſchen dieſen vier Mauern!“

Als er dieſe Worte ſagte, blickte er — nur Gott allein

weiß, wie traurig — um ſich, und verfiel in ein ſonderbares Starren, wie wenn er Etwas vergeſſen hätte. Einen Augenblick nachher ſtieß er einen ſchweren Seufzer aus, ſetzte ſeine Brille auf und machte ſich wieder ans Geſchäft.

In einer andern Zelle war ein Deutſcher, der wegen Diebſtahls zu fünf Jahren verurtheilt war und zwei davon abgeſeſſen hatte. Mit Farben, die er ſich auf dieſelbe Art verſchafft, hatte er jeden Zoll der Wand und Decke ſehr hüſch bemalt. Er hatte die wenigen Fußböden, die ihm zu Gebote ſtanden: ausnehmend zierlich ausgelegt und in der Mitte ein Bett aufgeſchlagen, das ſo ziemlich ausſah, wie ein Grab. Er hatte in Allem außerordentlich viel Geſchmack und Takt bewieſen, und doch konnte man ſich nicht leicht einen zerknirſchteren, ja ich darf wohl ſagen, zermalmteren Menſchen denken, als ihn. Ich habe nie ein ſolches Bild jammerwürdiger Troſtloſigkeit geſehen. Mein Herz blutete für ihn und als ihm die Thränen über die Wangen hinabrannen und er einen der Herren auf die Seite nahm, mit zitternden Händen krampfhaft am Rock faßte und fragte, ob keine Hoffnung auf Abänderung ſeines gräßlichen Urtheils vorhanden ſei — dieſer Anblick war wirklich herzzerreißend. Ich habe nie ein Elend irgend einer Art geſehen, das mich ſchmerzlicher ergriffen hätte, als das Unglück dieſes Mannes.

In einer dritten Zelle war ein ſchlanker großer Neger, ein Nachtdieb, der auf ſeinem eigenen Handwerk arbeitete, d. h. Schrauben und dergleichen machte. Seine Zeit war demnächſt aus. Er war nicht blos ein ſehr gewandter Dieb, ſondern auch bekannt durch ſeine Keckheit und Unerſchrockenheit, ſowie durch eine Menge früherer Verbrechen. Er unterhielt uns mit einem langen Bericht von ſeinen Heldenthaten, die er mit ſolch unendlichem Wohlbehagen erzählte, daß er wirklich die Finger darnach zu lecken ſchien, indem er luſtige Geſchichtchen von geſtohlenen Platten Preis gab und von alten Damen, die mit ſilbernen Brillen an den Fenſtern geſeſſen (er hatte offenbar ſchon von der andern Seite der Straße her ein Auge für ihr Metall),

die er belauscht und dann bestohlen habe. Dieser Bursche würde sich bei der geringsten Aufmunterung seiner professionellen Erinnerungen in der abscheulichsten Spitzbubensprache noch gerühmt haben; indeß müßte ichm ich doch sehr täuschen, wenn bei seiner grob heuchlerischen Erklärung, daß er den Tag segne, wo er in dieses Gefängniß gekommen, und daß er in seinem ganzen Leben nie mehr einen Raub begehen wolle, nicht auch einiger Ernst mitunter gelaufen wäre.

Einer war da, der die Vergünstigung hatte, Kaninchen halten zu dürfen. Da in Folge davon der Geruch seines Zimmers Nichts an Lieblichkeit gewann, so riefen meine Begleiter ihn auf den Gang heraus. Er erschien sogleich, und wie er so dastand, sein abgezehrtes Gesicht in dem ungewohnten Sonnenlicht des großen Fensters mit der vorgehaltenen Hand beschattend, sah er so bleich und erdfahl aus, als hätte man ihn aus dem Grabe herauf beschworen. Er hatte ein weißes Kaninchen an seiner Brust und als das Thierchen auf den Boden sprang und in die Zelle zurück schlüpfte und er, nachdem man ihn entlassen, ängstlich ihm nachkroch, da dachte ich, es wäre doch sehr schwer zu entscheiden, in welcher Beziehung der Mann das edlere Thier von den zweien sei.

Ein englischer Dieb war da, der erst ein paar Tage von sieben Jahren abgesessen hatte, eine wahre Galgenphysiognomie, kreideweiß, mit gerunzelten Augenbraunen und dünnen Lippen; er hatte noch keine Freude an Besuchen und würde mich, wenn er keine Strafzulage gefürchtet hätte, ohne Bedenken mit seinem Schusterkneiff durchstochen haben. Noch ein anderer Deutscher war erst gestern eingeliefert worden; er sprang von seinem Bette auf, als wir hineinsahen und bat in seinem gebrochenen Englisch flehentlichst um Arbeit. Auch einen Poeten bekam ich zu sehen, der nachdem er jedesmal in vierundzwanzig Stunden zwei Tagewerke vollbracht hatte, das eine für sich und das andere für das Gefängniß, Verse schrieb über Schiffe (er war nämlich von Profession ein Seemann), über „den wahnsinnigmachenden Weinbecher“ und seine Freunde in der Heimath. Das Haus

war überhaupt sehr voll. Einige von den Gefangenen errötheten bei dem Anblick von Fremden, Andere wurden sehr blaß. Etwa zwei oder drei hatten Wärterinnen bei sich, weil sie sehr krank waren, und ein wohlbeleibter, alter Neger, dem man im Gefängniß das Bein abgenommen hatte, wurde von einem klassisch gebildeten, ausgezeichneten Wundarzt verpflegt, der gleichfalls Gefangener war. Auf der Treppe saß, mit einer kleinen Arbeit beschäftigt, ein hübscher farbiger Knabe. „Gibt es denn in Philadelphia keine Rettungshäuser für jugendliche Sünder?" fragte ich. — „Ja, aber blos für weiße." Eine noble Aristokratie im Verbrechen!

Ein Matrose war da, der schon mehr als elf Jahre hier saß und in wenigen Monaten frei werden sollte. Elf Jahre einsamer Gefangenschaft!

„Es freut mich zu hören, daß Eure Zeit demnächst aus ist." Was antwortet er? Nichts. Warum starrt er seine Hände an, zernagt das Fleisch an seinen Fingern und schlägt alle Augenblicke seine Augen auf nach diesen Wänden, die sein Haupt grau werden sahen? Es ist seine Manier so.

Sieht er den Leuten nie in's Gesicht und nagt er immer an seinen Händen, als ob er Haut und Bein von einander reißen wollte? Es ist Laune von ihm; weiter Nichts.

So ist es auch Laune von ihm, zu sagen, er sehne sich nicht hinauszukommen, er freue sich nicht, daß die Zeit heranrücke, früher habe er sich sehr darnach gesehnt, aber dieß sei schon lange her; er habe jetzt für Alles Sinn und Interesse verloren; es ist auch Laune von ihm, ein hülfloser, vernichteter und durchaus ruinirter Mann zu sein. Und Gott ist sein Zeuge, daß dieser seiner Laune die vollständigste Befriedigung geworden ist.

In drei aneinander stoßenden Zellen waren drei junge Frauenzimmer, sämmtlich eines Complotts zur Bestehlung ihres Brodherrn überführt. In der Stille und Einsamkeit ihres Lebens waren sie sehr schön geworden. Ihre Blicke waren äu-

herſt kummervoll und hätten auch den härteſten Beſucher zu Thränen rühren können, jedoch nicht zu der Art von Trauer, welche der Anblick von Männern einflößt. Eine davon war ein junges Mädchen, noch nicht zwanzig, wenn ich mich recht erinnere; ihr ſchneeweißes Zimmer war mit den Arbeiten einer früheren Gefangenen tapezirt und auf ihr niedergeſenktes Geſicht ſchien die Sonne in all ihrem Glanz durch die hohe Ritze in der Wand, durch welche ein ſchmales Streifchen glänzend blauen Himmels ſichtbar war. Sie war ſehr bußfertig und ruhig; ſie ſagte (und ich glaube es ihr), ſie habe endlich reſignirt und Frieden mit ſich ſelbſt gewonnen. „Mit einem Wort, Sie ſind glücklich hier?" ſagte einer meiner Begleiter. Sie ſtrengte ſich — ſtrengte ſich ſehr hart an, um ein Ja herauszubringen, aber als ſie die Augen aufſchlug und dieſen Schimmer von Freiheit über ſich erblickte, brach ſie in Thränen aus und ſagte, ſie verſuche es wenigſtens zu ſein; ſie habe über Nichts zu klagen; aber es ſei natürlich, daß ſie ſich manchmal ſehne aus dieſer Zelle herauszukommen! ſie könne ſich deſſen nicht erwehren; ſie ſchluchzte, das arme Ding!

Ich ging an dieſem Tage von Zelle zu Zelle und jedes Geſicht, das ich ſah, jedes Wort, das ich hörte, jedes Vorkommniß, das ich bemerkte, ſchwebt mir noch jetzt in ſeiner ganzen Peinlichkeit vor der Seele. Aber laßt mich darüber hinweg und zu einem erquicklicheren Blick in ein Gefängniß deſſelben Syſtems übergehen, das ich ſpäter in Pittsburg ſah.

Als ich dieſes gleichfalls beſichtigte, fragte ich den Director ob er Niemand habe, der in Bälde frei werde. Er ſagte ja, er habe einen, deſſen Zeit morgen aus ſei; indeß ſei er blos zwei Jahre als Gefangener dageweſen.

Zwei Jahre! Ich warf einige Rückblicke auf zwei Jahre in meinem eigenen Leben — nicht im Gefängniß, in gedeihlichen, vergnügten Umſtänden, umgeben von Segnungen, Behaglichkeit und Glück — und ich dachte, welch ungeheurer Abſtand es ſei, wie lange mir dieſe zwei Jahre in einſamer Ge-

fangenschaft vorgekommen sein würden. Ich habe das Gesicht dieses Mannes, der am nächsten Tage erlöst werden sollte, noch vor mir. Es ist beinahe noch merkwürdiger in seinem Glück, als die andern Gesichter in ihrem Elend. Wie leicht und natürlich war es für ihn, zu sagen, das System sei gut; die Zeit sei ihm ziemlich schnell vergangen, wenn er bedenke u. s. w. und wenn er einmal einsehe, daß er gegen das Gesetz gesündigt habe und ihm Genugthuung geben müsse, so könne er es schon aushalten u. s. w.

„Warum rief er Sie zurück und was sagte er in dieser seltsamen Verlegenheit zu Ihnen?" fragte ich meinen Begleiter, als er die Thüre geschlossen hatte und auf dem Gange wieder zu mir trat.

„Er sagte, er besorge, seine Stiefelsohlen möchten Nichts mehr taugen, da sie schon bei seinem Eintritt sehr abgenützt gewesen seien, und würde mir recht sehr danken, wenn ich sie ihm flicken lassen wollte."

Diese Stiefel waren ihm vor zwei Jahren von den Füßen genommen und nebst seinen übrigen Kleidern aufbewahrt worden.

Ich benützte diese Gelegenheit, um zu fragen, wie sich die Leute unmittelbar vor dem Herausgehen benehmen und setzte hinzu: „Sie werden vermuthlich sehr zittern."

„Es ist nicht sowohl ein Zittern," war die Antwort, „obschon sie auch schauern, als vielmehr, eine gänzliche Gestörtheit des Nervensystems. Sie können ihre Namen nicht in's Buch einschreiben, ja manchmal nicht einmal die Feder halten; sie sehen um sich, ohne zu wissen, wie oder wo; stehen manchmal auf und setzen sich wieder zwanzigmal in einer Minute. So benehmen sie sich auf der Kanzlei, wohin sie mit der Kapuze geführt werden, in der man sie auf ihre Zellen gebracht hat. Wenn sie zum Thore hinauskommen, bleiben sie stehen, und sehen zuerst den einen, dann den andern Weg an, ohne zu wissen, welchen sie einschlagen sollen. Manchmal taumelten sie, wie betrunken, und manchmal müssen sie sich an die Mauer

lehnen, ſo ſchlecht iſt es ihnen, — indeß erholen ſie ſich doch bald wieder."

Als ich in dieſen einſamen Zellen herumging und die Geſichter der Männer darin betrachtete, verſuchte ich es, mir die Gedanken und die Gefühle zu veranſchaulichen, die ihre Lage natürlich mit ſich bringt. Ich dachte mir die Kapuze ſoeben abgenommen und die Scenen ihrer Gefangenſchaft in all ihrer gräßlichen Eintönigkeit vor ihnen aufgerollt.

Im Anfang iſt der Mann betäubt. Seine Einſperrung iſt eine gräßliche Viſion, und ſein vergangenes Leben eine Wirklichkeit. Er wirft ſich auf ſein Bett und überläßt ſich der Verzweiflung. Allmählig weckt ihn die unerträgliche Einſamkeit und Nacktheit des Platzes aus ſeinem Stumpfſinn und wenn der Schieber in ſeiner Gitterthüre geöffnet wird, bittet er flehentlich um Arbeit. „Gebt mir etwas zu arbeiten, oder ich werde wahnſinnig!"

Man willfahrt ihm und ruckweiſe macht er ſich an das Geſchäft, aber jeden Augenblick kommt ihm das brennende Bewußtſein der Jahre, die er in dieſem ſteinernen Sarge zubringen muß, und eine ſolch martervolle Erinnerung an diejenigen, von denen er Nichts mehr ſehen und erfahren ſoll, daß er von ſeinem Sitze auffährt und beide Hände an ſeinen in die Höhe gerichteten Kopf gedrückt, in dem kleinen Zimmer auf- und abſchreitet und den Geiſtern Gehör ſchenkt, die ihn verſuchen wollen, ſein Hirn an der Wand zu zerſchmettern.

Er fällt wieder auf ſein Bett und bleibt ſtöhnend liegen. Auf einmal ſpringt er auf, denn er möchte gern erfahren, ob ein anderer Mann in der Nähe iſt, ob ſich auf beiden Seiten von ihm eine andere ähnliche Zelle befindet, und er lauſcht gierig.

Er vernimmt keinen Ton, aber deß' ungeachtet können andere Gefangene in der Nähe ſein. Er erinnert ſich, einmal, als er noch nicht daran dachte, ſelbſt hieher zu kommen, gehört zu haben, die Zellen ſeien ſo gut gebaut, daß die Gefangenen einander nicht hören können, wohl aber die Aufwärter ſie. Wo

iſt der nächſte Mann rechts oder links? Oder iſt auf beiden Seiten einer? Wo ſitzt er jetzt — mit dem Geſicht gegen das Licht? Oder geht er auf und ab? Wie iſt er gekleidet? Iſt er ſchon lange hier? Iſt er ſehr zuſammengefallen? Iſt er ſehr blaß und geiſterhaft? Denkt er auch an ſeinen Nachbar?

Kaum zu athmen wagend und horchend während dieſes Gedankenganges, beſchwört er eine Figur herauf, die ihm den Rücken zu gekehrt hat, und denkt ſich, ſie gehe in der nächſten Zelle auf und ab. Er hat keinen Begriff von dem Geſichte, iſt ſich aber der dunkeln Geſtalt eines gebeugten Mannes gewiß. In die Zelle auf der andern Seite verſetzt er eine andere Figur, deren Geſicht ihm gleichfalls verborgen iſt. Tag um Tag und oft, wenn er mitten in der Nacht erwacht, denkt er an dieſe zwei Männer, bis er beinahe wahnſinnig iſt. Er verwechſelt ſie nie. Sie bleiben immer, wie er ſie zu erſt gedacht — rechts ein alter Mann, links ein jüngerer, aber ihre verborgenen Geſichtszüge quälen ihn zum Tode und haben etwas Geheimnißvolles für ihn, das ihn zittern macht.

Die gramvollen Tage gehen mit feierlichem Schritte vorüber, wie Leidtragende bei einem Leichenbegängniß, und allmählig fängt er an zu fühlen, daß die weißen Wände der Zelle etwas Schauerliches haben, daß ihre Farbe grauſenhaft iſt, daß ihre glatte Oberfläche ſein Blut gefrieren macht, daß dort ein abſcheulicher Winkel iſt, der ihn quält. Jeden Morgen, wenn er erwacht, verbirgt er ſeinen Kopf unter die Decke und ſieht mit Grauſen die entſetzliche Oberwand auf ihn herabblicken. Das geſegnete Tageslicht ſelbſt guckt, ein abſcheuliches Phantom, durch die unveränderliche Spalte herein, die das Fenſter ſeines Gefängniſſes iſt.

In langſamen aber ſichern Abſtufungen vergrößern ſich die Schrecken dieſes abſcheulichen Winkels, bis ſie ihn zu jeder Zeit erfaßt halten, ſeine Ruhe angreifen, ſeine Träume ſchauervoll und ſeine Nächte ſchrecklich machen. Im Anfang faßte er einen ſonderbaren Widerwillen dagegen; es war ihm, als ob ſich irgend

Etwas von entſprechender Geſtalt in ſeinem Gehirn erzeugte, was nicht darin ſein ſollte und ſeinen Kopf auf die Folter ſpannte. Dann fängt er an, dieſes Gebilde ſeiner Phantaſie zu fürchten, dann davon zu träumen und von Männern, die ſeinen Namen flüſtern und darauf hindeuten. Dann kann er es nicht länger anſehen und eben ſo wenig ihm den Rücken kehren. Jetzt iſt ſeine Zelle jede Nacht der Lauerwinkel eines Geiſtes, eines Schattens — eines ſtillen Etwas, ſchrecklich anzuſehen, ob es Vogel, ob Thier, ob vermummte Menſchengeſtalt, kann er nicht ſagen.

Wenn er bei Tag in ſeiner Zelle iſt, fürchtet er das kleine Plätzchen draußen. Wenn er auf dem Plätzchen iſt, bebt er, die Zelle wieder zu betreten. Wenn die Nacht kommt, ſteht das Phantom dort im Winkel. Wenn er den Muth hat, an ſeinem Platz zu ſtehen und es zu vertreiben (einmal hatte er ihn, als er in Verzweiflung war), ſo lagert es ſich auf ſein Bett. Im Zwielicht und immer zur ſelben Stunde ruft ihn eine Stimme bei Namen; wenn die Finſterniß dichter wird, beginnt ſein Webſtuhl zu leben und auch er, ſein einziger Troſt iſt eine ſcheußliche Figur, die ihn bis zum Tagesanbruch angrinſt.

In langſamen Abſtufungen verlaſſen ihn dieſe ſchauderhaften Phantaſien wieder eine um die andere, kehren indeß zuweilen unerwartet, wie wohl in längeren Zwiſchenräumen und in weniger beunruhigenden Geſtalten zurück. Er hat mit dem Herrn, der ihn beſucht, über religiöſe Angelegenheiten geſprochen, hat ſeine Bibel geleſen, hat ein Gebet auf eine Schiefertafel geſchrieben und ſie aufgehängt, als eine Art Amulet, als eine Zuſicherung himmliſcher Geſellſchaft. Er träumt jetzt zuweilen von ſeinen Kindern oder ſeinem Weibe, iſt aber überzeugt, daß ſie todt ſind oder ſich von ihm abgewandt haben. Er wird leicht zu Thränen gerührt; iſt ſanftmüthig, unterwürfig und zerknirſcht. Von Zeit zu Zeit ſtellt ſich die alte Höllenqual wieder ein: eine ganz unbedeutende Sache vermag ſie hervorzurufen; ſchon ein bekannter Ton oder der Duft von Sommerblumen in der Luft; aber ſie währt jetzt nicht mehr ſehr lang, denn

die Welt draußen iſt für ihn Viſion und dieſes einſame Leben trübſelige Wirklichkeit geworden.

Wenn ſeine Strafzeit kurz iſt — ich meine vergleichungsweiſe, denn kurz kann ſie nie ſein — — ſo iſt das letzte halbe Jahr beinahe noch das Schlimmſte; denn jetzt denkt er, das Gefängniß werde Feuer fangen und er in den Ruinen verbrennen, oder er ſei verurtheilt, innerhalb dieſer Wände zu ſterben, oder er werde wegen irgend einer falſchen Anklage zurückgehalten und auf's Neue hieher verurtheilt werden, oder irgend Etwas, gleich viel was, müſſe ſich ereignen, um ſeine Befreiung zu hindern. Und dieß iſt natürlich und ſpottet aller vernünftigen Einwendungen, weil nach ſeiner langen Trennung vom menſchlichen Leben und ſeinen großen Leiden jedes Ereigniß ihm wahrſcheinlicher dünkt, als daß er der Freiheit und ſeinen Mitmenſchen zurückgegeben werde.

Wenn ſeine Gefangenſchaft ſehr lange gedauert hat, ſo macht die Ausſicht auf Befreiung ihn irre und verwirrt. Sein gebrochenes Herz mag zwar für einen Augenblick wieder pochen, wenn er an die Welt draußen denkt und was ſie ihm in all dieſen einſamen Jahren hätte ſein können, aber dieß iſt Alles. Die Zellenthüre war zu lange allen ſeinen Hoffnungen und Sorgen verſchloſſen. Beſſer man hätte ihn gleich im Anfang gehängt als an dieſen Ort gebracht und ihn dann wieder fortgeſchickt zu den Seinigen, denen er Nichts mehr iſt.

Auf dem hageren Geſichte jedes unter dieſen männlichen Gefangenen lag derſelbe Ausdruck. Ich weiß nicht, womit ich ihn vergleichen ſoll. Er hat etwas von der angeſtrengten Aufmerkſamkeit, die wir auf den Geſichtern des Blinden und Tauben erblicken, vermiſcht mit einer Art Schauder, als hätte man ihnen allen einen geheimen Schrecken eingejagt. In jedem Stübchen, das ich betrat, und an jedem Gitter, durch das ich blickte, glaubte ich daſſelbe erblaßte Geſicht zu ſehen. Es lebt noch in meinem Gedächtniſſe mit dem Zauber eines merkwürdigen Gemäldes. Man laſſe hundert Männer mit einem einzigen

neuerlich aus dieſem einſamen Leiden Erlöſten unter ihnen vor meinen Augen paradiren und ich will ihn herausfinden.

Den Geſichtern der Weiber gibt es, wie ich oben an einem Beiſpiele gezeigt habe, etwas Sanftes und Feines. Ich weiß nicht, kommt es daher, weil ihre beſſere Natur in der Einſamkeit hervorgelockt wird, oder weil ſie überhaupt feiner gebildete Geſchöpfe und größerer Geduld und längeren Leidens fähig ſind; aber es iſt ſo. Daß die Strafe deſſen ungeachtet auch gegen ſie durchaus eben ſo grauſam und ungerecht iſt, wie gegen die Männer, werde ich kaum hinzuzufügen brauchen.

Ich bin feſt überzeugt, daß ſie, abgeſehen von der Seelenqual, die ſie mit ſich führt, einer Qual, deren martervolle Schauerlichkeit alle Vorſtellungen überſteigt, den Geiſt in einen krankhaften Zuſtand verſetzt, wodurch er für jede äuſſere Berührung mit der Welt und jede geordnete Thätigkeit in derſelben untauglich wird. Es iſt meine feſte Anſicht, daß diejenigen, die dieſe Strafe erlitten haben, moraliſch ungeſund und inficirt in die Geſellſchaft zurücktreten müſſen. Man hat Beiſpiele genug von Männern, die aus eigener Wahl, oder gezwungen ein gänzlich einſames Leben geführt haben, indeß weiß ich auch unter ſolchen, die ſich ausgezeichneter Geiſtesgaben erfreuten, keinen einzigen, bei dem ſich nicht die Folgen davon durch einen untergeordneten Gedankengang oder irgend eine unheimliche fehlerhafte Neigung kund gethan hätten. Welche monſtröſe Phantome von Kleinmuth und Zweifel erzeugt und in der Einſamkeit geboren und groß gewachſen, ſind nicht über die Erde geſchritten und haben die Schöpfung häßlich gemacht, ja das Angeſicht des Himmels ſelbſt verdunkelt!

Selbſtmorde ſind unter dieſen Gefangenen ſelten, ja beinahe gänzlich unbekannt. Indeß kann aus dieſem Umſtand, ſo großes Gewicht man darauf legt, vernünftiger Weiſe kein Beweis für das Syſtem abgeleitet werden. Jedermann, wer die Seelenkrankheiten ſtudirt hat, weiß recht gut, daß eine ſolch äuſſerſte Herabſtimmung und Verzweiflung, die den ganzen Charakter

ändert und all seiner Elasticität und Widerstandsfähigkeit beraubt, an einem Manne zehren und ihn von Selbstvernichtung abhalten kann. Dieß ist ein sehr gewöhnlicher Fall.

Daß die physischen Kräfte dadurch geschwächt, ja einzelne Sinne gänzlich abgestumpft werden, weiß ich ganz genau. Im Gefängniß zu Philadelphia bemerkte ich gegen meine Begleiter, daß die Verbrecher, die sich schon lange Zeit hier aufhalten, taub seien. Diese Herren, die beständig mit den Gefangenen zu thun haben, verwunderten sich höchlich über meine Behauptung und erklärten sie für grundlos und aus der Luft gegriffen. Allein gleich der erste Gefangene, an den sie sich wandten — und sie wählten ihn selbst aus — bestätigte meine, ihm selbst unbewußte Beobachtung, indem er mit einer Ehrlichkeit, die keinen Zweifel zuließ, klagte, er wisse nicht, wie es komme, allein er werde so gar übelhörig.

Daß die Strafe namentlich auch sehr ungleich ist und die schlechtesten Leute am leichtesten berührt, liegt auf flacher Hand. Zu der Ansicht, daß sie ein wirksameres Besserungsmittel sei, als das System, das den Gefangenen gestattet, gemeinschaftlich zu arbeiten, ohne jedoch mit einander zu verkehren, werde ich mich nie und nimmermehr bekennen. Alle Beispiele von Besserung, die man mir erzählte, waren der Art, daß sie eben so gut durch das Schweigsystem hätten hervorgebracht werden können und ohne allen Zweifel auch hervorgebracht worden wären. Bei Leuten, wie der Neger Nachtdieb und der englische Dieb, haben auch die größten Enthusiasten keine Hoffnung auf Bekehrung.

Schon der Umstand, daß in einer solchen unnatürlichen Einsamkeit nie etwas Gesundes oder Gutes gedeihen ist und daß sogar ein Hund oder irgend eines der gescheidteren Thiere unter ihrem Einfluß verkümmern, verdummen und hinwelken würde, scheint mir Beweis genug gegen dieses System zu sein. Wenn wir aber vollends bedenken, wie durchaus hart und grausam es ist, und daß ein einsames Leben jeder Zeit ganz eigenthümliche und entschiedene Uebelstände der beklagenswerthesten

Art mit sich führt, wie sie sich hier herausgestellt haben; wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß man nicht zwischen diesem System und einem schlechten oder falsch berechneten zu wählen hat, sondern zwischen ihm und einem andern, das vieljährige Erfahrung als ein in jeder Beziehung vortreffliches bezeichnet, dann sind wahrhaftig mehr als genug Gründe vorhanden, eine Strafart aufzuheben, die so wenig Gutes verheißt und unläugbar ein solches Heer von Uebeln in ihrem Gefolge hat.

Zum Kontrast gegen diese Beobachtungen, will ich das Kapitel mit einem interessanten hieher gehörigen Geschicht'chen schließen, das mir einer meiner Herren Begleiter bei Gelegenheit dieses Besuches erzählt hat.

Bei einer der periodischen Versammlungen der Inspektoren des Gefängnisses erschien ein Handwerksmann von Philadelphia vor dem Kollegium und verlangte allen Ernstes, in einsame Haft gebracht zu werden. Auf die Frage, was in aller Welt ihn zu einem so seltsamen Begehren veranlassen könne, antwortete er, er habe einen unwiderstehlichen Hang zum Trunke und lasse sich zu seinem großen Unglück und Elend beständig davon hinreißen; er habe nicht die Kraft, zu widerstehen, wünsche deßwegen, jeder Versuchung enthoben zu werden, und wisse hiezu kein besseres Mittel als dieses. Man bedeutete ihm, das Gefängniß sey für gerichtlich verurtheilte Verbrecher bestimmt und dürfe nicht zu solch willkührlichen Zwecken benutzt werden; er solle sich nur aller berauschenden Getränke enthalten, was ihm gewiß möglich werde, wenn er ernstlich wolle, und so ertheilte man ihm noch andere gute Rathschläge, mit denen er sich höchlich mißvergnügt über den Erfolg seiner Bitte entfernte.

Er kam immer und immer wieder und wurde zuletzt dermassen überlästig und aufdringlich, daß die Herren die Sache in Berathung zogen, und zu einander sagten: „Er begeht am Ende noch ein Verbrechen, wenn wir ihn immer abweisen. Laßt uns ihn einsperren, er wird bald froh sein, wieder gehen zu dürfen und dann sind wir ihn auf immer los.“ Sie ließen ihn

alſo eine Urkunde unterſchreiben, daß er nie wegen ungerechter Einkerkerung Klage führen werde, und ſelbſt aus freien Stücken darum nachgeſucht habe; zugleich bemerkten ſie ihm, der Gefängnißwärter habe Befehl, ihn zu jeder Stunde bei Tag oder Nacht los zu laſſen, ſo bald er zu dieſem Behufe an ſeine Thüre klopfe; übrigens wenn er einmal draußen ſei, werde man ihn nicht wieder herein laſſen. Er nahm dieſe Bedingungen an und wurde ſofort, da er feſt auf ſeinem Willen beharrte, in eine der Zellen abgeführt.

In dieſer Zelle blieb der Mann, der nicht die Feſtigkeit beſaß, ein Glas Liqueur, das auf einem Tiſche vor ihm ſtand, unberührt zu laſſen — in dieſer Zelle, in einſamer Haft und täglich auf ſeinem Schuſterhandwerke arbeitend, blieb dieſer Mann beinahe zwei Jahre. Da ſeine Geſundheit jetzt zu leiden begann, ſo empfahl ihm der Arzt, hie und da im Garten zu arbeiten, worauf er ſehr gern einging und ſich mit großer Munterkeit an ſein neues Geſchäft machte.

An einem Sommertag grub er ſehr eifrig, als das Pförtchen am äuſſern Thor zufällig offen ſtehen blieb und er auf einmal wieder die wohlbekannte ſtaubige Straſſe und die ſonneverbrannten Felder erblickte. Der Weg ſtand ihm durchaus frei, aber kaum hatte er den Kopf erhoben und die Straße im Sonnenlichte glänzen geſehen, als er mit dem unwillkührlichen Inſtinkt eines Gefangenen ſeinen Spaten wegwarf, und, ohne um ſich zu blicken, hinauslief, ſo ſchnell ſeine Beine ihn tragen wollten. (Charles Dickens).

Die Boarding-Houſes.

Die Vereinigten Staaten befinden ſich in einem Zuſtande des Uebergangs. Nichts iſt feſtgeſtellt, nichts für die Dauer begründet; eine ewige Veränderungsſucht, ein ſtetes Verlangen nach Neue-

rungen herrscht unter allen Volksklassen. Staatseinrichtungen, die anfangs als der Gipfel menschlicher Weisheit gepriesen wurden, findet man nach wenigen Jahren schon veraltet und einer durchgängigen Reform bedürftig, neue Gesetze werden begehrt, eingeführt und eben so schnell wieder abgeschafft, ohne daß man ihnen Zeit vergönnt, eine wohlthätige oder schädliche Wirkung zu äußern. Institutionen, die seit 50 Jahren im Gange gewesen; Ländereien, die seit 20 Jahren bebaut worden sind, sieht man schon als verbraucht (worn out) an und eilt, sie mit besseren zu vertauschen. Aus den älteren, östlichen Staaten*) strömen Tausende alljährlich nach dem Westen, theils um im neuen, noch wenig kultivirten Lande schneller ihr Glück zu machen, theils auch nur in der Hoffnung auf ein Leben voll Abentheuer und Abwechselung.

Bei einer solchen Stimmung sind natürlich Anhänglichkeit an die Heimath und Liebe zur Häuslichkeit seltene Erscheinungen. Der Amerikaner ist ein Zugvogel oder vielmehr ein Nomade, der an keine Wohnstätte gebunden ist und sich nur auf der Wanderung glücklich fühlt. Er verläßt in der Jugend mit Gleichgültigkeit das Land seiner Geburt und die Gräber seiner Väter, und verkauft im reiferen Alter mit demselben Gleichmuthe den von ihm urbar gemachten Boden, die Wiege seiner Kinder und den Schauplatz seiner Leiden und Freuden, um sich tausend Meilen davon wieder anzusiedeln und eine neue Laufbahn zu beginnen. Die Lust, sich in der Welt umzusehen, ist für ihn unwiderstehlich; wenn man daher die trefflichen durch keine innere Schlagbäume, durch kein Paß- und Polizeiwesen gehemmten Verbindungen, die Eisenbahnen, Kanäle und ungeheueren schiffbaren Flüsse bedenkt, wodurch Geschäfts- und Vergnügungsreisen fast für Jeden möglich gemacht werden, so ist es kaum zu verwundern,

*) Unter dem Namen der östlichen Staaten versteht man im engeren Sinne Neu-England, im weiteren alle im Osten der Bergrücken des Alleghanygebirges liegende Staaten.

daß man zu einigen Zeiten, besonders des Sommers, das lebhafte Bild einer Völkerwanderung vor Augen sieht. Die Dampfboote und Stages sind zum Erdrücken voll, die Landstraßen mit Auswanderern bedeckt; die reichen Pflanzer aus New-Orleans und Alabama begeben sich nach dem Norden, um den Verwüstungen des gelben Fiebers auszuweichen; die westlichen Kaufleute suchen in New-York, Boston und Philadelphia ihre Waaren aus, und die Farmers sehen sich in Illinois, Missouri und Iowa nach neuen Ländereien um. Von den Ufern des Penobscot bis zu denen der Sabine, von den Savannen Georgia's bis zu den Prairieen des Mississippi herrscht eine allgemeine Bewegung.

Dieses rege Leben und Treiben erheischt auch größere Anstalten zur Aufnahme und Beherbergung der Reisenden, als man in Europa kennt. Nicht nur findet man in allen nur einigermassen bedeutenden Städten Hôtel's in zahlloser Menge und von ungeheuerem Umfange, sondern auch Hunderte von Boarding-houses oder Logierhäusern, die man zu den eigenthümlichsten Erscheinungen des amerikanischen Volkslebens zählen kann. Solche Häuser gibt es für alle Stände in der größten Mannigfaltigkeit; von den anspruchslosen, von Holz gebauten und ärmlich möblirten an, wo Handwerker und andere unbemittelte Personen für 2 Dollars die Woche Kost und Wohnung erhalten, bis zu den prächtig verzierten und elegant ausgestatteten Palästen Broadway's und Arch-Street's*), wo die wöchentliche Miethe auf 8, 10, 12 und mehr Dollars steigt. Die Lebensordnung bleibt sich aber in allen so ziemlich gleich; denn die Versuche einiger Nachäffer der englischen Aristokratie, die Sitten der vornehmen Welt aus London nach Amerika zu verpflanzen, haben einen zu geringen Erfolg gehabt, um hier in Betracht zu kommen.

Um halb acht Uhr Morgens wird die erste Glocke geläutet,

*) Brodway ist die fashionableste Straße in New-York, wie Arch-Street in Philadelphia.

zum Zeichen, daß es für die Bewohner des Boarding-house Zeit ſei, aufzuſtehen, indem das Frühſtück in einer halben Stunde fertig ſein werde. Nachdem dieſes aufgetragen iſt, ertönt die zweite Glocke, und die Gäſte ſtrömen in den Speiſeſaal, wo Jeder ſeinen beſtimmten Sitz einnimmt. Kaffee, Beefſteaks, heiße Weizen- oder Maiskuchen (corn cakes) und Butter findet man in den ärmlicheren Häuſern; in den beſſeren kommen noch Eier, Schinken, verſchiedene Arten Backwerk, Thee und in New-Orleans auch Wein dazu. Man ſetzt ſich ohne Weiteres hin, langt zu, und nach wenigen Augenblicken iſt alles Eßbare verſchwunden; in einer Viertelſtunde höchſtens iſt der Saal wieder leer, wenn nicht zufällig ein Nachzügler übrig bleibt, der ſich im Aufſtehen verſpätet hatte. In den feineren Häuſern wird dann um 11 Uhr ein zweites Frühſtück (Lunch) eingenommen und um 3—4 Uhr zu Mittag geſpeißt; bei den geringeren aber fällt das erſte weg, und man ißt ſchon um eins oder halb zwei. Fleiſch, Fiſche, Geflügel, Pies (Obſtpaſteten), Puddings, Gemüſe, Butter, Käſe, Salat (Suppe nur ausnahmsweiſe) kommen hier zum Vorſcheine und werden gleichfalls mit ſeltener Schnelligkeit verzehrt. Das gewöhnliche Getränke iſt dabei Waſſer, indem, außer in New-Orleans, nur auf Verlangen Wein gereicht und dieſer dann beſonders bezahlt wird. Das Abendeſſen iſt dem Frühſtücke ſehr ähnlich, und nach demſelben verſammeln ſich die meiſten Boarders im Geſellſchaftszimmer, um dort den Abend gemeinſchaftlich zuzubringen. Die jungen Leute muſiciren, die älteren ſpielen Karten*); zuweilen entſpinnt ſich ein politiſcher Wortkampf, der mit einem großen Aufwande von Beredtſamkeit geführt wird und an dem auch die Damen mit vielen Eifer theilnehmen.

Daß es bei unverheiratheten Leuten allgemeine Sitte iſt,

*) In einigen ſtreng religiöſen Häuſern iſt dieß jedoch nicht geſtattet und man vertreibt ſich ſtatt deſſen die Zeit mit dem Abſingen geiſtlicher Lieder.

in dergleichen Häusern zu leben, versteht sich selbst; aber auch Eheleute und ganze Familien wohnen hier in großer Anzahl. Der Ursachen könnte man viele aufzählen, als: die hohen Miethen, die Schwierigkeit, gutes Gesinde anzutreffen, die Bequemlichkeit, aller Hausstands-Sorgen und Beschäftigungen entledigt zu sein; auch läßt sich nicht verkennen, daß in Städten, deren Einwohner, so zu sagen, aus allen Theilen des In- und Auslandes zusammengeschneit sind, eine solche Einrichtung das einzige Mittel darbietet, gesellige Verbindung herzustellen.

Ein Boarding-house stellt eine Welt im Kleinen vor. Man findet Menschen aus allen Ständen, von dem verschiedenartigsten Charakter; es bilden sich kleine Koterieen, wobei es denn an Intriguen und Klatschereien nicht fehlt — übrigens ist Zwangslosigkeit und Ungenirtheit an der Tagesordnung, und der Senator, der Staatsbeamte oder der Millionär wird nicht mit größerer Auszeichnung behandelt, als der jüngste Advokat oder der ärmste Handlungsdiener, ja! wenn diese Unterhaltungsgabe, angenehme Manieren und Dreistigkeit besitzen, so spielen sie eben so leicht, als jene die Hauptrollen in der Gesellschaft. Es fällt überhaupt Keinem ein, auf Rang oder Vermögen zu pochen, denn mit Ausnahme einiger aristokratischen Zirkel ist der Gleichheitsgeist den Amerikanern zur anderen Natur geworden.

Für den Europäer, der gewohnt ist, seinen eigenen Heerd zu besitzen, und es nicht liebt, freundschaftliche Verbindungen in einem Augenblicke anzuknüpfen und abzubrechen, hat diese Lebensweise freilich manche unangenehme Seite; dem Amerikaner aber behagt sie, und sie wird daher vorherrschen, bis sich mit der zunehmenden Bevölkerung des Landes eine zahlreichere dienende Klasse bildet, die den mittleren und höheren Ständen die Sorgen des Haushaltes erleichtert. In Neu-England ist dieß schon jetzt theilweise der Fall, in Virginien und den Carolina's ersetzen die Negersklaven in mancher Hinsicht das europäische Gesinde, in den anderen Staaten der Union ist jedoch das oben

beſchriebene Syſtem noch im vollen Gange und wird, allem Anſcheine nach, noch lange fortdauern.

Das Aſtor-Haus in New-York.*)

Die meiſten amerikaniſchen Wirthshäuſer, wie die Reiſebeſchreiber gewöhnlich erzählen, gleichen Kaſernen, worin man zwar gut genährt, aber ſchlecht verpflegt wird. Das Aſtorhaus in New-York, obgleich nicht mehr das größte (der große Gaſthof in St. Louis enthält ein paar Dutzend Zimmer mehr), iſt doch noch immer ein ſtattliches, prächtiges Gebäude aus Granit, in welchem drei bis vierhundert Perſonen ganz bequem untergebracht werden können. Sechs oder acht Häuſer wurden niedergeriſſen, um Raum zu gewinnen, und das Haus ſteht jetzt von allen Seiten frei da, obgleich es eigentlich nur drei Façaden hat, denn die vierte, worin die ſehr zahlreiche Dienerſchaft wohnt, bildet eine Art Nebengebäude, das gerade nicht ſehr freundlich ausſieht und deſſen Erdgeſchoß das ungeheuere Laboratorium bildet, das man ſchlechtweg die „Küche" nennt. Die Hausflur iſt verhältnißmäßig klein und iſt Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein, mit naſſer Wäſche bedeckt, denn es wird im Hauſe beſtändig gewaſchen, getrocknet und gebügelt, ſo daß diejenigen Herren und Damen, deren Zimmerfenſter auf die Flur gehen, von Morgens früh bis ſpät Abends nichts als Leintücher und Hemden ſehen, welche namentlich bei Mondlicht wie Geſpenſter hin- und herſchwanken. Die ſonſt ſehr ſittlichen Ameri-

*) Dieſer Gaſthof trägt ſeinen Namen von dem Erbauer Johann Jakob Aſtor, einem Deutſchen, der vor einigen 50 Jahren als armer Hauſirer nach den Vereinigten Staaten kam und ſich durch ſeinen kühnen Unternehmungsgeiſt zu einem Vermögen von vielen Millionen emporgeſchwungen hat.

kaner, welche das Wort „Frauenhemd“ kaum ohne Erröthen herauszustammeln vermögen, und die zarten Frauen, welchen jedes Hemd ein Gräuel ist, so daß das bloße Wort schon die Röthe in ihre Wangen treibt, sehen diesem Spiele mit ruhiger Gelassenheit zu; nur wenn der Wind stark weht und die Hemden und Röcke aufbläht, wandelt sie ein kleiner Schauer an, wie etwa unsere Gespensterglaubigen in der Walburgisnacht.

Garten hat das Haus natürlich keinen; denn wer würde in New-York und noch das dazu in der belebtesten Straße „Broadway“ so viel Platz, als zur Pflanzung eines Baumes gehört, unbenützt lassen. Eben so wenig Stallungen; denn nach New-York kommt Niemand mit eigenen Pferden oder mit Extrapost angefahren. Alle Straßen, welche von dieser Metropole ausgehen, sind Handelsstraßen, wie die Flüsse North River und East River, zwischen welchen die Stadt gebaut ist, und der Ocean, den man sammt dem Leuchtthurme am Eingange des Hafens von den oberen Fenstern des Astorhauses sehen kann; oder Eisenbahnen, welche von hier nach Boston, Philadelphia, Albany, Uttica u. s. w. führen. Für die wenigen Südländer, welche mit eigenen Pferden nach New-York kommen, gibt es überall Livery Stables, eine Art Kosthäuser für Pferde, und öffentliche Wagenremisen, bei welchen verläßliche Leute angestellt sind, die für alles haften und wo alles seinen bestimmten Preis hat, eine Einrichtung, welche eben so bequem ist, als die Versorgung von dergleichen Gegenständen von unseren Hausknechten. Indessen hat das Astorhaus seine eigenen Kutschen, welche überall bereit stehen, wo ein Bahnhof ist, oder ein Dampfboot anzuhalten pflegt, um sowohl Reisende, als ihr Gepäcke ohne den geringsten Zeitverlust sogleich unter Dach und Fach zu bringen. Dieß gilt sogar in Bezug auf die europäischen Paketschiffe, die, selbst wenn sie des Nachts spät ankommen, immer Wagen und Pferde bereit finden, um die Passagiere, gleich nachdem sie ans Land steigen, unterzubringen.

Als ich vor ungefähr zwei Monaten im Great Western

(Dampfer) hier ankam, freute ich mich nicht wenig, die große, freundliche Aſtorhauskutſche mit den goldenen Buchſtaben auf uns warten zu ſehen. Wir waren ſechs Stunden, ehe wir die Stadt erblickten, telegraphirt geweſen, und um die Zeit unſerer Ankunft waren wenigſtens hundert Miethwägen, Cabriolets, Schiebkarren u. dgl. bereit, uns ihre Dienſte anzubieten. Die Zimmer des Gaſthofes ſind eigentlich nur zum Schlafen eingerichtet; denn auſſer einem Bette, einem Waſchtiſche, einem oder höchſtens zwei Seſſel, einem Kleiderſchranke und einem ungeheueren Spucknapfe befindet ſich darin kein anderes Möbel. Wer jedoch ein ſogenanntes „Sitting" vorne haben will, und dafür täglich vier Dollars bezahlt, der erhält einen kleinen Salon mit Teppichen, Sopha, ſechs Stühlen, einen ſogenannten Rocking Chair (eine Art Wiegenſeſſel) und einen Seitentiſch, und befindet ſich dabei ſo bequem, als in irgend einem Hôtel von London oder Paris. Der Mangel an bequemer Einrichtung in den Schlafzimmern wird jedoch auf eine ſehr angenehme Weiſe und ganz nach republikaniſch öffentlichen Prinzipien, durch mehrere ſogenannte Parlours oder Sprachzimmer erſetzt, wovon zwei größere, eines für die Damen und das andere für die Herren beſtimmt iſt. Dieſe heißen: „The Ladies and Gentlemens parlours." In das Gentlemens Parlour gehen alle Herren ohne Unterſchied, in das Ladies Parlour aber nur Damen und ſolche Herren, welche gerne den Damen Dienſte erweiſen, und dieß entweder als Ehemänner oder unter der gefälligeren Rolle von Liebhabern thun. Der Speiſeſaal iſt ebenfalls nur für Männer, die Damen eſſen in Begleitung der ihnen ergebenen Männer in einem eigenen kleineren, aber in beſſerem Geſchmacke eingerichteten Salon. Neben den Eß- und Wohnzimmern, welche nie mit einander verwechſelt werden, iſt ein Rauchzimmer für die Herren, ein Leſezimmer mit den vorzüglichſten Zeitungen und ein Schreibzimmer für ſolche, welche Geſchäfte abzumachen wünſchen. Alle dieſe Zimmer ſind den Winter über Tag und Nacht geheizt, ſo daß die Reiſenden ſo-

gleich bei ihrem Eintritte in den Gasthof eine oder mehrere warme Stuben finden. Um den Gang der Geschäfte nicht zu unterbrechen, befindet sich auch eine eigene Gaststube im Hause, wo man Grog trinkt, Cigarren verkauft und raucht, und zugleich Hüte, Stöcke, Mäntel u. dgl. für die Gäste des Hauses in Empfang nimmt. Dieß ist das Rendezvous der Fremden, und man kann wirklich sagen, das Astor-House und jenes Zimmer im Astor-House sind das Palais Royal von New-York. Sogleich nach meiner Ankunft in New-York begab ich mich dahin, und in weniger als einer Stunde hatte ich alle meine alten Bekannten bei der Hand geschüttelt, und war mit der Tagespolitik eben so vertraut, als ob ich Amerika nie verlassen hätte. Im unteren Stockwerke dieses Gebäudes befinden sich Schneider, Schuster, Barbier, Haarkräusler, Apotheker, Regenschirmfabrikanten, kurz Verkäufer aller jener Waaren, die ein Reisender nöthig hat, und nebenher auch ein Austernkeller, der erst gegen 4 Morgens geschlossen wird.

Der Glanzpunkt des Astorhauses, so wie aller neueren amerikanischen Hôtel's ist unstreitig die Küche. Es sind dort drei Köche angestellt: ein Franzose für die Entrements, ein Engländer für die Braten und ein Italiener für die Mehlspeisen. Diese Vertheilung der Arbeit in einem Lande, das diese Art Verfeinerung nirgends anderswo in Ausübung bringt, ist um so merkwürdiger, als dadurch der amerikanische Tisch Vortheile erlangt, von welchen selbst Brillat Savarin in seinem unsterblichen Werke über die Physiologie des Geschmackes nichts geträumt hatte. Um Ihnen einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Gerichte zu geben, will ich hier eine gedruckte Speisekarte, wie sie jeder Gast bei der Mittagstafel neben sich liegen hat, zum Besten geben. Man speis't nämlich, mit wenigen Ausnahmen, in allen amerikanischen Gasthäusern nur an Table d'hôte. Wer da in seinem eigenen Zimmer essen will, der erhält eine Mahlzeit, die er gewöhnlich doppelt so theuer bezahlt, als die Table d'hôte; aber auf die Zubereitung einzelner

beſtellter Speiſen und auf das Anrichten derſelben zu jeder beliebigen Stunde läßt ſich kein Wirth ein, der es auf ſich nimmt, Fremde zu beherbergen. In einem Hauſe, wo täglich fünfzig bis hundert Perſonen ab- und zugehen, wäre eine dergleichen Detailwirthſchaft geradezu unmöglich, und zudem widerſpricht dieſe Art Geſchäfte zu betreiben den amerikaniſchen Begriffen von Anſtand. Es gibt hier nichts pöbelhafteres, als den Kleinverkäufer, und ein Mann, welcher Speiſen und Getränke einzeln verabreichen würde, könnte kaum auf einen höheren Rang in der Geſellſchaft Anſpruch machen, als ein Schuh- oder Keſſelflicker.

Um aber auf beſagten Speiſezettel zurückzukommen, ſo dient derſelbe einzig und allein zur gefälligen Ueberſicht und zur Auswahl, weil in Amerika, wie in England, eine Menge Speiſen auf einmal auf den Tiſch geſtellt werden, und es rein unmöglich iſt, bei einer Tafel von 400 Gedecken Alles zu prüfen und das Wichtigſte zu behalten. Der Speiſezettel alſo iſt gedruckt, mit dem Datum verſehen und überſchrieben:

Gentlemen's ordinary.

Suppe: Reisſuppe.

Fiſch: Seebarſch (Sander) mit Genueſer Sauce.

Gekochtes: Geräuchertes Ochſenfleiſch, Zungen, Schinken, Schinken mit Eierſauce, Hammelskeule, geſalzenes Ochſenfleiſch, Schweinskopf und Kraut, Auſternpaſtete.

Entrées: Côtelettes de mouton sautées à la purée de pommes de terre; Fricandeau de veau, sauce tomate; Carbonnade de poitrine d'agneau au celerie à l'allemande; Côtelettes d'angneau en papillottes; Lapin sauté aux fines herbes; Poitrine de veau panée au jus; Poulet sauté à la marengo; Tête de veau sauce cerve; Canards aux navets à l'espagnole; Rognons sautés au vin de madère; Ragout de mouton aux pommes de terre; Epaule d'agneau aux ognons glacés.

Braten: Hühner, Hammelfleisch, Beef, Pork (Schweinfleisch) mit Apfelsauce, Gänse.

Zweite Auflage (second Course): Breitschnäbel, Schnepfen.

Backwerk: Quincepasteten, Eierpasteten, Reispudding, Genueser Glacée.

Nachtisch: Haselnüsse, Rosinen, Madeiranüsse, Mandeln, Aepfel, Hickorynüsse, Kastanien.

Jeder Gast kann sich unter diesen Speisen wählen, welche er will, und will er von allen essen, so braucht er nur recht flink zu sein; aber seit Mrs. Trollop das Hinunterwürgen der Speisen der Amerikaner so lächerlich gemacht hat, ahmen wir die Engländer und Franzosen nach und essen nicht mehr nach der Uhr. Um bei der großen Zahl von Gästen keine Verwirrung unter den Aufwärtern anzurichten, ist ein Kellner für je sechs Personen angestellt, mit dem Auftrage, unter keinerlei Vorwand seinen Posten zu verlassen. Hierdurch geht alles mit derselben Regelmäßigkeit her, als die Manöver am Bord einer Fregatte. Die Gerichte werden zuerst auf den Tisch gestellt, und sodann von dem Tische auf den Seitentisch, wo die Herren Principale, Compagnons und Großwürdenträger in feinstem, weißer, leinener Uniform mit ungeheueren Tranchirmessern und Gabeln bereit stehen, das ganze Heer von Braten zu zerschneiden und zu zertheilen. Diese verlassen ebenfalls ihren Posten unter keinerlei Vorwand. Sie laden blos die Teller, welche von den Aufwärtern ab- und zugetragen werden, und sehen in den Pausen mit gravitätischem Ernste auf den Erfolg ihrer Arbeit und die sich thurmhoch aufhäufenden Rudera's. Von Tafelmusik ist in Amerika keine Rede.

Daß die Amerikaner gute Weine trinken, ist bekannt. Die Weinkarte des Astorhauses bietet eine ganz vorzügliche Auswahl dar, wie sie wohl kein europäisches Wirthshaus, nicht einmal

in England, aufzuweiſen hat. Auf der vor mir liegenden Weinkarte ſind zweierlei Moſelweine, dreierlei Sauterne, zwölferlei Rheinweine, worunter Schloß Johannisberg, Fürſt Metternich 22er, fünferlei Champagner, vierzehnerlei Bordeaux, achterlei Burgunder, dreierlei Port, dreizehnerlei Xeres und vierzigerlei Madeira verzeichnet, worunter Flaſchen zu 12 Dollars oder 60 Franken angegeben ſind. Die Weine ſind insgeſammt theuer, aber gut, und ſind der einzige Gegenſtand, womit der Wirth etwas gewinnt; bei der Tafel ſetzt er jedenfalls zu.

Nicht blos das Mittageſſen, ſondern auch das Frühſtück, der Thee und das Abendeſſen ſind Table d'hôte. Das Frühſtück wird Früh acht Uhr aufgetragen, doch kann man bis eilf Uhr zu jeder beliebigen Zeit frühſtücken, ohne dafür beſonders bezahlen zu müſſen. Das Frühſtück beſteht aus Kaffee und Thee, Brod, Butter, Schinken, Cotelettes, Fiſchen, Beefſteaks, Eierſpeiſen, kurz aus einer Mahlzeit, welche in jeder Beziehung eben ſo vollſtändig iſt, als das Mittageſſen. Der Thee wird ungefähr eine Stunde nach dem Mittageſſen aufgetragen, und das Abendeſſen um neun Uhr, beſtehend aus einer ſehr nahrhaften kalten Küche, die bis Nachts zwölf Uhr auf dem Tiſche bleibt. Für alles dieß bezahlt man täglich mit Einſchluß des Zimmers und der Aufwartung 2 Dollars oder ungefähr 10 Franken, was gewiß wohlfeiler iſt, als die Verköſtigung in irgend einem der beſten Gaſthöfe Deutſchlands.

Wer an der Damen-Table d'hôte iſt und trinkt, zahlt täglich einen halben Dollar mehr, hat aber dafür auch beſſere Geſellſchaft. Der Theil des Hauſes in welchem die Damen ihren Sitz aufgeſchlagen haben, hat einen beſonderen Eingang. Warme und kalte Bäder ſind das ganze Jahr über zu jeder Stunde des Tages bereit; auch iſt ein Poſt office im Wirthshauſe und Eintrittskarten zu allen Theatern, Kunſtreiteranſtalten, Concerten, Feuerwerken u. ſ. w. zu haben.

Zur Unterhaltung der Damen geben die Wirthe faſt jede Woche einen Ball, wozu blos die im Hauſe wohnenden Herren

und Damen eingeladen ſind, und der gewöhnlich mit einem ſehr glanzvollen Souper endigt.

Man ſagt, daß die großen Wirthshäuſer in Amerika mehr Heirathen ſtiften, als alle Privatgeſellſchaften zuſammengenommen, und ſchon deßwegen ſind dergleichen Inſtitute in einem jungen, aufſtrebenden Lande ſehr zu berückſichtigen. (Ausl.)

Amerikaniſche table d'hôte.

Zu Portland aßen wir zum erſtenmale an einer regelmäßigen amerikaniſchen table d'hôte und die Conſumirung von Speiſen war wirklich lebensgefährlich. Einige verließen den Tiſch ſchon wieder nach ſieben und einer halben Minute, und in vierzehn Minuten war alles vorbei; wir Engländer ſaßen allein. Die Lieblingsſpeiſe ſchien junger gekochter Mais, der noch an dem Kolben ſaß und mit Butter beſtrichen wurde. Er ſchmeckte ausgezeichnet, ſehr unbefangen wurde er verzehrt; ſie hielten den Kolben an beiden Enden feſt und nagten nun rund herum, Reihe nach Reihe ab. Einige erwiſchten in ihrer Eile ganze Hühner beim Fittich, die ſie dann ſehr ſchnell abfertigten. Kam ein Gericht zu irgend Einem, der es unglücklicherweiſe gerne aß, ſo war es darum geſchehen, und einem Freunde von mir ging es einſt ſo in Boſton, wo er mit ſeiner Frau an table d'hôte ſaß, und wo zum erſten Male grüne Erbſen aufgetragen wurden. Er ſah, wie die noch halbvolle Schüſſel herumgegeben wurde, und da ſich nur ein Mann zwiſchen den Erbſen und ihm und ſeiner Frau befand, ſo ſchien er allerdings Hoffnung zu haben, etwas davon für ſie zu erhalten; aber nein. Der Vielfraß ſtrich ruhig den ganzen Inhalt der Schüſſel auf ſeinen eigenen Teller, ſchob dieſe dann wieder auf den Tiſch zurück und rief, ſich grinſend umdrehend: „In Erbſen bin ich ein wahrer Wallfiſch, by God.“ Einen gleich unangenehmen

Eindruck macht es, wenn junge Damen, und hätten sie wirklich hübsche Zähne, die Erbsen in Reihen auf ihren Messern arrangiren und nachher einzeln abessen; auch wurden die Gabeln sehr eifrig als Zahnstocher benutzt. (Echoes from the Backwoods by Captain Levinge.)

Amerikanische Betten.

Die Amerikaner haben nichts dagegen, zu zweien, ja zu dreien in einem Bette zu schlafen, und selten kann sich der Fremde leicht in diese Gewohnheit finden, deshalb ist es aber auch in den amerikanischen Wirthshäusern gewöhnlich wie in jenem goldenen Löwen, wo in dem einzigen freien Bette schon drei lagen. Hat der Reisende einmal sein Zimmer und sein Bett bekommen, so thut er sehr wohl, seine Thüre zu verschließen, denn es ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß der Kellner, sollte noch ein anderer Fremder später kommen, diesen ihm zuschickt. Ist die Thüre jedoch verschlossen, so muß Jonathan natürlich abziehen, sehr entrüstet über den „stolzen Fremden.“ Diese häßliche Mode existirt übrigens auch in den englischen Colonien. Einmal, als ich zu Schlitten das Land durchfuhr, übernachtete ich in einem öffentlichen Hause, und da ich der vielen Gäste wegen etwas Aehnliches befürchtete, so machte ich mir mit Hülfe der Schlittenfelle mein Bett auf den Boden der Stube. Lange hatte ich aber noch nicht dagelegen, als ich einen Reisenden, der auf einem benachbarten harten Lager ruhte, das behagliche Aussehen des meinigen rühmen hörte, und gleich darauf begann er auch folgendes Selbstgespräch:

„Das Bett da drüben kommt mir allmählig bequem vor, ich denke, ich lege mich zu dem.“

Ich enttäuschte ihn aber hierüber, und er, ohne sich weiter außer Fassung bringen zu lassen, rief in ein benachbartes Zimmer hinein, wo ein Freund von ihm lag:

„Nun, dann komme ich zu dir; wir haben schon manchmal zusammen geschlafen.“

Beide waren angesehene Leute aus der Provinz. (Echoes from the Backwoods by Captain Levinge.)

Die Eisenbahnen.

Der anglo-amerikanische Volksstamm zeichnet sich bekanntlich vor den Bewohnern aller übrigen Länder und Welttheile durch seinen Unternehmungsgeist und die ungemeine Energie aus, mit welcher er einmal Begonnenes zu Ende führt. So hatten auch die Eisenbahnen in England ihren außerordentlichen Nutzen für das Allgemeine und den Einzelnen, für das Publikum und die Unternehmer kaum bewährt, als man in Amerika mit einem wahren Ungestüm diesen Zweig der Speculation ergriff und sich mit so rastlosem Eifer demselben widmete, daß schon nach wenigen Jahren zwischen den reichsten und bevölkertsten Staaten Nord-Amerika's Verbindungen durch Schienenwege hergestellt waren. Die in den vereinigten Staaten theils schon angelegten, theils noch projektirten Eisenbahnen theilen sich in sechs verschiedene Gruppen, nämlich:

	Projektirte deutsche Meilen.	Ausgeführt bis 1842: deutsche Meilen.
1) Linien von Ost nach West über die Alleghanis hinweg	750	450
2) Verbindung des Mississippi-Bassins mit dem des St. Lorenzstromes .	660	45
3) Von Nord nach Süd, an dem atlantischen Meere entlang . .	300	240
4) Verbindung der Hauptstädte .	12	12
5) Schienenwege für die Kohlengruben	195	183
6) Besondere Linien	3	3
Im Ganzen	1920	933

Diese 1920 deutsche Meilen projektirter Schienenwege vertheilen sich auf 178 verschiedenen Bahnen nach folgenden Verhältnissen unter die einzelnen Staaten der Union:

1) New-York	27	Bahnen	13) Delaware	1	Bahnen
2) Newhampshire	1	"	14) Maryland	7	"
3) Massachussetts	15	"	15) Virginien	10	"
4) Maine	1	"	16) Süd-Karolina	2	"
5) Rhode-Island	1	"	17) Nord-Karolina	3	"
6) Connecticut	3	"	18) Georgien	6	"
7) Ohio	6	"	19) Alabama	7	"
8) Indiana	1	"	20) Florida	4	"
9) Michigan	9	"	21) Louisiana	10	"
10) Illinois	11	"	22) Mississippi	5	"
11) New-Jersey	7	"	23) Tennesse	2	"
12) Pennsylvanien	37	"	24) Kentucky	2	"

Wie man aus dieser Tabelle ersieht, befindet sich der größte Theil der Schienenwege in den an den Küsten des atlantischen Meeres gelegenen Staaten. Nur einige Linien, und auch nicht von bedeutender Länge, sind im Süden und Westen angelegt worden, so sind deren 7 in Alabama, 4 in Florida, 10 in Louisiana und 5 in den Staaten am Mississippi. Pennsylvanien, New-York und die Staaten Neu-Englands waren der Hauptschauplatz der Eisenbahnspekulation. Pennsylvanien allein ist von mindestens 200 Meilen Schienenwegen durchschnitten, eben so New-York und Neu-England. Von Boston bis nach Albany am Hudson erstreckt sich eine unter gleicher Verwaltung stehende Bahn. Diese Stadt hat nach Süden mit Long-Island-Sund durch die Schiffahrt, und durch Eisenbahnen nach der einen Seite mit Providence und Stonington, nach der anderen mit Worcester und New-London eine immerwährende Verbindung. Von diesen verschiedenen Punkten ist ein ununterbrochener Verkehr mit New-York, theils durch Eisenbahnen, theils durch Dampfschiffahrt. Vom Hudson aus zieht sich eine fortlaufende Linie von Schienenwegen bis nach den großen Seen des

Nordens. Durch dieſe Seen und den kleinen Illinoisfluß wird vermittelſt der Dampfſchiffe eine beſtändige und lebendige Verbindung bis nahe zu den Ufern des oberen Miſſiſippi unterhalten, und von da wieder einige hundert Meilen weit nach Weſten durch den Miſſouri, in der Richtung der Felſengebirge, und nach Süden durch den unteren Miſſiſippi bis nach New-Orleans und dem Meerbuſen von Mexiko.

Eine andere Linie geht von New-York aus nach Süden, durch die Staaten New-Yerſey, Pennſylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, die beiden Karolina, und wendet ſich dann nach Weſten, durch Georgien hindurch bis zu den Ufern des Alabamaſtromes. Von da aus gehen wieder Dampfſchiffe bis zur Mündung dieſes Fluſſes, von dort aus andere an der Küſte entlang bis zu dem nahen See Ponthartrain, wo eine Eiſenbahn beginnt, die nach New-Orleans führt. So iſt das ganze Gebiet der Union durch eine ununterbrochene Linie von Verbindungen vermittelſt des Dampfes umgeben und durchzogen. Wir haben hier nur die Hauptlinien des über die vereinigten Staaten verbreiteten Communicationsnetzes angegeben; jeder dieſer Aeſte aber hat wieder unzählige Zweige, theils ſchiffbare Flüſſe, theils Eiſenbahnen oder gewöhnliche Kunſtſtraßen. Wenn man die ungemein hohen Koſten der europäiſchen Schienenwege und den geringen Durchſchnitts-Ertrag kennt, den dieſelben, trotz einer bedeutenden Circulation, im Allgemeinen nur bringen, ſo fragt man mit Recht, wie der Speculationsgeiſt ſich auf derartige Unternehmungen in einem Lande richten konnte, wo die Bevölkerung ſo ſpärlich iſt und der Zinsfuß zwiſchen 6 und 10 Prozent wechſelt. Allein dieſe Erſcheinung erklärt ſich theils aus der topographiſchen Beſchaffenheit jenes Landes, theils durch die dort übliche Art der Erbauung und Ausbeutung der Eiſenbahnen. Mit ſehr wenigen Ausnahmen, iſt der Grund und Boden, durch welchen die Schienenwege gelegt ſind, völlig flach und eben; und in Folge deſſen ſind die Koſten für die Erdarbeiten nur unbedeutend. Einige Durchſtiche, einige Erdwälle,

das iſt Alles, was beim Bau zu thun iſt. Führt der Weg über einen Fluß, ſo werden die Brücken ohne alle Kunſt und Verzierung, aber feſt und ſicher gebaut, und zwar aus dem Holz eines benachbarten Waldes, welches auf dieſe Weiſe keine Anſchaffungs- und faſt keine Transportkoſten verurſacht. Die Stationshäuſer und andere ähnliche Bauten werden gleichfalls ſehr leicht und für einen ſehr geringen Preis aufgeführt. Durchſchneidet ein bedeutender Strom, wie der Hudſon, der Delaware u. ſ. w., den Weg, ſo ſteigen die Paſſagiere aus und werden durch Dampfſchiffe auf das andere Ufer befördert, wo eine andere Eiſenbahn ſie wieder weiter ſchafft. Die Ueberfahrt von Perſonen und Gepäck über ſolche Waſſer verurſacht nur geringe Koſten und unbedeutenden Zeitverluſt, da die Verwaltungen gewiſſenhaft dafür geſorgt haben, die Ueberfahrten ſo zu legen, daß ſie in die Stunde irgend einer Mahlzeit fallen, welche dann, ſtatt auf dem feſten Lande, am Bord des Dampfſchiffes von den Reiſenden eingenommen wird.

So begreift man wohl, daß aus dieſen verſchiedenen Gründen der Bau von Eiſenbahnen in den vereinigten Staaten viel weniger koſtet als in Europa. Andererſeits iſt, da der Verkehr doch im Allgemeinen nur ziemlich ſchwach iſt, auf faſt allen dieſen Eiſenbahnen nur ein Geleiſe nöthig. An den verſchiedenen Stationen, wo die einander entgegenkommenden Züge ſich treffen, hat man Einbiegungen angebracht, in welche der zuerſt ankommende Zug einlenkt, um den anderen abzuwarten; ſo daß ein Zuſammenſtoßen zweier Züge vermieden wird. Dabei wird die Stunde des Eintreffens in der Regel ſo ſtreng eingehalten, daß nur höchſt ſelten (?) eine Verzögerung oder ſonſt eine Unannehmlichkeit entſteht. Wo übrigens der Verkehr ſehr lebhaft iſt, da hat man auch zwei Geleiſe neben einander gelegt.

Die Leichtigkeit des Baues wird auch durch die geringe Laſt, welche ein ſolcher zu tragen hat, und die ſehr mäßige Geſchwindigkeit, mit der man zu fahren pflegt, gerechtfertigt. Die Krümmungen ſind nie ſo bedeutend, wie bei den engliſchen Eiſenbah-

nen; Hebungen und Senkungen ſind ſelten und auch dann kaum der Rede werth. Alles das trägt viel dazu bei, die Baukoſten gering zu machen; die Haupterſparniß aber liegt in der Beſchaffenheit der Bahnen ſelbſt. Auf den ſchwach befahrnen Bahnen beſtehen die Schienen aus zwei Stäben platten Eiſens von 2 — 3 Zoll Breite und höchſtens $^1/_3$ Zoll Dicke, welche mit Nägeln auf den der Länge nach liegenden Holzſchwellen befeſtigt werden; man könnte ſie eher mit Eiſen bedeckte Holzſchienen als Eiſenſchienen nennen. Die Beſchaffenheit der Bahnen wechſeln nach der Wichtigkeit und Größe ihrer Frequenz. Auf mehreren Linien wiegt ein Fuß ſolcher Schienen 8 bis 9 Pfund. Bisweilen legt man auch die Schienen, wie bei uns in Europa, auf Querſchwellen; allein da das Holz wohlfeil und das Eiſen dort ſehr theuer iſt, ſo thut man dies nur ausnahmsweiſe. Dieſelbe Sparſamkeit, wie bei der Anlage, herrſcht auch bei dem Betriebe der Eiſenbahnen. Die Lokomotiven ſind feſt und ſtark gebaut und von hinreichender Zugkraft, allein bei weitem nicht ſo ſchön und geſchmackvoll wie die unſrigen. Das gewöhnlichſte Heizungsmittel iſt das Holz; nur in den Gegenden, in deren Nähe ſich Steinkohlengruben befinden, benutzt man die Kohlen zum Heizen. Der Coaks bedient man ſich gar nicht, da ſie zu koſtſpielig ſind. Die gewöhnliche Geſchwindigkeit der Fahrt iſt, allen Aufenthalt mit eingerechnet, wenig über zwei Meilen die Stunde. Eine größere Schnelligkeit geſtattet die leichte Bauart der Bahn nicht. Nur auf den am ſtärkſten und feſteſten angelegten Bahnen fährt man etwa 3 Meilen in der Stunde Dieſer geringen Geſchwindigkeit iſt es wohl hauptſächlich zu danken, daß man, trotz der Unvollkommenheit der amerikaniſchen Eiſenbahnen, doch höchſt ſelten von einem auf denſelben vorgefallenen Unglück hört.

Auch die Form und der Bau der Wagen iſt eine Quelle der Erſparniß auf den Eiſenbahnen der vereinigten Staaten. Man theilt ſie nicht, wie in Europa, in drei Klaſſen, je nach der größeren oder geringeren Bequemlichkeit, die ſie dem ſie

Benutzenden bieten, ſondern es giebt nur eine Klaſſe. Der Wagen iſt ein langer Kaſten, ähnlich den in großen Städten gebräuchlichen Omnibus, aber viel breiter und zwei- bis dreimal ſo lang; er wird an den beiden Enden geöffnet und durch zwei Reihen an den langen Seiten befindlichen Fenſtern erhellt. In der Mitte befindet ſich ein Raum, breit genug, um einen bequemen Gang durch den ganzen Wagen zu erlauben. Auf den beiden Seiten ſind die Sitze für die Reiſenden. Jeder dieſer Sitze iſt für zwei Perſonen berechnet; und gewöhnlich findet man vierzehn doppelte Sitze an jeder Seite des Wagens, ſo daß dieſer im Ganzen 56 Perſonen faſſen kann. In der ſchlechten Jahreszeit iſt ein kleiner Kohlenofen in der Mitte des Wagens befindlich, deſſen Röhre durch die Decke geht; während der Nacht wird eine ſehr helle Lampe an jedem Ende des Wagens angebracht, ſo daß derſelbe vollkommen gut erleuchtet und erwärmt iſt. Die Sitze ſind gepolſtert; die Rückenlehnen ſind ſo eingerichtet, daß der Reiſende ſich nach allen Seiten wenden, alſo nach Belieben der Lokomotive das Geſicht oder den Rücken zukehren kann. Sehr häufig findet man an dem einen Ende des Wagens noch eine kleine Abtheilung für Damen, welche allein reiſen; zu dieſen Räumen iſt den Herren der Zutritt ſtreng unterſagt. Man ſollte nun glauben, daß Wagen von ſolcher Länge ſich nur auf einer vollkommen geraden Bahn fortbewegen könnten, allein ſie können auch die größte Kurve beſchreiben, und zwar vermittelſt einer ſehr einfachen Vorrichtung: der Wagen ruht nämlich an jedem Ende vermittelſt einer drehbaren Achſe auf einem kleinen Geſtell mit vier Rädern, und ſo kann er an beiden Enden ſeine Richtung ändern; fährt man nun in eine Biegung ein, ſo iſt das vordere Geſtell in dem einen, das hintere in dem anderen Theile der Kurve, und der Wagen ſelbſt beſchreibt die Peripherie des dazwiſchen liegenden Bogens. Die Wagen ſtehen in Beziehung auf die Schönheit ihres Aeußeren auf gleicher Stufe mit den Wagen zweiter Klaſſe auf europäiſchen Eiſenbahnen.

(Solche amerikaniſche Wagen ſind auf der Berlin-Frankfurter Eiſenbahn auch in Europa ſehr zweckmäßig befunden worden).

In einigen Hauptſtädten der vereinigten Staaten gehen die Eiſenbahnen bis mitten in die Stadt, indem ſie die Richtung der Straßen verfolgen. Der Platz für die Lokomotive aber iſt immer in den Vorſtädten; iſt der Zug dort angekommen, ſo wird die Lokomotive abgehängt, und die Wagen werden durch Pferde bis an den Anlegeplatz der Schiffe gezogen, der ſich gewöhnlich im Mittelpunkte der Stadt befindet. Die Fahrpreiſe für Perſonen und Gepäck ſind ſehr hoch, obgleich ſie im Allgemeinen das von Seiten der Staatsgewalt ihnen zugeſtandene Maximum noch nicht erreichen. (Mag. f. d. L. d. Ausl.)

Charles Dickens giebt von den amerikaniſchen Eiſenbahnen folgende Schilderung: „Bei einem Ausfluge von Boſton nach Lowell, machte ich meine erſte Bekanntſchaft mit einer amerikaniſchen Eiſenbahn. Da dieſelben in ſämmtlichen Staaten ſo ziemlich gleich ſind, ſo will ich hier ihre allgemeinen charakteriſtiſchen Eigenſchaften angeben.“

„Es ſind nicht wie bei uns Wägen erſter und zweiter Klaſſe, ſondern es iſt ein Herren- und ein Damenwagen da, zwiſchen welchen der Hauptunterſchied darin beſteht, daß im erſteren Alles raucht, im zweiten aber Niemand. Da ein Weißer nie mit einem Schwarzen reiſt, ſo iſt noch ein eigener Wagen für die Neger da, ein großer plumper Kaſten, ungefähr von der Art, wie Gulliver in einem fuhr, als er vom Königreich Brobdingnag aus in die See ſtach. Ein abſcheuliches Gerüttel und Getöſe, faſt nichts als Wand, wenig Fenſter, viel Geſchrei, Lokomotivgebrauſe und Glockengeläute.“

„Die Wägen ſind wie elende Omnibus, nur größer, denn ſie halten dreißig, vierzig, ja fünfzig Leute. Die Sitze ſind, ſtatt ſich von einem Ende zum andern zu erſtrecken, kreuzweiſe geſtellt. Jeder hält zwei Perſonen. Auf jeder Seite der Karavane ſteht eine lange Reihe davon, die Mitte hinauf zieht ſich ein ſchmaler Gang und an beiden Enden eine Thüre. Im Cen-

trum des Wagens steht gewöhnlich ein Ofen, der mit Holz oder Steinkohlen geheizt wird und meistens glühend heiß ist. Es ist unerträglich eng und du siehst die heiße Luft gleich den Geist des Rauches zwischen dir und irgend einem andern Gegenstand wehen, auf den du deine Blicke richten magst."

Im Damenwagen fahren sehr viele Herren, die Damen bei sich haben. Es sind auch sehr viele Damen ohne alle Begleitung da, denn sie können von einem Ende der Vereinigten Staaten bis an's andere reisen, und überall der höflichsten, artigsten Behandlung sicher sein. Der Conducteur oder Cassier, oder Aufseher, oder wie man ihn nennen mag, trägt keine Uniform. Er geht, wie es ihm einfällt, im Wagen auf und ab, ein und aus; er lehnt sich mit den Händen in der Tasche gegen die Thüre und starrt dich an, wenn du zufällig ein Fremder bist oder knüpft mit den Passagieren um ihn her ein Gespräch an. Eine große Menge Zeitungen werden herausgezogen und nur wenige davon gelesen. Jedermann spricht mit dir oder mit wem er gerade Lust hat. Bist du ein Engländer, so erwartet er, diese Eisenbahn werde einer englischen so ziemlich gleich kommen. Sagst du „nein", so sagt er (fragend) „ja"? und fragt worin der Unterschied bestehe. Du zählst die Hauptunterschiede einen um den andern auf und sagst er zu jedem (immer fragend) „ja"? Dann vermuthet er, man werde in England gleich wohl nicht schnell reisen und antwortest du, es sei doch so, so sagt er wiederum (immer fragend) „ja"? Und es ist ganz klar, daß er dir nicht glaubt. Nach einer langen Pause bemerkt er, theils gegen dich theils gegen den Knopf deines Stockes: „die Yankees sind Leute, die gerne schnelle vorwärts kommen" worauf du „ja" sagst und dann sagt er auch „ja" (dießmal bejahend); wenn du sofort zum Fenster hinaussiehst, sagt er dir, hinter diesem Hügel etwa drei Meilen von der nächsten Station sei eine hübsche Stadt in einer artigen Gegend, wo du ohne Zweifel anhalten wirst. Deine verneinende Antwort führt ihn natürlich noch zu mehr Fragen in Beziehung auf deine be-

abſichtigte Route und wohin du auch gehen magſt, ſo erfährſt du unveränderlich von ihm, du könneſt nicht ohne unermeßliche Schwierigkeiten und Gefahren dahin gelangen und alle dieſe großen Sehenswürdigkeiten befinden ſich irgendwo anders.“

„Wenn eine Dame ſich einfallen läßt, einen Platz auf dem Herrenwagen zu nehmen, ſo räumt ihr der Herr, der ſie begleitet, ſogleich mit großer Höflichkeit ſeinen Sitz. Ueber Politik wird viel geſprochen, deßgleichen auch über Banken und Baumwolle. Ruhige Leute vermeiden die Präſidentſchaftsfrage, denn in 3 1/2 Jahren findet eine neue Wahl ſtatt und der Parteieifer fährt oft ſehr weit; der große conſtitutionelle Zug dieſes Inſtituts liegt darin, daß ſobald die Bitterkeit wegen der letzten Wahl vorüber iſt, die Bitterkeit wegen der Nächſten anfängt, zum unausſprechlichen Troſt aller großen Politiker und wahren Freunde ihres Landes.“

„Wo keine Nebeneiſenbahn ſich mit der Hauptbahn verbindet, da iſt ſelten mehr als ein großer Wagenzug; die Bahn iſt ſehr ſchmal und die Ausſicht wegen der tiefen Lage keineswegs ausgedehnt. Im Uebrigen iſt der Charakter der Scenerie auch ſonſt immer derſelbe. Meile um Meile nichts als verbuttete Bäume; einige mit der Axt niedergehauen, andere vom Winde niedergeblaſen, wieder andere halb umgefallen und ſich auf ihre Nachbaren lehnend, noch weit mehr Stämme halb verborgen im Sumpfe, andere zu ſchwammigen Spänen vermodert. Selbſt der Boden der Erde beſteht aus kleinen Bruchſtücken dieſer Art, jeder Sumpf mit ſtagnirendem Waſſer hat ſeine Kruſte von verfaulten Vegetabilien, auf allen Seiten ſtehen Baumſtämme und Rümpfe, in allen nur möglichen Graden von Verfall, Auflöſung und Verwahrloſung. Jetzt kommſt du auf ein paar kurze Minuten in ein offenes Land, das funkelt von einem glänzenden See oder Sumpf, ſo breit, wie mancher engliſche Fluß, hier aber ſo klein, daß er kaum einen Namen hat, dann bekommſt du einigen Schimmer von einer entfernten Stadt zu ſehen mit ihren niedlichen weißen Häuſern und ihren kühlen Piazza's, ihrer

zierlichen neuengliſchen Kirche nebſt Schulhaus; aber Wihr— rrr—r— beinahe, ehe du es geſehen haſt, kommt wieder dieſelbe kleine dunkle Landſchaft, die verbutteten Bäume, die Stumpen, die Klötze, das ſtagnirende Waſſer — Alles dem letztern ſo ähnlich, daß du meinſt, du ſeiſt dahin gezaubert worden."

„Der Zug hält an Stationen in den Wäldern an, wo die wilde Unzugänglichkeit, daß irgend jemand den geringſten Grund haben könnte herauszukommen, nur mit der augenſcheinlich verzweifelten Hoffnungsloſigkeit verglichen werden kann, daß Jemand hineingehen wollte. Dann raſſelt man bis zu einem Schlagbaum, wo kein Thor, kein Polizeidiener, kein Signal iſt. Nichts, als ein rauher, hölzerner Bogen, mit den Worten: „Wenn die Glocke läutet, ſieh nach der Lokomotive." Sofort geht es Hals über Kopf weiter, man dringt abermals durch die Wälder, kommt an's Tageslicht hervor, rauſcht über ſchwache Bogen, brummt über den ſchwerfälligen Grund hin, ſchießt unter eine hölzerne Brücke, die auf eine Sekunde alles Licht benimmt, erweckt plötzlich alle ſchlummernden Echo's in der Hauptſtraße einer großen Stadt und ſtürzt ſich auf's Geradewohl, alles untereinander, mitten auf die Straße heraus. Bis hieher — mitten unter Handwerker, die auf ihrem Geſchäfte arbeiten, unter eine Maſſe Volks, das an den Thüren und Fenſtern lehnt, unter Buben, die Drachen fliegen laſſen und mit Kugeln ſpielen, unter rauchende Männer, ſchwatzende Weiber, kriechende Kinder, wühlende Ferkel und untreſſirte Pferde, die dicht an den Gleiſen fallen und wieder aufſtehen, — bis hieher reißt die hölliſche Maſchine ihren Wagenzug, nach allen Richtungen hin einen Sprühregen von Funken aus dem Holzfeuer auswerfend, ziſchend, pfeifend, heulend, keuchend, bis zuletzt das durſtige Ungeheuer unter einem bedeckten Wege Halt macht, um zu trinken, die Leute ſich rund herum ſammeln und du Zeit haſt, wieder Athem zu ſchöpfen."

Die Stagekutschen.

Als wir, erzählt Dickens, zu Potomak aus dem Dampfboote stiegen, trafen sieben Stagekutschen Anstalten, uns weiter zu befördern. Einige von ihnen stehen schon bereit, andere noch nicht. Einige von den Kutschern sind schwarz, andere weiß. Jede Kutsche hat vier Pferde, und sämmtliche Pferde, aufgeschirrt oder noch nicht aufgeschirrt, stehen da. Die Passagiere steigen aus dem Dampfboot und in die Kutschen hinein; das Gepäck wird in polternden Schiebkarren hinübergebracht; die Pferde erschrecken und wollen sich in Lauf setzen; die schwarzen Kutscher schwatzen mit ihnen, wie Affen, und die weißen schreien, wie Viehtreiber, denn bei Allem, was in den Bereich von Kutschern und Hausknechten einschlägt, ist es die Hauptsache, daß man möglichst lärmt. Die Kutschen sind ihrer Gestalt nach etwa wie die französischen, aber bei weitem nicht so gut. Statt in Federn, hängen sie in Bändern von dem stärksten Leder. Man hat sehr wenig Wahl unter ihnen, und sie können mit den, auf Karren geführten Kästen der auf den Jahrmärkten herumziehenden freien Künstler verglichen werden, die bedacht, auf Radachsen und Räder gestellt und mit einem Vorhang von gemalten Kannevas versehen sind. Sie sind vom Dach bis zur Schiene mit Koth bedeckt, und seit ihrer Erbauung noch nie gereinigt worden.

Die Billete, die wir am Bord des Dampfschiffes erhalten haben, sind mit Nr. 1. bezeichnet, somit gehören wir zur Kutsche Nr. 1. Ich werfe meinen Mantel auf den Bock und helfe meiner Frau und ihrem Kammermädchen hinein. Die Kutsche hat blos einen Fußtritt, und da dieser sich etwa eine Elle vom Boden befindet, so gelangt man in der Regel mit Hülfe eines Stuhles dazu; ist kein Stuhl da, so müssen sich die Damen auf die Gnade der Vorsehung verlassen. Die Kutsche hält innen neun Personen und hat von Thüre zu Thüre einen Quersitz, wo wir in England unsere Beine auflegen, so daß

bei der ganzen Einrichtung bloß eine einzige Sache ſchwieriger iſt, als das Hineinkommen, nämlich das Herauskommen. Es iſt bloß ein einziger äußerer Paſſagier da, der auf dem Bock ſitzt. Da ich dieſer Eine bin, ſo klimme ich hinauf, und während ſie das Gepäck auf dem Dache feſtbinden, und in einer Art Mulde hinten aufhäufen, habe ich gute Gelegenheit, mir den Kutſcher zu beſehen.

Er iſt ein Neger — wirklich ſehr ſchwarz. Er trägt einen großen Pfefferundſalzrock, äußerſt verflickt und verſtopft (hauptſächlich gegen unten), graue Strümpfe, ungeheure, ungewichste Halbſtiefel und ſehr kurze Pumphoſen. Er hat zwei ſonderbare Handſchuhe, einen gefärbten wollenen, und einen ledernen. In der Hand hält er eine ſehr kurze Peitſche, deren Stecken in der Mitte abgeknickt, aber mit Schnüren wieder verbunden iſt. Sein Haupt ſchmückt ein niedriger, breitgekrämpter ſchwarzer Hut, der nur ſchwach dieſe Art wahnſinniger Nachahmung eines engliſchen Kutſchers beſchattet. Aber irgend eine Perſon von Gewicht ruft: „Vorwärts!“ während ich dieſe Beobachtungen anſtelle. Die Mail fährt in einem vierſpännigen Wagen voran und ſämmtliche Kutſchen folgen in Proceſſion, angeführt von Nr. 1.

Beiläufig bemerkt, wenn ein Engländer ruft: „Wirds bald?“ ſo ruft ein Amerikaner: „Vorwärts!“ was für den Nationalcharakter beider Länder einigermaßen bezeichnend iſt.

Die erſte halbe Meile der Straße geht über Brücken, beſtehend aus loſen, quer über zwei parallele Stangen gelegten Planken, die ſich biegen, wenn die Räder über ſie herrollen, und im Fluſſe ſelbſt. Der Fluß hat einen thonichten Boden, und iſt voll von Löchern, ſo daß alle Augenblicke unerwartet ein Pferd verſchwindet, und einige Zeit nicht mehr ſichtbar wird.

Aber wir überwinden dies und gelangen auf die Straße ſelbſt, die eine Reihe abwechſelnder Sümpfe und Kiesgruben iſt. Eine ſchreckliche Stelle iſt vor uns, der ſchwarze Kutſcher rollt ſeine Augen und ſieht gerade zwiſchen den Vorderpferden durch, als ſagte er zu ſich ſelbſt: „Wir haben es ſchon oft präſtirt,

aber diesmal glaube ich, gibt es ein Gerumpel!“ Er nimmt einen Zügel in jede Hand, zerrt und zuckt an beiden, und tanzt dazu mit beiden Füßen (natürlich jedoch sitzen bleibend) auf dem Fußaufsatz, wie der selige, vielbeweinte Ducrow auf zwei seiner stolzen Renner. Wir gelangen an den Platz, sinken beinahe bis an die Kutschenfenster in die Pfütze, neigen uns auf einer Seite in einem Winkel von 45 Grad und bleiben hier stecken. Die drinnen schreien erbärmlich; die Kutsche hält; die Pferde zappeln; die andern sechs Kutschen halten gleichfalls sämmtlich an, und ihre vierundzwanzig Pferde zappeln nicht weniger, blos der Gesellschaft wegen und aus Sympathie mit den unsern. Dann ereignen sich folgende Umstände:

Der schwarze Kutscher (zu den Pferden): „Hi!“

Nichts geschieht. Die drinnen schreien wieder.

Schwarzer Kutscher (zu den Pferden): „Ho!“

Die Pferde stampfen und bespritzen den schwarzen Kutscher.

Ein Herr innen (hinausſehend): „Wie, was zum Teufel.“ —

Der Herr erhält verschiedene Spritzer und zieht den Kopf wieder hinein, ohne seine Frage zu vollenden oder eine Antwort abzuwarten.

Schwarzer Kutscher (fortwährend zu den Pferden): „Jiddy, Jiddy!“

Die Pferde strengen alle ihre Kräfte an, schleppen die Kutsche aus dem Loche heraus und ziehen sie auf eine Höhe, so steil, daß die Beine des schwarzen Kutschers in die Luft fliegen und er unter das Gepäck auf dem Dache zurückgeworfen wird. Aber er erholt sich sogleich wieder und schreit (fortwährend an die Pferde hin): „Pill!“

Keine Wirkung. Im Gegentheil beginnt die Kutsche auf Nr. 2. zurückzurollen, die auf Nr. 3. zurückrollt, diese auf Nr. 4. und so fort, bis man Nr. 7. beinahe eine Viertelmeile hinten fluchen und toben hört.

Schwarzer Kutscher (lauter als zuvor): „Pill!“

Die Pferde machen eine neue Anstrengung, um die Höhe zu erreichen, und abermals rollt die Kutsche rückwärts.

Schwarzer Kutscher (noch lauter): „Pi — i — i — ill!“

Die Pferde machen eine verzweifelte Anstrengung.

Schwarzer Kutscher (neuen Muth fassend): „Hi, Jiddy, Pill!“

Die Pferde bieten alle ihre Kräfte auf.

Schwarzer Kutscher (mit großer Lebhaftigkeit): „Ally Loo! Hi, Jiddy, Pill — Ally! Loo!“

Die Pferde thun was sie können.

Schwarzer Kutscher (mit herausgetriebenen Augen): „Li, vorwärts! Li, heda! Hi, Jiddy, Jiddy Pill — Ally Loo. Li — i — i — i!“

Sie gelangen die Höhe hinauf und gehen auf der andern Seite wieder mit schrecklicher Schnelligkeit hinab. Es ist unmöglich sie anzuhalten, und unten ist eine tiefe Höhlung voll Wasser. Die Kutsche rollt entsetzlich. Die drinnen schreien. Koth und Wasser fliegen um uns her. Der schwarze Kutscher trippelt wie toll. Auf einmal wird uns Allen durch ein außerordentliches Mittel geholfen, und wir athmen auf's Neue.

Ein schwarzer Freund des schwarzen Kutschers sitzt an einem Gehege. Der schwarze Kutscher erkennt ihn daran, daß er seinen Kopf wie ein Harlequin um und um dreht, seine Augen rollt, die Achseln zuckt und von Ohr zu Ohr grinst. Er stellt sich schnell voraus, wendet sich an mich und sagt:

„Wir wollen ihnen hinüberhelfen wie Nichts, und hoffen daß sie erkenntlich sein werden. Ein altes Weib zu Hause, Sir.“ Dabei lacht er aus vollem Halse. „Der Herr draußen wird wohl an das alte Weib zu Hause denken;“ er grinste wieder.

„Ja doch, ja; wir wollen für die Alte sorgen. Habt deßwegen keine Angst.“

Der schwarze Kutscher grinst wieder, aber da ist ein neues Loch und über diesem eine neue Höhe dicht vor uns. Er macht

seine Sache kurz; ruft (wiederum zu den Pferden): „Vorwärts! Halloh! He! Vorwärts Ho. Jiddy! Pill! Ally! Luh!“ aber nie „Li!“ bis wir in die äußerste Noth gerathen und uns in der Mitte von Schwierigkeiten befinden, aus denen es rein unmöglich erscheint, sich herauszuwickeln.

Und so machen wir etwa zehn Meilen in zwei und einer halben Stunde, brechen zwar keine Beine, aber zerstoßen sie sehr und kommen mit Einem Wort wie Nichts über die Entfernung.

Diese eigenthümliche Art von Kutschenfahren endigt in Fredericksburgh, von wo eine Eisenbahn nach Richmond geht.

Die Dampfschifffahrt auf dem Missisippi und Ohio.

Auf nichts thut sich der Amerikaner mehr zu gut, als auf seine schwimmenden Paläste; aber man kann auch billigerweise nicht umhin ihm hierin Recht zu geben. Die Dampfboote des Ostens sind schon in Rücksicht ihrer bequemen Einrichtung und gefälligen Bauart den europäischen überlegen, und könnten als vollkommen betrachtet werden, wenn nicht die Fahrzeuge ihnen den Vorrang streitig machten, die auf dem Missisippi und Ohio die Verbindungen zwischen Pittsburg, St. Louis und New-Orleans unterhalten. Seit dem ersten bescheidenen Versuche, der im Jahre 1811 statt fand, hat ihre Zahl auf diesen Flüssen mit beispielloser Schnelligkeit zugenommen, so daß sie sich nun mehr auf wenigstens 400 belaufen soll. Sie messen von 100 bis 600 Tonnen und darüber und sind mithin von sehr verschiedener Größe, aber die Bauart bleibt sich bei allen ziemlich gleich, seitdem die alten Boote theils verunglückt, theils zusammengebrochen, theils endlich nach Texas verkauft oder zu Fluß-Gasthöfen*) eingerichtet worden. Die neueren, jetzt allein ge-

*) Alte Dampfboote werden mitunter am Ufer festgemacht und zu

bräuchlichen Dampfboote haben sämmtlich Maschinen mit hohem Drucke und bestehen aus zwei Stockwerken. Das untere ist für die Mannschaft und die Deck Passengers bestimmt, welche ein sehr geringes Passagegeld entrichten, sich jedoch selbst beköstigen und bei'm Holzeinladen behülflich sein müssen. Das obere Stockwerk oder die Kajüte ist höchst elegant eingerichtet; vorne befindet sich das Büffet, dann folgt die Herren-Kajüte (Gentlemen's cabin), die zugleich als Speisesaal dient, und das Hintertheil des Schiffes wird von der Damen-Kajüte eingenommen, worin Zutritt den männlichen Passagieren nur in dem Falle erlaubt wird, wenn sie dort Verwandte oder Angehörige haben, oder auch eine besondere Einladung erhalten. Ehedem waren die Schlafstellen offen und nur durch Vorhänge von dem Speisesaale geschieden; jetzt aber hat man an beiden Seiten des letzteren mehr oder minder geräumige Zimmerchen (state rooms) angebracht, wovon jedes gewöhnlich zwei Betten enthält und die mit grünen Jalousieen versehen sind, um bei heißer Witterung die Luft frei zirkuliren zu lassen. Auf diese Art können die größeren Fahrzeuge 100 bis 120 Passagiere bequem unterbringen; dennoch ist bisweilen der Andrang so stark, daß man im Speisesaale temporäre Betten aufstellen muß.

Die besuchtesten Reiserouten sind: von New-Orleans nach Pittsburg (am Ohio) 2000 Meilen*), nach St. Louis (am Mississippi) 1200 M., nach Nashville (am Cumberland) 1300 M., nach Florence (am Tennessee) 1370 M., nach Little-Rock (am Arkansas) 940 M., und Tschula (am Yazoo) 600 M.; von St. Louis nach Cincinnati (am Ohio) 700 M., nach Prai-

---

Wirthshäusern benutzt, was besonders in neuangelegten Städten der Fall ist, wo noch keine ordentlichen Gasthöfe existiren. Das beste Hotel in der ganzen Republick Texas befand sich im Jahre 1839 auf einem solchen Schiffe, dem „Warsaw", im Hafen von Galveston.

*) Wo hier von Meilen die Rede ist, werden immer englische gemannt; 5 englische gleich einer deutschen.

rie du Chien (am Miſſiſſippi) 500 M., nach Fort Leavenworth (am Miſſouri) 400 M. u. ſ. w. Dieſe weiten Räume werden in unglaublich ſchneller Zeit durchflogen; ſo fährt man von New-Orleans nach St. Louis bei günſtigem Waſſerſtande nicht ſelten in vier Tagen, während vor Einführung des Dampfes dieſe Reiſe ſtromaufwärts zwei bis drei Monate dauerte. Der Preis iſt mäßig (mit Beköſtigung ungefähr 30 Dollars) und eine ſolche Reiſe bildet im einförmigen Leben des weſtlichen Anſiedlers eine angenehme Epiſode. Das Frühjahr oder der Herbſt iſt dazu der günſtigſte Zeitpunkt; im Winter wird man oft durch Treibeis, im Sommer durch das niedrige Waſſer aufgehalten. Im letzteren Falle muß man ſeine Zuflucht zu kleineren Dampfbooten nehmen, die alsdann von Paſſagieren überfüllt ſind.

Beim Einſchiffen auf einem der „floating palaces“ (ſchwimmenden Paläſten) — dieſe Benennung iſt ſehr paſſend, da auch das Schwert des Damokles nicht fehlt — trägt man zuerſt Sorge, eine ſo weit als möglich von den Dampfkeſſeln entfernte Schlafſtelle auszuſuchen; erſtens, um weniger von der Hitze zu leiden, zweitens aber der größeren Sicherheit wegen, da ſich die Folgen einer Exploſion oft nur auf die nächſten Umgebungen der Maſchine erſtrecken. Nach langem Harren ertönt die erſte Glocke; die Paſſagiere eilen mit ihren Habſeligkeiten an Bord; die zweite Glocke wird geläutet, und bei der dritten ſtößt das Dampfſchiff majeſtätiſch vom Ufer ab. Nach der erſten Aufregung fängt man an, unter der Reiſegeſellſchaft Bekanntſchaften anzuknüpfen; die Raucher treffen im ſogenannten Geſellſchaftsſaale (social hall) zuſammen, die Whiſtliebhaber ſetzen ſich an den Kartentiſch, für Freunde der Lektüre befindet ſich auf vielen Booten eine Leihbibliothek und in der Damen-Kajüte ſteht ein Flügel, der indeſſen, da die Muſik in dieſem Welttheile noch nicht ſehr in Aufnahme iſt, meiſtens unbenutzt bleibt. Von New-Orleans bis Baton-Rouge, zum Theile auch bis Natchez, ſieht man an beiden Ufern des Stromes niedliche Städtchen und ſchöne, wohlbebaute Baumwollen-Plantagen; von dort aber

bis zur Mündung des Ohio fährt man an endloſen Wäldern entlang, deren Einförmigkeit nur von Zeit zu Zeit durch den Anblick neu angelegter Dörfer mit hölzernen, weiß beſtrichenen Häuſern unterbrochen wird. Auf dieſer Strecke beginnt der Dämon der Langweile die Reiſenden zu plagen; man zählt die Stunden ſeit der Abfahrt, äuſſert ſeine Unzufriedenheit mit dem langſamen Gange des Schiffes, das gegen einen ſechs Meilen ſtarken Strom nicht mehr als 9—10 Meilen die Stunde zurücklegt, und verſpricht, ſich bei nächſter Gelegenheit einen „crack steamer“*) auszuſuchen. Die einzige Abwechſelung gewährt ein Wettlauf mit anderen Dampfbooten, der bisweilen mit dem Auffliegen eines von ihnen endet, auch Anſtoßen gegen einen ſchwimmenden Baumſtamm oder eine Sandbank, oder eine Störung in der Maſchinerie, die faſt auf jeder Reiſe Statt findet, zur Folge hat. Endlich gelangt man zur Mündung des Ohio; geht nun die Beſtimmung nach St. Louis, ſo ſetzt man die Fahrt in nördlicher Richtung auf dem Miſſiſippi fort, um Cincinnati und Pittsburg zu erreichen, biegt man dagegen rechts in den Ohio ein, deſſen reizende Landſchaften einen höchſt vortheilhaften Kontraſt mit den flachen Ufern des Miſſiſippi bilden.

Die Schattenſeite dieſer großartigen Verbindungsmittel iſt die damit verknüpfte Gefahr. Selten vergeht eine Woche, ohne daß Zufall oder Unvorſichtigkeit ein Unglück veranlaſſen. Wenn nur einige Menſchenleben dabei eingebüßt werden, ſo macht dieſes durchaus keinen Eindruck; nur eine Kataſtrophe, wie die des „Ben Sherrod“, wo 200, des „General Brown“, wo 150, der „Moſelle“, wo über 100 Paſſagiere umkamen, bringt eine, bald vorübergehende, Senſation hervor. Aus ſolchen Unglücksfällen einen Schluß gegen den Nutzen der Dampfſchifffahrt überhaupt zu ziehen, würde dem Amerikaner eben ſo wenig einfallen, wie er daran denken würde, dem Handel zu entſagen, weil die Kaufleute dem Bankerott ausgeſetzt ſind, und wenn man

*) A crack steamer iſt ein durch ſchnelle Fahrten berühmtes Dampfboot, das jedoch meiſtens ein unglückliches Ende nimmt.

die Vortheile bedenkt, welche das ganze Land im Westen der Alleghanys aus dieser Erfindung gezogen hat, so wird eine solche Stimmung leicht erklärlich. Man vergleiche nur den Zustand desselben vor vierzig Jahren mit dem gegenwärtigen. Schon vor Ende des 17. Jahrhunderts hatten die Franzosen, von Canada aus, die ersten Niederlassungen in den jetzigen Staaten Illinois, Missouri und Indiana gegründet, und dazu äußerst günstige Lokalitäten, als: St. Louis am Mississippi, Peoria am Illinois, Kaskaskia am Flusse gleiches Namens und Vincennes am Wabasch, erwählt; dennoch betrug die Bevölkerung im Anfange dieses Jahrhunderts kaum 10,000 Seelen, während sie sich nach dem letzten Census auf mehr als eine Million beläuft. Die Hauptursache dieses frappanten Gegensatzes liegt in der durch die Gewalt des Dampfes erleichterten Communication. Vor seiner Einführung hatten die wenigen angebauten Punkte fast keine Verbindung unter sich, und die mächtigen Gewässer des Mississippi, des Ohio und des Missouri wurden nur von flachen Kähnen beschifft, die sich mit Mühe und Anstrengung den Strom hinauf arbeiteten. Vor vierzig Jahren war eine Flußreise von 1000 oder 2000 englischen Meilen eine mit unglaublichen Strapazen verbundene Unternehmung; jetzt ist sie eine Spazierfahrt. Damals sah man auf den Fluthen des „Vaters der Ströme" und der „Belle Rivière"*) nur einige ärmliche Piroguen, und die unbedeutenden französischen Forts bildeten kaum bemerkbare Punkte in der menschenleeren Wildniß; aber wie durch einen Zauberschlag hat sich die Scene verändert. Die Ufer des Ohio sind von der Vereinigung des Alleghany mit der Monongahela bis zu seiner Mündung mit Städten und Dörfern bedeckt, und auch die Wälder des Mississippi beginnen, sich allmählig zu lichten; von Tag zu Tage entstehen neue Niederlassungen, während die älteren mit reißender Schnel-

*) Mississippi (Meschasebeh) bedeutet in der Indianersprache: Vater der Ströme oder der Gewässer; der Ohio hieß bei den Franzosen: la belle Rivière.

ligkeit an Ausdehnung und Bevölkerung zunehmen. Nach wenigen Jahrzehnten wird der Westen die Hauptrolle in der Union spielen und der Sitz der Regierung von den Gestaden des Potomac nach der Gegend von Cincinnati oder St. Louis verlegt werden. (Mag. f. d. L. d. Ausl.)

Eine Fahrt auf dem Ohio. — Die westlichen Dampfboote. — Der Missisippi. — Cincinnati. —

Wir schifften uns, erzählt Dickens, zu Pittsburg auf dem Dampfboote Messenger ein. Er hatte etliche und vierzig Passagiere am Bord, die ärmeren Personen auf dem unteren Verdeck nicht gerechnet, und begann seine Fahrt in einer schwachen halben Stunde.

Wir hatten für uns ein winziges Zimmer mit 2 Betten darin, das sich von der Damen-Kajüte aus öffnete. Es lag etwas Beruhigendes in dieser Lokation, in sofern besagtes Zimmerchen sich auf dem Hintertheil des Schiffes befand und man uns sehr häufig allen Ernstes empfohlen hatte, uns so weit als möglich hinten zu halten, weil die Dampfboote in der Regel von vorn in die Luft fliegen. Und diese Vorsicht war keineswegs unnöthig, wie das Vorkommen und die näheren Umstände mehrerer solcher Fatalitäten während unseres Aufenthaltes genugsam darthaten. Abgesehen von dieser Beruhigung, war es auch eine unaussprechliche Erleichterung, ein wenn auch noch so eng begränztes Plätzchen zu haben, wo man allein sein konnte, und da die kleinen Zimmer, wozu das unsrige gehörte, jedes außer der in der Damen-Kajüte, noch eine zweite Glasthüre hatten, die sich auf eine schmale Gallerie außen am Schiffe öffnete, wohin die andern Passagiere selten kamen und wo man im Frieden sitzen und die wechselnden Aussichten betrachten konnte, so nahmen wir mit vielen Vergnügen Besitz von unserem neuen Quartiere.

Wenn die einheimiſchen Packetboote Allem ungleich ſind, was wir auf dem Waſſer zu ſehen pflegen, ſo ſind dieſe weſtlichen Schiffe ſämmtlichen Ideen, die wir von Booten zu hegen gewöhnt ſind, noch weit fremder. Ich weiß kaum, womit ich ſie vergleichen, oder wie ich ſie beſchreiben ſoll.

Fürs Erſte haben ſie weder Maſten, noch Taue oder Takelwerk, und überhaupt Nichts von dergleichen Schiffsapparat; auch iſt in ihrer ganzen Geſtaltung nichts, was im Mindeſten berechtigt wäre, an Vorder- oder Hintertheil, an Seiten oder Kiel eines Schiffes zu erinnern. Wenn ſie nicht im Waſſer lägen und ein paar Räderkäſten hätten, könnte man ſie für irgend einen ganz gegentheiligen Zweck, für einen unbekannten Dienſt, im Trockenen, auf einer Bergesſpitze beſtimmt glauben. Auch kein Verdeck iſt ſichtbar, Nichts als ein langes ſchwarzes, garſtiges Dach mit ausgebrannten Kohlen bedeckt, über welchem zwei eiſerne Kamine, eine Luftklappe und ein gläſernes Steuerhäuschen emporragen. Wenn man gegen das Waſſer hinabſieht, ſind Seiten, Thüren und Fenſter der Privatzimmer ſo ſonderbar unter einander geworfen, als bildeten ſie eine kleine von einem Dutzend Baumeiſter mit widerſtreitenden Anſichten ausgeführte Straße: das Ganze wird von Balken und Pfeilern getragen, die auf einer ſchmutzigen Barke blos ein paar Zoll über der Waſſerfläche ruhen, und in dem engen Raum zwiſchen dieſem oberen Bau und dem Verdeck dieſer Barke ſind die Ofenfeuer und die Maſchinerie auf den Seiten jedem Winde, der heranbläst, und jedem Regenſturme preisgegeben.

Wenn man bei Nacht an einem dieſer Boote vorbeigeht und dieſe große Feuermaſſe, ſo wie ich eben beſchrieben, der Wuth des Sturmes und der Gewalt der Strömung unter dem ſchwächlichen Gebäude von angeſtrichenem Holz preis gegeben ſieht: wenn man die Maſchinerie betrachtet, wie ſie aller Wartung und Obhut ermangelt und mitten unter dem Gewühle von Müſſiggängern, Auswanderern und Kindern, die ſich auf dem unteren Verdecke drängen, ihr Geſchäft verrichtet, unter

der Leitung gleichgültiger Leute, deren Bekanntschaft mit ihren Mysterien sich vielleicht von sechs Monaten her datirt, — da fühlt man deutlich, daß man sich nicht über die vielen Unglücksfälle, sondern nur darüber wundern darf, wie überhaupt eine Reise glücklich ablaufen kann.

In der Mitte ist eine lange schmale Kajüte, die die ganze Länge des Boots einnimmt, und von der aus sich die Zimmer nach beiden Seiten öffnen. Ein kleiner Theil derselben hinten auf dem Schiffe ist für die Damen abgesondert und am entgegengesetzten Ende befindet sich die Schenkstube. Hier steht ein langer Tisch in der Mitte und an jedem Ende ein Ofen. Der Waschapparat ist vorne auf dem Verdeck. Er ist ein wenig besser, als am Bord des Kanalbootes, aber nicht viel. Bei allen Arten zu reisen zeigen die amerikanischen Gebräuche in Beziehung auf persönliche Reinlichkeit und gesundheitsförderliche Waschung von äußerster Nachlässigkeit, ja Unsläthigkeit; auch neige ich mich stark zu dem Glauben hin, daß eine Menge Krankheiten davon herkommen.

Man hat drei Mahlzeiten des Tags; Frühstück um sieben Uhr, Mittagessen um halb ein Uhr, Abendessen um sechs Uhr. Jedesmal kommen eine Menge kleine Plättchen und Schüsselchen auf den Tisch, mit sehr wenigem Inhalt und mit so Vielerei auch geprangt wird, so findet man doch in der Wirklichkeit selten mehr, als eine Keule, außer wer etwa Liebhaber von rothen Rübenschnittchen, Scheiben getrockneten Ochsenfleisches, complicirten Verwicklungen von gelbem Pöckelfleisch, von Mais, indianischen Korn, Apfelsaucen und Kürbissen ist.

Einige Leute lieben alle diese genannten Leckerbissen zusammen und noch überdies eingemachte Süßigkeiten als Delikatesse zu ihrem Rostschweinebraten. Dies sind meistens die an Verdauungsschwäche leidenden Damen und Herren, die als Frühstück und Abendessen unerhörte Quantitäten heißes Weizenbrod verzehren, das beinahe so leicht verdaulich ist, wie ein geknetetes Nadelkissen. Diejenigen, die diese Gewohnheit nicht beo-

bachten, und ſich ſtatt deſſen mehrere Male verſehen, ſaugen gewöhnlich nachdenklich an ihren Meſſern und Gabeln, bis ſie ſich entſchloſſen haben, was ſie zunächſt nehmen wollen; ſodann ziehen ſie dieſe Inſtrumente wieder aus dem Munde, ſtecken ſie in die Schüſſel, bedenken ſich und fallen auf's Neue über die Arbeit her. Beim Mittageſſen ſteht nichts zum Trinken auf dem Tiſche, als große Krüge voll kalten Waſſers. Niemand ſpricht bei einem Mahle mit einem Menſchen irgend ein Wort. Sämmtliche Paſſagiere ſchneiden gräuliche Geſichter und ſcheinen fürchterliche Geheimniſſe auf ihren Seelen laſten zu haben. Da iſt keine Unterhaltung, kein Gelächter, keine Heiterkeit, keine Geſelligkeit, außer im Speien, und dieß wird in ſchweigſamer Kameradſchaftlichkeit um den Ofen herum verrichtet, wenn das Mahl vorüber iſt. Jedermann ſetzt ſich trübſelig und verdrießlich nieder, verſchlingt ſeinen Antheil, als ob Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen Naturnothwendigkeit wären, die ſich mit keiner Erholung oder Freude verbinden ließen, und nachdem er in dieſem Schweigen ſeine Portion hinabgewürgt, entfernt er ſich wieder, wie er gekommen. Ohne dieſe animaliſche Verrichtung könnte man den ganzen männlichen Theil der Geſellſchaft für die melancholiſchen Geiſter abgeſchiedener Buchführer halten, die an ihrem Schreibpulte todt niedergeſunken; ſo langweilig und ladenſtubenmäßig ſind dieſe Einmaleinsgeſichter. Leichenbeſteller in ihrem Amte wären neben ihnen luſtige Kumpane, und ein Leichenſchmaus könnte im Vergleich mit dieſen Mahlzeiten für eine Feſtivität voll ſprudelnder Heiterkeit gelten.

Dieſe Leute ſind einander alle gleich. Da gibt es keine Verſchiedenheit des Charakters. Sie reiſen in denſelben Geſchäften, ſagen und thun dieſelben Dinge genau in derſelben Manier und treiben ſich in demſelben dämiſchen, unluſtigen Kreiſelaufe herum. An dem ganzen langen Tiſche hinab ſitzt kaum ein Mann, der in irgend Etwas von ſeinem Nachbarn verſchieden wäre. Es iſt eine wahre Herzenserleichterung, gegenüber das kleine, fünfzehnjährige Mädchen mit dem geſchwatzigen Kinne

zu haben, die, um ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, dem von der Natur in ihr Geſicht gezeichneten Beruf getreulich nach kommt, denn unter allen Plaudertäſchchen, welche je die Ruhe einer langweiligen Damenkajüte bedroht haben, gebührt ihr die Krone. Die ſchöne Dame, die ein wenig unter ihr ſitzt — weiter unten am Tiſche dort — hat erſt im letzten Monat den jungen Mann mit dem dunklen Backenbart geheirathet, der neben ihr ſitzt. Sie ſind im Begriff ſich im fernen Weſten niederzulaſſen, wo er vier Jahre gelebt hat, ſie aber noch nie geweſen iſt. Vor einigen Tagen wurden ſie beide in einer Landkutſche umgeworfen (eine ſchlimme Vorbedeutung überall anders, wo das Unweſen nicht ſo an der Tagesordnung iſt) und ſein Kopf, der die Spuren einer friſchen Wunde trägt, iſt noch verbunden. Auch ſie wurde beſchädigt und lag mehrere Tage bewußtlos, obgleich ihre Augen jetzt wieder ſtrahlen.

Noch weiter unten ſitzt ein Mann, der einige Meilen über den Beſtimmungsort dieſer beiden Leutchen hinausreiſt, um ein kürzlich entdecktes Kupferbergwerk auszubeuten. Er hat das ganze Dorf, das er gründen will, bei ſich: etliche Hüttengeſtelle, einen Apparat zum Kupferſchmelzen und auch die Leute. Sie ſind theils Amerikaner, theils Irländer, und auf dem unteren Verdeck zuſammengeſchaart, wo ſie ſich geſtern Abends bis tief in die Nacht hinein amüſirten, abwechslungsweiſe Piſtolen abzuſchießen und Hymnen zu ſingen.

Sie und die ſehr wenigen Leute, die zwanzig Minuten lang bei Tiſche bleiben, ſtehen jetzt auf und gehen. Wir machen es auch ſo; wir gehen durch unſer kleines Zimmer und nehmen unſere Sitze in der ruhigen Gallerie draußen wieder ein.

Der Ohio iſt ein ſchöner, anſehnlicher Fluß, aber an einigen Stellen weit breiter, als an andern, und dann iſt es gewöhnlich ein grünes, mit Bäumen bedecktes Inſelchen, das ihn in zwei Ströme theilt. Gelegentlich halten wir einige Minuten, theils um Holz einzunehmen, theils im Intereſſe der Paſſagiere, bei irgend einem Städtchen oder Dorf, ich ſollte jedoch Eins ſa-

gen, hier zu Lande iſt alles City (Stadt), aber die Ufer ſind meiſtens wüſte Einöden mit Bäumen überwachſen, die bereits in Laub ſtehen und ſehr grün ſind. Meilen und aber Meilen weit ſind dieſe Einöden von keinem Zeichen menſchlichen Lebens, von keiner Spur menſchlicher Fußtritte unterbrochen, und man ſieht hier Nichts ſich bewegen, als die blaue Elſter, deren Farbe ſo glänzend und dabei ſo zart iſt, daß ſie einer fliegenden Blume gleicht. In langen Zwiſchenräumen erhebt ſich eine Holzhütte mit einem kleinen Stück angebauten Landes um ſich herum, unter einer Anhöhe, und ſendet ihren blauen Rauchwirbel kräuſelnd zum Himmel. Sie ſteht in der Ecke des magern Weizenfeldes, das voll von großen, aber unſcheinbaren Stumpen ſteht. Da und dort wird der Boden eben jetzt erſt gelichtet: die gefällten Bäume liegen noch da, und das hölzerne Häuschen iſt erſt dieſen Morgen begonnen worden. Indem wir an dieſer neuen Cultur vorbeiziehen, lehnt ſich der Coloniſt auf ſeine Axt oder ſeinen Hammer, und blickt ernſthaft die Leute aus der Welt an. Die Kinder kriechen aus ihrer dermaligen Hütte hervor, die wie ein Zigeunerzelt daſteht, klatſchen in ihre Hände und ſchreien. Bloß der Hund beſieht ſich uns, und blickt dann wieder in das Geſicht ſeines Herrn, als mißfiele ihm jede Einſtellung der gemeinſchaftlichen Arbeit, und er hätte Nichts mehr mit Vergnüglingen zu ſchaffen. Und immer iſt es derſelbe ewige Vordergrund. Der Fluß hat ſeine Ufer unterhöhlt und ſtattliche Bäume ſind in den Strom gefallen. Einige befinden ſich ſchon ſo lange da, daß ſie bloße noch ausgetrocknete, gräuliche Skelette ſind. Einige ſind eben erſt umgeſunken, ſie haben noch Erde an ihren Wurzeln, baden ihre grünen Häupter im Fluß und treiben noch neue Schößlinge und Zweige. Einige neigen ſich zu ihrem Falle, während du ſie anblickſt, Andere ſind ſchon ſo lange ertrunken, daß ihre gebleichten Arme mitten aus dem Strome hervorſtarren, und es ſcheint als wollten ſie das Boot ergreifen und unter das Waſſer herabziehen.

Durch eine ſolche Landſchaft nimmt die ungefügte Maſchine

ihren heiſern, verdrüßlichen Gang, bei jeder Drehung der Räder laut ſchnaufend und dermaßen ziſchend, als wollte ſie das Heer Indianer erwecken, die dort in einem großen Hügel begraben liegen, ſo alt, daß mächtige Eichen und andere Waldbäume ihre Wurzeln in ſeine Erde geſchlagen haben, und ſo hoch, daß er ſelbſt unter den Hügeln, welche die Natur rings umher gepflanzt hat, ein Hügel iſt. Auch der Fluß, als theilte er Jemandens Gefühle des Mitleids für die verherrlichten Stämme, die vor hundert Jahren ſo angenehm hier gelebt, in ihrer geſegneten Unwiſſenheit von weißer Exiſtenz, ſtiehlt ſich aus ſeiner Bahn um dieſen Hügel zu beſpülen, und es gibt wenige Stellen, wo der Ohio ſtrahlender funkelt, als in der „großen Grabesbucht.“

Alles dieß ſehe ich auf der oben erwähnten kleinen hinteren Gallerie ſitzend. Der Abend ſchleicht ſich langſam über die Landſchaft und verändert ſie vor mir, als wir anhalten, um einige Emigranten an's Land zu ſetzen.

Fünf Männer, eben ſo viel Weiber und ein kleines Mädchen. Alle ihre irdiſchen Güter beſtehen in einem Sack, einer großen Kiſte und einem alten Stuhl: ein alter, hochlehniger Stuhl mit einem Binſenboden — ſelbſt ein einſamer Anſiedler. Sie werden im Boot ans Ufer gerudert, während das Schiff in einiger Entfernung ſteht und ſeine Rückkehr erwartet, da das Waſſer ſeicht iſt. Man ſetzt ſie am Fuß eines hohen Hügels aus, auf deſſen Spitze ſich einige Holzhütten befinden, zu denen man bloß auf einem langen, gewundenen Pfade gelangt. Es wird düſter, aber die Sonne iſt ſehr roth und ſcheint wie Feuer in das Waſſer und an einige Baumſtämme.

Die Männer ſteigen zuerſt aus dem Boot, helfen den Weibern heraus, nehmen den Sack, die Kiſte, den Stuhl zu ſich, ſagen den Ruderern „behüt' euch Gott!“ und geben dem Boot einen Stoß. Beim erſten Plätſchern der Ruder ſetzt ſich die älteſte Frau von der Geſellſchaft dicht am Waſſer in den alten Stuhl, ohne ein Wort zu ſprechen. Niemand von den andern ſitzt, obgleich die Kiſte Platz genug für Viele hat. Sie bleiben

Alle da, wo man sie ans Land gesetzt hat, stehen, als wären sie in Steine verwandelt, und sehen dem Boote nach. So bleiben sie ganz ruhig und still: die alte Frau und ihr alter Stuhl in der Mitte, der Sack und die Kiste auf dem Strand von Niemandem beachtet, alle Augen auf das Boot geheftet. Es kommt zurück, wird festgebunden, die Männer springen an Bord, die Maschine wird in Bewegung gesetzt, und wir fahren mit heiserem Getöne weiter. Dort stehen sie noch, ohne eine Hand zu bewegen. Ich kann sie durch mein Glas sehen, ungeachtet sie bei der Entfernung und bei der wachsenden Dunkelheit bloß noch Punkte für das Auge sind; sie verweilen immer noch dort: die alte Frau sitzt wie bisher in dem alten Stuhl, und die Andern stehen alle um sie herum; Nichts bewegt sich an ihnen. Und so verliere ich sie langsam.

Die Nacht ist finster, und wir fahren im Schatten des waldigen Ufers, das sie noch finsterer macht. Nachdem wir lange an dem düstern Labyrinthe von Buschwerk vorübergegleitet, kommen wir an einen offenen Platz, wo die schlanken Bäume brennen. Die Gestalt jedes Astes und Zweiges drückt sich in der hochrothen Gluth aus, und wenn der leichte Wind sie bewegt und etwas schüttelt, scheinen sie im Feuer zu vegetiren. Es ist ein Anblick, wie wir in Legenden von verzauberten Wäldern lesen, nur daß es einen peinlichen Eindruck macht, diese edlen Werke auf eine so furchtbare Art dahin schwinden zu sehen, zumal wenn man bedenkt, wie viele Jahre kommen und gehen müssen, bevor der Zauberer, der sie geschaffen, wie der Ihresgleichen auf dem Boden aufrichten wird.

Mitternacht und Schlaf verwischen die Scenen und Gedanken, und als der Morgen wieder scheint, vergoldet er die Hausgiebel einer lebhaften Stadt, vor deren breiter, gepflasterter Werfte das Boot ankert; um dasselbe herum andere Boote, Flaggen, geschäftige Räder und ein Gesumse von Menschen, als ob im Kreis von zehntausend Meilen keine einzige einsame oder stille Ruthe Landes zu finden wäre.

Cincinnati iſt eine ſchöne Stadt, heiter, wohlhabend und belebt. Ich habe noch ſelten einen Ort geſehen, der ſich dem Fremden gleich auf den erſten Anblick ſo angenehm und günſtig empfiehlt, wie dieſe Stadt mit ihren reinlichen, roth und weißen Häuſern, ihren gutgepflaſterten Straßen und glänzenden Ziegeltrottoirs. Auch verwiſcht ſich dieſer Eindruck bei näherer Bekanntſchaft keineswegs. Die Straßen ſind breit und luftig, die Läden außerordentlich gut, die Privathäuſer zeichnen ſich durch Eleganz und Nettigkeit aus. In den verſchiedenen Stylen, worin letztere erbaut werden, thut ſich eine gewiſſe Erfindung und Phantaſie kund, die nach der trübſeligen Geſellſchaft des Dampfbootes eigentlich erquickend wirkt, indem ſie die Beruhigung gibt, daß ſolche Eigenſchaften immer noch exiſtiren. Die Neigung, dieſe hübſchen Villen zu verzieren und anziehend zu machen, führt zur Baum- und Blumencultur, ſowie zur Anlegung gut gehaltener Gärten, deren Anblick für die Spaziergänger auf den Straßen unausſprechlich erquickend und angenehm iſt. Ich war ganz entzückt über das Ausſehen der Stadt und ihrer Vorſtädte, den Berg Auburn, von wo die in einem Amphitheater von Hügeln liegende City ein Gemälde von merkwürdiger Schönheit bildet und aufs Vortheilhafteſte erſcheint.

Die Bewohner von Cincinnati ſind ſtolz auf ihre Stadt, als eine der intereſſanteſten Amerikas, und haben alles Recht dazu; denn ſie iſt ſchön, wohlhabend, und enthält eine Bevölkerung von 50,000 Seelen, während vor zweiundfünfzig Jahren der Boden, auf dem ſie ſteht (er wurde um wenige Dollars angekauft), eine wilde Waldung war und ſeine Bewohner eine Handvoll Leute, die in zerſtreuten Holzhütten an dem Ufer des Fluſſes lebten.

Zu Cincinnati beſtieg der Verfaſſer ein anderes Dampfboot, um auf dem Ohio und Miſſiſippi ſich nach Louisville und St. Louis zu begeben. Die Beſchreibung, die er von dem Miſſiſippi gibt, iſt in folgenden Stellen niedergelegt:

Die Ausſicht war als wir uns der Vereinigung des Ohio

und Miſſiſippi näherten, Nichts weniger als begeiſternd. Die Bäume verbuttet, die Ufer niedrig und flach, die Pflanzungen und Holzhütten ſelten, ihre Bewohner bleicher und elender, als uns je in den Weg gekommen waren. Da war an keinen Vogelgeſang in der Luft, an keine lieblichen Gerüche, keine ſich bewegenden Lichter und Schatten von ſchnell vorüberziehenden Wolken zu denken. Stunde um Stunde ſchien der wechſelloſe Glanz des heißen, unfreundlichen Himmels auf dieſelben eintönigen Gegenſtände. Stunde um Stunde rollte der Fluß dahin, ſo dämiſch und langſam, wie die Zeit ſelbſt.

Endlich am Morgen des dritten Tages kamen wir an einen Ort, der alles bisher Geſehene an Troſtloſigkeit ſoweit hinter ſich ließ, daß die ödeſten Plätze, an denen wir vorbeizogen, im Vergleich mit ihm voll Intereſſe waren. Bei der Vereinigung der beiden Flüſſe auf einem ſo flachen, niedrigen und ſumpfigen Boden, daß er in gewiſſen Jahreszeiten bis an die Häuſerſpitzen unter Waſſer geſetzt wird, liegt eine Brutſtädte des Fiebers, Wechſelfiebers und Todes: in England viel geprieſen als eine Mine goldener Hoffnung, und auf den Grund monſtröſer Darſtellungen hin Gegenſtand mannigfacher Spekulationen zum Verderben vieler Menſchen. Ein ſchauerlicher Sumpf, worauf die Häuſer halbgebaut wegfaulen, da und dort einige Ruthen Land gelichtet und dann mit einer ſtinkenden, ungeſunden Vegetation bewachſen, in deren unheilvollem Schatten die unglückſeligen Wanderer, die ſich hieher locken ließen, verwelken, ſterben und ihre Beine niederlegen; der abſcheuliche Miſſiſippi ihn in einem Wirbel umkreiſend und ſodann, ein ſchlammiges Ungeheuer, ſchleußlich anzuſehen, ſüdwärts ſeinen Lauf nehmend; ein Miſtbeet von Krankheiten, ein häßlicher Todtenacker, ein Grab, von keinem Verheißungs-Strahle beſchienen, ein Platz, der weder auf der Erde, noch in der Luft, noch im Waſſer eine einzige empfehlende Eigenſchaft hat: das iſt dieſes ſchauderhafte Kairo.

Aber welche Worte beſchreiben den Miſſiſippi, den großen Vater der Ströme, der (dem Himmel ſei's gedankt) keine jun-

gen Kinder hat, die ihm gleichen! Eine ungeheure, zuweilen zwei oder drei Meilen breite Grube, worin ſich flüſſiger Schlamm ſechs Meilen in der Stunde hinwälzt: ſeine ſtarre ſchäumende Strömung allenthalben gehemmt und aufgehalten durch gewaltige Holzklötze und ganze Waldbäume, die ſich bald zu großen Flößen verflechten, aus deren Zwiſchenräumen ein träger, ſchilfiger Schaum ſich auf die Oberfläche emporarbeitet, bald wie monſtröſe Körper dahinrollen, ihre verſchlungenen Wurzeln gleich geflochtenen Haaren zeigend, bald einzeln wie rieſige Blutegel hervorblicken, bald wie gewundene Schlangen im Wirbel eines kleinen Strudels ſich um und um drehen. Die Ufer niedrig, die Bäume zwergig, die Sümpfe wimmelnd von Fröſchen, die elenden Hütten wenig an Zahl und weit abgeſondert, ihre Bewohner hohlwangig und bleich, das Wetter ſehr heiß, die Muskitos durch jede Ritze und Spalte des Bootes eindringend, überall und an Allem Koth und Schlamm: lediglich nichts Erquickliches für das Auge, als das harmloſe Wetterleuchten, das allmählig an dem dunklen Horizonte flackert.

Zwei Tage lang quälten wir uns dieſen häßlichen Strom hinauf, beſtändig gegen die ſchwimmenden Holzblöcke anſtoßend oder haltmachend, um den noch gefährlicheren Hinderniſſen, genannt Sawyers, auszuweichen, worunter man die verborgenen Holzſtämme verſteht, die ihre Wurzeln unter der Fluth haben. Wenn die Nächte ſehr dunkel ſind, ſo erkennt der vorn auf dem Boote aufgeſtellte Wächter am Geträufel des Waſſers, ob irgend ein großes Hinderniß in der Nähe iſt, und läutet eine Glocke, die er neben ſich hat, als Signal, daß man die Maſchine in Ruhe ſetzen ſoll; aber dieſe Glocke hat immer in der Nacht zu thun und nach jedem Geläute erfolgt ein Stoß, der es keineswegs angenehm macht, im Bette zu bleiben.

Die Neigung des Tages war wirklich prachtvoll: das Firmament färbte ſich tief mit Roth und Gold bis zu dem Schlußſtein des Bogens über uns. Als die Sonne hinter dem Ufer hinabſtieg, ſchienen die kleinſten Grashälmchen auf demſelben ſo

deutlich sichtbar zu werden, wie die Arterien im Skelett eines Baumblattes, und als bei ihrem allmähligen Sinken die rothen und goldnen Streifen auf dem Wasser dunkler und immer dunkler wurden, als ob auch sie sinken wollten, und all die glühenden Farben des scheidenden Tages Zoll um Zoll vor der düstern Nacht erblaßten, da wurde die Scene noch tausendmal schauerlicher und einsamer als zuvor, und alle ihre Eindrücke verdunkelten sich mit dem Himmel.

Wir tranken das schlammige Wasser dieses Flußes, so lang wir auf demselben waren. Es wird von den Eingeborenen für gesund gehalten und ist etwas undurchsichtiger, als Haferschleim. Ich habe solches Wasser schon in Filtrirstuben gesehen, sonst aber nirgends.

Eine Fahrt von Harrisburgh nach Pittsburgh. — Das Leben und die Einrichtung auf den Kanalbooten.

Es regnete fortwährend schwerfällig herab, und als wir uns nach Tisch auf das Kanalboot begaben (denn dies war die Fahrgelegenheit, mit der wir unsere Reise fortsetzen wollten) war das Wetter so trostlos und hartnäckig naß, als man nur wünschen kann. Auch der Anblick dieses Kanalbootes, wo wir drei bis vier Tage zuzubringen hatten, war keineswegs ein erfreulicher, denn es rief unwillkührlich allerhand unbehagliche Betrachtungen in Betreff der nächtlichen Ruhe der Passagiere hervor, und eröffnete ein weites, nichts weniger als beruhigendes Feld für Spekulationen in Beziehung auf andere innere Einrichtungen dieses Instituts.

Von außen betrachtet, war das Boot eine Barke, mit einem kleinen Häuschen darin, von innen eine auf die Messe ziehende Karawane: denn die Herren waren wie gewöhnlich

die Schauſpieler in einem dieſer tragbaren Muſeen der Pfennigwunder placirt, und die Damen durch einen rothen Vorhang abgeſchieden, nach Art der Zwerge und Rieſen in denſelben Inſtituten, die ihr Privatleben in größter Ausſchließlichkeit hinbringen.

Wir ſaßen hier, lautlos die Reihe kleiner Tiſche überſchauend, die ſich auf beiden Seiten der Kajüte hinab ausdehnten, und dem Regen lauſchend, wie er auf das Boot herabpraſſelte und mit trübſeligem Vergnügen in das Waſſer plätſcherte, bis der Eiſenbahnzug ankam, wegen deſſen ſchließlicher Contribution zu unſerem Vorrath von Paſſagieren unſere Abfahrt allein noch ausgeſetzt war. Er brachte eine Menge Koffer, die mit polterndem Getöſe auf dem Dach herumgeſtoßen und geworfen wurden, ſo daß uns unten die Köpfe ſauſten, und mehrere naſſe Herrn, deren Kleider, da ſie ſich ſogleich um den Ofen herumzogen, aufs Neue zu dampfen anfingen. Es wäre gewiß ein tröſtlicherer Gedanke geweſen, wenn der heftige Regen, der jetzt eindringlicher als je herabſtrömte, die Oeffnung eines Fenſters zugelaſſen, oder unſere Zahl ſich auf etwas weniger, als dreißig Köpfe belaufen hätte; allein man hatte kaum Zeit, daran zu denken, als ein Train von drei Pferden an das Bugſirtau geſpannt wurde, der Junge auf dem Sattelpferd mit ſeiner Peitſche knallte, das Ruder kläglich knarrte und ſtöhnte, und wir unſere Reiſe begonnen hatten.

Da es aufs Beharrlichſte weiter regnete, ſo blieben wir alle unten: die naſſen Herrn um den Ofen herum, wo ihre Kleider allmälig durch die Kraft des Feuers ſchimmlicht wurden, und die trockenen Herren der vollen Länge nach auf den Bänken ausgeſtreckt, oder unbehaglich mit den Geſichtern auf den Tiſchen ſchlafend, oder in der Kajüte auf und ab ſpazierend, was kaum einem Mann von mittlerer Größe möglich war, ohne ſich an dem Dache kahle Platten auf den Kopf zu ſtoßen. Um ſechs Uhr wurden ſämmtliche kleine Tiſche zuſammengeſtellt, um eine einzige lange Tafel zu bilden, und Alles ſetzte ſich nieder zu Thee,

Kaffee, Brod, Butter, Salmen, Alſen, Leber, Steak, Kartoffeln, Pökelfleiſch, Schinken, Rippchen, Blut- und Bratwürſten.

„Wollen ſie vielleicht," ſagte mein Nachbar gegenüber, indem er mir ein Kartoffelgericht in einer Milch- und Butterſauce überreichte, „wollen ſie vielleicht dieſe Fixirung koſten?"

Es gibt wenige Worte, die ſo verſchiedene Dienſte verrichten, als das Wort fixiren. Es iſt das Caleb Quotem des amerikaniſchen Wörterbuchs. Du willſt einen Herrn in einer Landſtadt beſuchen, und ſein Bedienter meldet dir, er fixire ſich eben werde aber ſogleich herabkommen: womit er dir zu verſtehen gibt, daß er ſich ankleidet. Du fragſt am Bord eines Dampfbootes einen Mitreiſenden, ob das Frühſtück bald fertig ſei, und er ſagt dir, er glaube ſo, denn als er das letzte Mal unten geweſen ſei, habe man die Tiſche fixirt, d. h. mit andern Worten, gedeckt. Du erſuchſt einen Laſtträger, dein Gepäck wohl zu verſorgen, und er bittet dich, ganz ruhig darüber zu ſein, denn er werde es ſogleich fixiren; wenn du über eine Unpäßlichkeit klagſt, ſo räth man dir, dich an den Doktor ſo und ſo zu wenden, der dich in kürzeſter Zeit fixiren wird.

Eines Nachts beſtellte ich eine Flaſche Glühwein in einem Hotel, wo ich logierte, und mußte lange darauf warten; endlich brachte ſie der Wirth mit einer Entſchuldigung, er fürchte, ſie ſei nicht gehörig fixirt. Einmal hörte ich in einem Gaſthof, wo ich mit der Landkutſche ankam, einen ſehr ſtrengen Herrn dem Kellner, der ihm eine Schüſſel nicht ganz fertiger Roaſtbeef überbrachte, zurufen, ob man beim allmächtigen Gott hier zu Lande das Kalbfleiſch ſo fixire.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß die Mahlzeit, bei welcher mir die Einladung zukam, welche dieſe Abſchweifung veranlaßt hat, mit einigem Heißhunger verſchlungen wurde, und daß die Herren die breitklingigen Meſſer und die zweizinkigen Gabeln weit tiefer in ihre Kehlen hinabſteckten, als ich dieſe Waffen je früher, außer in den Händen eines geſchickten Gauklers, habe gehen ſehen; doch ſetzte ſich Keiner, bevor die Damen

Platz genommen hatten, auch wurde nicht der geringste Akt der Höflichkeit unterlassen, der zu ihrem Comfort beitragen konnte. Ueberhaupt habe ich nie und nirgens während meiner Streifzüge in Amerika eine Frau der mindesten Rohheit, Unhöflichkeit oder auch nur Unaufmerksamkeit ausgesetzt gesehen.

Bis die Mahlzeit zu Ende ging, war auch der Regen, der sich durch sein schnelles Herabstürzen erschöpft zu haben schien, so ziemlich vorüber, und man konnte aufs Verdeck gehen. Dieß war nun eine große Erleichterung, obgleich das Verdeck sehr klein, sein knapp zugemessener Raum durch das in der Mitte unter einem Theertuche aufgehäufte Gepäck noch bedeutend geschmälert und die Wege auf beiden Seiten so eng waren, daß eine gewisse Kunst dazu gehörte, auf und ab zu spazieren, ohne über Bord in den Kanal hinein zu purzeln. Im Anfang genirte auch das ein wenig, daß man sich fast alle fünf Minuten, wenn der Steuerman „Brücke!" rief, schnell ducken, und zuweilen, wenn er „Niedrige Brücke!" rief, beinahe platt auf den Boden legen mußte. Inzwischen macht die Gewohnheit mit Allem vertraut, und es waren der Brücken so viele, daß wir uns dieß in sehr kurzer Zeit angewöhnt hatten.

Als die Nacht heranrückte, und wir uns im Angesicht der ersten Hügelreihe befanden, welche die Vorposten des Alleghany-Gebirges bilden, wurde die Landschaft, die bisher uninteressant gewesen, kühner und wirklich überraschend. Der feuchte Boden dampfte und rauchte nach dem schweren Regen, und das Kraxen der Frösche, die in diesen Gegenden ein ganz unglaubliches Getöse verführen, tönte, als ob eine Million Hexen mit Glocken durch die Luft ritte und gleichen Schritt mit uns hielte. Die Nacht war wolkig, jedoch mondhell, und als wir über den Susquehanna-Fluß fuhren über welchen eine außerordentlich große hölzerne Brücke mit zwei Gallerien geht, so daß zwei Züge einander bequem ausweichen können, da war die Scenerie wirklich wild und großartig.

Ich habe oben erwähnt, daß ich im Anfang einige bange

Zweifel in Betreff der Schlafeinrichtungen am Bord dieſes Bootes gehegt habe. Ich verblieb in dieſer Ungewißheit bis gegen zehn Uhr, wo ich hinabging, und auf beiden Seiten der Kajüte drei lange Reihen hängender Büchergeſtelle, die offenbar für Bände von kleinem Octavformat beſtimmt waren, da ſchweben ſah. Als ich voll Verwunderung, an einem ſolchen Platze einen ſolchen literariſchen Apparat zu finden, dieſe Einrichtung etwas aufmerkſamer betrachtete, entdeckte ich auf jedem Geſtell ein mikroſkopiſches Leintuch nebſt ditto Decke, und begann nun dämmernd zu begreifen, daß die Paſſagiere die Bibliothek ſeien und hier auf dieſen Behältern bandweiſe bis zum Morgen aufgeſtellt werden ſollen.

Zu dieſem Schluß verhalf mir der Anblick einiger Paſſagiere, die ſich um den Beſitzer des Boots herum an einem der Tiſche geſammelt hatten, und mit der ganzen Aengſtlichkeit und Leidenſchaftlichkeit von Spielern auf ihrem Geſichte Looſe zogen, während Andere mit kleinen Zettelchen in der Hand unter den Geſtellen herumtappten, um die den ihrigen entſprechenden Nummern zu ſuchen. Sobald ein Herr ſeine Nummer gefunden hatte, ergriff er Beſitz davon, indem er ſich ſogleich entkleidete und ins Bett kroch. Die Schnelligkeit, womit ein aufgeregter Spieler ſich zu einem ſchnarchenden Schläfer ſetzte, war eine der auffallendſten Erſcheinungen, die mir je vorgekommen ſind. Was die Damen betrifft, ſo waren ſie bereits zu Bette hinter dem rothen Vorhang, der ſorgfältig zurückgezogen und in der Mitte zuſammengeheftet war, indeß hörten wir deutlich jedes Huſten, oder Geflüſter hinter dieſem Vorhang, und hatten ſomit fortwährend ein lebhaftes Bewußtſein ihrer Nähe.

Die Höflichkeit des Kapitäns hatte mir ein Fach in einer Ecke neben dieſem rothen Vorhang geſichert, Etwas entfernt von der Hauptmaſſe der Schläfer, und dahin zog ich mich nun unter vielen Anerkennungen für ſeine Aufmerkſamkeit zurück. Bei genauer Meſſung fand ich, daß es gerade die Breite eines gewöhnlichen Bogens Bather Poſtpapier hatte, und im Anfange

war ich in einiger Ungewißheit über die beste Art hinein zukommen. Da indeß das Fach ein unteres war, so entschloß ich mich endlich, auf den Boden zu legen, von da sachte hineinzurollen, sobald ich die Matratze berührt hätte, anzuhalten und dann die ganze Nacht ruhig auf der Seite zu bleiben, auf die ich zufällig zu liegen komme. Glücklicherweise kam ich gerade im rechten Augenblick auf den Rücken. Sehr beunruhigt aber wurde ich, als ich aufwärts blickte und aus der Form eines durch eine schwere Masse zu einem festen Sack herabgedrückten Leintuches ersah, daß ein sehr gewichtiger Gentlemen sich über mir befand, den die schwachen Stricke kaum zu halten schienen, und ich konnte nicht umhin an den Kummer meiner Frau und Familie zu denken, im Fall er bei der Nacht auf mich herabkäme. Da ich aber nicht ohne bedeutende körperliche Anstrengung hätte herauskommen können, wodurch die Damen vielleicht beunruhigt worden wären, und da ich ohnehin nicht gewußt hätte, wohin ich mich wenden sollte, so verschloß ich meine Augen über die Gefahr und blieb liegen.

Einer von zwei merkwürdigen Umständen ist unbestreitbar eine Thatsache in Beziehung auf die Klasse Derjenigen, die auf diesen Booten reisen. Entweder, sie treiben ihre Ruhelosigkeit so weit, das sie gar nicht schlafen, oder sie expectoriren sich im Traume, was ein merkwürdiges Gemische von Realem und Idealem wäre. Die ganze Nacht hindurch und jede Nacht auf diesem Kanal war ein vollkommener Speisturm, ein wahres Speiungewitter, und als sich einmal mein Rock mitten im Centrum eines von fünf Gentlemen ausgeführten Orkanes befunden hatte, welcher sich ganz nach Reid's Theorie vom Gesetze des Sturms senkrecht bewegte, mußte ich ihn am andern Morgen wohl oder übel auf das Verdeck legen und mit frischem Wasser reiben, bevor ich ihn wieder tragen konnte.

Zwischen fünf und sechs Uhr Morgens standen wir auf, und einige von uns gingen aufs Verdeck, um frische Luft zu schöpfen, Andere aber drängten sich, da der Morgen sehr kalt

war um den mächtigen Ofen herum, das neuangezündete Feuer pflegend und das Gitter mit den freiwilligen Contributionen anfüllend, womit ſie die ganze Nacht ſo freigebig geweſen waren. Der Waſchapparat war etwas naturzuſtändlich. An das Verdeck war eine zinnerne Schöpfkanne gefeſſelt, womit jeder Gentlemen, der es für nöthig hielt, ſich zu reinigen, (einige waren über dieſe Schwäche erhaben) das ſchmutzige Waſſer aus dem Kanal fiſchte und in ein auf gleiche Weiſe geſichertes zinnernes Becken goß. Auch an einem allgemeinen Handtuche fehlte es nicht. Vor einem kleinen Spiegel in der Schenkſtube, in der unmittelbaren Nähe des Brodes, des Käſes und Zwiebacks, hing endlich ein gemeinſchaftlicher Kamm nebſt Haarbürſte.

Um acht Uhr, nachdem die Fächer herabgenommen, auf die Seite gebracht und die Tiſche zuſammengeſtellt waren, ſetzte ſich Jedermann wieder zu Thee, Kaffee, Brod, Butter, Salmen, Alſen, Leber, Steak, Kartoffeln, Pöckelfleiſch, Schinken, Rippchen, Blut- und Bratwürſten. Einige machten ſich das Vergnügen, dieſe verſchiedenen Gerichte untereinander zu miſchen und von Allem zugleich auf ihre Teller zu nehmen. Nachdem jeder Herr ſeinen eigenen perſönlichen Betrag von Thee, Kaffee, Brod, Butter, Salmen, Alſen, Leber, Steak, Kartoffeln, Pöckelfleiſch, Schinken, Rippchen, Blut- und Bratwürſten überſtanden, erhob er ſich und ging weg. Wenn Alle mit Allem fertig waren, wurden die Bruchſtücke hinweggebracht, und einer von den Kellnern erſchien jetzt in der neuen Eigenſchaft eines Barbiers und raſirte diejenigen in der Geſellſchaft, die raſirt zu werden wünſchten, während die Uebrigen zuſahen, oder über ihren Zeitungen gähnten. Das Mittageſſen war wieder das Frühſtück, nur ohne den Thee, und Kaffee; Nachteſſen und Frühſtück waren identiſch.

Der Kanal erſtreckt ſich bis an den Fuß des Berges und hört dort wie natürlich auf, die Paſſagiere werden zu Lande auf Wägen weiter gebracht und nachher von einem andern Kanal, dem Gegenpart des erſten aufgenommen, der ſie auf der

andern Seite erwartet. Es ſtehen zu dieſem Zwecke zwei Paſſagierboote bereit: das erſte heißt der Expreß, das andere der Pionier. Der Pionier kommt zuerſt an den Berg und wartet auf die Leute des Expreß; die Geſellſchaften beider Boote werden nämlich in gleicher Zeit übergeſetzt. Wir fuhren auf dem Expreß, aber als wir über den Berg und an das zweite Boot gekommen waren, ließen die Schiffseigenthümmer es ſich beigehen, ſämmtliche Pioniere gleichfalls in dasſelbe aufzunehmen, ſo daß wir wenigſtens zu fünfundvierzig waren und der Zuwachs an Paſſagieren unſere Ausſichten auf eine ruhige Nacht keineswegs beſſerte. Unſere Leute brummten darüber, wie die Leute in ſolchen Fällen zu thun pflegen; duldeten aber gleichwohl, daß das Boot mit ſeiner ganzen Ladung weiter bugſirt wurde, und ſo fuhren wir den Kanal hinab. Daheim würde ich weidlich dagegen proteſtirt haben, hier aber, wo ich Fremder war, verhielt ich mich ruhig. Nicht ſo einer der Paſſagiere. Es war ein dumpfgeſichtiger, leibarmer Mann von mittlerem Alter und Statur, mit einem ſtaubigen, grobwollenen, gefärbten Rock, wie ich noch keinen geſehen. Während des erſten Theils der Reiſe war er vollkommen ruhig; ich erinnere mich in der That nicht, ihn überhaupt bemerkt zu haben, bis er, wie große Männer oft, durch die Umſtände aus ſeinem Dunkel gezogen wurde. Dieſer bahnte ſich jetzt einen Weg zwiſchen den Leuten auf dem Verdecke hindurch, (wir waren beinahe alle auf dem Verdeck) und ohne irgend Jemand anzureden, hielt er folgendes Selbſtgeſpräch:

„Dieß mögt Ihr Euch gefallen laſſen, meinetwegen, aber ich laſſe es mir nicht gefallen. Dieß mag Leuten aus dem Oſten und von Boſton her wohl zu ſagen, aber mir ſagt es gar nicht zu, und es muß anders werden, ſage ich euch. Ich bin aus den braunen Wäldern des Miſſiſippi, ich, und wenn die Sonne mich beſcheint, ſo ſcheint ſie auch recht. Da, wo ich lebe, glimmert ſie nicht blos, die Sonne. Nein. Ich bin ein brauner Waldmann ich. Ich bin kein Johnny Cake. Es ſind keine glatten Häute da, wo ich lebe. Wir ſind rauhe

Männer dort. Ja, das ſind wir. Wenn die unten vom Oſten und von Boſton dieß leiden, ſo freut es mich, aber ich gehöre nicht zu dieſem Geſchlecht oder zu dieſer Brut. Nein, dieſe Geſellſchaft muß ein wenig fixirt werden, ja das muß ſie. Ich bin der unrechte Mann für ſie, ich. Sie werden mich nicht lieben, dieſe Leute. Das iſt ein Aufgehäufe, ein Bischen gar zu bergehoch, das.“ Am Ende jeder dieſer kurzen Sentenzen drehte er ſich auf dem Abſatz herum und ging den andern Weg; ſobald er dann wieder eine andere kurze Sentenz vollendet, unterbrach er plötzlich ſich ſelbſt und kehrte aufs Neue um.

Ich vermag nicht zu ſagen, welche ſchreckliche Bedeutung in den Worten dieſes braunen Waldmannes verborgen lag, aber das weiß ich, daß die andern Paſſagiere ihn mit einem bewunderungsvollen Grauen anblickten, daß das Boot ſogleich auf die Werfte zurückgezogen und ſo viele von den Pionieren, als ſich mit guten Worten oder Geſchrei hinausbringen ließen, wieder abgeſetzt wurden.

Als wir weiter fuhren, wagten es einige der kühnſten Geiſter am Bord, in Anerkennung dieſes errungenen Vortheils zu ihm zu ſagen: „Wir ſind ihnen ſehr verbunden, Sir;“ worauf der braune Waldmann fortwährend die Hand ſchwingend und wie zuvor auf und abgehend verſetzte: Das braucht ihr nicht. Ich bin keiner von eurem Geſchlechte. Ihr müßt für euch ſelbſt handeln, ihr. Ich habe den Weg angedeutet. Die vom Oſten und die Johnny Cakes können folgen, wenn ſie Luſt haben. Ich bin kein Johnny Cake, ich. Ich bin aus den braunen Wäldern des Miſſiſippi ich“, und ſo fort, wie vorher. Durch einſtimmigen Beſchluß wurde ihm aus Rückſicht auf ſeine gemeinnützigen Verdienſte für die Nacht einer von den Tiſchen vor ſeinem Bette zuerkannt, für deren Beſitz ſich manchmal Streit erhob, auch bekam er für die ganze übrige Reiſe den wärmſten Winkel am Ofen. Indeß konnte ich nicht finden, daß er je etwas Anderes that, als dort ſitzen; auch hörte ich ihn nicht wieder ſprechen, bis ich, als wir im Dunkeln in Pittsburg lan-

beten und ich mich im Gedränge meines Gepäckes bemächtigen wollte, über ihn stolperte, wie er, eine Cigarre rauchend, auf der Kajütentreppe saß, und ihn mit einem kurzen herausfordernden Lachen vor sich hinbrummen hörte: „Ich bin kein Johnny Cake ich: Ich bin aus den braunen Wäldern des Missisippi ich, Gott straf mich!“ Ich bin geneigt, daraus zu schließen, daß er nie aufgehört hat, so zu sprechen; inzwischen könnte ich diesen Theil der Geschichte nicht eidlich erhärten, wenn ich von meiner Königin und meinem Lande dazu aufgefordert würde.

Da wir indeß in der Ordnung unserer Erzählung Pittsburg noch nicht erreicht haben, so will ich noch die Bemerkung nachholen, daß das Frühstück vielleicht die mindest angenehme Mahlzeit des Tages war, indem sich zu den mancherlei köstlichen Düften, die aus den bereits erwähnten Speiseartikeln aufstiegen, auch noch der Geschmack von Gin, Whisky, Branntwein und Rum aus dem kleinen Schenkzimmer nebenbei, sowie eine entschiedene Beimischung von abgestandenem Tabak gesellte. Viele von den Herren Passagieren waren weit entfernt, es in Beziehung auf ihre Leinwand besonders genau zu nehmen, die hie und da so gelb war, wie die kleinen Bächlein, die beim Kauen aus ihren Mundwinkeln träufelten und in der Nähe derselben vertrockneten. Auch war die Atmosphäre nicht ganz frei von dem zephyrischen Geflüster aus den dreißig Betten, die so eben weggeschafft worden waren, und woran wir noch weiter und eindringlicher durch die Erscheinung einer Art Wildpret erinnert wurden, deren im Küchenzettel keine Erwähnung geschah.

Gleichwohl lag, trotz dieser Wunderlichkeiten — und auch diese hatten wenigstens für mich einen eigenen Humor — in dieser Art zu reisen Etwas, woran ich mich damals herzlich ergötzte und worauf ich noch jetzt mit großem Vergnügen zurückblicke. Schon morgens um fünf mit bloßem Halse aus der verpesteten Kajüte nach dem schmutzigen Verdeck hinauf zu rennen, daselbst das eisige Wasser zu schöpfen, den Kopf darein zu tauchen und ihn dann wieder ganz frisch und glühend vor

Kälte herauszuziehen, war etwas recht Angenehmes. Sodann der ſchnelle muntere Spaziergang zwiſchen dieſer Zeit und dem Frühſtück, wobei jede Ader und Arterie vor Geſundheit zu zucken ſchien; die ausgeſuchte Schönheit des ſich eröffnenden Tages, wenn das Licht erſchien und nach und nach Alles beſtrahlte; die träge Bewegung des Bootes, wenn man müſſig auf dem Verdecke lag und nicht ſowohl auf als durch den tiefblauen Himmel ſah; das geräuſchloſe, nächtliche Dahingleiten an ſtirnrunzelnden Hügeln vorbei, die griesgrämig drein blickten mit ihren dunkeln Bäumen und zuweilen von einem glühend rothen Punkte herabzuzürnen ſchienen, wo unſichtbare Leute um ein Feuer herumgekauert lagen; das glänzende Strahlen der Sonne, ungeſtört durch das Geräuſch der Räder oder des Dampfes, oder irgend ein anderes Getöne, als das helle Gerieſel des Waſſers, während das Boot dahin fuhr — Alles dieß waren reine Vergnügungen.

Dann waren noch neue Einrichtungen und abgeſonderte Holzkajütchen und Häuschen da, die für Fremde aus einem alten Lande viel Intereſſe hatten: Stübchen mit einfachen Oefen, außen angebracht, aus Thon erbaut, und Wohnungen für die Schweine, beinahe ſo gut, wie manche menſchliche Quartiere; zerbrochene Fenſter, geflickt mit abgetragenen Hüten, alten Kleidern, Hölzern, Bruchſtücken von Leintüchern und Papier, und kunſtloſe Antichttiſche, in der offenen Luft vor der Thüre ſtehend, worauf ſich der nicht ſchwer zu überzählende Haushaltungsvorrath an irdenen Krügen und Töpfen befand. Dagegen that es dem Auge weh, die großen Baumſtämme zu ſehen, womit jedes Weizenfeld dicht beſtreut war, und ſelten die ewigen Sümpfe und trüben Moräſte zu verlieren mit Hunderten von verfaulten Stämmen und verflochtenen Aeſten, die aus ihrem ungeſunden Waſſer hervorragten. Einen wirklich trübſeligen und melancholiſchen Eindruck macht es, wenn man durch große Gegenden kommt, wo die Anſiedler die Bäume niedergebrannt haben und ihre verwundeten Leichname gleich denen von ermor-

deten Menſchen herumliegen, während da und dort ein verkohlter und geſchwärzter Rieſe hoch zwei verwelkte Arme emporreckt und Flüche über ſeine Feinde herabzurufen ſcheint. Manchmal bei Nacht, wand ſich der Weg durch irgend einen einſamen Schlund, gleich einem ſchottiſchen Gebirgspaß im Mondlichte ſcheinend und kalt glitzernd, und ſo dicht von hohen, ſteilen Hügeln ringsumher umgeben, daß kein Hinauskommen möglich ſchien, außer auf dem noch engeren Wege, auf welchem wir herabgekommen waren, bis irgend eine ungeſchlachte Hügelſeite ſich zu öffnen ſchien und, das Mondlicht ausſchließend, während wir in ihre düſtere Höhlung eingingen, unſere neue Fahrt in Schatten und Dunkel einhüllte.

Wir hatten Harrisburgh am Freitag verlaſſen. Am Sonntag Morgen kamen wir am Fuß des Berges an, über welchen eine Eiſenbahn führt. Es ſind zehn geneigte Flächen, fünf aufwärts und fünf abwärts gehend. Die Wägen werden vermittelſt ſtationärer Maſchinen, die erſteren hinaufgezogen und letztere langſam hinabgelaſſen; die vergleichungsweiſe ebenen Räume dazwiſchen werden, je nach den Umſtänden, zuweilen mit Pferden, zuweilen aber auch mit Maſchinenkraft zurückgelegt. Hie und da liegen die Schienen auf dem äußerſten Rande eines ſchwindelnden Abgrundes, und der Reiſende blickt vom Wagenfenſter aus geradezu, ohne irgend ein Steinchen oder Stückchen dazwiſchen, unmittelbar in die Tiefen des Berges hinab. Indeß wird die Reiſe ſehr ſorgfältig gemacht; nur zwei Wägen fahren zuſammen, und wenn die nöthigen Vorſichtsmaßregeln beobachtet werden, ſind ihre Gefahren nicht zu fürchten.

Es war ſehr hübſch, ſo im Geſchwindſchritte bei einem friſchen Winde über die Höhen des Berges zu reiſen und in ein Thal voll Licht und Weichheit hinabzuſchauen: durch die Baumwipfel hindurch auf Momente zerſtreute Hütten zu erblicken, Kinder, welche an die Thüren ſprangen, Hunde, die heulend herausbrachen, und die wir ſehen konnten, ohne ſie zu hören, erſchreckte Schweine, die heimwärts liefen, Familien, die in ih-

ren kunſtloſen Gärten ſaßen, Kühe, die in ſtupider Gleichgültigkeit heraufſtarrten, Männer in Hemdärmeln, die ihre unvollendeten Häuſer anſchauten und ſich die morgende Arbeit ausdachten, und wir — gleich einem Wirbelwind hoch über ihnen dahinrollend. Auch war es allerliebſt, nachdem wir zu Mittag geſpeiſt hatten und einen ſteilen Paß hinabgerollt waren, ohne eine andere bewegende Kraft, als die Schwere der Wägen ſelbſt, die befreite Maſchine weit hinter uns allein ſauſend herabkommen zu ſehen, gleich einen großen Inſekt, mit dem grünen und goldenen Rücken ſo glänzend in der Sonne, daß ſich, glaubte ich, Niemand verwundert haben würde, wenn ſie ein Flügelpaar ausgebreitet und ſich in die Luft empor geſchwungen hätte. Indeß blieb ſie unweit von uns mit der Miene großer Geſchäftigkeit ſtehen, als wir den Kanal erreichten, und bevor wir die Werfte verlaſſen hatten, keuchte ſie ſchon wieder den Hügel hinan mit den Paſſagieren, die auf unſere Ankunft gewartet hatten, um denſelben Weg machen zu können, den wir gekommen waren.

Am Montag Abend verkündeten uns Schmelzofenfeuer und erklingende Hämmer auf den Ufern des Kanals, daß wir dem Ende dieſes Theils unſerer Reiſe nahe waren. Nachdem wir noch einen andern angenehmen Strich — eine lange Waſſerleitung über den Alleghanyfluß, die noch ſeltſamer war, als die Brücke bei Harrisburgh, und aus einer ungeheuren, niedrigen, hölzernen Kammer voll Waſſer beſtand — durchgemacht hatten, tauchten wir an dem häßlichen Untereinander von Hinterhäuſern, morſchen Gallerien und Treppen empor, das immer an das Waſſer ſtößt, es mag nun Fluß, See, Kanal oder Graben heißen, und waren in Pittsburg.

Pittsburg iſt das amerikaniſche Birmingham, wenigſtens behaupten die Leute der Stadt ſo. Will man von den Straßen, den Läden, den Häuſern, den Wägen, den Fabriken, den öffentlichen Gebäuden und der Bevölkerung abſehen, ſo mag es im Uebrigen damit ſeine Richtigkeit haben. So viel iſt wahr,

daß die Stadt eine große Masse Rauch über sich hängen hat und durch ihre Eisenwerke berühmt ist. Außer dem Gefängniß, besitzt sie ein hübsches Arsenal und andere Institute. Sie liegt sehr schön am Alleghanyfluß, über welchen zwei Brücken führen, und die auf den Höhen der Nachbarschaft herum zerstreuten Villen der reicheren Bürger sind recht artig. Wir wohnten in einem vortrefflichen Hotel und wurden aufs Beste bedient. Wie gewöhnlich war es voll von Gästen, im Uebrigen sehr groß und hatte auf jedem Stock eine breite Colonade.

Wir blieben drei Tage hier. Unser nächster Punkt war Cincinnati, und da dieß eine Dampfbootreise war, westliche Dampfboote aber in der Regel zwei oder drei wöchentlich in die Luft fliegen, so schien es räthlich, über die vergleichungsweise Zuverlässigkeit der nach dieser Richtung bestimmten Fahrzeuge, die dermalen im Flusse lagen, Erkundigungen einzuziehen. Der Messenger wurde uns als das beste empfohlen. Er hatte schon seit etwa vierzehn Tagen täglich angekündigt, daß er sogleich abfahren werde, war aber noch nicht gegangen, auch schien der Kapitain immer noch nicht ganz entschlossen zu sein. Doch dieß ist der Brauch hier zu Lande, denn wenn das Gesetz einen freien und unabhängigen Bürger nöthigen wollte, sein Wort gegen das Publikum zu halten, was würde da aus der persönlichen Freiheit werden? Ueberdieß geschieht es ja im Interesse des Handels. Und wenn Passagiere im Interesse des Handels übers Ohr gehauen und andere Leute im Interesse des Handels in Unannehmlichkeiten versetzt werden, welcher kluge Handelsmann wird da sagen: „Wir müssen dem Ding ein Ende machen.“

Voll Ehrfurcht für die tiefe Feierlichkeit der öffentlichen Ankündigung rannte ich (da ich diese Gebräuche noch nicht kannte) athemlos sogleich an Bord; da mir jedoch privatim die vertrauliche Mittheilung gemacht wurde, das Boot werde gewiß nicht vor Freitag dem ersten April abfahren, so machten wir es uns inzwischen recht comfortabel und begaben uns am genannten Tage nach Tisch an Bord. (Dickens Reise.)

Dampfſchiffe auf dem Erieſee. — Liebenswürdige Poſtkutſchen. — Der Ohio. — Die Höhle im Felſen. — Indianiſche Kriegsliſt. — Leichtſinn der Dampfboot-Ingenieure. — Kentucky-Jockey's. — Die Dacota-Squaw. — Der Miſſiſippi und Miſſouri. — Hinderniſſe im Fluſſe. — Langweilige Miſſiſippifahrt. — Holzſchläger. — Raubbanden am Miſſiſippi. — Kentucky'ſche Aufforderung zum Tanze. — Arkanſas-Zahnſtocher. — Opoſſum-Jagd. — Der Rebriver. — Der Amerikaner und der franzöſiſche Commisvoyageur.

Sagt man einem Yankee, daß London eine große Stadt iſt, ſo erwiedert er ſicher: „Fremder, ich denke, Ihr werdet wohl Buffalo noch nicht geſehen haben.“

Dieſes beſagte Buffalo iſt die nördliche Hauptſtadt des Weſten, durch welches ſich der große Strom der Auswanderung ergießt. Es wurde von den Engländern im letzten Kriege verbrannt, ſtieg aber ſchnell wieder aus ſeiner Aſche empor und wird nicht mit Unrecht von den Amerikanern ein großer Geſchäftsplatz genannt. Es iſt auch das Emporium, von wo aus zahlreiche prachtvolle Dampfboote den Erie-, Huron- und Michigan-See befahren. In einem von dieſen ſchifften wir uns ein, den Erieſee bis Kleveland im Staate Ohio zu durchſchneiden. Das Boot legte unterwegs bei Erie, Ahtabula und mehreren anderen kleinen Städten an, und war von Paſſagieren meiſtens ärmeren nach dem Weſten auswandernden Leuten, vollgeſtopft. Obgleich übrigens für verſchiedene Plätze bezahlt wurde, ſo ſchien doch, nach kaum dreiſtündiger Fahrt, aller Unterſchied ein Ende zu haben.

Der Wind begann nun auch recht ſcharf zu blaſen, und die ganze Geſellſchaft ſchien, mit wenigen Ausnahmen, bedeutend krank zu werden. Unglücklicherweiſe war aber dieſer Wind gerade ungünſtig, und daher kam es, daß wir erſt am dritten Tage

Kleveland erreichen konnten. Während dieser ganzen Zeit wurden die Verdecke nicht ein einziges Mal gewaschen oder gereinigt, und von allen schaudererregenden Transportationsmaschinen ist ein republikanisches Dampfboot mit seekranken Passagieren das Fürchterlichste. Diese achten weder sich, noch ihre Nachbarn, und theilen ihren Inhalt gleichmäßig über sich wie Andere aus. Ein Mann von diesen ersuchte mich, meinen Freund zu bitten, ihm seine Cigarre zu leihen; er sagte, er wolle sie nicht lange behalten und blos ein paar Züge thun, vielleicht würde er dann nicht seekrank. Ich hatte meine Eau de Cologne-Flasche einer jungen Dame geborgt, die sehr unwohl geworden war, und als mir ihr Bruder dieselbe am nächsten Morgen zurückbrachte, frug er, was er für das Gebrauchte schuldig sei.

Ausser diesen befand sich noch eine Anzahl von Kentuckyern an Bord, die in, aus wollenen Decken verfertigte Röcke von allen Farben, als: blau, scharlach, weiß und grün, gekleidet waren. Sie saßen meistentheils auf einem der Radkästen und aßen in Essig schwimmenden Kohl, von dem sie sich großmächtige Stücke mit ihren Bowiemessern in die Kehle schoben. Eine Anzahl von Gläsern mit künstlich zubereiteten geistigen Getränken, verfehlte dann auch nicht ihre Wirkung, und bald entstanden solche Streitigkeiten, daß sich der Capitain in's Mittel schlagen mußte. Wir waren froh, als wir endlich in Ohio landeten und solchen Schlag auf Schlag folgenden Gräueln entgingen.

Vierzig Meilen, die Entfernung zwischen dem Eriesee und Wellswille, wo wir den Ohio zuerst berührten, legten wir in 29 Stunden zurück und passirten Pittsfield, das Birmingham der Vereinigten Staaten. Die Straße war schauerlich und wir mußten oft Alle mit einander aussteigen und das Obertheil der Kutsche mit langen Stangen vor dem Umschlagen bewahren. Endlich brach sie doch zusammen, wonach der Kutscher ein paar lange Riegel aus der Fenze zog und die Achse damit unterstützte. Der Mann schien aber eine solche Fertigkeit hierin zu haben, daß wir nicht mit Unrecht schlossen, dieß sei wahrschein-

lich ein ſehr alltäglicher Vorfall. Zu unſerer keineswegs freudigen Ueberraſchung ſtieg in Rom (es gibt eine Unzahl von Städten dieſes Namens in den Vereinigten Staaten, die alle größtentheils blos aus drei oder vier Häuſern beſtehen) eine Frau ein, die gewiſſermaßen als Introduction uns damit bekannt machte, daß ſie ſehr mit Winden im Magen gequält und durch das Fahren in einem verſchloſſenen Wagen faſt immer ſehr krank würde. Das waren tröſtliche Ausſichten. Sie ſaß auch kaum, als ſie wie eine Dampfmaſchine anfing zu arbeiten. Zu ihrem Heile, wie ſie erklärte, wurde ſie endlich unwohl und zu unſerem halt ihr der Kutſcher auf die Straße hinaus und überließ ſie dort ihrem Schickſale.

Als wir Wellsville erreichten, war der Ohio ſehr ſeicht und ein Diminutiv-Dampfboot führte uns ſtromab, bis es uns tieferes Waſſer möglich machte, ein größeres Boot zu nehmen. Ehe wir Cincinnati erreichten, hatten wir mehrmals die Fahrzeuge gewechſelt.

Der Ohio beginnt bei Pittsburg, wo er aus dem Zuſammenfluſſe des Alleghany und Monongahela gebildet wird. Das indianiſche Wort bedeutet der „ſchöne Fluß“ oder der „Fluß, den ich liebe,“ deßhalb auch der franzöſiſche Name: la belle rivière. Bei Pittsburg iſt er 1800 Fuß breit, bei Cincinnati etwas breiter und unterhalb Cumberland an 3000. Die Länge ſeines Laufes von da an, wo er den Namen erhält, bis zu da, wo er ſich in den Miſſiſippi ergießt, iſt 949 Meilen. Auf ſeinem ganzen Laufe wird er aber theils von ſteilen, theils von ſanft abdachenden Hügeln begränzt, die ſich manchmal bis dicht zum Fluſſe erſtrecken, andere Male wieder ein mehrere Meilen breites Thal eröffnen. Die Scenerie des Ohio berechtigt ihn auch vollkommen zu dem franzöſiſchen Beiworte, und die Wirkung wurde, als wir ihn befuhren, noch durch die herbſtlichen Tinten erhöht, die von Schumachs, Ahorn und Papaws dem Walde eine eigene, wundervolle Färbung gaben.

Ein Mann auf dem Boote erzählte mir, daß aus einer

weißen Weide, wenn verpflanzt, eine Trauerweide würde, und ſagte, er „rieth," wir hätten ſo etwas nicht im alten Lande. Er fuhr dann fort zu „rathen," daß wir aus dem Norden kämen, weil wir ſo „allmächtig geſund" ausſähen.

Wir paſſirten auch eine naturgeſchichtliche Merkwürdigkeit, „die Höhle im Felſen," wo nach dem indianiſchen Glauben der große Geiſt wohnt. Mr. Harris gibt hiervon folgende Beſchreibung:

„Drei oder vier Meilen, ehe der Reiſende dieſen Platz berührt, durchſtreift er eine wahrhaft romantiſche Scenerie. An der Illinoisſeite des Fluſſes thürmen ſich gewaltige Felsblöcke einer über den andern empor, und die verſchiedenſten Formen veranlaſſen faſt zu dem Glauben, daß ſie einem von Künſtlerhand geführten Meißel ihre Entſtehung verdanken. Manche gleichen den Ruinen alterthümlicher Gebäude, und es ſcheint ordentlich, als ob uns die Natur hier hätte zeigen wollen, mit welcher Leichtigkeit ſie jene ungeheueren Felsblöcke handhaben konnte. Bald darauf kommt man zu einer zweiten Felsgruppe, an deren Fuß die Höhle zu erkennen iſt."

„Die Mündung derſelben iſt nur wenige Fuß über der Oberfläche des Waſſers erhaben, und durch ein breites Gewölbe, das etwa achtzig Fuß von einer Seite zur anderen und etwa 25 Fuß Höhe hat, gebildet. Von dem Eingange bis zum äußerſten Ende des inneren Raumes erſtreckt ſie ſich in einer Entfernung von 180 Fuß in den Felſen. Dieſe Höhle war früher der Schlupfwinkel der berüchtigten Maſon'ſchen Bande, die hier haußte und die in Ohio abgehenden Boote überfiel, deren Mannſchaft ſie plünderte und mordete."

Ungefähr zehn Meilen unterhalb der Mündung des Tenneſee-Fluſſes paſſirten wir das Fort Maſſacre, früher ein Poſten von militäriſcher Wichtigkeit. Die Franzoſen errichteten nach der erſten Anſiedelung ein Fort hier, und die Indianer, damals mit ihnen in Krieg begriffen, erſannen eine eigene Kriegsliſt, ſie zu vernichten. Eine Anzahl von ihnen zeigte ſich am hellen Tage, in Bären-

felle gehüllt, am gegenüberliegenden Ufer, wo sie auf allen Vieren herumkrochen. Von den Franzosen, die sie für wirkliche Bären hielten, kreuzte augenblicklich ein Theil den Fluß, um Jagd auf sie zu machen, während die übrigen Truppen das Fort verließen, um den Spaß anzusehen. Indessen hatte sich eine große Anzahl rothhäutiger Krieger in dem benachbarten Dickicht versteckt gehalten; diese schlichen jetzt leise herbei und besetzten plötzlich, Alles niederhauend, was sich ihnen in den Weg stellte, das Fort, das sie noch an demselben Abende in Brand steckten. Nur wenige Franzosen entgingen dem damaligen Gemetzel, und als später ein neues an derselben Stelle gebaut wurde, nannten sie es zur Erinnerung an jene Niederlage „Massacre."

Die Dampfboote auf dem Ohio und Mississippi haben alle Hochdruckmaschinen, und als besondere Ursache hiervon wird der Schlamm des Mississippi angegeben, da der Satz desselben sonst vollkommen in den Kesseln bleiben würde. Die größeren Dampfboote sind außerordentlich gut, ja sogar prächtig eingerichtet, und einige haben bis zu drei Decke übereinander; das untere besonders, das an beiden Seiten weit über das Boot hinaussteht, gewährt ungemein viel Deckraum. Unfälle sind übrigens sehr häufig und nicht selten platzen, theils durch den unverantwortlichen Leichtsinn der Ingenieure, theils durch ihre Unwissenheit herbeigeführt, die Kessel. Tausende von Menschenleben werden jährlich auf solche Weise hingeopfert. Die Feuer befinden sich vorne auf dem Verdecke, und der schnelle Zug selbst, mit dem das Fahrzeug die Fluth durchschneidet, macht sie schon hell brennen, um so mehr, als man nicht selten noch, besonders bei Wettfahrten, Theer und Fett in die Gluth wirft. Was Spielen und Trinken auf diesen Booten anbetrifft, so können sie von nichts auf der Welt übertroffen werden.

Als wir eine Nacht in Louisville, der Hauptstadt Kentucky's, zugebracht hatten und am anderen Morgen erwachten, lockte uns ein wilder Lärm an's Fenster. Wer beschreibt aber

unſer Erſtaunen, als wir fanden, daß die halbe Straße verſchwunden war, und was noch von Häuſern übrig geblieben, ſchleppte eben eine Anzahl Ochſen fort. Fünfzehn oder zwanzig waren gewöhnlich vor ein Haus geſpannt, und untergelegte Rollen erleichterten die Fahrt.

Wie die Virginier, ſo ſind die Kentuckyer ausgezeichnete Pferdezüchter, geben ſich ungemeine Mühe und ſparen keine Koſten, ihren Stamm zu verbeſſern. Es fanden gerade Wettrennen Statt und die Rennbahn war mit Fenzen eingefaßt, ſo daß die Pferde weder links noch rechts abkonnten, ſondern Kreis halten mußten. Wunderlich ſahen die Jockey's aus; es waren kleine, hagere Negerjungen, bei deren Anzug wirklich alle Koſten geſpart ſchienen. Sie trugen weiße Höschen, die bis unter das Knie gingen, und die kleinen ſchwarzen Beine waren blos, ſo daß es von Weitem ausſah, als ob ſie hohe Stiefel trügen. Da die Pferde zu gleicher Zeit abliefen, ſo war es ein ganz gleichmäßiges Rennen; der Knabe aber, der das gewinnende Pferd ritt, langte am Ziele, ganz auf deſſen Nacken ſitzend, an, und es ſchien wirklich, als ob ihn nur die Ohren verhindert hätten, vorne über den Kopf herunter zu rutſchen.

Die Kentuckyer ſind ausgezeichnete Büchſenſchützen und treffen gewöhnlich ein Eichhörnchen auf 60 Schritte in's Auge. Die Läufe ihrer Büchſen ſind ſehr lang und äußerſt klein gebohrt, aber ſo ſchwer, daß ſie ſowohl Wanken wie Stoßen gleich unmöglich machen. Sie ſchießen auch Hirſche bei Nacht, wobei ſie eine Pfanne mit kleingeſpaltenem Kien tragen. Der Hirſch, welcher der häufigen Waldbrände wegen das Feuer nicht fürchtet, bleibt ruhig ſtehen und ſeine Augen glühen wie Feuer. Ein guter Schütze trifft in mitten zwiſchen die beiden hinein. Wie mir geſagt wurde, ziehen ſie auch noch eine Kreidelinie auf dem Laufe hin, um eben bei Nacht beſſer ſehen zu können.

Wir folgten dem Ohio bis dahin, wo er ſich mit dem Miſſiſippi vereinigt, und hatten uns über den Zuſammenfluß jener beiden Ströme ſchon die wunderlichſten, großartigſten Bilder

entworfen; wie es aber immer geht, wenn man seine Erwartungen zu hoch spannt, so auch hier. Ganz ruhig und fast ohne eine Ahnung davon zu haben, glitten wir in den „Vater der Wasser," wie die Indianer den Mississippi nennen, dessen träge, schlammige Fluth sich an der Seite, wo sich der Ohio hinein ergießt, mehrere Meilen weit von dem klaren Wasser des Letzteren zurückdrängen läßt. Hier passirten wir mehrere große Dampfboote, auf ihrer Fahrt nach St. Louis und dem Missouri begriffen. Der Missouri übrigens, der sich in den Mississippi ergießt, sollte auch seinen Namen bis zum Einflusse in den Golf von Mexiko erhalten haben; denn er ist der mächtigere. So geht es aber in der Welt, Amerika wurde auch nicht nach Columbus benannt, und Mississippi wird stets der Name des Stromes bleiben der den Schlamm der Tausende von Meilen entfernten Felsgebirge erst aus den Fluthen eines andern empfängt und von diesem gefärbt, dem Ocean zueilt.

Der Mississippi entspringt in einem kleinen See, Itasca, auf hohem Tafellande, 1500 Fuß über der Meeresfläche erhaben, und stürzt seine Wasser, 300 Meilen von seinen Quellen, über die St. Antonyfälle herunter, die etwa 16 oder 17 Fuß perpendikulären Fall brauchen.

Eine rührende Geschichte wird von einer Dacota oder Siouxs-Squaw erzählt, die aus Eifersucht, da ihr Gatte ein anderes Weib genommen, ihre kleinen Kinder in ein Canoe setzte und sich mit ihnen, Lieder von vergangener schönerer Zeit singend, von jener Fluth in den Abgrund reißen ließ. Die Indianer sind in ihren Traditionen stets romantisch, nicht selten poetisch; sie behaupten jetzt, daß diese Unglücklichen spurlos untergingen, nur der Geist der Mutter soll noch immer auf jener Stelle wandern, die sie früher bewohnte, und an sonnigen Morgen trägt sie ihre Kleinen, liebkosend umher und beweint die Untreue ihres Gatten.

843 Meilen von den Fällen nehmen die Wasser des Mississippi den ungeheueren Missouristrom auf, der aus dem

Westen herabkommt. Von den Indianern wird er der „schmutzige Strom" genannt und verleiht auch seinen Charakter, von dem Augenblicke an, wo er ihn berührt, dem Missisippi, denn über der Vereinigung ist dieser ein klarer, ruhiger Strom, nicht sehr tief und anderthalb Meilen breit. Unter der Vereinigung wird er enger, reißender und tiefer und ähnelt mehr flüssigem Schlamme, als irgend etwas Anderem.

Zwischen der Mündung des Missouri und der See liegt eine Entfernung von 1220 Meilen, und die Hauptströme, die der Vater der Wasser in sich aufnimmt, sind: der Ohio aus dem Osten und der Arkansas und der Redriver aus dem Westen; unmittelbar unter der Mündung des letzteren aber bricht sich bei hohem Wasserstande die überflüssige Fluth durch den Atchafalaya Bahn in den Golf von Mexiko.

Der Missisippi selbst ist ein bösartiger Strom und wirthschaftet mit seinen Ufern auf eine gar entsetzliche Weise. Auf dieser Seite unterwühlt er halbe Aecker auf einmal und reißt sie mit ihren Riesenstämmen in seine Umarmung; auf der anderen dagegen setzt er das wieder in Land und Schlamm an, und im nächsten Jahre schon entsprießen junge Baumwollenholzschößlinge dem neugewonnenen Grunde. Mit den übrigen westlichen Strömen theilt er aber die Eigenschaft, seine Fluth durch eben jene ausgerissenen Baumstämme oft für die Schiffahrt sehr gefährlich zu machen. Diese werden eingetheilt in „Pflanzer" oder snags, „Säger" und „Holzinseln", an denen nicht selten die größten und prachtvollsten Dampfboote zu Grunde gehen. Die ersten sind fest in den Boden eingewurzelte Stämme, die so starrköpfig und unerschüttert dastehen, daß das stärkste dagegen rennende Boot sie nicht zum Wanken bringt, im Gegentheile bohren sie sich nicht selten in den Bug desselben ein, und das Fahrzeug ist verloren. Die Säger sitzen weniger fest und haben den Namen von ihrer Aehnlichkeit mit den Sägen einer Sägemühle, da sie, durch die Fluth gehoben, fortwährend auf- und niedersteigen. Von der Regierung der Vereinigten Staa-

ten werden ſtets große Boote gehalten, die ſich einzig und allein damit beſchäftigen, die Baumſtämme theils dem Grunde zu entreißen, theils, wo das nicht geht, ſie abzuſägen und ſo viel wie möglich unſchädlich zu machen. Holzinſeln ſind ſolche Stellen, wo eine Maſſe derartiger Bäume zuſammengeſchwemmt wurden, die zuletzt eine feſte Wand bilden und an einigen Stellen die Durchfahrt ganz verſperren. Der Redriver zum Beiſpiele, ebenfalls ein ſtattlicher Strom von mehr als einer halben engliſchen Meile Breite, iſt auf dieſe Art in einer Strecke von dreißig Meilen förmlich verſtopft, und erſt ſeit nicht langen Jahren mit unendlicher Mühe und Arbeit durchſchlagen worden, daß ihn wenigſtens ein Dampfboot auf einmal paſſiren konnte.

Fahrzeuge von allen Arten befahren dieſe Gewäſſer, vom prachtvollen Dampfboote herunter bis zum Kentucky-Flatboote, das wie ein viereckiger, langer Kaſten platt auf dem Waſſer liegt, und zwar durch lange, darauf angebrachte Finnen oder Ruder in Bewegung geſetzt werden kann, ſonſt aber einzig und allein auf die Strömung angewieſen iſt. Dieſe Arten werden nicht ſelten von Auswanderern benutzt, um ihre Güter ſtromab zu ſchaffen. Selbſt Pferde und Vieh wird darauf nach den ſüdlichen Staaten transportirt, eben ſo dienen ſie zu ſchwimmenden Kaufläden, Werkſtätten, Apotheken, Muſeen, Wachsfigurenkabineten, Theatern und ſogar Buchhandlungen.

Das erſte Dampfboot wurde in Pittsburg 1811 gebaut und hieß „New-Orleans;“ jetzt befahren den Miſſiſippi allein zwiſchen fünf- bis ſechshundert; außerdem gibt es noch Kielboote, Schaluppen, Pirogen, ausgehauene Baumſtämme und andere Fahrzeuge, für welche die Sprache keinen Namen und denen gegenüber die See nichts Aehnliches aufzuweiſen hat.

Jetzt begann unſere müheſelige Reiſe. Gefahren von Snags und Sägen, auf den Sand laufen, ſtundenlanges Arbeiten, um wieder los zu kommen, ſo daß wir die ganze Schifffahrt herzlich ſatt bekamen. Tage lang blieb auch die Scenerie immer dieſelbe, an beiden Seiten ein flacher

Sumpf mit rieſigen Bäumen bedeckt, die bald an dem, bald an jenem Ufer von jungen ſtufenartig emporgewachſenen Baumwollenholzſtämmen eingefaßt werden. Der Rhein, von Straßburg bis Carlsruhe, und die Donau, von Moelk bis Wien, wechſeln auf ähnliche Art ihre Ufer und haben, die Breite abgerechnet, Aehnlichkeit mit dem Miſſiſippi.

Als wir mehr und mehr nach Süden hinunter kamen, nahm auch die Vegetation ein anderes Ausſehen an; das lange ſpaniſche Moos begann ſich zu zeigen und hing an manchen Stellen von den höchſten Gipfeln bis zur Erde hinab. Die Amerikaner benutzen es, um Matratzen damit zu ſtopfen; vorher wird es aber ziemlich wie der Flachs behandelt. Am Ufer zeigten ſich jetzt Pecan oder Pawcornbäume mit delikaten Nüſſen, manche Arten von Bay, Hollybüſche, die Plantageniſta, die Magnolia grandiflora, Palma Chriſti ꝛc. ꝛc.

Einmal des Tages hielten wir, Holz einzunehmen, und die unglücklichen Deckpaſſagiere halfen bei dieſer wirklich ſchauerlichen Arbeit; das rauhe Ausſehen der Squatter, die an dieſen Stellen das Holz hauen und verkaufen, iſt auch ſchon mehrfach beſchrieben. Sie exiſtiren im Sumpfe zwiſchen Alligatoren und Moskitos, und nicht ſelten nimmt ihnen der ſteigende Strom in ſeiner gefräßigen Fluth alles das mit, was ſie durch jahrelange Arbeit an Holz geſchlagen haben. Eine merkwürdige Geſellſchaft fanden wir eines Tages im Rohrbruche am Ufer des Miſſiſippi, es waren reiſende Schauſpieler, die ſich nach New-Orleans hinunter mimten; auf jeden Fall waren ſie dort etwas außer ihrem Platz.

Von Mitpaſſagieren fanden ſich glücklicherweiſe nur ſehr wenige am Bord, die uns, nachdem ſie jede nur mögliche und denkbare Frage an uns gethan, ruhig und zufrieden ließen und zu ihrem Kartenſpiele und Trinken zurückkehrten. Ich ſchrieb einſt einen Brief in der Kajüte, als ſich der Aufwärter des Bootes hinter mich ſchlich und über meiner Schulter an zu leſen fing. Glücklicherweiſe merkte ich gleich, was ſeine Abſicht war, und ſchrieb ruhig hin: „Ich muß hier abbrechen: denn ein rothköpfi-

ger Schuft guckt mir über die Schulter.“ Ich hatte etwas Aehnliches ſchon einmal gehört; er verſtand übrigens den Wink und ging pfeifend ab.

Hügel waren am ganzen Ufer nicht ſichtbar, einige wenige Stellen ausgenommen, wie z. B.: Randolph, Memphis, Natchez und einige andere ähnliche kleine Orte. Natchez war früher einmal das Hauptquartier einer Bande von Spitzbuben und Spielern geweſen; damals und als noch nicht ſo viele Boote den Fluß befuhren, war es eine ſehr gewöhnliche Liſt, die Fenſter der unten am Hügel liegenden Häuſer zu erleuchten und Muſik zu machen, wenn ein Boot vorbei kam. Gewöhnlich landete dann dieſes und die Paſſagiere gingen an's Ufer, ſich den Spaß mit anzuſehen. Waren ſie dort alle verſammelt und läutete der Kapitän, der vielleicht ſelbſt mit zum Complott gehörte, die Glocke wieder zur Abfahrt und eilten die Paſſagiere flüchtigen Laufes dem Boote zu, ſo fanden ſie unſichtbare Seile über den Weg geſpannt, ſtürzten nieder und ſahen ſich, ehe ſie wieder aufſtehen konnten, gefaßt und geplündert.

In Randolph fanden wir den Capitän eines Dampfbootes gerade im Verhör; er war angeklagt, einem Sklaven zur Flucht verholfen zu haben. Das Gericht wurde in einer Art Branntweinladen gehalten, und der Richter ſaß in Hemdsärmeln, mit Baumwollenflocken bedeckt, da er eben aus ſeiner Reinigungsmaſchine gekommen war, auf dem Ladentiſche, während ſich der Verklagte, mit den Füßen gegen die Wand geſtemmt, auf den Hinterbeinen ſeines Stuhles balancirte und eine Cigarre rauchte.

Die Abfahrt des Bootes zwang uns, den Gefangenen zu verlaſſen, ehe ſich ſein Schickſal entſchieden hatte, und ob ſich das Gericht oder Lynchgeſetz ſeiner annahm, haben wir nie erfahren, wahrſcheinlich aber doch das Letzte, das auszuführen die guten Backwoodsmen eine ſehr freundliche Gewohnheit haben; ſie beſtreichen den, den ſie lynchen wollen, mit Theer, rollen ihn dann in Baumwolle oder Federn und tragen ihn auf einer rauhgeſpaltenen Holzſtange umher.

Ein ähnliches Lynchgesetz, wenn auch etwas milder, existirte übrigens eben so in Irland; 1830 nämlich nahmen sich einige Einwohner von Ballyraggett die Freiheit, mehrere Offiziere, von denen einer den Hund eines Bürgers schlecht behandelt hatte, beim Fischen zu überfallen; doch begnügten sie sich, die armen Teufel bis auf das letzte Kleidungsstück auszuziehen, so daß sie sich bis Abends im Schilfe verbergen mußten, ehe sie es nur wagen durften, heimzukehren.

Ein paar gute Geschichten werde ich aus dem gesellschaftlichen Leben in Kentucky erzählen; freilich nicht aus den höheren Ständen. Ein Mann nämlich, der auf einem Balle ein sehr hübsches Mädchen bemerkte, wünschte sich ihr zu nähern und führte sich folgendermassen bei ihr ein:

„Miß, wollen Sie nun einmal auch mit mir tanzen?"

Da es die junge Dame verweigerte, bemerkte er sehr trocken:

„Nun hören Sie, Sie sind doch nicht so hübsch, als Sie wohl sein könnten, und wenn Sie einen Freund oder Bruder im Zimmer haben, so kann ich ihn hauen."

Bei einem anderen Balle kam der Wirth plötzlich in's Zimmer gestürzt und rief:

„Gentlemen, der Tanz ist vorbei; Capitän Harris hat meine Frau geküßt!"

Natürlich entstand allgemeiner Tumult und schon rüstete sich Alles zum Abschiede, als der schwergekränkte Gatte plötzlich zurückkam und noch einmal schrie:

„Meine Herren, der Tanz mag wieder anfangen, Capitän Harris hatt sich wie ein Ehrenmann betragen; ich habe hinlängliche Genugthuung bekommen. Bei Gott, er hat mir fünf Dollars gegeben!"

Sehr gewöhnlich ist es für dort Lebende, große Messer, die sogenannten Arkansas-Zahnstocher zu tragen; die Klingen derselben sind nämlich länger als der Stiel und können nur zum dritten Theile zugeklappt werden, über das übrige tragen sie dann eine Scheide. Obgleich keine solchen Waffen, dem Ge-

ſetze nach, verborgen getragen werden ſollen, ſo geſchieht dieß doch ſtets, und die Leute ſcheuen ſich nicht, beſonders nach Tiſche dieſe heimlich geführten Waffen herauszunehmen und ihre Zähne damit zu ſtochern.

Wir landeten auf einer Inſel unterhalb der Mündung des Redriver, um das Eintreffen eines von New-Orleans kommenden Bootes zu erwarten. Die einzige Bequemlichkeit, die wir dort fanden, war eine aus rauhen Stämmen aufgerichtete Blockhütte, in der uns vorkam, wenn wir uns im Inneren befanden und das Licht zwiſchen den runden Stämmen der Hütte durchſchimmern ſahen, als ob wir in einem Käfige ſäßen. An Lebensmitteln war übrigens Mangel, und wir begleiteten unſeren Wirth hinaus, der ein Abendeſſen oder vielmehr ein Opoſſum erjagen wollte; denn dieſe nebſt Eichhörnchen und Maisbrod bildeten ſeine einzige Nahrung.

Die Nacht war klar und unſere Jagd ziemlich glücklich; wir fingen durch Hülfe der Hunde mehrere. Das Opoſum iſt übrigens ein ſonderbares Thier und gehört eher nach Auſtralien, wie nach Amerika; es iſt eine Beutelratze und ſtellt ſich, wenn von den Hunden auf der Erde überraſcht, augenblicklich todt. Man kann es dann ſchütteln, ſchlagen, ſtechen, es rührt ſich nicht, und kein Schmerz, nur der Todeskampf, vermag es zu einer zuckenden Bewegung zu bringen; geröſtet ſchmeckt es gar nicht ſo übel und hat Aehnlichkeit mit jungem Ferkel.

Tauſende von Papageien flatterten ſchreiend durch die Wälder. Es iſt dieß der Pſittacus Carolinenſis, die einzige Papageienart, die ſich in Nordamerika findet.

Die Nacht über mußten wir abwechſelnd Wache halten, um ein vielleicht ſtromauf kommendes Dampfboot nicht zu verſäumen. Endlich hörten wir eines puffen und ächzen, und rüſteten uns, da wir es dicht bei uns glaubten, in aller Haſt zum Aufbruche. Unſer Wirth erklärte uns aber, wir könnten ganz ruhig ſein, es würde wenigſtens noch drei Stunden dauern, ehe es herankäme — und ſo war es auch; die Nacht war ru-

hig und wir konnten das Geräuſch des keuchenden Hochdruckbootes auf wenigſtens zehn engliſche Meilen Entfernung hören. Doch wenn es auch nur ſo weit in gerader Linie von uns war, ſo hatte es wenigſtens dreißig Meilen zurückzulegen, ehe es herankommen konnte. Denn auf ſolche entſetzliche Art windet ſich dieſer gewaltige Strom durch ſein ſumpfiges Bett.

Mit Tagesanbruch befanden wir uns im Redriver; ein tückiſcher, gährender, ſchmutzig-rother Strom. Wachſende Fluthen aus den Felſengebirgen hatten ſeine Ufer wohl hundert Meilen weit überſchwemmt, und als wir uns hinauf arbeiteten, ſchien es faſt, als ob wir mitten durch den Wald hinführen. So weit das Auge reichte, drängte ſich die rothe Waſſermaſſe ſchäumend und brauſend in die Wildniß hinein. Es war ein eigener, großartiger Anblick. Auf jedem Klotze aber, auf jeder noch freien Erdſcholle lagen einzelne Alligatoren. Wir ſchoſſen mit unſeren Büchſen danach, unſere Kugeln prallten aber entweder ab oder trafen nicht, nur ein Yankee erlegte einen ziemlich kleinen. Die Alligatoren ſollen übrigens dem Menſchen ſelten oder nie gefährlich werden, wäre dieß aber wirklich einmal der Fall, ſo ſchützte man ſich wohl am beſten dadurch, ſchnell um einen Baum zu laufen; denn ſo raſch ſie gerade ausſchießen können, ſo unbeholfen ſind ſie wenn ſie ſich wenden ſollen.

Unmaſſen von wunderſchönen, weißen Reihern verſchiedener Größe ließen ſich ebenfalls am Ufer blicken.

Die Vereinigung des rothen und ſchwarzen Fluſſes bot eine beſondere Eigenthümlichkeit, denn beide Ströme ſchienen wirklich ihrem Namen Ehre machen zu wollen; ſchwarze und rothe Waſſerſtreifen drängten ſich und wirbelten unvermiſcht neben einander hin und behielten ihre Farbe lange unverändert. Der Redriver oder rothe Fluß iſt der befahrenſte Weg nach Texas. Die Schifffahrt wird aber nicht ſelten ſechszig Meilen überhalb ſeiner Mündung durch jene feſtgeſchwemmten Bäume gehemmt.

Auch unſere Fahrt wurde ſehr aufgehalten, und einmal

rannte uns unſer Lootſe mitten in einen Wald hinein, wo wir unſere Räder zerbrachen und vierundzwanzig Stunden liegen bleiben mußten, um den Schaden wieder auszubeſſern.

Die Amerikaner ſind ſchon oft und wohl mit Recht ihres fatalen Ausſpuckens wegen getadelt worden; ich habe das Aehnliche aber auch auf den Donau- und Rhein-Dampfbooten gefunden. Und in der That, wenn auch ein Franzoſe eine gewiſſe artige Manier hat, ſo wird mir doch Jeder, der ſchon einmal mit einem Commis vojageur des jungen Frankreichs gereiſt iſt, beiſtimmen, wenn ich behaupte, viel lieber mit einem rauhen, ungeſchliffenen Menſchen zuſammen ſein zu wollen, als mit einem, der unter höflicher Decke nichtsſagende Arroganz verbirgt.

Die Amerikaner beklagen ſich übrigens auch nicht mit Unrecht, daß von Reiſenden zu oft die ganze Nation nach einzelnen Perſonen beurtheilt iſt. Gute Sitten exiſtiren ſowohl in Amerika, wie in anderen Ländern, nur ſind ſie natürlich mehr im Privatleben, als in dem geſchäftigen Drängen und Treiben des Landes ſelber zu finden. Wird der Reiſende alſo mit Leuten in Colliſion gebracht, deren Manieren ihm unangenehm, ja widrig ſind, ſo iſt das Beſte, was er thun kann, zu lachen und ſich um Gottes willen nicht zu ärgern; wenn auch die Naivität manchmal ein wenig weit geht.

Wie weit, beweißt vielleicht eine kleine Anekdote, die einem Kameraden von mir, der ungewöhnlich groß war, in Lockport begegnete. Er erzählte ſie folgendermaßen:

„Ich ſtand an einem grimmig kalten Tage im Wirthszimmer, nach der gewöhnlichen engliſchen Art, mit dem Rücken am Ofen und hatte ſchon ſeit längerer Zeit einen Yankee bemerkt, der mich vom Kopf bis zu den Füßen genau betrachtete, ohne wie es mir ſchien, zu einem genügenden Endreſultate kommen zu können. Endlich ſtand er von ſeinem Stuhle auf, zog einen Maßſtab aus der Taſche und begann mich zu meſſen. Als er fertig war, ſah er mir in's Geſicht und ſagte:

„Ich denke, Mr., Sie haben ſechs Fuß und fünf und einen halben Zoll.“

„Was wollte ich anders thun? ich mußte laut lachen.“ (Echoes from the Backwoods by Captain Levinge).

Neuorleans*).

Es iſt herkömmlich, daß man bei der Fahrt ſtromaufwärts**), „Dampf nimmt,“ wie der Ausdruck lautet; wir lehnten es aber ab, weil wir unſere Reiſe nach Gefallen einrichten wollten, und überdieß der Lärm der Dampfmaſchinen mit Hochdruck nicht ſehr angenehm iſt; auch kommt man eben nicht ſchneller vorwärts, da das Dampfboot gewöhnlich mehrere Schiffe in's Schlepptau nimmt und der Dampf nicht ausreicht, ſo daß man im Durchſchnitte nicht mehr als drei oder vier Knoten in der Stunde zurücklegt. Geraume Zeit ſieht man nichts als dieſelben niedrigen mit Binſen bewachſenen Ufer, wenn man ſie ſo nennen kann, denn es iſt nicht die mindeſte Erhöhung bemerkbar; man trifft unzählige Snags***) und ſchwimmende Bäume, welche der Waſſerfläche ein äußerſt ödes Anſehen geben. Ein Matroſe, der nur ein wenig am Tauwerke hinaufſtieg, ſagte: er könne über die Spitzen der niederen Bäume hinweg das Meer ſehen;

---

*) Aus dem Werke „Texas und der Golf von Mexico, oder Yachtfahrten in der neuen Welt“ von einer engliſchen Dame. Die Schilderungen dieſer Touriſtin ſind reich an charakteriſtiſchen Zügen aus dem amerikaniſchen Volks- und Geſellſchaftsleben.

**) Neu-Orleans liegt nicht unmittelbar am mexikaniſchen Meerbuſen, ſondern mehrere Meilen oberhalb der Mündung des Miſſiſippi auf einer Inſel dieſes Stromes.

***) Heruntergeſchwemmte Bäume, die ſich mit dem einen Ende im Boden eingerammt haben während das andere im Waſſer auf und niederwogt, wodurch ſie für die Schiffe ſehr gefährlich werden.

mehrere Fahrwasser führen zum Flusse hinaus, und zwischen diesen dehnen sich diese Sumpfwälder aus. Hie und da begegneten wir einem großen Floß, auf denen meist ein kleines Häuschen erbaut ist, wo man oft die Leute, denen diese schwimmenden Inseln anvertraut sind, ganz behaglich ihr Mahl kochen sieht. Man kann den Schmutz und die Häßlichkeit dieses berühmten Stromes einige Meilen von seiner Mündung nicht stark genug schildern; seine Nebel sind ärger als die der Themse. Nur sehr allmälig bessert sich das Ansehen der Landschaft und die Wälder werden dichter, aber die Bäume noch nicht größer. Der gewöhnlichste Baum ist der unächte Ahorn, dessen glänzend rothe Samenkapseln von den braunen Blättern angenehm kontrastiren. Je weiter wir den Fluß hinaufkamen, desto höher und mannigfaltiger wurden die Bäume, und sie bieten durch das lang herabhängende spanische Moos, mit dem sie bedeckt sind, einen eigenthümlichen Anblick dar. Diese parasitische Pflanze hängt von jedem Zweige in Klumpen herunter, die oft 6 bis 8 Fuß lang sind, und ihre graue Farbe gibt den Wäldern etwas Finsteres und Eintöniges.

Allmälig erschienen nun Magnolien und Baumwollenbäume, hie und da bemerkten wir viele Ausrodungen, auf denen nahe am Strome temporäre Holzhäuser errichtet waren, in denen die Holzhauer wohnten, welche für die zahllosen Dampfboote das Holz fällen und aufschichten. Diese unersättlichen Ungeheuer werden bald die fast gänzliche Vernichtung dieser charakteristischen Wälder verursachen, denn sie verschwinden rasch unter den Händen dieser geschäftigen, ewig vorwärts strebenden Dampfboot-Compagnien.

Während der Nacht wurde der Nebel sehr dick, und wir waren in einiger Besorgniß wegen der großen Zahl von Dampfbooten, die unaufhörlich an uns vorüber kamen. Nach dem amerikanischen Gesetze muß man bei Nacht stets an der Mastspitze zwei Lichter brennen lassen, und wenn ein Schiff, das diese Vorsicht nicht beobachtet, in der Nacht von einem anderen

angerannt wird, so hat es keinen Anspruch auf Entschädigung. Der nächste Morgen war feucht, kalt und nebelig, doch gegen neun Uhr drang die Sonne durch und wir waren wieder unter Segel. Jetzt nahmen die Häuser an Zahl und Wohnlichkeit zu, und wir bemerkten mehrere Zuckerplantagen mit zahlreichen Hütten von Sklaven. Letztere arbeiteten in großer Menge auf den Feldern, schienen sehr lustig und wir hörten sie oft lachen, was uns nicht wenig auffiel nach Allem, was wir von den Leiden dieser Menschen gehört hatten.

Leider brachten wir wegen Windstille noch mehrere Tage auf dem Strome zu, endlich aber, am 6. Dezember, kamen wir in die Nähe der Stadt, eine geschäftige Scene, ein Mastenwald, wie ich es selten gesehen. Man hatte uns vor der Ankunft so viel von St. Charles Hôtel erzählt, daß wir beschlossen, hier unsere Unterkunft zu suchen. Dieß Hôtel ist von dem Eigenthümer des Astorhauses zu New-York auf Spekulation gebaut worden, und die Spekulation gelang noch besser, als die des Astorhauses selbst. Das Hôtel kann 500 Personen aufnehmen. Wir landeten um 12 Uhr, und eine solche geschäftige, lärmende Scene habe ich nie zuvor gesehen; sie ist für den Fremden ungemein unterhaltend, und bei allem Lärm ist doch keine Verwirrung und Unordnung zu sehen. Wer sind denn die buntgekleideten Leute die rittlings auf Baumwollenballen sitzen und so ruhig aussehen, während sie doch ernste Geschäfte mit einander abmachen? Aus ihren Gesichtern kann man nichts lesen; sie sind so gut geschult, daß Niemand auf den Einfall kommt, es seien wichtige Geschäfte unter ihnen im Gange. Der Herr, welcher auf einem Molassenfasse sitzt, pfeift und emsig an einem Stocke schneidet, nur, damit sein Gesicht nicht seine Ansichten verrathe, macht Geschäfte mit dem Manne ab, der sich neben ihm auf einem leeren Fasse wiegt. Der letztere steht nach einer Weile mit großer Kaltblütigkeit auf, und sagt: „Es ist eine ungeheuere Menge Geld, die Sie verlangen, Herr, und da ich große Eile habe, einen guten Schluck zu thun, so will ich die

Sache bis auf Weiteres verſchieben.“ Es braucht kaum eine Bemerkung, daß der ſchlaue Herr zurück gerufen und der Kauf abgeſchloſſen wurde. Dieſe erſte Probe von Amerikanern, die ich in ihrem eigenen Lande ſah, machte einen ſtarken Eindruck auf mich; ich fand, daß diejenigen, welche nach Kleidung und Ausſehen entſchieden zur beſſeren Klaſſe der Eingebornen gehören, ſo erpicht auf's „Geldmachen“ ſind, daß ſie weder Zeit noch Gedanken auf andere Gegenſtände wenden können. Die Betrachtung der Amerikaner als eine Nation und aus der Ferne kann intereſſant ſein, aber die Erforſchung der einzelnen Individuen wird bald langweilig und monoton. Man kann ſich eine Zeit lang beluſtigen an der Schlauheit, mit der ſie ihre Verkäufe ſchlieſſen, an der Schärfe ihrer Bemerkungen, an der Originalität ihrer Ausdrücke; aber da Alles aus dem Streben nach Geldaufhäufung hervorgeht, ſo verliert man bald alles Intereſſe an dem Einzelnen.

Die Amerikaner gelten, und ich glaube mit Recht, für ein moraliſches Volk; aber auch dieß Verdienſt iſt, glaube ich, bei ihnen nicht ſo groß, als es bei anderen Völkern ſein würde. Ihr Durſt nach Reichthum, der nur durch ſtrenge Geſchäftsthätigkeit befriedigt werden kann, macht ihre Gewohnheiten überhaupt ruhiger und zurückhaltender. Man ſieht eine amerikaniſche Frau bei ihren Ausgängen, Ausfahrten oder Ausritten, Sonntags ausgenommen, ſelten von einem Herrn bekleidet; dieß wäre Zeitverluſt, und ſomit eine unnöthige Ausgabe. Junge, zarte, hübſche Frauen ſieht man deßhalb unbegleitet, und in den bunteſten Farben einhergehen; denn man verſagt ihnen nicht die unſchuldigen Vergnügungen, welche Kleiderſchmuck und weibliche Geſellſchaft verſchaffen können, und man ſieht ſie in den Straſſen von einem Kaufladen zum anderen, von einem Boarding-Houſe*) zum anderen gehen, um Sachen einzukaufen oder Beſuche zu machen. Dieſe Sitte, daß junge verheirathete Frauen

*) So heißen die amerikaniſchen Wirthshäuſer.

kein eigenes Hausweſen haben, ſondern in den Schwatzneſtern, genannt Boarding-Houſes, wohnen, ſcheint mir ſehr tadelnswerth. Die junge amerikaniſche Frau — und ſie heirathen, wenn ſie faſt noch Kinder ſind, — bleibt ſo den ganzen Tag ohne die Geſellſchaft ihres Mannes, ohne den Schutz ſeiner Gegenwart. Ihr Geſpräch beſchränkt ſich auf Skandalgeſchichten oder das fade Modegeſchwätz, und an einem Orte, wo Alle ein Recht zum Eintritte haben, müſſen die beſſeren nothwendig auch mit ſolchen in Berührung kommen, die ſie bei ſich, wenn ſie ein Hausweſen gehabt hätten, nie empfangen haben würden.

Auf dem freien Platze ſtand eine Menge Miethwagen; ihre Reinlichkeit und ihre vortreffliche Bauart, um von dem anſtändigen Ausſehen der Kutſcher gar nicht zu reden, würde die Miethwagen der meiſten europäiſchen Hauptſtädte beſchämen. Mir fiel auf, wie ſehr die Leute, die mir begegneten, einander glichen; man kann einen Yankee nicht leicht für den Bewohner eines anderen Landes anſehen; ſie ſind faſt alle ſehr genau raſirt, ohne eine Spur von Bart am Kinne oder der Oberlippe, und dann ſind auch ihre Kleider ſo genau dieſelben. Ich konnte dieß anfangs nicht begreifen, warum alle die männlichen Bewohner ſo wie nach einem Modelle gegoſſen ſchienen, bis ich die zahlreichen Kleiderbuden mit Strohmännern in ganz ähnlichem Anzuge ſah; denn in Neuorleans gibt es eigentlich gar keine Schneider, wohl aber Schneiderkaufleute in Menge, die ſich die Kleider in großer Anzahl fix und fertig aus dem Norden kommen laſſen, namentlich aus New-York, das die Mode für die Elegants anderer Städte angibt.

In Amerika, ſelbſt Neuorleans nicht ausgenommen, wo eine Miſchung von franzöſiſchem Blute und das ſüdliche Klima ein munteres Ausſehen der Menſchen herbeiführen ſollte, ſieht Alles ernſt, gemeſſen, überlegend aus. Nichts von der luſtigen, ſorgloſen Art, die man ſonſt unter den Franzoſen und ſelbſt unter Engländern bemerkt; ſogar die Vergnügungen, deren nicht

viele ſind, werden ohne eigentliches Gehenlaſſen genoſſen, denn das Geſchäft verfolgt ſie bis in ihre Genüſſe hinein und wird ſelbſt ihr Genuß.

Die Frauen ſind ausnehmend artig, hübſch, wahrhaft weiblich ausſehend. Ich habe bemerkt, daß ſie allein ausgehen, die Achtung vor den Frauen iſt jedoch in Amerika ſo groß, daß dieß ſelten unangenehme Folgen hat. Ueber den Geſchmack der amerikaniſchen Frauen in ihrer Kleidung läßt ſich manches ſagen. Zwar ſind ihre Röcke, Hauben, Hüte u. ſ. w. alle aus Paris, und ich zweifle, ob eine amerikaniſche Dame leicht etwas tragen würde, von dem ſie auch nur vermuthete, es ſei nicht von Pariſer Fingern gemacht, und man ſollte ſomit glauben, ſie ſeien gut gekleidet, aber das Ganze paßt nicht recht zuſammen, und namentlich ſind die Farben nie geſchmackvoll gemiſcht, denn die amerikaniſchen Damen lieben ſchreiende Farben etwas zu ſehr, und ſo lieblich auch ihre Geſichter ſind, ſo iſt doch ihre Haltung ſelten gut.

Indeß glaube ich nirgends ſo viel und ſo mannigfaltige Schönheit und Liebenswürdigkeit geſehen zu haben, wie in Neuorleans, die hellfarbige engliſche Amerikanerin mit ihrer ſchlanken Geſtalt, die an Reiz die Schönheiten des „alten Landes“ weit übertrifft; die Creolinbrunette mit ihren elaſtiſchen Formen und ihrem zierlichen Gange, und endlich die ſchönſte von allen die dunkelfarbige und doch blühende Quadronin. Die Farbe ihrer Wangen ſpricht zu deutlich ihre verachtete Abkunft aus, die Frauen des Landes halten ſich hochmüthig entfernt von ihr und ihrem Umgange, und ſo ſchließen ſie in der Bitterkeit ihres Herzens nur allzuoft Bande, welche die Moral verwirft, welche aber der Menſchenfreund bei der verachteten Quadronin entſchuldigen muß.

Alles Dieß und noch manches Andere beobachtete ich auf meiner erſten Fahrt durch die Straſſen von Neuorleans. Es iſt hier allerdings viel zu ſehen und viel zu bemerken, aber genaue Beobachtung wird allmälig langweilig, und ich war froh, mich

wieder in meinem Hôtel zu ſehen. Hier fiel mir auf, daß die Damen ihre eigene Table d'Hôte haben, und nicht warten, bis ihre Ehemänner von der Börſe oder ſonſtigen Geſchäften zurückkommen. Eſſen ſcheint überhaupt eine Lieblingsunterhaltung der Damen zu Neuorleans zu ſein, wenn man nach der häufigen Wiederkehr der Mahlzeiten ſchließen darf. Sie frühſtücken um 9 Uhr, um 11 Uhr wird ein Imbiß aufgetragen, um 4 Uhr das Mittagsmahl, um 6 Uhr der Thee und um 9 Uhr das Abendeſſen; zu allen dieſen Stunden ertönt ein Gong von furchtbarer Kraft durch das Hôtel und ruft die ſchönen Bewohnerinnen aus ihren Zimmern zum gemeinſchaftlichen Mahle. Wie man mir ſagte, ſetzten ſich täglich etwa hundert Damen zu dieſen weiblichen Mahlzeiten nieder. Der Mangel an Beſchäftigung, der aus dieſem Wirthshausleben entſpringt, — denn ſo begabt und gut unterrichtet auch die amerikaniſchen Damen ſind, ſo lieben ſie doch literariſche Beſchäftigung durchaus nicht alle, — iſt wohl der Hauptgrund zur Vermehrung der Mahlzeiten, nährt den Kleiderluxus und weckt die Neigung zum Klatſchen. Die Damen ſehen wenig von ihren Männern, denn dieſe ſind den ganzen Tag in Geſchäften abweſend, und die wenigen Augenblicke, die ſie der Damengeſellſchaft widmen, reichen nicht hin, daß die Frau einen großen Einfluß auf den Mann gewinnen kann. Demnach nehmen die Frauen eine hohe Stellung in den Vereinigten Staaten ein, ſie ſind gebildeter als die Männer, und einige haben in den letzten Jahren durch ihre Schriften eine nicht geringe Stufe auf der Leiter des literariſchen Ruhmes erſtiegen.

Doch ich muß zu den inneren Einrichtungen des Hôtels zurückkehren, die einen guten Begriff von der Lebensart in dieſer großen Hauptſtadt der ſüdlichen Staaten gibt. Die Abende werden mit Muſik und Tanz hingebracht, welcher letztere hier ein Hauptvergnügen iſt. Die Damen laden die Herren, deren Geſellſchaft ſie angenehm finden, zu dieſer Unterhaltung ein, und das Tanzen dauert meiſt bis lang nach Mitternacht. Es

sehr mich dieß oft störte, so war ich doch eigentlich froh, daß das monotone Leben der armen Damen dennoch einige Abwechslung hatte, und daß die Herren noch etwas mehr als Handel zu treiben und zu trinken verstanden.

Unsere Privatzimmer waren sehr bequem, mit guten Teppichen, luxuriösen Meubeln und Vorhängen von dem reichsten blauen Damaste versehen. Das einzige Hôtel, dem ich es vergleichen kann, ist „les Princes" in Paris. Ich hätte mich in dieser Region des Luxus, des Wohllebens und der Höflichkeit glauben können; man hat hier weiße Gehülfen (Diener) und sieben vortreffliche Pariser Köche; ich brauche also nicht hinzuzufügen, daß die Küche auch vortrefflich war. Mein Schlafzimmer war ausgezeichnet — schneeweiße Moskito-Vorhänge und eine Menge Lehnstühle und Psychés. In der That, wären die ersteren nicht da gewesen, ich hätte mich zu Paris glauben können. Ein amerikanisches Frühstück hat seinesgleichen in keinem Lande. Eine große Mannigfaltigkeit von Fischen und Früchten, Eingemachtes aller Sorten und Kuchen von allen Arten und Größen. Die Büffelzungen sind vorzüglich, und die Philadelphia-Schinken thun es — wie die Amerikaner behaupten — dem westphälischen weit zuvor. Ihre berühmten Buchweizenkuchen, die sie heiß mit Butter bestreichen und essen, fand ich köstlich, — aber wie ungesund! nur ein amerikanischer Magen kann sie, täglich genossen, verdauen. Der Preis für alle diese Dinge ist freilich im Verhältnisse zu Paris oder London ziemlich hoch. Für drei Zimmer, Essen, Licht, kurz alles, Wein ausgenommen, für meinen Mann, mich und mein Kammermädchen kostete 17 Dollars täglich; doch muß ich bemerken, daß wir auf dem Zimmer speißten.

Ich bemerkte in Amerika nichts von der widerlichen Vertraulichkeit, die zwischen Herrn und Diener bestehen soll, und eben so wenig die Abneigung der dienenden Klasse, denen, welche Zufall oder Erwerbung von Reichthümern höher gestellt haben, auch wirklich zu dienen. In Amerika gilt kein ehrlicher Beruf

für erniedrigend, und Jeder hofft in der Zukunft einen ſo wichtigen Platz einzunehmen, wie der Andere. So fühlt er ſich, während er ſeine Pflichten als Diener erfüllt, auf einem gewiſſen Fuße von Gleichheit mit ſeinem Brodherrn, der vielleicht ſeine Laufbahn mit eben ſo geringem Vermögen wie er angefangen hat. Dieſe Anſicht tritt nothwendig dem gemeinen Knechtsſinn entgegen, der in ariſtokratiſchen Ländern ſo oft die Diener bezeichnet, und in der Mehrzahl thun ſie, ohne auf Freiheit und Gleichheit zu pochen, ihre Pflicht eben ſo gut oder beſſer, als in anderen Ländern. Iſt die Dienſtzeit vorüber, ſo ſchüttelt vielleicht der geweſene Herr dem geweſenen Diener die Hand und ſpricht vertraulich mit ihm, ohne Furcht, ſich etwas zu vergeben. Daß es Leute gibt, deren Sinnesart durch die beſtehenden Verhältniſſe verdorben wird, und welche bei den herrſchenden demokratiſchen Anſichten das Gefühl ihrer temporären Abhängigkeit verlieren, iſt wahr; aber die Beiſpiele ſind bei einem ſo ernſten, methodiſchen und verſtändigen Volke, wie die Amerikaner, gewiß ſelten. Im Gegentheile iſt es nicht gerathen, engliſche Diener mit hinüber zu nehmen; denn nur wenige ſind anhänglich und verſtändig genug, um den verführeriſchen Lockungen einer nominellen Gleichheit zu widerſtehen.

Wir hatten während unſeres Aufenthaltes manche Gelegenheit, mit einigen der reichſten Kaufleute dieſer reichen Stadt bekannt zu werden, und ich ermangelte nicht, alle möglichen Nachfragen über die Einrichtungen und Hülfsquellen dieſer aufſtrebenden Handelsſtadt anzuſtellen. Die Lage von Neuorleans hat kaum ihres gleichen in der Welt, ſie beherrſcht über 20,000 Meilen Flußſchifffahrt und ſteht in leichteſter Verbindung mit der See, nicht blos direct den Miſſiſippi hinab, ſondern auch durch einen Canal nach dem See Pontchartrain. Die ungeheuere Menge Baumwolle womit die Stadt während der Zeit des Jahres, wo die Aerndte heimgebracht wird, angefüllt iſt, könnte allein ſchon einen ſchwachen Begriff von der Ausdehnung ihres

Handels geben. Während unsere Yacht im Hafen lag, konnten nicht weniger als 1600 flachbootige Handelsfahrzeuge damit beschäftigt sein. Louisiana, dessen Hauptstadt Neuorleans ist, umfaßte im Jahre 1538 Florida, Alabama, Mississippi, Süd-Tenneſſee und Missouri; im Jahre 1718 ward Neuorleans gegründet. Im Jahre 1732 betrug die Bevölkerung 500 Weiße und 2000 Neger. Damals galt ein Neger 126 Dollars, jetzt 500. Im Jahre 1769 wurde die Colonie an Spanien abgetreten, und in demselben Jahre trat das gelbe Fieber zum ersten Male in Neuorleans auf. Die Kathedrale oder Kirche St. Louis ist einer der interessantesten Gegenstände der Stadt; sie wurde von den Spaniern bald nach der Besitznahme gebaut, man läßt sie aber leider in Trümmer fallen.

Ueberblickt man die jährlichen Listen der in den Hafen einlaufenden Schiffe, den Werth ihrer Ladungen, vergleicht man damit den Census der Stadt und die Einkünfte, so kann man nicht umhin, Neuorleans als ein unvergleichliches Beispiel rasch aufblühenden Wohlstandes anzusehen Im Jahre 1802 liefen 256 Schiffe in den Mississippi ein; im Jahre 1810 betrug die Bevölkerung der Stadt 24,552 Seelen, indem sie sich im Verlaufe von 7 Jahren verdreifacht hatte; die große Epoche in der Geschichte der Stadt beginnt aber mit dem Jahre 1812, wo das erste Dampfboot in ihren Hafen einlief. Im Jahre 1830 betrug die Bevölkerung, Schwarze und Weiße zusammengerechnet, 49,826 Seelen. In gewöhnlichen Jahren sterben in Neuorleans jährlich 3800 Personen; nach den officiellen Berichten war im Jahre 1822 die größte Zahl von Todesfällen an einem Tage am gelben Fieber 60, an anderen Krankheiten 80; während 1841 war die größte Zahl von Todesfällen am gelben Fieber 43, und die größte Sterblichkeit überhaupt 60, was zur Genüge zeigt, daß der Gesundheitszustand der Stadt sich bessert. Das Austrocknen der ungeheuren Moräste, welche Neuorleans fast umgeben, ist von großen Schwierigkeiten begleitet und geht nur langsam vor sich.

Das größte Steigen des Miſſiſippi findet im Anfange des Sommers ſtatt, wenn der Schnee im Norden und in den Gebirgen ſchmilzt. Wenn dieß Steigen eintritt, ſtehen die Straßen von Neuorleans drei oder vier Fuß unter der Höhe des Fluſſes, und die Ueberſchwemmungen ſind manchmal zur Reinigung und Erfriſchung der Städte während dieſer Zeit der Hitze und des Fiebers ſehr nützlich.

Es finden ſich hier manche milde Geſellſchaften und ſchöne Einrichtungen für die Unterſtützung der Kranken und Armen. Die Kirchen ſind ſchön und zahlreich, die Gefängniſſe ausgezeichnet gut geleitet. Die Reinlichkeit auf den Märkten iſt vortrefflich, und dieſe ſind auch mit allem Nöthigen überflüſſig verſehen, namentlich mit Früchten, von denen Pinienäpfel in großer Menge aus Cuba eingeführt werden. — Feuersbrünſte ſind in Neuorleans ſehr häufig, und wir bedauerten ungemein, daß zur Zeit unſerer Ankunft das St. Charles-Theater ſchon abgebrannt war; es ſoll hinſichtlich ſeiner Größe und der Pracht ſeiner Decorationen ſeines Gleichen kaum in Europa gehabt haben.

Das Syſtem der Nationalerziehung kann man nicht genug loben. Jeder zahlt von ſeinem eingeſchätzten Eigenthume ein Procent, und dafür werden ſeine Kinder, ſo viel ihrer ſein mögen, unterrichtet in Allem, was ihnen nöthig iſt. Die Lehrer ſind Leute von anerkanntem Werthe und empfangen gute Beſoldung. An Waſhington's Geburtstag zogen Tauſende von den jungen Bürgern der Republik durch die Straßen mit ihren Lehrern voran. Ich bemerkte eine äußerſt artige Frau an der Spitze eines Zuges von Mädchen; ſie war ſehr jung und ſenkte den Kopf als nähme ſie nur ungern an dem Aufzuge Theil. Auf Befragen erfuhr ich, ſie ſei die Gattin eines Offizieres mit kleinem Einkommen, beſitze großes muſikaliſches Talent und ſei als Singlehrerin mit einem Gehalte von 200 Pfund*) angeſtellt. Für einen Europäer, namentlich für einen Engländer

*) 2400 Gulden.

hat dieſe Vermiſchung aller Stände anfangs etwas Fremdartiges; aber hier iſt nicht die breite Demarkationslinie zwiſchen Reich und Arm, Hoch und Nieder. In nicht bevölkerten Ländern und bei einer Regierung wie die engliſche möchte ein ſolches Erziehungsſyſtem ſich wohl nicht durchführen laſſen; aber hier, wo Raum genug für jeden iſt, ohne daß er mit ſeinem Nachbar zuſammenſtößt, iſt es gewiß angemeſſen, Jeden ſo viel immer möglich zum kenntnißreichen, nützlichen Bürger heranzuziehen.

Der ganze Charakter der Stadt, namentlich der Theil, wo Franzoſen wohnen, zeigt deutlich den galliſchen Urſprung; die Namen der Straßen ſind größtentheils franzöſiſch, aber ſie ſind ſchlecht gepflaſtert, und nur die in vortrefflichen Federn hängenden Wagen machen das Fahren erträglich. Die Kaufleute ſind außerordentlich höflich, ſpringen zwar nicht ſonderlich umher, um was zu zeigen, entſchuldigen ſich aber mit großer Artigkeit, und bringen den Beſucher nicht ſo zum Kaufen, wie oft in Europa. Theuer iſt Alles, aber man muß ſich erinnern, daß hier das Geld den Werth nicht hat, wie anderswo, und daß man einen Dollar nicht höher anſchlägt, als bei uns einen Sixpence*).

Krankheiten und Klima.

Unter allen Krankheiten im Oſten iſt die Auszehrung die vorherrſchendſte. Nach der Berechnung des Dr. Brigham von Connecticut ſterben in den Vereinigten Staaten jedes Jahr 50,000 Menſchen an dieſer Krankheit. Ihre Stärke nimmt nach Brigham von Norden nach Süden in folgendem Verhältniſſe ab. Ein Todesfall durch Auszehrung kommt in Portland (Maine) auf $3^3/_{10}$, in Portsmouth (New-Hampſhire) auf $5^9/_{10}$, in

*) Circa 18 Kreuzer.

Boston (Maſſachuſetts) auf $5^{9}/_{10}$, in New-York auf $5^{9}/_{10}$, in Philadelphia auf $7^{7}/_{10}$; in Baltimore auf $7^{8}/_{10}$, in Washington City auf $8^{1}/_{10}$ und in Charleſton auf $7^{8}/_{10}$. In der Stadt New-York ſind nach dem Berichte des Inſpectors der Stadt vom Jahre 1838 in 33 Jahren (1805 — 1838), in welchen die Anzahl der Geſtorbenen 125,501 betrug, 24,883 Perſonen an der Auszehrung geſtorben, und außerdem 7700 an Entzündungen und anderen Krankheiten der Lunge. Im Jahre 1839 ſtarben 7953 Perſonen (100 weniger als das Jahr vorher); davon an der Auszehrung 1315; außer dieſen an Lungenentzündung 460, an Bruſtentzündung 36, am Blutſpeien 28, an Blutcongeſtionen der Lunge 28 und an der Luftröhrenſchwindſucht 72, zuſammen 1939; von 1000 ſterben demnach 243 Perſonen an der Conſumption oder an Krankheiten, die in dieſe Kategorie fallen. Die größte Sterblichkeit herrſchte in den Monaten Juli, Auguſt und September, die geringſte im April, Mai und Juni. Von denen, die über 10 Jahre alt waren und an der Auszehrung ſtarben, waren mehr als die Hälfte Europäer, was auch in den Jahren vorher der Fall geweſen war. Man nimmt an, daß von 5564 Todesfällen unter den eingeborenen weißen Einwohnern nur 610, oder einer auf 9; von 462 Todesfällen unter der farbigen Bevölkerung 132, oder einer auf $3^{1}/_{2}$ und von 1853 Todesfällen unter den Europäern 663 oder einer auf $3^{1}/_{4}$ auf Rechnung der Auszehrung kamen. Im September 1839 ſtarben in einer Woche 164 Perſonen, von dieſen 35 an der Auszehrung, und im Jahre 1840 Ende Novembers in einer Woche 24 an derſelben Krankheit Im Jahre 1842 ſtarben an Lungenkrankheiten 2242, an der Auszehrung 1339, von dieſen waren Eingeborene nur 719, die übrigen waren Ausländer. Einige ſchreiben dieſe große Sterblichkeit unter den letzteren dem Umſtande zu, daß ſehr viele in Kellern beiſammen wohnen und ſchlechte Nahrung genießen; ich möchte ſie dem Klima zuſchreiben. Im Mai 1843 ſtarben in einer Woche 111, davon 27 an der Auszehrung, und 9 an Lungenentzündungen; im Juni

deſſelben Jahres ſtarben in einer Woche 106, davon 24 an der Auszehrung, 7 an Lungenentzündungen und 8 an anderen Bruſt- und Lungenkrankheiten; im Januar 1844 in einer Woche 146, davon 25 an der Auszehrung, 15 an Lungenentzündungen und 17 an anderen Entzündungen.

Während der letzten 10 Jahre, heißt es in einem Berichte aus Boſton vom Monat Januar 1839, ſind in Boſton 15,032 Menſchen geſtorben; ein Sechstheil davon an der Auszehrung. In Philadelphia ſtarben 1835, 5357 Perſonen, von dieſen 755 an der Auszehrung, im Jahre 1838 5422 Perſonen, davon 725 an der Auszehrung und 230 an der Lungenentzündung. In Lowell, Maſſachuſetts, kam im Jahre 1839 über ein Viertheil der Todesfälle auf Rechnung der Lungenkrankheiten. Eine der Urſachen dieſer auffallenden Erſcheinung iſt wohl der feine Baumwollenſtaub und die dicke, ungeſunde Luft in den Fabriken.

Viele von denen, welche an der Auszehrung leiden und Vermögen beſitzen, machen Reiſen nach Europa, Cuba und Madeira. Einige kommen geheilt zurück; dieſe aber ſind immer ſolche, bei denn die Krankheit im erſten Stadio war, und die auch zu Hauſe hätten geheilt werden können; andere, bei denen die Krankheit ſchon weiter vorgerückt iſt, ſtarben im Auslande oder bald nach ihrer Rückkehr in der Heimath, und es hat ſich herausgeſtellt, daß für die, bei denen die Krankheit dem Entwicklungsproceſſe nahe war, der Wechſel des Klimas faſt immer ſchädlich geweſen iſt. So ſtarben von 47 Perſonen, welche die Inſel Madeira beſuchten, um ſich von der Auszehrung zu kuriren, 32 innerhalb ſechs Monaten nach ihrer Ankunft, 6 kehrten nach Hauſe zurück, ſtarben aber bald nach ihrer Rückkehr, 6 blieben länger auf der Inſel, ſtarben aber daſelbſt in kurzer Zeit.

Ich halte dafür, daß der, welcher zur Auszehrung geneigt iſt, und nach den öſtlichen Staaten Nord-Amerikas von Maine bis Virginien auswandert und ſich daſelbſt niederläßt, darauf rechnen kann, daß er in kurzer Zeit ein Opfer dieſer furchtbaren Krankheit wird.

Auffallend ist es, daß die Sterblichkeit bei dem weiblichen Geschlechte viel geringer ist, als bei dem männlichen. Unter den 125,501 in den Jahren 1805 — 1838 in New-York verstorbenen Personen waren 15,002 männliche mehr als weibliche. Im Jahre 1837 starben in New-York 1941 Männer, 1630 Weiber, 2768 Knaben und 2389 Mädchen. Die größte Anzahl starb im August, 965, die kleinste im November, 561. Nur eine Person war über 100 Jahre alt, fünfzehn waren zwischen 90 und 100 Von den im Jahre 1839 gestorbenen 7953 Personen waren 4389 männliche und 3564 weibliche, also 825 männliche mehr als weibliche. In Philadelphia starben 1838 5422 Personen, von diesen waren männliche unter 20 Jahren 1372 über 20 Jahre 985. Dieß ist auch eine der Ursachen der unverhältnißmäßigen Mehrheit der weiblichen Personen im Osten.

Nach langen und sorgfältigen Beobachtungen hat man gefunden, daß der August der ungesundeste Monat ist; auch die Tabelle der vergleichenden Sterblichkeit für die verschiedenen Monate während 33 Jahren in New-York bestätigt dieß. Es kommen auf den

Januar	9976	Juli	14,034
Februar	9782	August	16,511
März	9994	September	13,349
April	9455	October	11,248
Mai	9369	November	9,973
Juni	8426	December	10,267

Am auffallendsten ist die Sterblichkeit bei Kindern unter fünf Jahren. In New-York starben 1839, 3696 Kinder unter 5 Jahren, fast die Hälfte der Todesfälle betragend. Die Krankheiten waren angeborene Schwäche, Gehirnentzündung, Keuchhusten, Masern, Scharlachfieber, rothe Ruhr, Brechruhr, Diarrhöe, häutige Bräune, Krämpfe, Gehirnwassersucht und Zahnen. Im Monat Juli 1840 starben in einer Woche 202 Personen, davon waren 137 Kinder unter 5 Jahren. Dasselbe Verhältniß ergab sich in den Jahren 1842, 43 und 44. Im

Mai 1813 ſtarben in einer Woche 111 Perſonen, davon waren 60 Kinder unter 5 Jahren, in der letzten Woche des Decembers 118 Perſonen, davon 75 Kinder. In Cincinnati ſtarben im Jahr 1838, 1356 Perſonen, von ihnen machten Kinder unter 5 Jahren mehr als die Hälfte aus. In Baltimore ſtarben in einer Woche im Monat Mai 1837, 775 Perſonen, unter dieſen waren 51 Kinder unter 5 Jahren, von denen nur neun an den gewöhnlichen Kinderkrankheiten, 2 an den Maſern, 6 am Scharlachfieber und 1 am Keuchhuſten gelitten hatten. In Philadelphia ſtarben in einer Woche im Monat Mai 1841, 130 Perſonen, davon waren 48 Erwachſene und 82 Kinder, und von dieſen 72 unter 5 Jahre; im Mai 1843 ſtarben in einer Woche 115 Perſonen, davon waren 63 Kinder; in der letzten Woche des Decembers deſſelben Jahres 94 Perſonen, darunter 74 Kinder. So iſt es auch auf dem Lande, im Weſten etwas weniger.

Das Durchſchnitts-Verhältniß der Lebensdauer, wenn man jedes Alter in Anſchlag bringt, wäre im Jahre 1815, 30; ſeit dieſer Zeit ſcheint es ſich allmählig verringert zu haben; ſo daß die verhältnißmäßige Lebensdauer im J. 1837, in welchem die Hälfte der Sterbefälle unter Kindern unter 5 Jahren war, nur 22 Jahre betrug. Im Jahre 1810 ſcheint die Sterblichkeit geringer geweſen zu ſein, als in irgend einem andern Jahre. In dieſem kam ein Todesfall auf 46, i. J. 1815 auf 41, i. J. 1825 auf 34, i. J. 1835 auf 40, und i. J. 1841 auf 39 Einwohner.

Das gelbe Fieber beſucht die ſüdlichen Staaten alle Jahre, rafft vorzüglich in Neuorleans, Mobila, Alabama, Charleſton viele Menſchen weg und geht oft den Miſſiſippi hinauf. Im Jahre 1847 ſtarben von 212 Paſſagieren, welche auf dem Schiffe Neſtor nach New-Orleans gekommen waren, bis zum 4. Oktober 162 meiſtentheils am gelben Fieber, und am 19. Oktober waren nur noch zehn von der ganzen Zahl am Leben. In Natchez wurden im Monat September deſſelben Jahres 76 und im Oktober 168 Menſchen ein Opfer dieſer fürchterlichen Seuche. In denſelben Monaten des vori-

gen Jahres wüthete sie so sehr, daß in New-Orleans die Thüren der Münze geschlossen werden mußten, weil so viele Arbeiter von der Krankheit ergriffen worden waren. Die ganze erste Hälfte des Monats August, schreibt eine Zeitung, war bisher von ununterbrochenen Regengüssen begleitet, so daß die Straßen der Stadt den Mühlbächen gleichen. Trotzdem hat die Krankheit nicht im Geringsten nachgelassen. Es scheint daher die Meinung zu widerlegen, daß heftige Regenschauer zur Vertreibung der Krankheit dienlich wären. In Charleston empfahlen die Zeitungsschreiber die Anordnung öffentlicher Buß- und Bettage. Fürchterlicher aber als in dem Jahre 1839 wüthete diese Krankheit in Charleston im Jahre 1838, in den Monaten August und September. Ein Privatbrief schilderte die Verheerungen dieser Krankheit also: Charleston, 29. September. „Gestern ging ich nach dem einstmaligen Stadthospitale, 42 Kranke lagen darin, Männer und Weiber; die Weiber im zweiten, die Männer im ersten Stock. Es ist ein erschütternder Anblick, die armen Geschöpfe in ein und demselben Zimmer auf Kleidern ausgestreckt und unter den furchtbaren Wirkungen dieser entsetzlichen Seuche (des Fremdenfiebers) sich krümmen zu sehen. Manche sterben in 24 Stunden, andere in 48; gewöhnlich geben sie aber erst am 6. oder 7. Tage den Geist auf. Unter ihnen sind Italiener, Irländer, Spanier, Franzosen, Engländer, Deutsche und Amerikaner. Hier liegt ein Unglücklicher, der in Massachusetts oder Connecticut geboren wurde, neben ihm jammert ein schmächtiger Spanier oder ein korpulenter Holländer; dort ist ein kürzlich noch höflicher und gewandter Franzose oder Italiener hingestreckt und empfängt alle liebevolle Pflege, allen Trost, den Religion und Wissenschaft bieten können, von den hochherzigen und edelmüthigen Bewohnern Karolina's. Sowie sich ein Patient etwas erholt, wird er in das nebenstehende medizinische Kolleg gebracht und mit möglichster Sorgfalt behandelt. Der katholische Bischof von England hat ein eigenes Hospital eingerichtet, worin viele Kranke aufgenommen werden. Um sich

richtig vorzustellen, was Seuche und Tod ist, muß man einen solchen Ort besuchen, wo aus dem Munde mancher Kranken das Blut in Strömen hervorschießt und Alles färbt. Dazu der betäubende Metallgeruch des Merkurs, welcher jede Ader des Gehirns durchdringt. Hier liegen starke kräftige Mannsgestalten hilflos wie Säuglinge, und stammeln die Namen ihrer entfernten Freunde, die sie nie wieder sehen sollen, bis das letzte Todesröcheln ihre Lippen stumm macht. —

Nach den in Charleston angestellten Beobachtungen ist das Fieber nicht für alle Nationen gleichmäßig tödtlich. Die Todesfälle unter den wenigstens ein Drittel der Bevölkerung ausmachenden Farbigen betragen $^1/_2$ Procent, während sie unter den Franzosen 1, den Deutschen $1^1/_2$, den Holländern 2, den Amerikanern 3 und unter den Engländern 4 pCt. betragen. Personen von sanguinischem Charakter sind dem Einflusse desselben am meisten ausgesetzt; weibliche Personen leiden weniger als männliche.

In früherer Zeit besuchte das gelbe Fieber auch die östlichen Seestädte, das letzte Mal die Stadt New-York im Jahre 1822. Folgende Thatsachen dürften nicht uninteressant sein. Das gelbe Fieber herrschte in der Stadt New-York in den Jahren 1741, 1742, 1791, 1795, 1798, 1799, 1800, 1803, 1805, 1819 und 1822. Die durch diese Seuche veranlaßten Todesfälle waren folgende: 732 i. J 1795; 2086 i. J. 1798 (die Bevölkerung der Stadt betrug 55,000 Seelen); 670 i. J. 1803; 280 i. J. 1805; 23 i. J. 1819; 366 i. J. 1822. 1805 flohen 37,000 Bewohner aus der Stadt (76,000 betrug die ganze Bevölkerung), um dieser Seuche zu entgehen, 1804 starben in Brooklyn 40 Personen am gelben Fieber, doch blieb New-York verschont.

Philadelphia wurde von dieser Krankheit im Jahre 1793 beinahe ganz entvölkert; desgleichen i. J. 1798. 4041 Personen starben daran i. J. 1793, und 17,000 Personen flohen aus der Stadt. Die Bevölkerung belief sich damals auf

50,000 Seelen. 1798 war die Sterblichkeit bedeutend, von 70,000 Bewohnern flohen 50,000 die Stadt. Mehrere Tausende starben; die größte Zahl an einem Tage war 117.

Baltimore wurde 1798, 1819 und 1821 vom gelben Fieber heimgesucht.

1832 starben in der Stadt New-York innerhalb weniger Monate nicht weniger als 3513 Personen an der Cholera; 16 Personen an derselben Krankheit i. J. 1533, und 791 i. J. 1834. Seit 1834 ist die Cholera in New-York nicht wieder erschienen; sie hatte sich westlich gewendet.

Eine dem schwarzen Tode ähnliche Krankheit zeigte sich zu Ende des Jahres 1840 in einigen Gegenden von Tennessee, und raffte viele Menschen hinweg. Sie wurde die kalte Pestilenz (Cold Plague) genannt. Der von ihr Befallene bekam starken Fieberfrost, der sich allmählig bis zur Erstarrung steigerte. Hierauf folgte Geistesabwesenheit, bis der Tod eintrat. Die Menschen starben wenige Stunden, gewöhnlich zwei Stunden nach dem Anfalle. Eine Dame, welche 3 Meilen von Paris in genanntem Staate wohnt, verlor in einer Woche ihren Mann und 5 Kinder. 3 Kinder starben ehe Hilfe herbeigeholt werden konnte. Die Krankheit ist plötzlich wieder verschwunden.

Das Scharlachfieber scheint in den Vereinigten Staaten einheimisch geworden zu seln. Es zeigt sich gut- und bösartig, und findet sich in den Städten und auf dem Lande. Einige amerikanische Aerzte halten es für ansteckend, andere nicht. Hat die Krankheit den gutartigen Charakter, so kann sie nach der Behauptung vieler Aerzte ohne ärztliche Hilfe gehoben werden; ist sie aber bösartig, so kann selbst der geschickteste Arzt nicht helfen. Gewöhnlich zeigt sie sich in letzterer Gestalt, und ich selbst habe die Fälle erlebt, daß drei und vier Kinder in einer Familie an dieser Krankheit gestorben sind. 5 Meilen östlich von New-Philadelphia in der Grafschaft Tuscarawas im Staate Ohio starben Ende Novembers und Anfang Decembers 1834 einem Farmer Ramsberger in weniger als 2 Wochen fünf

Söhne und eine Tochter, und sonderbar, das älteſt Kind zuerſt und das jüngſte zuletzt.

Das Gallenfieber, welches mehr im Weſten und Süden herrſcht, vorzüglich in den Monaten September und Oktober, richtete im September 1840 in Arkanſas und Alabama bedeutende Verheerungen an und zeigte ſich in den ſonſt geſunden Gegenden. Schnelle ärztliche Hilfe hat Viele gerettet. Im Jahre 1844 herrſchte es in Wisconſin, Miſſouri, Jowa und Illinois in einem ſo hohen Grade, daß viele kirchliche Verſammlungen nur wenig beſucht wurden, ja an einigen Orten ſie ausgeſetzt werden mußten. Brech- oder Laxirmittel werden von den Meiſten gebraucht. Nicht minder herrſchend iſt das Nervenfieber, das ich überall gefunden habe, aber durch gute ärztliche Hilfe, zu rechter Zeit geſucht, größtentheils gehoben wird.

Auch die Blattern ſind in manchen Jahren recht bösartig und raffen viele Menſchen hin. Im Jahre 1839 ſtarben in New-York 68 und im Jahre 1840, 232 Perſonen an den Blattern. In Platteville in der Grafſchaft Grant in Wisconſin graſſirten ſie im November 1843 ſo arg, daß die Schulen aufgehoben und die kirchlichen Verſammlungen faſt gar nicht beſucht wurden und alle Geſchäfte ſtockten. Das ganze Städtchen war angeſteckt. Fünfzehn Perſonen ſtarben in wenigen Tagen, ſelbſt ſolche, die früher geimpft worden waren oder die Blattern gehabt hatten. Für das einzige Mittel dagegen nimmt man größtentheils allgemeine Einimpfung an, die aber noch oft verabſäumt wird. Viele, die in ihrer Krankheit geimpft worden ſind, laſſen ſich zum zweiten Mal impfen, da auch die dortigen Aerzte die Wirkſamkeit der Impfung nicht länger als 15, einige nur 10 — 12 Jahre garantiren. Die Verordnungen in unſeren deutſchen Staaten, daß alle Kinder geimpft werden müſſen, verdienen den Dank aller Wohlgeſinnten, und ſollten ſtreng befolgt werden; nach jeden 10 Jahren ſollte jedoch das Impfen wieder geſchehen.

Eine in den Städten und auf dem Lande ziemlich allgemein gangbare Krankheit iſt die Krätze, von deren Umſichgreifen

im Jahre 1836 in New-York die allgemeine Zeitung von demſelben Jahre Folgendes berichtet. (Eingeſandt). „Zum Nutzen des Publikums ſucht Schreiber dieſes die Nothwendigkeit, darauf aufmerkſam zu machen, daß die häßliche und in ihren Folgen ſo nachtheilige Krankheit, die Krätze, außerordentlich in der Stadt New-York um ſich gegriffen hat, — ſo daß ganze Familien daran leiden und hunderte von jungen Leuten angeſteckt ſind und immer wieder andere anſtecken. Man ſehe nur jedem, mit dem man im Verkehr iſt, auf die Finger und man wird über die Menge der Kranken erſtaunen. Wie ſoll nun namentlich der einzelne im Kosthaus lebende junge Mann dieſe Krankheit los werden? Die hieſigen Krankenhäuſer nahmen Krätz-Kranke unter keiner Bedingung auf. Ich kenne viele ſolche Kranke, die ſich alle Mühe gaben, in ſolchen Häuſern Unterkommen zu finden, aber es gelang ihnen durchaus nicht. Was ſollen ſie nun thun? ſie müſſen ihre Krankheit verheimlichen, und mancher andere wird dadurch auch unglücklich. Warum weiſt man ſolche Kranke aus den Krankenhäuſern, wo ihnen doch bei rationeller ärztlicher Behandlung ſo ſchnell geholfen wäre? Sie gerathen mediciniſchen Pfuſchern in die Hände, und werden vielleicht zeitlebens unglücklich. Ich hoffe, daß einflußreiche Leſer dieſe Zeilen, zum Beſten der Menſchheit, etwas dazu beizutragen ſuchen werden, daß Krätz-Kranke in hieſige Krankenhäuſer aufgenommen werden können, und namentlich ſolche, die gern dafür bezahlen.“

Daß in den Vereinigten Staaten, hauptſächlich in neu angebauten und ſumpfigen Gegenden das kalte Fieber herrſcht, weiß man aus den Reiſebeſchreibungen, die hie und da deſſelben Erwähnung thun. Gewöhnlich geht aber der Leſer über ſolche Stellen ſchnell hinweg, und bekommt deshalb von dem Umfange und der Größe dieſer ſelten lebensgefährlichen, aber höchſt unangenehmen und verdrießlichen Krankheit keine richtige Kenntniß. Man muß die armen vom kalten Fieber geplagten Menſchen geſehen, oder noch beſſer, das kalte Fieber ſelbſt gehabt

haben, um sich das Unangenehme dieser Krankheit vorstellen zu können. Ich will die in anderen Büchern zerstreuten Notizen über dieselbe hier zusammenstellen und meine eigenen Erfahrungen geben, damit diejenigen, welche nach Amerika auszuwandern gedenken, auf dasselbe aufmerksam gemacht, die von ihm heimgesuchten Gegenden vermeiden, und nach gesunden sich umsehen. Wir hatten das Unglück, uns in einer Fiebergegend niederzulassen, was nicht geschehen sein würde, hätten wir uns genau darnach erkundigt. Körner sagt: „Ich gebe gerne zu, daß die ungewohnte Lebensart, der Mangel einer geschützten Wohnung in der ersten Zeit und endlich der deprimirte Gesundheitszustand, wie Duden sich ausdrückt, viel zur Neigung für Krankheiten beitragen, aber trotz allem dem steht der Satz fest, daß, an wenigen ganz besonders günstigen Lagen ausgenommen, der Neuangekommene darauf rechnen kann, wenigstens Anfälle der allgemein herrschenden Krankheiten aushalten zu müssen. Ich habe in Missouri besonders, wo ich in mehr als hundert theils deutschen, theils amerikanischen Ansiedelungen gewesen bin, keine zehn Menschen getroffen, die nicht über den schlechten Gesundheitszustand geklagt hätten. Die meisten Deutschen, und es war bei hereinbrechendem Winter, wo an keine Folge eines allgemeinen verbreiteten Krankheitsstoffes mehr gedacht werden konnte, die meisten Deutschen, ich wiederhole es, litten an Fiebern die zwar im Ganzen nicht sehr gefährlich, aber wie nicht leicht eine Krankheit unangenehm und niederdrückend waren. Unsere nächste Umgebung Illinois, die von großem Bottom des Missouri (American Bottom genannt) schon bedeutend entfernt und zwar auf der höheren Prairie oder dem Waldlande liegt, litt zwar weniger, als die Ansiedler im Missouri, die meist in oder dicht am Bottom liegen, doch kamen auch Fieberfälle häufig genug vor.“

Ich fand während meines Aufenthalts in Missouri die Behauptung des Herrn Körner gegründet. Ich traf viele Familien

an dieſer ermattenden und alle Luſt zur Arbeit und allen Frohſinn raubenden Krankheit leidend, und Mancher gedachte ſeiner geſunden Gegend, die er in Deutſchland bewohnt und nun auf immer verlaſſen hatte.

Acoſta am Erieſee, den 26. März*).

„Ich ward zeither nicht wenig vom Fieber gerüttelt, an dem die hieſige Menſchheit in allen Gradationen leidet. Der oftmalige jähe Temperaturwechſel, die Waldatmoſphäre neben und über Sümpfen und moderreichem Boden, der Gebrauch der Kaminfeuer, deren ungemilderte Wärme man ſich, und dann wieder der Kalte und Zugluft in den meiſtens luftigen Wohnungen und außer denſelben ausſetzt, eine ſchwer verdauliche Koſt, die größtentheils in wenig gahr bereitetem Fleiſch, in gebratenem Speck, begleitet von friſch gebackenem warmen Brod beſteht, und andere Urſachen disponiren beſonders auch zu Gallenfiebern. — Zu gewiſſen Zeiten findet man kein Haus ohne an Fieber, Kopfſchmerz, Magenleiden u. ſ. w. Laborirende, die einem das amerikaniſche Leben ganz zuwider machen könnten.“

Am Eriſee, den 30. Auguſt**).

„Seit 8 Tagen leidet die Schweſter meiner Hausfrau am kalten Fieber. Anfangs wiederholte es ſich einen Tag um den andern; ſeit dem fünften Tage kommt es täglich wieder. Geſtern Abend ward auch die Hausfrau vom Fieber ergriffen, und heute fällt es nun auch eine dritte Perſon an. Dieſe Krankheit, welche mit gaſtriſchen Leiden verbunden iſt, iſt hier zu Lande, am meiſten an den Ufern der Flüſſe, in der Nähe der Sümpfe und in Waldungen, deren feuchte Luft der Wind von keiner Seite kräftig durchſtreifen kann, und beſonders, wenn Sümpfe und Flüſſe im Sommer austrocknen, ſehr gewöhnlich. Sie iſt jetzt auch hier in dieſer ſchon mehr gelüfteten und geſündern

*) Amerikaniſche Reiſen. Von M. Beyer u. L. Koch. 2ter Theil S. 147.

**) Dieſelben. 3r. Theil S. 113.

Gegend so sehr verbreitet, daß es kaum ein Haus gibt, in dem nicht Fieberkranke wären. Ein hier gewöhnlicher, sehr jäher Temperaturwechsel trägt gewiß viel dazu bei. Die hier lebenden Deutschen erfreuen sich wie auch ich, zum Erstaunen der Amerikaner, der dauerhaftesten und besten Gesundheit."

Es kommt vor, daß Deutsche in einer Fiebergegend drei, vier Jahre und noch länger wohnen, ohne vom kalten Fieber befallen zu werden; aber deshalb sind sie noch nicht frei von ihm. Ich habe Leute gekannt, die nach einem Aufenthalte von 5 bis 6 Jahren dasselbe bekommmen haben. Bleibt ja Einer verschont, so sind dies Ausnahmen, wie bei der Seekrankheit, von der ja auch Einzelne nicht den geringsten Anfall verspüren.

Aus der Gegend von Indianopolis, der Hauptstadt des Staates Indiana, schrieb ein Deutscher: „Die Ursache, die mich zum Verlassen dieser Gegend bewegt, ist die, daß sie mir zu ungesund scheint, indem ich und die Meinigen uns immer unwohl fühlen, seitdem wir hier wohnen. Das Land ist zu eben; das Wasser hat keinen Abfluß, die vielen und häufigen Sümpfe und Moräste, die während des Sommers äußerst niedrig werden und theils gänzlich austrocknen, wodurch häufig unreine und stinkende Ausdünstungen entstehen, müssen Krankheiten verschiedener Art herbeiführen. Besonders liegen von Cambridge und Dublin bis nach Indianopolis fast in jedem Hause ein oder mehrere Kranke. Nördlich von der Stadt, die Falt-Creek hinunter, lagen fast alle Familien, so daß sie Leute oder Freunde aus der Stadt holen mußten, um ihnen abzuwarten u. s. w." Herr T . . . ., lutherischer Prediger, welcher am Black River im Staate Ohio einige kleine deutsche Gemeinden bediente, und sich mit den Methodisten herumschlagen mußte, hatte im Jahre 1839 noch das Unglück, vom Fieber befallen zu werden. Frau und Kind wurden ebenfalls fieberkrank, und keines konnte dem andern auch nur einen Trunk Wasser reichen. Die Wohnung, ein Blockhaus, lag im Walde; Niemand kam und fragte nach dem Befinden. Die Nachbarn wußten nicht einmal, daß die

Predigerfamilie krank war. Am zweiten Tage raffte Hr. T.... seine Kräfte zusammen, erhebt sich mit der größten Mühe aus dem Bette und geht an das Fenster, zu sehen, ob nicht Jemand vorüberginge, dessen Beistand er ansprechen könnte. Glücklicherweise kommt ein Nachbar; er klopft ihm und bittet ihn einige Tassen Thee zu kochen. Der Thee soll ein wahres Labsal gewesen sein. Dies ist nicht der einzige Fall dieser Art, 'solche kommen oft vor.

Herr Nülsen, lutherischer Missionär, erzählt in seinem zweiten vierteljährigen Berichte vom 6. December 1839, geschrieben in Elkhart im Staate Indiana, folgendes:

„Montags den 16. (September ritt ich nach Yellow-River, eine deutsche Colonie in Marshall County. Hier erneuerte sich mir wieder das Jammer und Mitleid erregende Bild einer fast unzugänglichen Ansiedelung, die in schwarzem Walddickicht versteckt lag. Es gab hier viele Kranke, in ihren Elendshütten seufzend nach leiblicher Hilfe und geistlichem Troste. — Am 23. ritt ich nach Delphi, predigte Abends dreien Familien und erhielt eine Collekte von 2 Dollars. Auch diese Stadt ist von den meisten ehemals hier wohnhaften Deutschen, Krankheits halber, verlassen worden." Der nördliche Theil von Indiana scheint ein rechtes Fieberland zu sein; auch in der Gegend von Evansville am Ohio herrscht das Fieber.

Mitunter mag es der Fall sein, daß Leute in Fiebergegenden gesünder sein könnten, wenn sie eine vernünftige Lebensweise führen würden, wie Einige behaupten*); allein ich habe

*) So schreibt auch ein mit W Unterzeichneter in der Alten und Neuen Welt vom 8. December 1838: „Ein in Terre Haute im Staate Indiana ansässiger, aus dem Osten eingewanderter Arzt versicherte mir, daß Terre Haute ein gesunder Platz, mancher Theil der Umgegend, besonders aber einige Niederungen am Wabasch, sehr ungesund seien. Aber auch er bestätigte mir, was ich vielfältig gehört und mehrfach selbst gesehen, daß die Bewohner dort gesünder sein könnten, wenn sie eine vernünftige Lebens-

Familien gekannt, welche die größte Vorsicht im Essen und Trinken gebrauchten und recht deutsch lebten, und doch von dem Fieber befallen wurden.

Im Jahre 1840 fand ich von Cincinnati an über Dayton und Lancaster den Ohio-Kanal entlang bis nach Cleveland, besonders von Lancaster an, fast kein Haus am Kanale, das wenigstens nicht einen Fieberkranken gehabt hätte. Der Herrnhuter-Prediger in Gnadenhütten er selbst und seine Frau

---

weise führen würden. Sie glauben der Natur trotzen zu können und erliegen durch ihre verrückte Lebensweise nur zu oft diesem Trotze und der Ansicht, daß man dies Alles ertragen lernen müsse. — Haben sie sich den Magen verdorben, so essen sie noch einige Wassermelonen mehr; schlafen sie des Winters unter einer wollenen Decke, so machen sie keinen Unterschied, wenn die größte Hitze eintritt; sind sie erhitzt, so trinken sie kaltes Wasser und setzen sich dann in den heftigsten Zug in ihren kleinen und feuchten Hütten, um sich abzukühlen; sind sie durchnäßt, so setzen sie sich, anstatt andere Kleider anzuziehen, mit den feuchten zum Kamine um sie am Körper zu trocknen; haben sie zu viel Speck und Maisbrod gegessen, so trinken sie Wisky. Diese und noch andere Dinge setzen sie oft Monate lang fort und dann klagen sie, daß sie das Fieber nicht los werden können. Manche machen hierin eine rühmliche Ausnahme, sorgen nach Möglichkeit für die Erhaltung ihrer Gesundheit und wenn sie auch im Anfange ein leichtes Fieber bekommen, so schwindet dies, haben sie das Glück, von einem geschickten Arzte behandelt zu werden (?), bald und die Nachwehen sind nie so angreifend und zerstörend. — Zu bedauern sind aber solche Leute, die theilweise eine unvernünftige Lebensweise führen, theilweise sogenannten Doktoren, wahren Pfuschern in die Hände fallen, daß sie, anstatt sich zu bessern, immer mehr dem Grabe zugeführt werden. Einzeln in ihrem Blockhäuschen, abgeschnitten von aller gediegenen ärztlichen Hilfe (!), ohne ordentliche Pflege, verkümmern sie ihre Tage in ewiger Betrübniß und wandern wie die Schatten einher, die Spuren des verzehrenden Fiebers auf ihren Gesichtern tragend. Und darum prüfe sich Jeder wohl, der nach diesen Gegenden (am Wabash) zieht und achte mit Vorsicht auf sich und seine Familie."

am Fieber leidend, versicherte mir, daß in ganz Gnadenhütten und der Umgegend jedes Haus Fieberkranke hätte.

Sollte durch diesen Fieberbericht auch nur eine Familie, welche auswandert, auf diese höchst unangenehme Krankheit und auf die Fiebergegenden aufmerksam gemacht, eine gesunde, von diesem lästigen Gaste nicht besuchte Gegend sich wählen, so ist meine Arbeit belohnt und der bei dem Lesen ungeduldig gewordene Leser wird sich dadurch hoffentlich auch zufrieden stellen. Gesundheit ist das edelste unter allen irdischen Gütern, besonders in Amerika, wo man tüchtig arbeiten muß, und wo die Aerzte zwar nicht rar, aber oft Quacksalber und in der Regel sehr theuer sind und tüchtige Rechnungen schreiben. Was mir noch besonders aufgefallen, ist die fast allgemeine Klage vorzüglich unter den Landleuten über Rheumatismus. Die Hauptursache mag wohl die oft plötzliche Veränderung der Temperatur sein, und besonders die kalten Abende und Nächte nach heißen Tagen; allein viel und wohl das Meiste mag auf Rechnung der üblen Gewohnheit kommen, nasse Kleider nicht mit trockenen zu wechseln, sondern sie auf dem Leibe entweder von der Sonne oder dem Feuer trocknen zu lassen, stark zu arbeiten, so daß der Schweiß von der Stirne läuft, und sich dann zum Ausruhen und Abkühlen an einen Ort zu setzen, welcher der Zugluft ausgesetzt ist, Fenster und Thüren offen zu halten, und dergl. mehr. Dem Einwanderer ist in diesen Sachen die größte Vorsicht anzurathen.

Hinsichtlich des Klimas ist zu bemerken, daß es mit Ausnahme Florida's, welches sich dem tropischen, und des nördlichen Theils des Oregongebiets, welches sich dem canadischen Klima nähert, bei aller Verschiedenheit, welche in solcher Ausdehnung des Landes herrschen muß, im Ganzen gemäßigt, an der Ostküste jedoch kälter und unfreundlicher ist, als im Innern. Auffallend hat die Ausrottung großer Wälder und der Anbau des Landes das Klima mancher Gegenden gemildert. Von den Ländern Europa's unter gleicher Breite unterscheidet sich das ameri-

kanische Klima durch brennend heiße Sommer und verhältnißmäßig sehr kalte Winter. Unter dem vierzigsten Grade, also unter der Breite vom südlichen Neapel, liegt in Amerika nicht selten Monate lang Schnee. Zweierlei charakterisirt vorzüglich das Klima der Ostgegenden: der große und schnelle Wechsel der Temperatur oft an einem und demselben Tage und die viel größere Menge des Regens und Thaues, welche hier fällt. Die Ostküste, besonders vom vierzigsten Grade südlich, ist großentheils ungesund, am meisten in den südlichen Staaten. Die Binnenstaaten, zwischen dem 36. und 40. Breitengrade, sind bei weitem die gesundesten. Auffallend ist es, wie schnell das amerikanische Klima die Blüthe der weiblichen Schönheit zerstört; die Frauen altern oft schon mit dem vierundzwanzigsten Jahre. (Büttners Briefe.)

Die Staatsländereien.

Unter diesem Namen versteht man in Nordamerika alle Ländereien, die keinem besonderen Staate, sondern der Centralregierung angehören, welche dieselben durch Traktate theils mit fremden Nationen, theils mit den indianischen Stämmen, theils mit den einzelnen Staaten der Union erworben hat. Solche Verträge wurden 1783 und 1794 mit Großbritannien, 1795 und 1820 mit Spanien und 1803 mit Frankreich abgeschlossen. Auf diesem Wege gelangten die Vereinigten Staaten in den Besitz von Louisiana und den Florida's, während die Ansprüche aller fremden Nationen auf die unermeßlichen Distrikte im Westen bis zum stillen Ocean dadurch beseitigt wurden. Auf die östlich vom Mississippi gelegenen Gebiete, so weit sie in die Grenzbestimmungen des Traktates von 1783 fallen, behaupteten mehrere Bundesstaaten Rechtstitel; diese ließ sich die Union von ihnen abtreten, nämlich: 1) das ganze Gebiet im Norden des Ohio und

im Westen von Pennsylvanien, nordwärts bis zur Nordgränze der Vereinigten Staaten und westwärts bis zum Missisippi, welches jetzt die Staaten Ohio, Indiana, Illinois und das Territorium von Michigan in sich begreift, vom Staate Virginien (der den größten Theil davon in Anspruch nahm, auch während des Revolutions-Krieges die französischen Niederlassungen Vincennes und Kaskaskia besetzt gehalten und vertheidigt hatten), und von den Staaten Massachusetts, Connecticut und New-York; 2) von Nord-Carolina alles Land westwärts von dem Alleghany, woraus sich nachmals der Staat Tennessee bildete; 3) von Süd-Carolina und Georgien diejenigen ihrer Gebietstheile, welche jetzt zu den Staaten Alabama und Missisippi erwachsen sind. So wurde die Union die alleinige Eigenthümerin aller seitdem so genannten Staatsländereien. Die Vortheile dieser Politik sind augenscheinlich, wenn man nur bedenkt, daß dadurch allein möglich gemacht wird, ein gleichmäßiges System bei der Errichtung neuer Staaten zu befolgen und zu verhindern, daß einzelne Staaten durch unverhältnißmäßige Ausdehnung ein Uebergewicht in der Union erlangen. Was die Indianer endlich betrifft, so erkannte man einerseits ihr unantastbares Eigenthumsrecht an, andererseits stellte man den Grundsatz auf, daß sie ihre Ländereien weder an fremde Nationen noch an Individuen, sondern blos an die Vereinigten Staaten sollten verkaufen dürfen.

Es möchte nun nicht uninteressant sein, die Art, wie diese Vereinigten Staaten mit ihren Staatsländereien verfahren, näher in's Auge zu fassen.

Ehe Ländereien in einem Bezirke zum Verkaufe ausgeboten werden dürfen, müssen sie zuvor vermessen sein; hier werden sie in Stadtmarkungen (townships) zu sechs Quadratmeilen im Umfange, und diese Stadtgebiete wiederum in 36 Sektionen zu 1 Quadratmeile, mit einem Flächengehalte von 640 Morgen, vertheilt. Alle Theilungslinien richten sich nach dem Hauptpunkte und durchschneiden einander in rechten Winkeln, ausgenommen, wo große Ströme oder eine Indianergränze die Linien brechen.

Die Sektionen werden endlich noch in Viertels- und Halbviertelssektionen zerlegt, eine Operation, wobei die Vermeſſung der Linien nicht wirklich geſchieht, ſondern man ſich der Winkel, Gränzen und des Inhaltes nach geſetzlich vorgeſchriebenen Regeln verſichert. Der letzte Theil des Geſchäftes iſt der Aufſicht zweier Obergeometer anvertraut, die es durch ihre Leute beſorgen laſſen. Die Sektionen in jeder Stadtmarkung werden von 1 bis 36 nummerirt, die Stadtmarkungen ſelbſt unter ſich klaſſifizirt und gleichfalls nummerirt. Eine Reihe von genauen Meridianen, wovon der erſte in Ohio, der zweite in Indiana, der dritte in Illinois ꝛc. liegt, dienen den Vermeſſungen zur Grundlage, deren Linien ſo mit einander correſpondiren, daß zuletzt das ganze Land in Quadrate von je einer Meile, und Stadtmarkungen von je ſechs Meilen zerfällt und nur Parallele gezogen zu werden brauchen, um die Unterſektionen mit mathematiſcher Gewißheit zwiſchen denſelben einzuſchalten.

Dieſes ſo einfache Syſtem iſt in verſchiedenerlei Beziehung ſehr glücklich. Gränzſtreitigkeiten können ſelten entſtehen, wenn ſie aber entſtehen, ſo laſſen ſich die Theilungslinien nach dem Hauptpunkte leicht berichtigen; denn wo dieſelbe Linie durch ein ganzes Land geht, und wo Ein Punkt, deſſen man ſich einmal vergewiſſert hat, zu einer Menge von Vermeſſungen die Prämiſſen liefert, bedarf es keiner ſichtbaren Markungen oder Winkel, ſondern der Calcul, jede Frage unmittelbar zu erledigen, iſt damit gegeben. Ferner, wie viele nützliche Kenntniſſe ſetzt dieſes Syſtem in Umlauf? Alle Verhältniſſe des Bodens und ſeiner Gewäſſer mit ihren mäandriſchen Krümmungen lernt das Publikum kennen; manche der Eigenthümlichkeiten des Landes werden entdeckt, manche Hülfsquellen desſelben erforſcht, eine Maſſe von authentiſchen Thatſachen, wie ſie Geographie und Topographie nirgends aufzuweiſen haben, in den Archiven von Waſhington niedergelegt.

Nach geſchehener Vermeſſung und Vertheilung des Landes und der Diſtrikte wird in jedem Diſtrikte ein Domainenamt

(land office) errichtet und an einem von dem Präsidenten anberaumten Tage das Ganze an den Meistbietenden versteigert, wobei ein Minimum festgesetzt ist, unter welches nicht herunter gegangen werden darf. Was bei dieser Gelegenheit nicht losgeschlagen wird, kann nachher um das Minimum in einem Privatkaufe abgelassen werden. Bei allen Verkäufen wird $^1/_{36}$, d. h. bei einer Stadtmarkung eine ganze Sektion, und zwar die Nr. 16, welche so ziemlich in der Mitte liegt, zu ewigem Gebrauche für das Schulwesen, und in jedem der neuen Staaten oder Territorien eine Stadtmarkung mit 23,080 Morgen für den höheren Unterricht in dem künftigen Staate gleichfalls auf ewige Zeiten reservirt. In jedem Staate beträgt das Reservat fünf Procent, wovon $^3/_5$ der Congreß zur Erbauung von Hauptstraßen verwerthet und $^2/_5$ der Staat zur Beförderung des Unterrichtes zu verwenden hat. Eben so behält sich die Regierung alle Salzquellen und Erzgruben vor, um sie zu verpachten; doch hat sie manche von ihnen seitdem an die betreffenden Staaten überlassen. Die für höhere und niedere Schulen reservirten Ländereien bekamen die Staaten nie unentgeldlich, sondern sie mußten dafür der Central-Regierung bedeutende Vortheile zugestehen. Illinois z. B. bewilligte allen Ländereien, welche die Union innerhalb dieses Staates veräußerte, eine fünfjährige, und den für geleistete Militärdienste verliehenen Ländereien eine dreijährige Abgabenfreiheit, d. h. es verzichtete auf nahezu eine Million Dollars.

Bis vor etwa 20 Jahren war der Preis, welchen die Regierung für ihre Ländereien forderte, 2 Dollars vom Morgen, wovon $^1/_4$ baar, der Rest in dreijährigen Zahlungen zu entrichten war. Dem Käufer, der die ganze Summe baar erlegte, kam ein Diskanto von 8 Procent zu. Diese scheinbar so liberale Einrichtung rief die schlimmsten Folgen hervor. Es geht schlechterdings nicht an, daß der Staat Gläubiger und der Bürger Schuldner ist, denn hat er auch die gesetzliche Macht in Händen, den Schuldner zur Zahlung anzuhalten, so rechnet

dieſer immer auf ſeine Nachſicht und Großmuth, und kauft mit weniger Vorſicht ein, als wenn er es mit einem Privatmann zu thun hätte. Dieſe Erfahrung zeigte ſich bei den Verkäufen der Staatsländereien. Perſonen ſchloſſen Käufe ab, wozu ſie die hinreichenden Mittel nicht beſaßen. Genug, wenn ſie mit ihrem ganzen Kapitale nur die erſten Auslagen zu beſtreiten vermochten; in der Vorausſetzung, daß die Preiſe der Ländereien ſteigen müßten, oder daß ſie indeſſen einen bedeutenden Ertrag erzielten, brauchten ſie ja nur einen Theil ihres Gutes wieder zu veräußern, um damit ihre ganze Verbindlichkeit nach und nach abzutragen. Manchmal halfen Fleiß und Glück, daß dieſe Träume in Erfüllung gingen; aber die große Mehrheit fand ſich, war der Termin verſtrichen, auſſer Stand, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, und ſtatt zu ſteigen, fielen die Preiſe der Ländereien, weil gar zu Viele verkaufen wollten. Derſelbe Fall trat mit der Produktion ein; ſie überſtieg die Conſumtion dermaſſen, daß der Landmann ſeine ſtolze Hoffnung auf Gewinn ſehr ermäßigt ſah. Das Land war neu, es fehlte an Kapitaliſten, an Banken; das Volk mußte alle ſeine Bedürfniſſe über die Gebirge herkommen laſſen und ſeine wenigen Baarſchaften wanderten ſo vollends nach dem Oſten aus; wärend die heimiſchen Hülfsquellen noch nicht ſo weit entwickelt waren, daß ſie wieder Geld zurückgeleitet hätten. Kurz, es war eine Bevölkerung von Käufern. Die Nachfrage nach Geld veranlaßte die Gründung von Lokalbanken, deren Noten, Anfangs mit Begierde genommen, bald im Werthe bedeutend verloren, und das beſſere Geld auſſer Umlauf brachten, ohne ein ſchätzbares Medium an ſeine Stelle zu ſetzen. Bankſchulden kamen zu den Grundſchulden.

Die ganze Bevölkerung ſchwebte am Rande des Abgrundes. Wäre die Central-Regierung ein ſtrenger Gläubiger geweſen, ſo würde das ausgedehnte herrliche Weſtland jetzt eine unermeßliche Scene der Verödung darbieten. Die Landkäufer waren

Ansiedler geworden; sie hatten Häuser gebaut und Felder urbar gemacht auf einem Boden, der noch dem Staate gehörte. Einige Wenige konnten ihre Häuser retten, wenn sie über ihre übrige Habe verfügten; den Meisten blieb nicht einmal das Dach, das ihnen Schutz gewährte. Und doch würde man gewaltig irren, wenn man glaubte, die Leute wären in hülfloser Armuth versunken gewesen; im Gegentheile, man denke sich wohlhabende Pächter, die vom Ueberflusse der Natur überschüttet sind, die mit Einem Worte zu einem glücklichen Leben Nichts entbehren, als — Geld. Hätte man eine solche Bevölkerung auf das Aeußerste treiben sollen? Eine solche nicht nur unedle, sondern auch unkluge Maßregel hätte eine unberechenbare Kette von Privatelend und Staatsverlegenheiten nach sich ziehen können. Nicht genug kann es daher Amerika seiner erleuchteten obersten Magistratur danken, welche die Billigkeits-Rücksichten für diesen Theil der Staatsgemeine mit ihren Regierungspflichten zu vereinigen wußte. Indem nämlich die Regierung den Käufern eine Verlängerung der Fristen bewilligte und einen Theil ihrer Ländereien an Zahlungsstatt zurücknahm, brachte sie es dahin, daß im Verlaufe von acht Jahren diese Schulden größtentheils abgetragen waren.

Das Borgsystem wurde jetzt aber abgeschafft und die Regierung verkauft nur noch baar, und zwar den Morgen zu 1 Dollars 25 Cents. Gegen diesen Preis erhoben sich zweierlei Einwendungen: einmal fand man es unrecht, daß für alle Ländereien ohne Rücksicht auf Boden, Lage und Klima dasselbe bezahlt werden sollte; zweitens schien er überhaupt zu hoch.

Daß der erste Einwurf gegründet sei, läßt sich nicht läugnen. Allein das Land kann man unmöglich speziell taxiren; dieß würde nicht nur zu viel kosten, sondern es ließe sich den zahlreichen Beamten, die man dazu brauchte, auch kein Maßstab geben, wornach sie ihre Schätzungen zu machen hätten, so daß nothwendig unendliche Verwirrung entstünde. Manchmal würde auf diese Art ein Distrikt vor dem anderen einen höheren Werth

haben, den er in Wirklichkeit nicht verdiente; bald würden die Einen ſagen: man wolle einen Diſtrikt durch zu niedere Schätzung in Mißkredit bringen; bald die Anderen: man wolle das Einwandern durch zu hohe Schätzung erſchweren. Namentlich würde ſich den mit der Schätzung beauftragten Agenten ein gar zu lockendes Feld der Spekulation eröffnen, wodurch Regierung und Einzelnen ſchwerer Nachtheil erwachſen könnte, als daß ſich erwarten ließe, daß ſie jeder Verſuchung ſtets ſieghaft widerſtänden. Man hat nun vorgeſchlagen, den Preis der Ländereien periodiſch herabzuſetzen. Die erſten Parthieen eines Diſtriktes, welche veräußert würden, ſollten der Morgen 1 Dollar koſten, nach drei oder fünf Jahren ſollte eine Reduktion auf 75 Cents u. ſ. f. ſtattfinden. Die Ausſtichländereien würden dann bei dem erſten Verkaufe weggehen, die nächſtbeſten das zweite Mal und der Reſt die folgenden Male immer um die entſprechenden Preiſe. Dagegen bemerkt man: dieſer Plan würde den Verkauf der Ländereien aufhalten, weil die meiſten Liebhaber es vorziehen dürften, die geringeren Preiſe abzuwarten. Dieß iſt indeß kaum zu befürchten. Denn der Landmann, der 160 Morgen braucht, würde um 40 Dollars zu erſparen, doch wohl nicht drei bis fünf Jahre zuſehen und dabei täglich riskiren, daß ihm Einer inzwiſchen das Grundſtück, auf das er ein Aug' hat, vor dem Munde wegnimmt.

Für den zweiten Einwurf kann man anführen, daß, wenn die Union auch die unbeſtrittene Eigenthümerin der Staatsländereien iſt, ſie vermöge ihres National-Charakters und ihrer Stellung gegenüber dem amerikaniſchen Volke nicht das Recht hat, ein kaufmänniſches Geſchäft damit zu treiben und dadurch dem Bevölkerungszwecke entgegen zu arbeiten. Manche Diſtrikte hat ſie unter der ausdrücklichen Bedingung übernommen: neue Staaten daraus zu bilden, und im Grunde verſteht ſich dieß von ſelbſt. Der Congreß hat demnach die Pflicht, ſo zu verkaufen, daß man kaufen kann. Es ſcheint jedoch, daß der gegenwärtige Preis zu hoch ſei.

Eine andere Thatsache verdient bemerkt zu werden. So fruchtbar im Allgemeinen der Boden im Westen ist, so fehlt es doch nicht an Gegenden, welche vor der Hand nicht verkäuflich sind —, wir meinen die holz- und wasserlosen Steppen, die Ueberschwemmungen ausgesetzten Thalgründe. Die unermeßlichen Distrikte der Steppen haben meist einen guten Boden, und man braucht nicht tief zu graben, um überall auf Wasser zu stoßen; aber der Mangel an Holz macht sie unwohnbar. Indessen nehmen sie von Jahr zu Jahr an Ausdehnung ab. Wo nämlich Niederlassungen an ihrem Rande angelegt wurden, weideten zahlreiche Heerden das Gras bald so ab, oder zertraten es, daß die Feuer, welche im Herbste diese Wildnisse heimzusuchen pflegen, keine Nahrung mehr fanden, und somit die jungen Reiser wachsen konnten. Strecken, auf denen man vor sechszehn Jahren noch keinen Baum oder Strauch sah, sind bereits mit Waldungen bedeckt, die nach und nach auch anfangen nutzbar zu werden. Dieß Resultat ist blos in der Nachbarschaft einer dichten Bevölkerung zu erreichen. Sollte es — könnte man fragen — nicht rathsam sein, diesen Prozeß durch künstliche Mittel zu beschleunigen, indem man durch günstige Aussichten Ansiedler aufmunterte, nach den Steppen zu ziehen um daselbst Holz zu pflanzen? Bei den niederen Thalgründen beruht umgekehrt der Werth auf ihrem Holze; da sie aber vom Ackerlande insgemein ziemlich abliegen, so werden sie um dieses einzigen Vortheiles willen selten gekauft, und dieß wird auch, ungeachtet ihres oft köstlichen Bodens, so lange der Fall sein, bis sich's bei immer steigender Zunahme der Bevölkerung und des Reichthumes zuletzt verlohnt, das Wasser durch Dämme abzuwehren. Diese Thalgründe vermindern noch überdieß durch das Miasma, das sie mittheilen, den Werth der benachbarten Ländereien, die sonst in jeder Hinsicht gesund sind. Gäbe die Regierung derlei Distrikte Jedem, der sie wollte, so würden nicht nur manche derselben für die Kultur gewonnen, sondern auch die freiwuchernden Krankheitsstoffe beschränkt. Was endlich die unfruchtbaren

Distrikte betrifft, so sind sie es zum Theile nur relativ, da sie aber um den gleichen Preis mit den besseren Niemand will, so können sie noch lange brach liegen, wenn die Regierung die Preise nicht so nieder stellt, daß Käufer sich unwillkührlich angezogen fühlen. (Akte des Congresses der Vereinigten Staaten).

Die Auswanderung nach dem Far-West.

Zu zwei regelmäßig wiederkehrenden Zeitperioden, im Frühjahre während der Monate März und April, im Herbste in den Monaten October und November, sehen die Bewohner der Hauptübergangspunkte des Missisippi-Stromes, als: Memphis, Alton und vor allen St. Louis, lange Züge Auswanderer vom Osten her über den Riesenfluß setzen, dessen gegenüberliegende Ufer durch die vom frühen Morgen bis zum späten Abende thätigen Damfffähren verbunden sind. Kleine und große Wagen, theils an Geräumigkeit und zweckmäßiger Einrichtung den englischen wenig nachstehend, theils aber auch von der einfachsten Bauart, mit Pferden und Ochsen bespannt und mit Weibern, Kindern, Betten, Hausgeräthe und Lebensmitteln beladen, machen das Haupt-Corps aus, während die Männer zu Fuß und zu Pferde die Vor- und Nachhut bilden. Sie kommen meistens aus den zwischen den Alleghany-Gebirgen und dem Missisippi liegenden Staaten, aus Ohio, Indiana, Kentucky und Tennessee und sind Alle nach den westlichen Gränzen von Missouri, Arkansas und Jowa, einige sogar nach Texas und den Quellen des Red-River bestimmt. Es gibt zwar in jenen Staaten noch Millionen Acre unbebauten Landes, die eine zehnmal stärkere Bevölkerung im Ueberflusse ernähren könnten, ohne daß diese nöthig hätte, Hunderte von Meilen entfernt, unter dichten Urwäldern und grasreichen Prairie's eine neue Heimath aufzusuchen; aber die Sucht nach Veränderung, die Hoffnung

eines freien, zwangloſen Lebens und die Erwartung, im gerühmten Weſten ein Eldorado zu finden, treibt von Jahr zu Jahr Tauſende an, ſich neue Wohnplätze an den äußerſten Vorpoſten der kultivirten Welt zu erwählen. Die ſchönen Ufer des Ohio, des Miami, des Cumberland, erſt ſeit wenigen Jahrzehnten dem Naturzuſtande entriſſen und mit den Früchten der Civiliſation ausgeſtattet*), werden ſchon von den Söhnen der erſten Anſiedler verlaſſen, die neuen Ankömmlingen aus den nordöſtlichſten und mittleren Staaten Platz machen, um das Gewerbe ihrer Väter auf einem anderen Schauplatze fortzuſetzen, Wälder zu lichten, Wüſten urbar zu machen und die Samen der Geſittung anzupflanzen.

Man kann dieſe Emigranten in drei Klaſſen eintheilen. Die erſte beſteht aus wohlhabenden Familien, die, von ihren Sklaven und Viehheerden begleitet, größtentheils aus Virginien, Kentucky und Teneſſee auswandern, um in Miſſouri oder Arkanſas Baumwollen- oder Tabaks-Plantagen anzulegen, wozu der Boden in dieſen Staaten beſonders geeignet iſt, da er an Fruchtbarkeit das öſtlich vom Miſſiſippi liegende Land weit übertrifft. Dieſe Klaſſe iſt der Zahl nach die kleinſte. Die zweite ſchließt die Farmers (kleine Gutsbeſitzer oder Landeigenthümer)**) ein, die ihre Beſitzungen in den älteren Staaten verkauft haben und nun mit Sack und Pack nach dem Weſten ziehen, in der Abſicht, dort um einen geringen Preis neue, ausgedehntere Ländereien anzukaufen. Sie kommen meiſtens aus den Freiſtaaten (Illinois, Indiana, Ohio)***), zum Theile auch aus Kentucky, Maryland

*) Die erſten Niederlaſſungen in Kentucky und Ohio fallen in die 60er Jahre des vorigen Jahrhundert; ſie wurden aber erſt 1789 und 1801 in die Union aufgenommen.

**) Das Wort Farmer bedeutet im Engliſchen urſprünglich einen Pächter, wird aber in Amerika von Leuten gebraucht, die ihr eigenes Land bauen.

***) Die Staaten, wo die Sklaverei aufgehoben iſt, werden vorzugsweiſe freie (free states) genannt.

und Virginien, ſind zwar nicht reich, haben aber doch einen gewiſſen Wohlſtand und einige Bildung, und laſſen oft vorher durch ein Mitglied der Familie nach gehöriger Prüfung die Wohnſtätte ausſuchen, wo ſie ſich anzuſiedeln gedenken. Die Uebrigen folgen dann im Frühlinge oder im Herbſte nach, und bereden oft durch ihre glänzenden Schilderungen der neuen Heimath die zu Hauſe gebliebenen Freunde und Verwandten, ſich ihnen anzuſchließen. Sie können im Durchſchnitte als unternehmende, abgehärtete, anſtellige Leute, mit geſundem Verſtande und praktiſchen Kenntniſſen begabt, charakteriſirt werden, und wiſſen ſich in alle Lagen und Verhältniſſe auf eine Art zu finden, die den an ein conventionelles Leben und an eine gewiſſe Routine gewöhnten Europäer in Erſtaunen ſetzt.

Die dritte Klaſſe iſt ſchlechtweg Geſindel zu nennen. Sie beſteht aus den ſogenannten Squatters *), Menſchen ohne Habe und Gut, die unter manchen Entbehrungen die weite Reiſe zurücklegen, ſich auf dem erſten beſten, ohne Eigenthümer daliegenden Stücke Land niederlaſſen, es urbar machen, ein Blockhaus **) bauen und ſo ihre Lage allmählig erträglicher zu machen ſtreben. Das wilde, von Privatperſonen noch nicht an ſich gebrachte Gebiet gehört nämlich der Regierung, die es von Zeit zu Zeit öffentlich verkaufen läßt, wobei nach dem neu eingeführten Preemtionsgeſetze der Squatter das Vorrecht hat, den von ihm beſetzten Strich zu dem Minimum-Preiſe von 1 Dollar 25 Cents per Acre zu erſtehen. Aber auch vor Erlaſſung jenes Geſetzes wußten ſich die Squatters dieſes Recht zu verſchaffen, indem ſie ſich gewöhnlich in großer Anzahl am Auctionsplatze einfanden und ſo eine drohende Miene zeigten, daß ſelten Einer wagte, ſie zu überbieten. Können ſie nun auch jenes Minimum nicht erſchwingen, ſo ſind ſie eigentlich verbunden, ihr Land aufzuge-

*) Squatter wird von dem Zeitworte: to squat, niederhocken, abgeleitet.

**) Log cabin, eine aus Baumſtämmen errichtete Hütte.

ben und den Wanderſtab wieder zur Hand zu nehmen; in den meiſten Fällen aber finden ſie ſich nicht gutwillig darein, ſondern bleiben ſo lange vi et armis auf ihren Wohnſtellen, bis ihnen die Zahlung möglich wird oder ein anderer Käufer ſich mit ihnen abfindet. Dieſe „Amerikaniſchen Tartaren", wie ſie Cooper nennt, ſind ein ſonderbarer Menſchenſchlag, — ein wahres Nomadenvolk, das, auſſer der Sprache, faſt jedes Kennzeichen ſeiner europäiſchen Abkunft verloren hat und eine Art von Mittelding zwiſchen dem kultivirten Menſchen und dem Wilden bildet. Hier findet man die wahren Screamers und Roarers *), die ächten Backwoodsmen **), „half horse and half alligator" ***), die in Bird's Romanen und Mrs. Trollope's Reiſebeſchreibung mit ſo vieler Vorliebe dargeſtellt werden. Sie ſind nicht bösartig, beſitzen vielmehr eine gewiſſe Gutmüthigkeit, ſind aber im höchſten Grade roh und jedem geſetzlichen Weſen fremd; ſetzen ihr eigenes Leben und das Leben Anderer mit dem größten Leichtſinne auf das Spiel und werden im Jähzorne nicht ſelten zu den entſetzlichſten Gewaltthätigkeiten hingeriſſen. Das „Lynch law" ****) ſteht bei ihnen in höherer Achtung, als die Conſtitution der Vereinigten Staaten, und obgleich ihnen ſelbſt die Freiheit über Alles geht, ſo ſind ſie doch, durch einen ſonderbaren Widerſpruch, der Mehrzahl nach eifrige Vertheidiger der Neger-Sklaverei. Wehe dem unglücklichen Abolitioniſten, der in ihre Hände fällt! Er hat von Glück zu ſagen, wenn er nur ausgezogen, gepeitſcht und mit Theer und Federn beſtrichen (tarret and feathered) wird; im ſchlimmſten Falle aber ſteht ihm das Schickſal des be-

---

*) Schreier, Brüller.

**) Urwaldsmänner.

***) Halb Pferd und halb Alligator (Krokodil). So heißen beſonders die Kentuckyer.

****) Das Lynch law kann am beſten durch Fauſtrecht überſetzt werden und geht von dem Grundſatze aus, daß der Volkswillen über allen geſchriebenen Geſetzen ſteht.

kannten Methodisten-Predigers Lovejoy bevor, der im November 1837 in Alton das Opfer der Volkswuth wurde. So lange die weiten Gefilde des Westens und Südens für diese Menschenmasse einen Abfluß bilden; so lange das fruchtbare Texas jeden kühnen Abentheurer mit offenen Armen empfängt, wird sich dieser Schwarm halbwilder Proletarier ohne nachtheilige Folgen aus dem Schooße der Republik absondern; versucht man aber dereinst, ihn in die engen Schranken des kultivirten Lebens einzuzwängen, so steht sehr zu befürchten, daß er die Bande der Gesetze sprengen dürfte, um einen erbitterten Kampf der Barbarei mit der Civilisation zu beginnen. (M. f. d. L. d. Ausl.)

Das Pflanzerleben im Westen Nordamerika's.
(Ein Bruchstück aus dem Leben.)

Das Leben der Ansiedler in den Wildnissen Amerika's hat mit einer Robinsonade große Aehnlichkeit, denn auch sie leben häufig auf große Strecken von der menschlichen Gesellschaft entfernt, und können viele Bedürfnisse der Unwegsamkeit und Entfernung wegen nicht aus Städten herbeischaffen. Dazu kommt noch, daß die meisten Ansiedler zu den ärmeren Klassen der Eingebornen gehören, oder aus Einwanderern bestehen, deren Vermögen durch die Einwanderungsreise größtentheils absorbirt wurde und die daher nur auf sich selbst beschränkt sind.

Das erste Geschäft des angehenden Pflanzers, sobald er am Orte seiner Bestimmung angelangt ist, besteht darin, sich ein Blockhaus, das einfachste Gebäude auf der Erde, zu erbauen; Handwerker trifft er in jenen Wildnissen nicht an, er muß daher selbst Hand ans Werk legen und die Geschäfte des Zimmermannes, Maurers u. s. w. zusammen übernehmen. Seine Nachbarn leisten ihm hierbei gewöhnlich einigen Beistand. Ist dieser Bau glücklich in's Werk gerichtet, so geht es an die Ur-

barmachung des Bodens — eine Arbeit, die unerschütterliche Ausdauer und Verachtung jeder Anstrengung erfordert. Auch hierbei ist er nur auf sich und seine Familie allein angewiesen, denn in Amerika kann man nicht so leicht Knechte und Mägde in Dienst nehmen, als in Europa, oder sie würden einen für den angehenden Pflanzer unerschwinglichen Lohn fordern, wenn sie anders Lust haben sollten ihm in die Wildniß zu folgen. Die ersten zwei Jahre muß der letztere daher in der That wie ein Lastthier arbeiten und allen Entbehrungen trotzen, bis alsdann glückliche Aernten und Zuwachs seiner Hausthiere ihm Zeit und Mittel verschaffen, an eine gemächlichere Einrichtung zu denken. Ein bequemeres Gebäude wird in der Nachbarschaft des bescheidenen Blockhauses aufgebaut, die Gegend belebt sich durch die mit Pflug und Art bewaffnete Pionierschaar nachrückender Pflanzer, um den langgefesselten Erdboden aufzufurchen und seine ergiebigen Gefilde zum Unterhalte des Menschengeschlechtes auszubeuten. Flecken und Städte entstehen wie durch Zauberschlag, und ehe der einsame Pflanzer es sich versieht, wohnt er inmitten einer bevölkerten Gegend, und seine Produkte finden einen guten und nahen inländischen Markt.

Um das Leben des angehenden, amerikanischen Pflanzers anschaulicher zu machen, erlaube ich mir ein Bruchstück aus meinem eigenen Leben hier anzuführen.

Den Frühling und Sommer über waren wir weit im Westen, jenseits des Missisippi unter wilden Indianerstämmen und in einem Theile der großen amerikanischen oder arkansischen Wüste, die sich bis an die Schluchten des Felsengebirges erstreckt, umhergeschweift. Der Wunsch, das Land und seine Produkte kennen zu lernen, hatte uns zu dieser gefahrvollen, müheseligen und umfangreichen Reise veranlaßt. Endlich näherten wir uns, von der nordwestlichen Gränze des Gebietes der Vereinigten Staaten nach Südosten unseren Rückweg einschlagend, wieder einem Lande, das von civilisirten Menschen, wenn gleich nur sehr sparsam, bewohnt wurde. Es war dies Jowa, ein Terri-

torium, das demnächst, wie alle übrigen Territorien, als souveräner Staat dem großen, amerikaniſchen Staatenbunde einverleibt werden wird.

Es war in der Mitte Octobers, als ich und mein Reiſegefährte uns im nordweſtlichen Winkel Jowa's, eines Abends den Sonnenuntergang betrachtend, am Abhange eines Hügels gelagert hatten. Unſere Pferde weideten in der Präirie, die ſich weithin vor uns ausdehnte und nur am fernen Horizonte von einem majeſtätiſchen Urwalde begränzt wurde, an deſſen Saume die beſcheidenen Blockhäuſer einzelner Anſiedler ſich hinzogen. Vor uns ſchlängelte ſich in angenehmen Windungen durch die natürlichen Weiden ein tiefer, nicht ſehr breiter Fluß, deſſen Quelle ein weiter ſeitwärts gelegener Landſee zu ſein ſchien. Auf der ganzen, von der ſcheidenden Abendſonne beleuchteten Landſchaft lag eine Ruhe und Lieblichkeit, die uns beide in gleichem Maße anſprach.

Die angenehmſte Jahreszeit in Nordamerika tritt nämlich mit dem October ein und dauert bis Mitte November. Man nennt ſie den indianiſchen Sommer; die Atmoſphäre iſt alsdann elaſtiſch und duftig, und die Luft eine gleichmäßige, milde Wärme. Nur ſelten regnet es den Tag über, allein in den Nächten fallen häufig erfriſchende Regenſchauer, und beim Aufgange der Sonne ſpielen die herbſtlichen Farben des zum Fallen gereiften Laubes in einem wunderlieblichen Glanze und wie vom Hauche des Lenzes erquickt. Die amerikaniſchen Wälder entfalten in dieſer Jahreszeit ihre ganze Pracht: die Farbenmiſchung des verſchiedenen Laubes iſt von herrlicher Wirkung; die goldenen und ſilberfarbigen Blätter einiger Laubarten werden durch den noch dunklen Grund anderer Baumgattungen gehoben, das braune, gezackte Buchenlaub wird durch die Cedernbüſche angenehm ſchattirt, während das ziegelrothe Laubwerk einer Ahornart aus dieſer wohlgefälligen Farbenmiſchung recht lebendig hervorleuchtet.

Mein Reiſegefährte und ich waren im Anſchauen der in der That lieblichen Landſchaft verſunken, als jener plötzlich aufſprang

und in einem Anfluge der Begeiſterung ausrief: „Wenn Du wie ich geſonnen biſt, ſo wollen wir hier eine Zeit lang als Pflanzer leben!“

Auch für mich hatte dieſe Idee viel Anſprechendes. Des langen Umherſchweifens in den amerikaniſchen Wildniſſen müde, ſehnte ich mich wieder einmal nach einem feſteren Leben und willigte daher gerne ein. Zuvörderſt wurde unſere Kaſſe nachgeſehen, und es ſtellte ſich ihr Beſtand auf 520 Dollars in Banknoten heraus; auſſerdem hatten wir noch bedeutende Creditbriefe, ſo daß wir die erſten Ausgaben leicht beſtreiten konnten. Mit jener Summe gedachten wir uns anzukaufen und unſere erſte Einrichtung zu treffen. Wir beabſichtigten, wo möglich eine ſchon etwas angebaute Pflanzung zu erſtehen.

Zwar hielt uns eine kältere Ueberlegung unſer etwas romanhaftes Beginnen vor, daß wir uns in einen, uns ganz fremden, mit vielen Mühſeligkeiten und Entbehrungen verknüpften Stand begeben wollten; allein wir tröſteten uns mit dem Gedanken, daß Männer, welche weit höher in Europa geſtellt und an ein gemächlicheres Leben gewöhnt geweſen, in Amerika zur Axt und zum Pfluge gegriffen und ſich dabei wohl befunden hatten. Man hat nämlich hier in der weſtlichen Hemiſphäre einen ſolchen Umſchwung des Glückes, bei welchem der Reichſte plötzlich wieder zum Tagelöhner und dieſer zu einen Kröſus wird, faſt täglich vor Augen.

Wie ritten nun, nachdem wir nicht ohne Gefahr den vor uns liegenden Fluß paſſirten, auf das nächſte Blockhaus zu, um Nachtherberge zu ſuchen — denn Wirthshäuſer waren in dieſer einſamen Gegend noch nicht vorhanden — und um nähere Erkundigungen zur Verwirklichung unſeres Vorhabens einzuziehen.

Der Abend war ſchon ziemlich weit vorgerückt, als wir das Ziel der heutigen Wanderung erreichten. Der Pflanzer war ein Irländer von Geburt, der zwar nicht wenig über einen ſo unerwarteten Beſuch erſtaunte, uns aber freundlich aufnahm und gerne ein Nachtquartier in ſeiner einfachen Hütte geſtattete.

Unſer Wirth war ein ächter Irländer: geſprächig, nicht ohne Humor und reich an barocken Einfällen. Bald kannten wir nicht allein ſeine eigene Biographie, ſondern auch die der Seinigen bis in's dritte und vierte Glied in aufſteigender Linie. Wahrſcheinlich hätten wir auch noch anhören müſſen, wie einer ſeiner Ahnen Zeuge geweſen ſei, wie St. Patrik, der iriſchen Farce nach, auf einem Mühlſteine über das Meer ſchiffend, an der Küſte Irland's landete und durch dieſes und ähnliche Wunder die damals heidniſchen Inſulaner zum Chriſtenthume bekehrte. Zu rechter Zeit erinnerte er ſich aber noch ſeines Dudelſackes, und ſo wurde denn, nachdem wir unſer einfaches Abendmahl verzehrt, bis tief in die Nacht hinein commereirt.

Es gibt nichts Einfacheres in der Welt, als das Blockhaus oder die erſte Behauſung eines angehenden amerikaniſchen Pflanzers. Das ganze Gebäude beſteht aus Holz mit Dachwerk von Lehm- oder Erdwänden und enthält nur eine Abtheilung, die alſo Wohnzimmer, Küche, Vorrathskammer, Diele ꝛc. zugleich bildet und worin, wie in der Arche Noah's, Menſchen und Thiere friedlich beiſammen wohnen. Alles iſt aus dem roheſten Materiale verfertigt, wie auch die wenigen ſich darin findenden Mobilien. Ein Tiſch, einige Binſenſtühle, eine Bank, die unentbehrlichſten Küchengeräthe, Betten ꝛc. machen das ganze Mobiliar des angehenden Pflanzers aus. Das Feuer wird Tag und Nacht unterhalten, da Holz im Ueberfluſſe vorhanden iſt. Wir lagerten uns auf der einen Seite desſelben, unſer Wirth mit ſeiner Familie auf der anderen. Ein paar Büffelhäute vertraten die Stelle des Unterbettes, unſere Sättel dienten zu Kopfkiſſen und unſere Mäntel zu Decken.

Am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — machten wir unſeren Wirth mit unſerem Vorhaben bekannt, uns in ſeiner Nachbarſchaft anzuſiedeln, und erkundigten uns, ob vielleicht ein oder der andere Pflanzer in der Umgegend geneigt ſein würde, ſeine Pflanzung verkäuflich abzuſtehen?

Das Glük ſchien uns günſtig; denn der Irländer berich-

tete, daß, etwa vier engliſche Meilen entfernt, ein Schuſter vor einiger Zeit ſich niedergelaſſen, der aber wenig Neigung zum Ackerbaue zu haben ſcheine und auſſerdem ſeit dem kürzlich erfolgten Tode ſeiner Frau ſtark an Hypochondrie leide. Er zweifelte nicht, daß dieſer gegen ein billiges Kaufgeld ſeinen Grund und Boden veräußern und gerne zu ſeinem Leiſten zurückkehren würde. Der Dienſtfertige erbot ſich, uns dahin begleiten zu wollen, erklärend, auch ihm ſei es angenehmer, ſtatt eines melancholiſchen Schuſters zwei rüſtige, junge Leute zu Nachbarn zu haben, mit denen ſich dann und wann ein Stündchen verplaudern laſſe.

Das Blockhaus des Schuſter-Pflanzers war bald erreicht. Es lag ſehr maleriſch auf einem Vorſprunge an einem ziemlich beträchtlichen und fiſchreichen Landſee, über welchen hinaus man eine weite Ausſicht genoß. Links dehnte ſich eine weite Prairie aus und hinter uns entfaltete ſich ein majeſtätiſcher Urwald, unſer Feind, an dem wir die Kraft unſerer Arme und die Schärfe der Axt zu verſuchen im Sinne hatten. Vor dem Hauſe erhoben zwei ſtattliche Eichen ihre Gipfel in ſtolzer Höhe in die Lüfte und überragten hoch die beſcheidene Wohnung.

Uebrigens war Alles in der nobelſten Unordnung und der Inſaſſe bewährte vollkommen das alte Sprüchwort: „Schuſter, bleib bei deinem Leiſten!“ Das Blockhaus, obgleich erſt kürzlich gebaut, bedurfte einer Hauptreparatur, und auch mit dem Urwalde war der Schuſter ſehr glimpflich verfahren, indem er nur ein unbeträchtliches Stück Land urbar gemacht hatte. Mit dem Einhägen ſeines Grundeigenthumes hatte er ſich ebenfalls nicht übereilt; kurz, wohin man blickte, gewährte man deutliche Merkmale, daß der Beſitzer ſich mit geringer Liebe dem Pflanzerleben gewidmet hatte.

Nachdem wir uns, den erfahrenen Irländer bei dieſem Geſchäfte zu Rathe ziehend, von der Güte des Landes überzeugt hatten, kam der Handel bald zu Stande. Wir zahlten für die Pflanzung 370 Dollars und wurden dagegen Fürſten über ein

Gebiet ſo weit unſer Blick reichte. Unſeren neuen Herrſcherſitz, das Blockhaus, nebſt ſeinem beſcheidenen Inventarium, auch einer Kuh, Federvieh ꝛc. erhielten wir in den Kauf. — Jetzt hieß es Hand an's Werk.

Zwei Tage darauf zog unſer Anteceſſor ab. Mein Gefährte, ein gebildeter Schotte, und ich hatten anfangs die Sache durch das Prisma des Humors betrachtet, allein wir überzeugten uns bald, daß dieſes neue Verhältniß mit Kraft und Energie unternommen werden mußte, wenn es anders einen erſprießlichen Fortgang haben ſollte.

Unſere erſte Beſchäftigung war deßhalb, das ziemlich verfallene Blockhaus in baulichen Stand zu ſetzen, um gegen den herannahenden Winter Schutz zu haben. Dieſe Arbeit war keine leichte Aufgabe für Neulinge in dieſem Fache; allein die eiſerne Nothwendigkeit beſiegt alle Schwierigkeiten, und ſo kamen auch wir damit glücklich zu Stande. Das ſchadhafte Dach wurde regenfeſt gemacht, die Wände verdichtet, und wir richteten uns überhaupt ſo gut ein, als es die Wildniß und unſere Mittel erlaubten. Mein Gefährte ritt nach dem nächſten, etwa 60 (engliſche) Meilen entfernten Flecken, um einige ganz unentbehrliche Geräthſchaften und Lebensmittel für den herannahenden Winter einzukaufen und dafür Sorge zu tragen, daß unſere Effekten (Kleidung, Wäſche und Bücher) zur Stelle kamen.

Der gefürchtete Winter kam. Wir hatten einen tüchtigen Haufen Brennholz eigenhändig aufgeſchlagen, und die damit verknüpfte Arbeit war eine vortreffliche Vorübung zu dem uns bevorſtehenden, ungewohnten Pflanzerleben. Der Winter war ſehr ſtrenge, und auſſer dem Schneevogel und einigen Pelzthieren belebten nur wenige Geſchöpfe die Einöde dieſer zwar fruchtbaren, aber äußerſt ſparſam bevölkerten Gegend. Der Winter in dieſen Gegenden iſt nicht ohne Reiz und Annehmlichkeiten: die Tage blieben ſchön, und nur ſelten wurde die Klarheit der Luft getrübt; denn im höheren Nordamerika fällt der Schnee mit Winters Anfang, ſodann herrſcht bei unbewölktem Himmel

ſtrenger Froſt. Der Sonnenuntergang gewährt gewöhnlich ein prächtiges Schauſpiel, und ein zartes Roth oder violetter Duft verkünden ſtrenge Kälte. Der Mond, durch die weiten Räume des tiefblauen Himmels ziehend und die Spitzen der ſchlummernden Wälder mit ſeinem Silberflimmer erhellend, gewährt ebenfalls einen prachtvollen Anblick. In Europa kann man ſich überhaupt von dem reinen, funkelnden Glanze des Mondes und der Sterne einer nordamerikaniſchen Winternacht kaum einen Begriff machen; zwiſchen den Sternen ſpielen meiſtens Nordlichter, am Zenith häufig eine prächtige Krone bildend, von welcher wiederum ſtrahlende Säulen von den mannigfaltigſten Farben herabfallen und das unermeßliche Himmelsgewölbe gleich einem ungeheueren Tempel darſtellen.

Unſerem neuen Berufe gaben wir uns mit gewiſſenhafter Thätigkeit hin. Wir fingen damit an, unſeren neu erworbenen Beſitz einzuhägen, wie dieß in ganz Amerika gebräuchlich iſt; dieſe Befriedigungen ſind ganz kunſtlos, ſo wie man denn überhaupt dort mehr auf das Nützliche, als auf das Schöne und Künſtliche ſieht. Dieſe Arbeit des Einhägens wurde uns anfangs ſehr ſauer, und wir konnten, da wir meiſtens die unrechten Holzarten dazu wählten, nur wenige Pfähle den Tag über ſpalten. Allein unſer Nachbar, der durch Erfahrung gewitzigte Irländer ſtand uns freundlich dabei zur Seite und lehrte uns, welche Holzarten dazu am zweckmäßigſten verwendet werden; man nimmt nämlich Cedern- und Niederholz dazu und ſucht einen gut gewachſenen Baum mit glatter Rinde aus, den man alsdann in zehn- bis zwölffüßige Blöcke zerſägt, dieſe werden mittelſt Keil und Schlägel in Pfähle von 12 Zoll Umfang geſpalten, um ſie zu der kunſtloſen Einhägung zu verwenden. Durch fortgeſetzte Uebung erhielten wir bald eine ſolche Fertigkeit in dieſer keineswegs leichten Arbeit, daß jeder wohl 80 bis 100 Stück täglich ſchlug.

Anfangs dünkte uns die große Eintönigkeit dieſes Lebens faſt unerträglich; allein die mächtige Gewalthaberin, die Gewohn-

heit, söhnte uns bald mit unserem neuen Stande aus; ein Besuch, den der ehrliche Irländer entweder uns oder wir ihm abstatteten, oder der Zuspruch eines Reisepredigers der Methodisten, der sich in diese Wildniß verlor, und die Jagd waren die einzigen Unterbrechungen dieses einförmigen Lebens. Die langen Abende wurden der Lektüre gewidmet, und bei der Flamme des Holzblockes auf dem Feuerheerde die wenigen Bücher durchgegangen, die sich in unserem Besitze befanden. Shakspeare besonders gewährte uns die schönsten Stunden; denn dieser große Seelenmaler und tiefe Menschenkenner will mit Andacht und im Stillleben, wozu natürlich die durch nichts unterbrochene Ruhe einer amerikanischen Pflanzung die beste Gelegenheit darbot, studirt sein, um ihm mit Aufmerksamkeit in die versteckteſten Winkel der menschlichen Seele zu folgen, von woher er seine großartigen, kühnen und unvergleichlichen Bilder holt.

Nur einmal erhielten wir einen unerwarteten Besuch. Der Abend war schon weit vorgerückt, als unser Hund anschlug und bald darauf an unsere Thüre gepocht wurde; auf unser: „Wer da?" erhielten wir eine Antwort, die theils französisch, theils englisch und theils indianisch klang, und wir griffen beide unwillkührlich und zu gleicher Zeit zu unseren Flinten.

Diese Maßregel war inzwischen unnöthig, obgleich die drei Männer, welche jetzt in unsere Hütte traten, wohl das Ansehen hatten, unsere Vorsicht in den Augen eines Europäers zu rechtfertigen. Es waren sogenannte Coureurs de Levis, Jäger und Pelzhändler ihres Gewerbes; ihre Kleidung, um sich gegen die Strenge des Winters zu schützen, war phantastisch genug, und in Deutschlands Wäldern würde man einer solchen Gestalt vielleicht nicht ohne ein heimliches Grauen begegnen. Eine Pelzmütze bedeckte das selten durch einen Kamm geordnete starke, lange Haar; das bärtige, dem Einflusse jeder Witterung ausgesetzte, verwilderte Angesicht schien keine Bekanntschaft mit Rasiermessern und anderen Toilettenkünsten zu verrathen. Ein Oberrock aus der Haut des Büffels; Stiefel, an deren Aussen-

seite, ungegerbt wie sie war, ebenfalls das lange, krause Haar jenes Thieres zu sehen war, und als Mantel noch einen Ueberwurf aus der Haut des grauen Baren, des Königs der amerikanischen Wildnisse, vollendete den Anzug dieser kühnen, aber im Grunde gutherzigen Männer. Starke Gesichtszüge, ein nicht fleischiger, aber muskulöser Körper führten von selbst zu dem Schlusse, daß sie von Jugend auf an alle Strapatzen eines abgehärteten Lebens gewöhnt sein mußten. Ihresgleichen hatten wir viele in den weiter nordwestlich gelegenen Ländern und an den Ufern des Winnepeg, dessen Umgegend im Winter der Jagd der Pelzthiere wegen die belebteste ist, kennen gelernt, und hießen sie herzlich willkommen.

Diese kühnen Männer, welche gegen jeden Einfluß der Witterung gestählt sind und jeder Gefahr furchtlos die Stirn bieten, machen häufig und besonders in der Winterzeit unermeßliche Reisen fast durch die ganze Breite der nordamerikanischen Erdfeste, von der Hudsonsbay bis zu den Schluchten des Felsengebirges, und fliegen auf den mit ihren Hunden bespannten Schlitten pfeilschnell über die unabsehbaren Eisflächen dahin. Auf dieser weiten Strecke hat die britische Pelzhändler-Gesellschaft verschiedene Factoreien und Stationen zur Erleichterung des Pelzhandels mit den Indianern angelegt. In den hohen Breiten Nordamerika's, wie schon bemerkt, fällt der Schnee in der Regel nur mit Winters Anfang, und nur einzelne Schneeschauer, gleich den Sandstürmen der afrikanischen Wüsten, überfallen später den Reisenden. Man bekommt in diesem Erdgürtel einen ganz anderen Begriff von Schnee, der hier keine weiche Masse ist, sondern derselbe schmilzt selbst an der Hudsonsbay den Tag über, worauf er des Nachts wieder friert und auf diese Weise jene unermeßlichen Eisflächen erzeugt, über welche die Jäger und Pelzhändler nur mit Hülfe der Schlitten und Schneeschuhe hinwegkommen. Daher ist dem Canadier und dem Bewohner des noch höheren Nordens nichts kostbarer als seine Hunde, die nur zu einem hohen Preise losgeschlagen werden. Man muß

inzwiſchen ſelbſt eine Reiſe in jenen endloſen Eisfeldern gemacht haben, um den Werth dieſer nützlichen Thiere ſchätzen zu lernen. In jenen grauenvollen und unwirthbaren Einöden überfallen den Pelzhändler mitunter ſo heftige Schneegeſtöber, daß er mit Schlitten und Hunden im wahren Sinne des Wortes begraben wird; die Nacht geſellt ſich hinzu, und keines Menſchen Kunſt würde alsdann im Stande ſein, den Weg durch dieſen Schneeocean zu finden. Allein der Pelzhändler weiß ſich zu helfen, und glaubt er, daß die Strecke nicht gar zu lang zu einer gaſtlichen Behauſung ſei, ſo ſpannt er einen der Hunde los, und der merkwürdige Inſtinkt dieſer Thiere bringt ihn bald, durch Anſchlagen das Zeichen gebend, auf den rechten Pfad und führt ihn in der geradeſten Richtung dem gewünſchten Ziele zu. Hat die Nacht ihn überraſcht und dünkt ihm die Wohnung zu entfernt, oder das Unwetter zur Fortſetzung der Reiſe zu gefährlich, ſo gräbt er ſich, in ſeinen Mantel verhüllt, tief in den Schnee, und ſeine treuen Hunde werfen ſich über ihn, um ihn gegen die ſtrenge Kälte zu ſchützen; ſo erwartet er ruhig auf dieſem weichen und warmen Lager den Anbruch des Tages.

Unſere unerwarteten Gäſte hatten zwar Lebensmittel bei ſich, allein es würde der amerikaniſchen Gaſtfreundſchaft Hohn geſprochen haben, wenn wir ſie nicht aus unſerer eigenen Vorrathskammer bewirthet hätten. Wir trugen demnach nach beſten Kräften auf, und ihr geſunder Appetit ließ den vorgeſetzten Gerichten auch alle Gerechtigkeit widerfahren. Am folgenden Morgen ſetzten ſie bei Sonnenaufgang ihre beſchwerliche Reiſe fort.

Der Winter entwich endlich; der Zuckerahorn zog Saft und die Holztaube und andere befiederte Bewohner des Waldes, welche nach und nach zurückkehrten, verkündeten den Einzug des holden Lenzes. Jetzt war es Zeit, die Saumſeligkeit unſeres Vorgängers wieder gut zu machen und zur Urbarmachung unſeres Gebietes zu ſchreiten.

Das erſtemal, als wir mit Aexten auf den Schultern das

Blockhaus verließen, blieben wir unwillkührlich in einer Entfernung vor dieſer dichten Holzmaſſe ſtehen, und uns beide, mich und meinen Gefährten, mußte zu gleicher Zeit der Gedanke an das Schwierige, ja faſt Unmögliche, ihn zu bewältigen, ergreifen; denn die majeſtätiſchen, in ſtolzer Höhe ihre Gipfel entfaltenden Bäume ſchienen unſerer zu ſpotten.

Wir hatten inzwiſchen bereits eine vortreffliche Schule den Winter über durchgemacht, und durften uns einer ziemlichen Bekanntſchaft mit der Axt rühmen. Unſere Hände waren hart geworden um Schwielen und Beulen nicht mehr zu befürchten. Zur größeren Belebung unſeres Muthes fand ſich auch unſer Nachbar, der dienſtfertige Irländer, ein, um uns Anweiſung zu ertheilen, auf welche Weiſe einem Urwalde am füglichſten der Garaus gemacht werde. Die Bäume werden in faſt gleicher Höhe mit der Bruſt geſchlagen; denn die Handhabe der Axt läßt es nicht zu, ſie niedriger zu fällen. Die Axt nämlich, der man ſich in Amerika bedient, iſt von der in Deutſchland gebräuchlichen ſehr verſchieden. Das Eiſen derſelben iſt kürzer und das Blatt ſtärker. Der Stiel, gewöhnlich von Hickorynuß- oder Ulmenholz, iſt etwas gekrümmt und am Ende mit einem Knopfe verſehen, um das Entgleiten aus der Hand zu verhindern. Der Hieb wird gewöhnlich von der Schulter herab, oder indem man die Axt um den Kopf ſchwingt, geführt. Auf die letztere Weiſe hat der Hieb eine große Gewalt und dringt tief in das Holz ein.

Zur nicht geringen Verwunderung unſeres Lehrmeiſters, des Irländers, ging uns die Arbeit raſch von der Hand; er hatte uns vermuthlich ſo viel Talent und Ausdauer, als eine Holzhauernatur erfordert, nicht zugetraut. Nach einigen Wochen Arbeit hatten wir einige Morgen geklärt. Die gefällten Baumſtämme wurden jetzt in ſechs bis zehn Fuß lange Blöcke gehauen, die Zweige abgeſchlagen und alles blieb einige Zeit liegen, um an dem kräftigen Strahle der amerikaniſchen Sonne zu trocknen.

Sodann wurden Blöcke und Zweige in mehrere Haufen

zuſammengelegt, und wir erwarteten den erſten günſtigen Wind, um dieſe Scheiterhaufen in Brand zu ſtecken. Als dieſer eintrat, eilten wir mit Feuerbränden herbei, und bald praſſelten die hellen Flammen durch die dürren Holzſtöße, daß ihr Schein ſich weithin in den Fluthen des See's ſpiegelte und der Abendglanz davon zu erbleichen ſchien. Trotz des heftigen Windes lagerte eine dicke Rauchſäule über dieſer Hölle, und unſere Wohnung und der angränzende Urwald ſtanden in Gefahr, von den abfliegenden Funken in Brand zu gerathen. Ein auf dieſe Weiſe herbeigeführtes Unglück ereignete ſich vor einigen Jahren im Staate Maine, wo durch einen Waldbrand, der mehrere Monate anhielt, zehn Dörfer und zwei Städte in Aſche gelegt wurden.

Zur Ehre der amerikaniſchen Pflanzer muß es geſagt werden, daß ſie immer bereit ſind, dem in ihrer Nachbarſchaft ſich niederlaſſenden Pflanzer auf die uneigennützigſte Weiſe in ſeinen erſten Unternehmungen beizuſtehen. Alſo kamen unſere Nachbarn, nachdem wir die Ueberbleibſel nochmals zuſammengehäuft und angezündet hatten, uns mit ihren Geſpannen von Ochſen zu Hülfe, und in kurzer Zeit war unſer gelichtetes Land zur Aufnahme der Saat geeignet. Auſſer verſchiedenen Gemüſeſorten wurden nun beſonders Mais, der faſt überall in Amerika vortrefflich gedeiht und deſſen Anbau durch ergiebige Aernten belohnt wird, und einige Getreideſorten geſäet.

Es fehlte uns in unſerer Abgeſchiedenheit an mancherlei Freuden und Vergnügungen nicht. Des Sonntags oder nach vollendeter Arbeit an den Abenden und in den Nächten ſuchten wir häufig Erholung in einer eben ſo einträglichen, als angenehmen Beſchäftigung. Es war dieſes der Fiſchfang, zu welchem der nahe gelegene Landſee die beſte Gelegenheit darbot. Ein kleines Canoe hatten wir uns angefertigt und waren dadurch in den Stand geſetzt, den See zu beſchiffen. Beſonders gewährte uns an ſchönen Frühlings- und Sommerabenden das Fiſchſtechen viel Vergnügen. Man zündet einen Kienſpahn an, und während einer langſam und möglichſt leiſe fortrudert, ſteht der andere

mit einem Spieße gerüſtet, um die vom Lichtſcheine herbeigezogenen Fiſche zu attaquiren. Der Mangel an friſchem Fleiſche wurde durch den meiſt ſehr ergiebigen Fang weniger fühlbar, und da nun auch die Zugtauben ihre jährigen Wanderungen, und zwar in ſolchen Zügen begannen, daß die Luft und die Sonne nicht ſelten davon verfinſtert wurden, ſo fehlte es unſerer Küche nicht an Abwechſelungen. In der edlen Kochkunſt konnten wir uns zwar keiner beſonderen Virtuoſität rühmen, allein unſer durch kräftige Arbeit beförderter Appetit erſetzte dieſen Mangel vollkommen.

Unſere Hausthiere hatten ſich inzwiſchen vermehrt. Eine Kuh mit ihrem Kalbe ſchien ſich in der grasreichen Prairie ganz wohl zu befinden und wurde auch nur höchſt ſelten von uns in Anſpruch genommen; denn das Melken war vom Beginne unſeres Pflanzerlebens uns beiden ein eben ſo beſchwerliches, als widerliches Geſchäft.

Die Sau hatte geworfen, und dieſe nützliche Familie beſtand mit der Mutter aus acht Mitgliedern. Mit dem Schlachten mochten wie uns nicht befaſſen, und ſo wurde denn nach Bedürfniß ein oder das andere Milchſchweinchen erlegt.

Ein Hahn und ſein Serail verſprachen eine zahlreiche Nachkommenſchaft; wir ſorgten inzwiſchen dafür, daß dieſe nicht überhand nahm.

Unſer treuer Hund ſchien ebenfalls zufrieden, und ganz gegen die Hundenatur lebte er mit Tom, ſo hieß unſer Kater, ein Geſchenk vom freundnachbarlichen Irländer, auf dem Fuße der größten Freundſchaft, und beide ſpielten luſtig und guter Dinge mit einander.

Ging nun Einer von uns aus, ſo pflegte ihm dieſe geſammte zwei- und vierbeinige Thierwelt zu folgen, und es war ein wahres Vergnügen, die Eintracht dieſer Unvernünftigen zu ſehen, und wie ſie ohne alle Anfeindung zuſammenlebten, wie Hund, Tom und Schwein die Luſt der Geſelligkeit zu empfinden ſchienen.

Eine andere angenehme Unterhaltung gewährte uns der ein-

zige Sänger unter dem amerikaniſchen Gefieder, der Spottvogel oder Mockbird, wie er dort genannt wird; er iſt faſt von der Größe einer Lerche, und ſein weittönender, ſchöner Geſang macht ihn zum Lieblinge der Amerikaner. Da dieſer Vogel ſich leicht zähmen läßt, ſo theilt er häufig das Schickſal ſeiner liederreichen Brüder in Europa, indem man ihn zur Beluſtigung im Käfige gefangen hält. Wunderbar iſt die Nachahmungsgabe dieſes Thierchens, denn man kann ihm die ſchwerſten Melodien vorpfeifen, und er wiederholt das vorgetragene Stück auf das erſtemal, ohne auch nur eine Note zu verlieren. Ein ſolches Thierchen trieb ſein Weſen in den beiden bereits gedachten Eichbäumen vor unſerer Hausthüre und begrüßte uns jeden Morgen mit ſeinem hellen Geſange. Trat einer von uns alsdann vor das Haus und pfiff, irgend eine Weiſe, ſo hüpfte der kleine Sänger vom Gipfel bis auf die unterſten Zweige herab, den unkünſtleriſchen Virtuoſen mit ſeinen klugen, glänzenden Augen betrachtend und den Kopf von einer Seite zur anderen wendend, als ob kein Ton ſeiner Aufmerkſamkeit entſchlüpfen ſollte. Sobald das kunſtloſe Lied geendigt war, begann der gefiederte Sänger den Wettſtreit, bei welchem er dann jedesmal den Sieg davon trug. Nur wenn mein Gefährte, ein ſehr geſchickter Spieler der Flöte, dieſes herrliche Inſtrument zur Hand nahm und Töne daraushervorlockte, die er in ihrer Vollendung nicht nachzuahmen vermochte, ſchien er ſich für beſiegt zu erklären, und machte ſeinem Zorne durch ein heftiges Geſchrei Luft. Er wurde bald ſehr dreiſt, und wenn wir ihm Futter hinwarfen, flog er wie eine zahme Taube herbei.

Mittlerweile gedieh unſere Pflanzung vortrefflich und verſprach eine geſegnete Aernte. Beſonders hatten wir viel Mais und einige Getraidearten, ſo wie verſchiedene Gemüſe gebaut, und alles reifte an dem kräftigen Strahle der amerikaniſchen Sonne und unter den Güſſen der heftigen, aber befruchtenden Gewitter hoffnungsvoll heran. Mit einem gewiſſen Selbſtgefühle,

das man Stolz nennen könnte, und mit vieler Befriedigung überschauten wir oft unsere Schöpfung uns mit Planen zu ihrer Verschönerung beschäftigend.

Allein diese Plane sollten nicht in die Wirklichkeit treten; denn schon lange hatte ich in dem stillen Wesen meines Gefährten eine große Veränderung wahrgenommen, und an die Stelle der früheren Aufgeräumtheit — so sehr er es auch verbergen wollte — war großer Trübsinn getreten. Ich erkannte bald, daß er sich nach seinem Hochlande zurücksehnte und an jenem tückischen Schleichfieber, dem Heimweh leide, das so vielen Menschen in der Fremde das Leben kostete. Seine Gesundheit wurde leidend, und es wäre unedel von mir gewesen, ihn einem frühen Grabe an einer Krankheit zuwelken zu sehen, gegen welche keine Arznei anschlägt. Das einzige Mittel zur Heilung war schnelle Rückkehr in sein Vaterland.

Es wurde daher beschlossen, unserem einsamen Pflanzerleben Valet zu sagen und in das gesellige Leben zurückzukehren. Obgleich es nie meine Absicht gewesen war, auf längere Zeit ein Pflanzer zu werden, so hatte ich diesem Leben doch nach und nach so viele Reize abgewonnen, daß ich nicht ohne Wehmuth von unserer friedlichen Abgeschiedenheit schied. Besonders ging uns die Trennung von Mac O'Connor, dem ehrlichen Irländer, zu Herzen, so wie denn auch er die lebhaftesten Aeußerungen einer tiefempfundenen Rührung bei'm Abschiede zu erkennen gab.

Wir traten nun unsere Reise in südöstlicher Richtung zum Missisippi an, und, nachdem wir diesen nach mancherlei Beschwerden erreicht hatten, bestiegen wir einen jener „wandelnden Gasthöfe", wie man die amerikanischen Dampfschiffe ihrer vortrefflichen Einrichtung wegen nennen kann, fuhren diesen Riesenstrom bis an die Mündung des Ohio hinab und diesen malerischen Fluß aufwärts, bis wir nach einer langen Reise St. Louis erreichten.

In dieser Stadt fand mein Gefährte bei einem Kaufmanne, seinem Landsmanne, die freundschaftlichste Aufnahme und Pflege;

allein er mußte ſchon ſeit längerer Zeit den Keim des Todes in der Bruſt getragen haben, denn leider! ſtarb er ſchon einige Wochen zu meiner und ſeiner Freunde tiefſter Betrübniß, — und ſo machte denn der Tod einen Querſtrich durch die Plane und Entwürfe, die wir zuſammen für die Zukunft gebildet hatten. (Ausl.)

Auswanderers- und Pflanzerleben am Miſſouri.

Ein Landwirth (farmer), der in Pennſylvanien oder Virginien ſein Beſitzthum unter vortheilhaften Bedingungen verkauft hat, wendet wie inſtinktmäßig ſeinen Blick nach den weſtlichen Staaten, nach den zum Stromgebiete des Miſſiſippi gehörigen Ländern. Gewöhnlich macht er zuvor eine Prüfungsreiſe, wenn er nicht durch zuverläſſige Freunde bereits hinreichend unterrichtet iſt. Er läßt vorläufig ſeine Familie zurück und reiſet zu Pferde, um ſich umzuſehen, meiſt in Geſellſchaft anderer Perſonen, die denſelben Zweck haben. Dieß geſchieht im Frühlinge oder auch im Herbſt. Nach der Rückkehr wird der Auswanderungsplan näher beſprochen und ſtets im Spätjahr, wegen des anhaltenden günſtigen Wetters, ausgeführt.

Es wird ein großer Frachtwagen (nach dem Bedürfniſſe der Familie mehrere) mit dem Hausrathe beladen und zwar ſo, daß ein bedeckter Raum für die Perſonen übrig bleibt. Dem Hausrathe werden Zelte und Victualien beigefügt, Vorräthe von geräuchertem Schweinefleiſch, Bohnen, Erbſen, Reis, Mehl, Käſe und Obſt; auch für die erſte Woche Brod, und für die Pferde Mais. So wird die Wanderung begonnen. Oft fährt der Eigenthümer mit ſeiner Frau und den Kindern in einem beſondern Wagen, oft in einer Kutſche, oft reitet er. Hat er männliche Sklaven, ſo macht einer von dieſen den Fuhrmann, ſonſt er ſelbſt oder irgend ein Glied der Familie; und auf der

ganzen vielleicht mehr als 400 Stunden weiten Reiſe wird nun an Einkehren durchaus nicht gedacht. Während Mittags die Pferde gefüttert werden, geräth auch die Küche in Bewegung. Man wählt den Ruheplatz in der Nähe einer Quelle oder eines Baches und ſucht den Schatten oder das Freie, je nachdem das Wetter dazu einladet. Es wird ſchnell ein Feuer angezündet und die Hauswirthſchaft geht fort, wie in der Heimath. Bedarf man irgend etwas, Kochgeſchirr oder Victualien, ſo wird in der Nähe eines Ackerguts Halt gemacht und es werden (zumal bei unfreundlichem Wetter) Zelte aufgeſchlagen. Ein Theil des Perſonals beſchäftigt ſich mit den Hausthieren (denn wenn die Reiſe nicht zu groß iſt, wird auch das Rindvieh mitgenommen), ein anderer mit der Küche und zuletzt wird das Nachtlager bereitet. Ueberall wo der Zug übernachtet, ſind die Leute zuvorkommend in Gewährung deſſen, was man verlangt. Hausgeräthe werden geborgt, Viktualien zu billigen Preiſen verkauft, und dem Rindvieh und den Pferden Weideſtellen angewieſen, wenn man nicht vorzieht, ſie im Freien weiden zu laſſen. Das Letztere hat ſelten Schwierigkeiten. Gewöhnlich iſt es nur nöthig, dem Heerdeführer ſeine Glocke umzuhängen und ihm durch eine Feſſel an den Füßen das Laufen zu erſchweren. Die Thiere ſind müde und hungrig und werden nicht leicht eine gute Graſung verlaſſen: auch würde ein abgerichteter Hund bald auf ihre Spur leiten. Indeß giebt es doch Fälle, daß ſie jeden Augenblick der Freiheit benützen, um zurück zur Heimath zu rennen. Keine Entfernung und kein Strom hält ſie dann ab, und geradezu, mitten durch unermeßliche Waldungen, wiſſen ſie ihre alte Hofſtelle wieder zu finden. Pferde nehmen jedoch mehr Anſtand, die großen Ströme zu durchſchwimmen, als Rindvieh. Deshalb findet man in dem Winkel, wo der Miſſouri und der Miſſiſippi ſich vereinigen, eine Menge herrenloſer Pferde, welche von den obern Pflanzungen entlaufen ſind, um zu ihrer alten Heimath, Kentucky, Ohio, Virginien zurückzukehren.

Den reiſenden Familien ſteht von Ende des Monats Auguſt

an bis zur Mitte des Decembers kein Hinderniß entgegen. Von dem östlichen Alleghanygebirge bis zum Missouri fehlt es nicht an bewohnten Plätzen, wo man sich mit Lebensbedürfnissen versehen kann. Die Gefahr vor Räubern ist fast unbekannt, und es gibt kein Beispiel, daß ein solcher Familienzug angegriffen worden ist. Die Wege sind überall von der Art, daß Frachtwagen leicht durchkommen. Uebrigens ist der so reisende Amerikaner mit einer guten Axt versehen, und einzelne schlechte Stellen bessert er in der Geschwindigkeit aus oder er bahnt sich einen Urweg durch den Wald. Ein Aufenthalt von wenigen Stunden ist für den von keinem Belang, der auf der Reise kaum mehr verzehrt als zu Hause. Wahrlich ich hätte gewünscht, auf eine ähnliche Weise reisen zu können; ich mußte, wie von einzelnen Personen, z. B. von Kaufleuten, überall geschieht, mich immer an die Wirthshäuser halten. Jeden Abend war aus dem Koffer auszupacken und den andern Morgen wieder einzupacken. Dergleichen Störungen kennt eine wandernde Haushaltung nicht. Sie hat immer dieselben Betten und für die ganze Reise dieselbe Bedienung. Die besten Gasthöfe können dafür nicht entschädigen.

Sobald die wandernde Familie auf dem Boden des neuen Wohnsitzes angelangt ist, wird auf der Stelle, wo die Gebäude stehen sollen, Halt gemacht und eine Umzäunung errichtet, vor der Hand zum Schutz des Hausrathes und der Zelte, die jetzt für längere Zeit aufgeschlagen werden, und solcher Schranken, in der Nähe anderer Ansiedlungen, gegen das fremde Vieh schon bedürfen. Daselbst werden auch die Kälber eingesperrt, um die frei herumweidenden Kühe zu fesseln, welche alsdann regelmäßig zurückkehren und, ohne die geringste Wartung und Pflege, die Familie beständig mit Milch und Rahm versorgen. Die Wahl des Hauptplatzes wird vorzugsweise durch die Nähe einer guten Quelle oder eines Baches bestimmt. Ueber der Quelle wird sofort eine kleine Hütte aufgeführt, theils um sie vor Verunreinigung zu schützen, theils um an dieser kühlen Stelle Milch, Butter und Fleisch aufbewahren zu können.

Die nächſte Sorge iſt nunmehr, ein Wohnhaus zu bauen, es wird jedoch meiſt Anfangs nur an ein ſtallähnliches Gebäude gedacht, um einſtweilen unter Obdach zu kommen. Für die Neger wird ein zweites errichtet, ſodann ein drittes als Scheune und ein viertes, kleineres, als Rauchhaus. Die Baumſtämme werden in der Nähe gefällt und von Pferden oder Ochſen herbeigeſchleppt; das Holz wird nicht behauen. Die Aufrichtung geſchieht mit Hülfe der Nachbarn, wenn die Hände der Familie nicht ausreichen. Gebäude von dieſer Art erfordern übrigens nicht mehr als vier oder fünf Perſonen. Für Thüren und Fußböden werden Bretter ausgeſägt, und gerade Bäume zu Dielen geſpalten, wozu Eſchen und Hatkberry's (celtis crassifolia) ſich beſonders eignen. Der Heerd ſammt Schornſtein wird auf einfache Weiſe von Holz aufgeführt, unten mit einer Mauer ausgekleidet, oben mit Lehm beſtrichen. Wenn der Schornſtein einen halben Fuß höher iſt als das Dach, ſo hat man vom Rauch nichts zu befürchten. Die Feuersgefahr hängt von der Beſchaffenheit der Mauer und der Lehmbekleidung ab.

Wer eine ſolche Wohnung verachtet, der kennt das Klima am Miſſouri nicht. Ich bin in manchen geweſen, wo Reinlichkeit und gute Möbel dem Ganzen ein durchaus gefälliges Ausſehen gaben. Viele Familien wünſchen keine andere, ob ſie gleich ſonſt im Ueberfluß leben. Was ich daran zu tadeln habe, iſt, daß, da ſie gewöhnlich keinen Keller enthalten (den die Hütte um die Quelle vertritt), im Sommer aus der Dammerde unter dem rohen Fußboden ein Modergeruch aufſteigt, der zwar ſelten die Naſe beläſtigt, aber offenbar die Geſundheit gefährdet. Ein von einem Schreiner verfertigter Fußboden ſchützt vollkommen dagegen. Wer ſo viel nicht verwenden will, der kann ſich dadurch helfen, daß er die Dammerde von der Bauſtelle fortſchafft oder daß er das zur Lichtung gefällte Holzwerk darauf verbrennt.

Iſt dieſes Geſchäft zu Ende, was kaum zwei bis drei Wochen erfordert, ſo befindet ſich die Familie ſchon heimiſch, und alsdann iſt es an der Reihe, Ackerland urbar zu machen. Ge-

wöhnlich beginnt man damit, den auserſehenen Strich zu umzäunen, um ihn vorerſt als eine geſchloſſene Weide zu benützen. Es iſt überaus anlockend, ſich in Gegenden anzuſiedeln, wo man ſo überaus frei in der Auswahl iſt, wo man die Karte in der Hand die ſchöne Natur Hunderte von Meilen weit durchſtreifen kann, um die Geſtalt des Bodens und deſſen Bekleidung in Wäldern und Wieſen nach Luſt und Gefallen auszuſuchen. Hier iſt das Angenehme mit dem Nützlichen durchaus vereinbar. Die Lage an anmuthigen Hügeln, bei nie verſiegenden Quellen, an den Ufern kleiner Flüſſe, in der Nähe ihrer Mündung in die großen Ströme: dies Alles hängt ganz von der Willkühr des Anſiedlers ab, ohne daß der Preis in Betracht kommt. Und was vielleicht noch mehr iſt, man kann das Klima auswählen. Von dem mexikaniſchen Meerbuſen bis zu den canadiſchen Seen — eine Strecke, wie von Deutſchland bis nach Afrika, innerhalb welcher man überall bereits auf mehr oder weniger Niederlaſſungen ſtößt — ſteht dem Anſiedler Nichts im Weg. Als vor einigen Jahren*) die Länder weſtlich des Miſſiſippi plötzlich aufgeſchloſſen wurden, fielen Schaaren von Spekulanten darüber her. Die Preiſe wurden zu hoch getrieben und die Folge war, daß ſie ſpäter unter den wahren Werth herabſanken. Noch jetzt ſind ſie ſehr niedrig**) und es laſſen ſich herrliche Striche den

*) Der Bericht iſt von etwas älterem Datum, die Verhältniſſe haben ſich aber ſeitdem im Weſentlichen, namentlich was Sitte und Gebräuche anlangt, faſt gar nicht geändert. Regierungsland iſt noch immer zu 1¼ Dollar in allen weſtlichen Staaten zu haben, doch dürfte die Auswahl etwas ſchwieriger geworden ſein.

**) Der Preis des Landes in dem Canton Montgomery im Staat Miſſouri, wo der Verfaſſer ſich ankaufte, betrug 1¼ Dollar (3 fl. 7½ kr.) per Morgen (160 Quadratruthen) baar zu bezahlen. Um dieſen Preis, verſichert er, könnte man auch in Illinois und Indiana genug guten Landes kaufen, nur nicht gerade an den ſchiffbaren Fluſſen. In dem ſüdlichen Theile dieſer beiden letztern Staaten ſei aller an ſchiffbaren Flüſſen gelegene, vor Ueberſchwemmung ſichere Boden erſter Ordnung längſt Privateigenthum

Morgen für $2^1/_2$ bis 4 Doll. ankaufen, welche früher kaum für 7 bis 8 Doll. zu haben waren. Freilich trugen auch die Getreidepreise der europäischen Kriege zu jener Höhe bei.

Nichts kann verkehrter sein, als die europäischen Vorstellungen von der Schwierigkeit der Verwandlung des Hochwaldes in Ackerland. Selbst Volney spricht von vier Jahren, welche der Pflanzer bedürfe, ein kleines Ackerfeld zu lichten (clear). Zur Kritik aller niederschlagenden Schilderungen bemerke ich blos, daß hier, wo der Taglohn $62^1/_2$ Cents beträgt, die ganze Arbeit an einem Morgen die kleine Summe von 6 Doll. (14 fl. 24 kr.) nicht übersteigt, vorausgesetzt, daß das Stück 4 bis 6 Morgen groß sei. Sonst würde die Umzäunung, welche inbegriffen ist, verhältnißmäßig zu viel kosten. Damit ist das Feld vollkommen fertig für den Pflug. Wer durch eigene oder jahrweis gedungene Sklaven arbeiten läßt, hat es noch viel wohlfeiler. An Entwurzelung der Bäume ist dabei freilich nicht zu denken. Ein solches Unternehmen würde hier belacht werden. Nur Kräuter und Stauden werden mit Wurzeln weggeschafft. Haide gibt es hier nicht, auch keine Heidelbeerarten (wohl aber in andern Theilen der Freistaaten); dagegen sind an den baumleeren Stellen hin und wieder viele Hasel- und Brombeerstauden. Dicke Bäume werden nicht einmal niedergehauen. Nur Bäume von einem Fuß und noch weniger im Durchmesser werden gefällt, und zwar so nieder, daß die Rümpfe den Pflugschwengel nicht berühren. Alle dicken Bäume werden blos getödtet, d. h. rund umher bis auf das Holz eingekerbt, wodurch die meisten in

---

und kostet 4 bis 6 Doll. (9 fl. 36 kr. bis 14 fl. 24 kr.). Er warnt bei dieser Gelegenheit vor dem Irrthum, das Ackerland in der Nähe der Städte für wohlfeil zu halten, weil in einiger Entfernung noch ausgedehnte Landstriche zu haben seien. „Es ist nicht selten", sagt er, „daß die Aecker an den Städten mit 100, 200, 300 Doll. der Morgen bezahlt werden. Dies gilt namentlich von der Stadt St. Louis, welche ich als eine der entlegensten vorzugsweise anführe."

etwa vierzehn Tagen absterben, so daß sie dem Boden nichts mehr entziehen, und ihn auch nicht mehr beschatten. Ich sage die meisten; dahin gehören alle Eichenarten, die Eschen und die Wallnußbäume. Bei Linden muß die Rinde in einiger Ausdehnung abgelöst werden, und andere gibt es, die erst im dritten Jahre absterben, z. B. die Platanen und der in den Thälern häufige Baumwollenbaum (populus Canadiensis). Indeß wird durch das Einkerben ihr Leben gleich so geschwächt, daß sie der Ernte kaum Eintrag thun. Da der Mais, die Baumwolle, der Tabak, die Pataten ꝛc. nur in bedeutenden Zwischenräumen gedeihen, so schaden die dürren Bäume fast gar nicht. Dicke Bäume stehen selten so dicht, daß sie den räderlosen Pflug hindern, und die dünnern werden wie gesagt, niedergehauen.

Wenn so für die Ernte gesorgt ist, können die dürren Bäume vor und nach als Brennholz benutzt werden Jedoch pflegt man auch schon beim Errichten der Gebäude an die für den Acker bestimmte Stelle zu denken und vorzugsweise dort das Bauholz auszuwählen. Was für die Umzäunung paßt, wird gleichfalls niedergehauen. Die Stumpfe vermodern bald und sind in zwölf bis fünfzehn Jahren ganz verschwunden. Immerhin werden zwar manche Stämme von Winden und Fäulniß zu Boden gebracht. Allein die Saat leidet davon wenig, und daß Unglück dadurch entstehen könnte, das kommt nie und nirgends in Betracht. Dafür gibts zu viel abgestorbene Bäume in den Wäldern. Bei jedem starken Winde, bei anhaltender Hitze ohne Regen und bei heftigem Regen — was Alles die Lösung der Wurzeln befördert — hört man innerhalb vier und zwanzig Stunden oft mehr als fünfzig Stämme, in größerer oder geringerer Entfernung von der Hofstelle, zuweilen unter furchtbarem Getöse, zusammenstürzen; und dennoch weiß man kaum ein Beispiel, daß im Freien lebende Hausthiere dadurch verletzt worden sind. Ihre Aufmerksamkeit, besonders die der Pferde ist aber auch bewunderungswürdig. Bei stürmischem Wetter scheinen sie die Nähe dürrer Bäume zu meiden, und wenn sie

alsdann geritten oder zur Feldarbeit gebraucht werden, ſo macht das geringſte Krachen ſie unruhig. Uebrigens ſind auch die Menſchen bei heftigem Winde ſo ſorglos nicht, und die Arbeiten zwiſchen dürren Bäumen werden verſchoben.

Höchſt ſelten ſoll Kälte die Arbeit im Freien mehr als zwei Tage nacheinander unterbrechen. Wo Pferde, Rindvieh, Schweine, die zarteſten Kälber nicht ausgenommen, ohne Stallung überwintern, kann die Witterung nicht ſehr rauh ſein. — Merkwürdig iſt, wie alle dieſe Thiere ſich ſo ſchnell an ihre Hofſtelle gewöhnen. Milchgebende Kühe werden freilich durch die eingeſperrten Kälber gefeſſelt. Deshalb gilt auch beim Verkauf einer ſolchen Kuh das Kalb als Zugabe und nie werden Kälber geſchlachtet. Dieß geſchieht zugleich aus dem Grund, weil ſie ohne Pflege und Koſten aufwachſen. In den erſten Monaten kehren die Kühe wenigſtens zweimal täglich zu ihren Jungen zurück und zwar zu beſtimmten Zeiten. Oft warten ſie Stunden lang an der Umzäunung bis das Thor ſich öffnet. Ein Theil der Milch wird ihnen dann abgenommen und mit dem andern Theil werden ſie zu den Kälbern gelaſſen. Nachher werden ſie wieder in's Freie getrieben, um ihr Futter ſelbſt zu ſuchen, was ihnen nicht ſchwer wird. Iſt die Erde mit Schnee bedeckt, ſo freſſen ſie die zarten Zweige der mancherlei Stauden; bei ſolchem Wetter öffnet man ihnen auch die Felder, damit ſie die Stängel und Blätter des abgeleſenen Mais verzehren. Das übrige Rindvieh nimmt Theil daran und es werden ihm jetzt gleichfalls einige Maisähren vorgeworfen. Daſſelbe ſoll indeß ohne alle Spende der Menſchen überwintern können. Eben ſo auch die Pferde. Die Schweine finden ſtets ſo viel in den Waldungen, daß ſie ganz fett werden, und ſie laſſen ſich deswegen im Sommer nicht oft ſehen; allein ſobald es kalt wird, kehren ſie zur Hofſtelle zurück, und wären ſie auch mehrere Monate lang ausgeblieben. Auch dieſen gibt man dann Mais, mehr um ſie an den Ort zu feſſeln, als um ſie zu ernähren. Nur diejenigen, welche zum Schlachten beſtimmt ſind, pflegt man

in Verzäunungen zu ſperren, und zur ſchnellen Förderung des Gewichts reichlich zu füttern. Kleine Gaben Salz ſind für Pferde und Rindvieh ein ganz vorzüglicher Köder. Sobald aber die Pferde oder Ochſen zur Arbeit gebraucht werden, wird ihnen Futter gereicht, wenn auch nur als Erſatz für die verlorne Weidezeit. Zehn bis zwölf Maisähren bilden für ein Pferd ein volles Maß, und ſechs und dreißig würden für den ganzen Tag genug ſein, ohne daß Heu oder Graſung nöthig wäre. Hundert ſolche Aehren mögen auf ein Büſchel gehen, und fünzig bis ſechszig Büſchel iſt der gewöhnliche Ertrag eines einzelnen Morgens. Ein Büſchel Körner ohne die Aehrenzapfen, wiegt gegen 55 bis 60 Pfund.

Die Art, wie die Hausthiere zurückzukehren pflegen, gewährt, beſonders für den Europäer, die überraſchendſten Auftritte. Rindvieh und Pferde folgen der Glocke des Heerdeführers. Nur die Kühe, welche Kälber haben, machen eine Ausnahme. Von einem lauten Hundegebelle in der Nähe der Hofſtelle werden dieſe jeder Zeit angezogen. Oft ſieht man ſie fern aus den Wäldern in größter Beſtürzung herbeirennen und ſich nicht eher beruhigen, bis ſie ihre Jungen unverſehrt wiſſen. Abends legen ſie ſich an die Außenſeite des Zauns, während die Kälber dicht an der Innenſeite lagern. Die Pferde erſcheinen an heitern Tagen im geſtreckteſten Laufe, mit kühnen Sprüngen, nachdem der Hufſchlag ſie ſchon lange vorher angekündigt hat. Sie ſpielen dann in fröhlichem Muthwillen fort, bis ihnen etwas Futter oder Salz gegeben wird. Manchmal erblickt man nach einer Abweſenheit von mehreren Monaten plötzlich mehrere Mutterſchweine mit Schaaren von Jungen, wodurch das Vermögen des Landwirths vermehrt wird, ohne daß er es ahnete *).

*) Jeder ordentliche Pflanzer beſitzt ein Werkzeug, womit er ſein Vieh (die Pferde ausgenommen) an den Ohren zeichnet, und wovon ein Abdruck auf der Canzlei des Bezirksgerichts (county-court), aufbewahrt wird. — Die Schweine leiden hier zuweilen an

So lange der Ansiedler nicht hinreichendes Fleisch von seinen Hausthieren hat, hält ihn die Jagdbüchse im Vorrath. Das Fleisch der Hausthiere kann zwar hier nicht theuer sein, auch kostet das Pfund Ochsenfleisch nur $1\frac{1}{2}$ Cents, und das Schweinefleisch blos 2 Cents (3 Kreuzer); aber es gibt so viel Wildpret, Hirsche, Truthühner, Feldhühner, Tauben, Fasanen, Schnepfen ꝛc., daß ein guter Schütze ohne alle Anstrengung den Bedarf einer großen Familie bestreitet. In den ganzen Vereinigten Staaten ist Jagd und Fischerei völlig frei, und an nichtumzäunten Orten kann ein Jeder*) jagen, wie und wenn es ihm gefällt, mit Hunden, mit Netzen, mit Schlingen, mit Büchsen, auf kleines Wildpret, wie auf großes. Die Hirsche, deren es im Missouristaate zwei Arten giebt (Cervus Virginianus et Canadiensis), sind meist sehr fett Das Fleisch ist wohlschmeckend. Allein selten nimmt der Jäger den ganzen Körper mit. Er begnügt sich mit der Haut und den Hinterschenkeln und hängt den Rest an einen Baum, damit irgend ein Anderer, der Lust hat, sich einen Braten holen könne. Truthühner trifft man in Heerden von zwanzig bis sechszig Stück. Sie sind besonders gegen Weihnachten sehr fett. Sie müssen wenigstens 15 Pfund schwer sein, sonst würde sie der Schütze nicht einmal mit nach Haus nehmen. Man kauft sie das Stück für $12\frac{1}{2}$ Cents**). Der Bison ist hier nicht

---

einem Uebel, welches die Nierenwurmkrankheit heißt, wobei ihnen ein mehrere Zoll langer und etwa zwei Linien dicker Wurm das Zellgewebe um die Nieren durchfrißt. Auch hat man Beispiele, daß Kühe giftige Milch gaben, deren Genuß bedenkliche Zufälle erregte.

*) Sklaven ist es jedoch untersagt Waffen zu tragen, worauf aber nicht streng gehalten wird.

**) Für 1 Doll. wöchentlich ist Kost und Wohnung zu haben. Der Unterhalt eines Pferdes geht dabei gewöhnlich frei durch. Ein solcher Ueberfluß erklärt auch die Gastfreundschaft, welche in den meisten Familien herrscht. Wo ein Haus ist, kann man auf Obdach und Bewirthung rechnen und selten wird ein Landwirth

mehr zu ſehen; er hat ſich weiter nach Weſten und nach Norden gezogen. Bären ſpürt man zuweilen noch. Aber Wölfe hörte ich faſt jeden Abend heulen, und dennoch gehen die Schafe ohne Hirten umher. Der Landmann leidet durch reiſende Thiere ſo wenig als durch Räuber und Diebe. Indeß wird geklagt, daß gegen Ende Aprils bis zur Hälfte Mai's die Ferkel von den Wölfinnen, die um dieſe Zeit werfen, gefährdet ſeien.

Obgleich die Pferdezucht hier ſo leicht iſt, ſo ſind die Pferde doch ziemlich theuer, weit theurer als im Ohioſtaat. Ein ſtarkes Zugpferd wird oft mit 80 bis 100 Doll. bezahlt. Es iſt unmöglich, alle Vortheile der Natur ſo ſchnell zu benützen. Die Butter koſtet in New-Orleans gewöhnlich über $^1/_2$ Doll. das Pfund und dennoch hat dieſer hohe Preis bisher nur wenige Sendungen aus dem Miſſouriſtaat veranlaßt. Die Waſſerſtraße iſt zwar gut genug, allein um viel Milch und Butter zu ziehen, müßte das Vieh wenigſtens zuweilen in Ställen gehalten werden, was bei der erſten Anſiedlung unthunlich ſcheint. Getreide, insbeſondere Mais und geſalzenes Fleiſch wird mit großem Gewinn in New-Orleans abgeſetzt. Die Boote werden ohne Schwierigkeit am Strand des Miſſouri verfertigt. Nach Süden werden auch die meiſten Pferde verkauft. Das bloße Sammeln der Ginſengwurzeln könnte eine Familie reichlich ernähren, der andern mannigfaltigen Medicinalgewächſe gar nicht zu gedenken. Allein man findet auf andere Art bequemer zu leben. Selbſt Mohn und Rüböl, wird noch nicht gezogen, wofür das Klima und der Boden doch ſo überaus günſtig wären. Für Auswanderer aus den Rheingegenden iſt Nichts wichtiger als der Weinbau. Wegen eines ſchnellen Abſatzes und guter Bezahlung dürfen ſie nicht beſorgt ſein. Die Amerikaner betrachten den Weinbau als eine Nationalſache, indem ſie ſagen, die alte Welt

---

von einem Mitbürger Bezahlung annehmen, geſchweige fordern. Das Geſagte gilt jedoch von dem Lande und den inneren noch weniger angebauten Gegenden. In den Städten werden für Wohnung und Koſt gewöhnlich 3—4 Dollars die Woche bezahlt.

habe ihnen außer dem Wein nichts mehr zu bieten. Sie verstehen indeß gar nichts vom Weinbau. Die Abkömmlinge der Britten konnten ihn von ihren Voreltern nicht lernen, weil er diesen selbst fremd war. Daß aber die Nachkommen der Franzosen, Schweizer und Deutschen darin eben so unerfahren sind, ist daher zu erklären, daß die erste Generation in der Bemühung für nähere Bedürfnisse zu sorgen, volle Beschäftigung fand; sie starb weg, ohne Weinberge anzulegen, wodurch allein ihre Kunde auf die Kinder hätte übergehen können. Es sind zwar hin und wieder Versuche gemacht worden, z. B. zu St. Louis und St. Charles, jedoch so, daß die Anlagen bald Wäldern glichen und kein Sonnenstrahl zu den Trauben durchzubringen vermochte*).

Eine kleine Familie hat Anfangs an einem vier bis fünf Morgen großen Ackerfelde vollkommen genug. Ein halber Morgen zu Weizen, zu dessen Aussaat es jedoch im ersten Herbst

---

*) In der Umgegend von Cincinnati haben die Deutschen mit sehr gutem Erfolge ausgedehntere Weinpflanzungen angelegt. Büttner sagt darüber: In der Nachbarschaft der Stadt wohnen eine Menge Weinbauern, welche Gärten besitzen, die denen im alten Vaterlande nichts nachgeben und noch das voraus haben, daß nach bisher gemachten Erfahrungen der Ertrag nicht so schlecht ausfällt wie in Deutschland. Diese Erfahrung und der gute Gewinn, den der Wein bringt (man zahlt nämlich für die Gallone 1 Dollar bis 1 Dollar 25 Cents), hat nicht wenig dazu beigetragen, den Weinbau sehr in Aufnahme zu bringen. Die alten Weinbauern haben ihre Weingärten vergrößert und andere neue Gärten angelegt. Im Jahre 1842 hat Mancher aus seinen jungen Pflanzen 2000 Gallonen Weins gewonnen und eine bessere Ernte als die Fruchtbauern gehabt. Die Deutschen fügen der Dichterstelle:

„Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein"

jetzt hinzu:

„Doch noch üppiger blühn in unserem Hain
Germaniens Reben, als dorten am Rhein."

gewöhnlich zu ſpät wird. Dann bleiben noch drei bis vier Morgen für Mais übrig.

Mais iſt in den weſtlichen Gegenden Amerikas ein Hauptgegenſtand der Landwirthſchaft. Man könnte ihn die Amme der wachſenden Bevölkerung nennen. Er dient allen Hausthieren zu Futter und Maſt. Das Mehl davon (meal ſchlechtweg, Weizen flower) gibt mit Milch gekocht eine ſehr nahrhafte geſunde, wohlſchmeckende Speiſe. Wird es aber mit dem gekochten Mark der Kürbiſſe (cucurbita pepo, pumkin) durchknetet, ſo läßt ſich ein Brod daraus backen, welches ich dem Weizenbrod vorziehe, beſonders wenn der Taig durch eine etwa zwölfſtündige Einwirkung der Wärme in Gährung gekommen iſt. Maismehl mit bloßem Waſſer oder Milch zum Taige gemacht und ohne Weiteres gebacken, gibt ein zu trockenes Brod; mit fetten Speiſen iſt es indeß wohl genießbar. Das Backen geſchieht in bedeckten eiſernen Töpfen, die an den Heerd geſtellt und oben und unten mit glühenden Holzkohlen verſehen werden. In den meiſten Haushaltungen wird jeden Tag friſches Brod bereitet, was, wie das Kochen und Backen überhaupt, bei dem ſtäten Vorrathe von glühenden Kohlen an den geräumigen Heerden nicht ſehr läſtig iſt. Uebrigens fehlt auch das Weizenbrod nicht. Es gibt ſehr viele Arten von Mais hier; der mit weißen und gelben Körnern iſt der gewöhnlichſte. Außerdem findet man rothen, blauen, blau- und rothgefleckten, und Körner, welche durchſcheinen, wie ſchöne Perlen. Dieſe Verſchiedenheiten erhalten ſich in der Fortpflanzung. Das Mehl iſt bei allen gleich. Die Stängel werden ſehr hoch, zehn bis fünfzehn, ja bis zwanzig Fuß.

Der Garten liefert die beſten europäiſchen Küchengewächſe. Erbſen und Bohnen gedeihen über alle Erwartung. Von Letzteren ſieht man nur die feinen Sorten. Um weder Stangen noch ein beſonderes Beet zu bedürfen, pflegt man ſie in die Maisfelder zu ſäen, wo dann die hohen Maisrohre den Ranken zur Stütze dienen. Dort pflanzt man auch Kürbiſſe, Salat und meh-

reres andere. Alles dieß geſchieht auf dem fetten Boden gleichzeitig, ohne die geringſte Düngung, nach zwanzig Jahren ſo gut als in dem erſten Sommer. Ich betheure, daß hierin nichts Uebertriebenes liegt, und daß ich mich von der Wahrheit vielfältig überzeugt habe. Einer meiner Nachbarn, Namens William Hencock, beſitzt eine Pflanzung an den Ufern des Miſſouri, die ſchon vor zwanzig Jahren angelegt worden iſt. Dieſelben Grundſtriche haben jedes Jahr die reichſte Ernte geliefert, welche keine Düngung zu ſteigern vermag. *) Die einzige Veränderung beſteht darin, daß auf den ſo lange benutzten Aeckern jetzt Weizen gezogen werden kann, der früher ſtets niederfiel. Jedoch verlangen einige Küchengewächſe thieriſchen Dünger. Der Pflanzer benimmt ſich dabei ſehr einfach; er läßt auf dem Raum für die Beete die Schafe übernachten. Gurken und Melonen (Waſſermelonen und andere) gibt es jedes Jahr in Menge, verſteht ſich ohne alle Pflege. Eine gute Frucht für die Haushaltung ſind auch die ſüßen Kartoffeln (sweet patatoes, zum Unterſchied von den gewöhnlichen, irish patatoes); ſie brauchen einen langen Sommer und würden ſich in Deutſchland wohl nicht gehörig entwickeln. Im Dampfe von wenigem Waſſer zubereitet ſchmecken ſie wie die beſten Kaſtanien. Morgens beim Kaffee ſind ſie mir ſehr willkommen; ob ich gleich an dem gebratenen Fleiſch, welches gewöhnlich dazu aufgetragen wird, ſelten ſo früh Theil nehmen kann. Die Pflanze rankt wie Gurken über dem Boden.

Im zweiten Jahr kann auch Baumwolle gezogen werden, jedoch nördlich vom Miſſouri nur für den Familienbedarf. Ueberhaupt iſt es das Streben des amerikaniſchen Landwirths, für Speiſe und Getränke, ſowie für Kleidungsſtücke, eigentliche Putz-

*) Man ſiehe dagegen unten den Abſchnitt: „Ackerbau und Viehzucht im Miſſouriſtaate.“ Die dort ausgeſprochene abweichende Meinung findet in der Verſchiedenheit des Bodens der einzelnen Gegenden ihre Erklärung.

ſachen ausgenommen, kein Geld auszugeben; deshalb wird auch Flachs und Hanf gebaut und eine kleine Heerde Schafe gehalten. Dieſe Produkte werden gänzlich im Hauſe verarbeitet. Das Spinnrad fehlt nirgends, und iſt kein Webſtuhl da, ſo geht die Hausfrau oder eine ihrer Töchter von Zeit zu Zeit zu einer Nachbarin, die im Beſitze dieſes Werkzeugs iſt. Wie die meiſten Männer das Schuhmachen verſtehen, ſo fällt es wenigen Weibern ſchwer, außer den eigenen Kleidern auch die Kleider der Männer zu verfertigen, und zwar ſo ziemlich nach den wechſelnden Anſprüchen der Mode.

Iſt die Haushaltung einmal eingerichtet, ſind die erſten Anſchaffungen einmal beſtritten, ſo lebt die ganze Familie ſorglos und vergnügt, ohne ein einziges Stück baaren Geldes. Und dieß iſt der wahre Grund, daß kleinere Summen hier weit weniger geachtet werden, als in Europa. Bringt der Mann einige Baarſchaft heim, ſo hat die Frau gleich Etwas nöthig, und gewöhnlich iſt die Ruhe des Hauſes ſo lange geſtört, bis Alles in dem nächſten Laden (stone), meiſt für Flitterſtaat, wieder ausgegeben iſt, die kleinſte Münze iſt eine Silbermünze von $6^1/_4$ Cents (9 kr.); Kupfermünzen ſieht man in den weſtlichen Staaten gar nicht. Bloß für die Steuern bedarf man des baaren Geldes. Dieſe ſind aber ſo unbedeutend, daß kaum daran gedacht wird. Vom Bunde erworbenes Land iſt in den erſten fünf Jahren ganz frei. Die beſteuerten Gegenſtände werden ſo mäßig geſchätzt, daß 6 Doll. ſchon als die Abgaben eines beträchtlichen Guts gelten. Wer ſo viel bezahlt, der beſitzt wenigſtens 4 bis 6 erwachſene Pferde, vierzig bis fünfzig Stück Rindvieh, hundert Schweine und eine Heerde Schafe. Für die Bundesregierung wird ſelten eine direkte Steuer erhoben, für den einzelnen Staat aber jedes Jahr. Außer den erwähnten Abgaben kennt der Landwirth durchaus keine Laſten. Er kann ſeine Produkte zum atlantiſchen Meer oder zum Golf von Mexiko, ohne die geringſte Taxe oder Inſpektion ſenden. In Deutſchland wird man mit Verwunderung hören, daß nicht

blos der Abschätzer, sondern auch der Einnehmer der Steuern sich zu jedem Bürger verfügen muß. Niemand ist verpflichtet, ihm die Steuern zu bringen, ob es gleich auf dessen freundschaftliches Ersuchen von den Meisten geschieht.

Wie im ganzen Westen, so ist es auch hier noch ziemlich üblich, den Arbeitslohn (bei Taglöhnern wie bei Handwerkern) in Tauschgegenständen (trade) zu entrichten. Es rührt dieß aber weniger von einem absoluten Mangel an Geld her, als von dem Bestreben, durch Bildung von Aequivalenten den Verkehr zu erleichtern. Denn die Tauschsachen haben keinen festen Preis, sondern sie werden in jedem einzelnen Fall von den Contrahenten oder von zugezogenen Dritten nach dem wahren Geldwerthe geschätzt, wobei um so weniger Schwierigkeit stattfindet, als Jeder die Ueberzeugung hat, daß eine wirkliche Versilberung ohne besonderen Verlust möglich sei. Unter der spanischen Herrschaft war es anders. Damals hatten gewisse Waaren, namentlich Häute und Pelze, einen gesetzlichen unveränderlichen Werth. Früher war es auch hier nicht selten, beim Mangel von Scheidemünzen, Piaster und halbe Piaster ohne Weiteres nach dem Augenmaaße zu zerstückeln. Eine ängstliche Knickerei ist dem Amerikaner überhaupt völlig fremd.

Aus diesen Zügen mag man auf das Loos des hiesigen Pflanzers schließen und zugleich sich auch die Frage beantworten, was für das Wohlbefinden desselben jetzt noch zu wünschen sei. Ich wüßte wahrlich durchaus nichts Anderes als die Annehmlichkeit eines bessern Wohngebäudes, und der dazu erforderliche Aufwand ist wieder im grellsten Widerspruch mit den gewöhnlichen europäischen Vorstellungen. Man muß bedenken, daß dieses Wohngebäude lediglich für den Aufenhalt der Personen berechnet zu werden braucht, da im Uebrigen Nebengebäude aushelfen, die fast gar Nichts kosten. Für 50 Dollars würde man mehr als ein Halbdutzend Nebengebäude, als Küchen, Rauchhäuser, Schoppen, Scheunen und Ställe aufführen können, und das durch tagweise gedungene Leute, was nicht die

wohlfeilſte Art iſt. Ein erträgliches, hölzernes Wohnhaus koſtet etwa 200 bis 300 Dollars; für 500 bis 600 Doll. aber läßt ſich ein anſtändiges Haus aus Ziegeln bauen; was in den Seeſtädten mehr als das Vierfache koſten würde.

Hat der Landwirth die erſten harten Jahre der Anſiedelung überwunden, ſo lebt er in einer Lage, welche die eines deutſchen Bauern von gleichen Vermögensumſtänden unendlich übertrifft.

Der Boden iſt ſo fruchtbar, daß die Maisernte nichts Anderes erfordert, als ein bloßes Aufbrechen (einmaliges Pflügen). Darauf werden mit demſelben Pflug von zwei Seiten des rechtwinklichen Ackers zu den gegenüberſtehenden Furchen gezogen, in Zwiſchenräumen von vier Fuß, womit, wie man ſagt, das Feld zur Saat abgelegt iſt. Kinder pflegen dann auf die Durchſchnitte der Furchen drei bis vier Maiskörner fallen zu laſſen und ein Erwachſener ſcharrt, mit einem leichten Karſt etwas Erde darüber. Dies geſchieht in der letzten Hälfte des Monat Mai. Etwa vier Wochen nachher, ſobald die Sprößlinge 1 bis 1½ Fuß hoch ſind, wird mit einem Pferde einige Mal durch die Zwiſchenräume gepflügt und das Unkraut zerſtört. Darin beſteht die ganze Arbeit bis zur Ernte. Denn die allgemeine Aufſicht über die Umzäunungen kann nicht Arbeit heißen. Wo noch dürre Bäume ſind, hat man gewöhnlich vor dem Aufbrechen des Bodens den einen oder den andern niedergefallenen Stamm oder Zweig wegzuſchaffen. Auch hierin weiß der Amerikaner ſich leicht zu helfen. Statt dicke Stämme mit der Art anzugreifen, legt er in beſtimmten Zwiſchenräumen glühende Kohlen auf die Oberfläche und einzelne Stücke Holz dazu. Bloßes Schüren und ferneres Zulegen von wenigem Holze, etwa vier- bis ſechsmal wiederholt, reicht hin, innerhalb 48 Stunden die größten Maſſen in Theile zu zerlegen, die ſich mittelſt zwei Pferden ohne Mühe zuſammenfahren laſſen, um vereint vom Feuer vollends verzehrt zu werden. Zur Vorbereitung für die nächſte Saat gehört noch das Wegſchaffen der Maisſtengel der vorigen Ernte, ſie werden entweder niedergeſchlagen (meiſt von

Kindern) oder niedergewalzt, dann durch eine Egge zusammengescharrt und verbrennt. Wer keine Egge hat, bedient sich ganz einfach eines von Pferden geschleppten Büschels Reiser. Auf die Aussaat des Weizens, Roggens und des Hafers wird ebenfalls weit weniger Arbeit verwendet, als in Europa. Freilich leidet dieses Getreide auch viel vom Unkraut. Allein der überflüssige Raum, der nicht so ängstlich benutzt zu werden braucht ersetzt diesen Verlust wieder, und eine europäische Sorgfalt würde hier eine Verschwendung menschlicher Kräfte sein.

Für die meisten lästigern Arbeiten der Haushaltung gibts die bedeutendsten Erleichterungen. Muß z. B. für reine Wäsche gesorgt werden, so wird an dem nahen Bach ein Feuer angezündet und ein Kessel darüber gehängt; die Bleiche kann auch nicht ferne sein. Soll geschlachtet werden, so bieten sich ähnliche Vortheile dar. Gewöhnlich wird das Schlachtvieh, Ochsen sowohl als Schweine, durch Büchsenschüsse getödtet. Mit etwas Futter lockt man die Thiere zur schicklichen Stelle, und höchst selten verfehlt ein Schuß sein Ziel. Eine einzelne Person kann auf diese Weise das ganze Geschäft übernehmen; wiewohl es Sitte ist, daß die Nachbaren sich darin wechselseitig unterstützen.

Endlich muß ich noch der irrigen Meinung begegnen, daß Schwierigkeit des geselligen Verkehrs die Schattenseite der gepriesenen Lage des amerikanischen Ansiedlers sei. Man entschlage sich doch ja der Vorstellung, als ob sein Zweck eine große Absonderung von den Nachbaren gebiete und bedenke zugleich, daß eine Entfernung von ein paar Stunden hier selbst für das weibliche Geschlecht verschwindet. Keine Familie ist so arm, daß sie nicht wenigstens zwei Pferde besitzt. Auf Anschaffung dieser Thiere, die mit so geringen Kosten unterhalten werden, richtet Jedermann sein erstes Bestreben; demnächst auf gute Sättel und es ist nichts Ungewöhnliches, für einen Frauensattel 24 bis 30 Doll. auszugeben; was an der atlantischen Küste, z. B. in Baltimore, freilich für drei Sättel hinreichen würde. Frau und Mädchen, Alt und Jung, reiten — querſitzend nach

engliſcher Weiſe — ohne alle Beſchwerde, ſchnell oder langſam und ausdauernd; wie die Männer. Es vergeht keine Woche, daß die Hausfrau nicht zum Beſuche der Nachbarinnen ausreitet, in Begleitung oder allein. Sonntags kann nur das Wetter zurückhalten. Oft verläßt dann die ganze Familie das Haus, ohne die mindeſte Beſorgniß vor Dieben. Manche Häuſer haben nicht einmal Schlöſſer, obgleich die bloßen Küchengeräthe mehr als 20 Doll. werth ſind. Pferderennen *), Hahnenkämpfe und Scheibenſchießen geben wie in Nordamerika überhaupt, ſo auch hier den häufigſten Anlaß zu Verſammlungen der Männer. (Ausz. aus Dudens Reiſe.)

Die Lage der deutſchen Farmer im Miſſouriſtaate.

Um dem Leſer eine Vorſtellung von der Lage der Farmer in der ſchönen Miſſouri-Gegend zu geben, ſcheint es am paſſendſten, die deutſchen Landleute, nach Verhältniß des von ihnen aus der Heimath mitgebrachten Vermögens ſowohl, ſo wie ihrer körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften, unter drei verſchiedene Abtheilungen zu bringen, und die Lage einer jeden von dieſen für ſich zu betrachten.

Da aber unter den deutſchen Farmern in Miſſouri der Bauernſtand wohl die meiſten und gewiß im Allgemeinen auch die tüchtigſten und glücklichſten Mitglieder zählt, ſo halte ich es für das Paſſendſte mit der Schilderung ſeines Zuſtandes zu beginnen.

Ein deutſcher Bauer, welcher ſogleich nach ſeiner Ankunft

*) In einigen Staaten iſt das Wettrennen verboten, z. B. in New-York und Maſſachuſetts. In Connecticut ſind auch Hahnenkämpfe verboten. Sie gehören unſtreitig zu den grauſamen Spielen. Den Kämpfern werden die natürlichen Sporen abgeſchnitten und ſtatt deren ſehr ſpitzige ſtählerne angebunden, wodurch der Kampf in wenigen Augenblicken tödtlich wird.

in Missouri eine Farm kaufen, oder eine solche auf Congreßland anlegen will, muß in dem letzten Falle wenigstens eine Summe von 400 Dollars und im erstern eine noch weit bedeutendere mitbringen. Denn 80 Aecker Congreßland (weniger dürfen nämlich nach den über dessen Verkauf bestehenden Gesetzen nicht abgelassen werden) kosten 100 Dollars. Vieh hat wenigstens denselben Preis wie in Deutschland, Ackergeräthe dagegen einen weit höheren. So wird z. B. in St. Louis ein guter Ochsenwagen mit wenigstens 78 Dollars bezahlt, und andere Hülfsmittel des Ackerbaues sind, wenn man die Preise mit den in Deutschland üblichen vergleicht, nicht billiger. Dies wird besonders dem Gärtner einleuchten, wenn er genöthigt ist ein elendes, nach kurzem Gebrauche sich verbiegendes Grabscheit mit 1 Dollar in St. Louis zu bezahlen. Hat nun aber der Bauer seine 80 Aecker Congreßland, das unentbehrlichste Vieh, nämlich ein Paar Zugochsen, ein Pferd, eine Kuh mit dem Kalbe und einige Schweine, nebst dem nöthigsten Ackergeräthe gekauft: so muß er noch Geld genug haben, um davon sich und seine Familie ein Jahr lang erhalten und ein Blockhäuschen bauen zu können. Selbst aber dann, wenn wir bei dieser Berechnung das Pferd weglassen, was jedoch dem Landmanne, der nicht von dem Nachbar eins zum Bepflügen des indischen Korns leihen kann, ganz unentbehrlich ist, wird es für den neuen Ansiedler schwierig sein, mit einer geringeren, als der genannten Summe im ersten Jahre auszukommen. Daß er keine Schulden auf sein Land macht, setze ich nämlich voraus, denn bei dem hohen Zinsfuße von 10 Prozent in Missouri, würde es sonst wahrscheinlich bald für ihn verloren sein. In Illinois waren die Zinsen während meines Aufenthaltes daselbst noch höher und 12 bis 12½ Prozent wurden gewöhnlich bezahlt.

Bedarf aber der sich auf Congreßland ansiedelnde Bauer wenigstens 400 Dollar, um dieß ausführen zu können, so muß wohl derjenige, welcher schon urbar gemachtes Land mit einem darauf erbauten Blockhäuschen kauft, einer größeren Summe

bedürfen. Der geringste Preis einer 80 Acker, wovon 19 urbar gemacht waren, enthaltenden Farm betrug in dem von Duden geschilderten Theile des Missouristaates, wenn ein wohnliches Blockhaus daraufstand, im vorigen Jahre 350 bis 400 Dollars. Alle übrigen bei einer Ansiedelung auf Congreßland erforderlichen Ausgaben, die für das Haus abgerechnet, fallen dem Käufer einer solchen Farm ebenfalls zur Last, und so ist die Annahme, daß er nicht wohl mit weniger als mit 600 Dollars den Ankauf und die Einrichtung der Farm, so wie seinen Unterhalt bis zur nächsten Ernte bestreiten könne, gewiß nicht übertrieben.

Uebrigens bin ich weit davon entfernt, denjenigen jungen und kräftigen Bauern, welche zur Auswanderung geneigt sind und die genannte Summe nicht besitzen, davon abrathen zu wollen. In der früheren Zeit meines Aufenthaltes in Amerika war es tüchtigen Arbeitern möglich, durch Backsteintragen in St. Louis täglich $1^1/_2$ Dollar und beim Aus- und Einladen der Dampfböte noch mehr zu verdienen, wo denn ein sparsamer Mann in einigen Jahren so viel erübrigen konnte, als er bedurfte, um selbst eine Farm anzukaufen und einzurichten.

Nach der später durch die vielen Bankrotte der Kaufleute und die Zahlungsunfähigkeit der Banken in Amerika entstandenen Geldnoth und Stockung der Geschäfte möchte ich aber jeden Arbeitsmann, der sich dort die zum Ankaufe einer Farm erforderliche Summe zu erwerben gedenkt, warnen, seine Auswanderungspläne auszuführen, bevor er sichere Nachricht erhalten hat, daß die dortigen Verhältnisse sich für Leute seines Standes günstiger gestaltet haben.

Nehmen wir nun an, daß ein auf Congreßland angesiedelter Bauer mit Hülfe von Frau und Kindern oder anderer Angehörigen in Zeit von wenigen Jahren 20 Acker Landes urbar gemacht und mit Fenzen umgeben hat. Diese benutzt er zwar größtentheils zum Anbau von Mais, doch bestimmt er auch einen Theil davon für die, selbst in Amerika dem Deutschen unentbehrlichen Kartoffel und zu einem Gärtchen. Das zur Betrei-

bung des Ackerbaues und zur Nahrung für ihn und seine Familie erforderliche Vieh weidet in der Nähe der Wohnung, so daß ihm dessen Unterhalt nicht die geringsten Kosten verursacht, und neben seinem Blockhause hat er noch einen Pferdestall errichtet. Ein herrlicher Quell sprudelt in der Nähe seiner Wohnung hervor, dessen lauteres Wasser, nebst der gesunden Lage des Gärtchens viel dazu beiträgt, ihn und seine Familie frisch zu erhalten. An Speck, Maisbrod und Kartoffeln fehlt es ihm nie. Ist er recht wirthschaftlich, so baut er auch Kohl und Gemüse für sich und seine Familie. Vielleicht findet er es auch vortheilhaft, etwas Tabak zu seinem eigenen Gebrauche und zum Verkaufe zu ziehen, oder andere Produkte, die er im Ueberflusse hat, zu verwerthen und sich von dem Ertrage manche kleine Bedürfnisse anzuschaffen. Sind seine Farmerarbeiten geendigt, so geht er nach St. Louis, wo er wohl einen Monat lang bleibt, um bei den Bauten, oder bei andern Arbeiten zu helfen. Für das dort erworbene Geld kauft er theils die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, theils benutzt er es, um bei Gelegenheit sein Hauswesen und seinen Viehstand zu verbessern. Abgaben hat er allerdings, diese sind aber so unbedeutend, und bei der Abschätzung seiner Habe verfahren die mit diesem Geschäfte beauftragten Männer so nachsichtig, daß ihre Entrichtung nicht leicht beschwerlich fallen kann.

Der nämlichen Vortheile, welche der auf Congreßland angesiedelte Bauer genießt, sobald er es urbar gemacht und seine Landwirthschaft gehörig eingerichtet hat, erfreut sich natürlich derjenige noch früher, welcher eine schon angebaute Farm zu kaufen vermag.

Uebrigens muß ich noch als einen Vorzug des hier geschilderten Theiles von Missouri erwähnen, daß dort nicht leicht dem Landmanne das nöthige Holz zum Brennen, womit man in Amerika sehr verschwenderisch umgeht, und zur Unterhaltung der Fenzen fehlen wird. Dieses wächst zwar in den meisten Gegenden Amerikas im Ueberflusse, doch giebt es andere, worunter ich besonders mehrere von mir besuchte in Illinois rechne, wo

der Mangel daran auf die ganze Lage des Landmannes höchst nachtheilig wirkt.

Rechnet man zu allen diesen Vortheilen noch den hinzu, daß der Farmer in Amerika keinem andern Stande nachsteht, daß der Bauer, wenn er nicht versäumt, sich um das Bürgerrecht zu bewerben, schon nach einem Aufenthalte von 2 Jahren im Missouristaate seine Stimme bei der Wahl der Obrigkeiten mit abzugeben das Recht hat, und daß er, was ich mit für das Wichtigste halte, in der hier beschriebenen Gegend unter Landsleuten lebt, so kann man seine Lage nur für eine glückliche halten.

Der zweiten Abtheilung der Farmer, nämlich denen aus dem deutschen Mittelstande, die kein bedeutendes Vermögen besitzen, sei es, daß sie in Deutschland Ackerbau getrieben haben oder nicht, ist im Allgemeinen ein sehr verschiedenes Loos von dem der ersten beschieden. Diese Männer verlassen, durch Schriften, die das Farmerleben mit allzu reizenden Farben und die davon unzertrennlichen Arbeiten und Entbehrungen als unbedeutend schildern, verlockt, oft eine sehr günstige Lage in der Heimath, um das ihrer Einbildung vorschwebende Paradies aufzusuchen, welches sie dann freilich in der Wirklichkeit ganz anders finden, als sie erwartet hatten. Oft fehlt ihnen sogar das zur ersten Einrichtung einer Farm unentbehrliche Geld, denn auch die mit dieser verknüpften Kosten pflegen in solchen Büchern bei weitem zu gering angeschlagen zu werden, und manche, die zuversichtlich glaubten, Geld genug zu haben, um ein wohlangebautes Landgut zu kaufen, sind genöthigt, sich auf Congreßlande anzusiedeln. Wie sauer muß nun diesen Männern das beschwerliche Urbarmachen von Waldlande werden, wobei sie Tag für Tag Bäume zu fällen, oder was noch weit angreifender ist, Fenzeriegel zu spalten haben. Ja, doppelt so schwer, als Andern muß die Täuschung solche Arbeiten denjenigen machen, die sich nach ihren Büchern einbildeten, sie würden dieselben mit Leichtigkeit, ja fast spielend verrichten können. Viele dieser Männer aus dem Mittelstande verwünschen den Landbau und

diejenigen, welche in ihnen den Entſchluß zur Reiſe brachten, ſich damit zu beſchäftigen, und ſuchen entweder auf eine andere Weiſe ihren Unterhalt in Amerika zu erwerben, oder kehren, wenn ſie das zur Rückreiſe nothwendige Geld erſchwingen und in Deutſchland auf irgend ein Unterkommen rechnen können, in ihre Heimath zurück. Aber auch diejenigen zu dieſer Abtheilung der Farmer gehörigen Männer, welche vermögend ſind, eine urbar gemachte Farm zu kaufen, fühlen ſich gewöhnlich höchſt unglücklich. So lange die von zu Hauſe mitgebrachten Kleider, das Schuhwerk und Geld nachhalten, ſind ſie noch leidlich zufrieden. Sobald aber dieſe verbraucht ſind, gerathen ſie in die bitterſte Verlegenheit, denn bei der Entfernung von St. Charles oder St. Louis können ſie die Produkte des Ackerbaues nicht vortheilhaft genug verkaufen, um dafür die nöthigen Kleider und das unentbehrlichſte Schuhwerk anzuſchaffen, zumal da ſie nebenbei noch Geld auf manche Bedürfniſſe, als Zucker, Kaffee, Thee u. ſ. w. verwenden, welche der deutſche Bauer entweder gar nicht kennt, oder doch gern entbehrt. Die Viehzucht aber, welche in von Städten entfernten Gegenden Amerikas ungleich mehr Gewinn bringt, als der Ackerbau, weil die Produkte derſelben, als Fleiſch, Butter und Käſe ungleich koſtbarer, und die Ausgaben für ihren Transport verhältnißmäßig geringer ſind, als diejenigen, welche auf die Fortſchaffung der Produkte des Ackerbaues verwendet werden müſſen, läßt ſich ohne bedeutenden Aufwand nur nach und nach heben. Sie kann alſo während der erſten Jahre keinen anſehnlichen Gewinn bringen. Gleich den Farmern aus dem Bauernſtande als Taglöhner zu arbeiten, um Geld zum Kleiderkauf zu erwerben, ſchämen ſich dieſe Männer aus den ſogenannten gebildeten Ständen, und doch ſuchen ihre Frauen nicht von den amerikaniſchen Bäuerinnen das Weben und Kleidermachen zu lernen. Viele zu dieſer Abtheilung gehörige Farmer ſind überdies gewöhnt, ſich wiſſenſchaftlich zu beſchäftigen, aber wie könnten ſie daran denken, Bücher zu kaufen, da ihnen oft die Mittel fehlen, ſich die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe an-

zuſchaffen? Aus den angeführten Gründen und nach der eigenen Ausſage vieler unter ihnen kann ich dieſe zweite Klaſſe von Farmern im Allgemeinen keineswegs für glücklich halten.

Unter die dritte Abtheilung rechne ich diejenigen, welche ein anſehnliches Vermögen aus Deutſchland mitbringen und große Güter kaufen, welche ſie entweder durch Taglöhner oder durch Neger bearbeiten laſſen. Zu dieſer Klaſſe gehören nur wenige Männer, von denen ich bloß einen perſönlich kenne. Doch habe ich von den meiſten gehört, daß ihr mitgebrachtes Vermögen ſehr abgenommen hat, was auch bei den im Miſſouriſtaate mit einer ſolchen Betreibung der Landwirthſchaft, wie die Ihrige, verbundenen Ausgaben und Schwierigkeiten nicht wohl anders ſein konnte. Will nämlich jemand in den deutſchen Anſiedelungen ſein Land durch freie Arbeiter beſtellen laſſen, ſo muß er einem jeden von ihnen täglich wenigſtens einen halben Dollar bezahlen, ein Lohn, der mit dem höchſt mittelmäßigen Abſatze der Produkte in dieſer Gegend außer allem Verhältniſſe ſteht. Will er dagegen Neger halten, ſo erfordert der Ankauf derſelben eine große Summe, die durch ihre Arbeit nicht leicht wieder eingebracht wird. Ein junger, kräftiger Neger männlichen Geſchlechts wurde ungefähr mit 1000 Dollars bezahlt und man verſicherte mir, Eversmann, welcher mit Duden zuſammen die Reiſe nach Miſſouri machte, habe einen widerſpenſtigen und bösartigen Sklaven für 1100 Dollars in St. Louis verkauft. Ja, von 6 bis 7jährigen Kindern erzählte man, ſie ſeien für 300 Dollars gekauft worden. Abgeſehen von der bedeutenden Ausgabe, welche die Anſchaffung der Neger erfordert, ſollte auch noch der Umſtand den deutſchen Landmann davon abhalten, daß ſie gewöhnlich Deutſchen weit weniger gehorchen, als Amerikanern. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich durch eine gewiſſe Geringſchätzung, welche ſie gegen jene hegen, und dadurch, daß ihnen in der Regel die Einwanderer weniger Furcht einzuflößen wiſſen, als die Eingebornen. (Lenz, Reiſe nach St. Louis.)

Der Ackerbau und die Viehzucht im Miſſouriſtaate.*)

Die Betreibung des Ackerbaues im Miſſouri-Staate iſt von der in Europa üblichen hauptſächlich deswegen verſchieden, weil in jenem faſt alles Vieh das ganze Jahr durch frei auf der Weide umherläuft, wogegen es bei uns den Stall im Winter gar nicht verläßt, und im Sommer doch wenigſtens am Abende dahin zurück kehrt. Daher muß in Amerika der Landmann (dort Farmer genannt) vor allen Dingen dafür ſorgen, ſeine Felder gegen den Einbruch des Viehes zu ſchützen. Man hört in Europa öfters Klagen über die durch das Wild in Aeckern und Gärten verurſachte Verwüſtung; und doch, wie gering iſt der von einem Rudel Hirſche oder Rehen angerichtete Schaden, wenn man ihn mit der gänzlichen Vernichtung der Aernte vergleicht, die in Amerika oft durch große in Felder und Gärten einbrechende Heerden von Kühen und Schweinen in kurzer Zeit bewirkt wird. Als Beweis dieſer Behauptung mag die Thatſache dienen, daß die Aernte meines eigenen Hausgenoſſen im vorigen Herbſte, da er ſeine frühere Pachtung aufgegeben, und ſich ſelbſt ein Landgut gekauft hatte, ſo gänzlich vom Viehe zerſtört wurde, daß er dadurch einen Schaden von mehreren Hundert Dollars erlitt. Um einem ſolchen Unfalle vorzubeugen, wird das von Bäumen und Sträuchen geſäuberte, und dadurch zur Urbarmachung vorbereitete Land mit einer Umzäunung (Fenze) umgeben, welche von anſehnlicher Höhe ſein muß, um das Ueberſpringen der Pferde und Kühe zu verhindern, und dicht genug, um das Durchkriechen kleiner Schweine unmöglich zu machen. Die zuletzt genannte Thiergattung, von welcher der Amerikaner große Schaaren zu halten pflegt, iſt dem Ackerbau vorzüglich gefährlich. Denn ſie thut nicht nur an der Aernte, wo es ihr gelingt in ein Feld einzubrechen, unſäglichen Schaden,

*) Das hier Geſagte findet auch auf die übrigen weſtlichen Staaten mit weniger Beſchränkung ſeine Anwendung.

indem sie weit mehr umwühlt und umbricht, als verzehrt, sondern sie wühlt auch häufig schon im Frühjahre den Saamen aus der Erde. Dabei ist sie sehr schwer von den Feldern abzuhalten, denn gelingt es auch nur einem Schweine, sich durch die Umzäunung zu drängen, so folgen bald viele andere nach, und solche an den Besuch gewisser Ländereien gewöhnte Säue sind oft selbst durch eine unter andern Umständen für gut geltende Befriedigung nicht davon abzuhalten. So sah ich mehrmals, daß Ferkel sich mit solcher Gewalt zwischen die Fenzeriegel gedrängt hatten, daß sie weder vor noch rückwärts konnten, und in dieser Lage die unbarmherzigsten Prügel, ohne entweichen zu können, erdulden mußten.

Die Einzäunung der Felder wird auf verschiedene Art gemacht. In der Nähe der Stadt, wo Land und Holz theuer sind, und man deswegen sparsam damit umgeht, werden in gerader Linie, gleich weit von einander entfernte Pfosten senkrecht in die Erde gerammt, und mit einander durch wagrecht darin gefügte Bretter oder Querhölzer verbunden. Dagegen pflegen in größerer Entfernung von der Stadt, wo man Raum und Holz nicht zu schonen braucht, alle Befriedigungen aus eckenförmig über einander gelegten, ungefähr drei Zoll im Durchmesser haltenden, zehn Fuß langen Holzstücken (Fenzeriegeln) zu bestehen. Das Hundert von diesen kostete, um die Zeit meiner Abreise, in St. Louis fünf Dollars, so daß eine solche Einzäunung in der Nähe der Stadt sehr hoch gekommen sein würde. Tiefer im Lande aber, wo größerer Ueberfluß an Holz ist, sind die Fenzeriegel weit wohlfeiler, und ein Landmann bezahlt dort, wenn er die Bäume liefert, das Hundert mit einem halben Dollars, was weit wohlfeiler zu sein pflegt, als wenn er die Riegel selbst verfertigen wollte, weil diese äußerst mühsame Arbeit große Uebung erfordert.

Nach gehöriger Befriedigung des Feldes wird der Boden aufgebrochen und besäet, wo er dann anfangs, ohne gedüngt worden zu sein, eine reichliche Aernte hervorbringt. Bekanntlich

gibt es Gegenden in Amerika, besonders Niederungen an den Ufern der Flüsse, oder von Bächen durchschlängelte Thäler, wo das Land viele Jahre bebaut werden kann, ohne des Düngers zu bedürfen. Anders ist es aber in der Nähe von St. Louis. Hier versäumt kein tüchtiger Farmer sein Land, wenn es nicht ganz frisch aufgebrochen ist, so gut als möglich zu düngen, und mein Nachbar Riet, ein Amerikaner, versicherte, daß er von dem gedüngten Lande fast noch einmal so viel ärnte, als von dem ungedüngten. So war auch auf den wohlgedüngten Wiesen meines Hausgenossen im vorigen Jahre kein übler Graswuchs, während auf den daran gränzenden, nicht gedüngten, der Mad. Berthold, bei ganz gleicher Lage, das Gras so schlecht stand, daß es gar nicht benutzt werden konnte. So viel zur Belehrung derjenigen, welche glauben, in Amerika sei der Dünger überall ganz überflüssig, ja sogar schädlich. Obgleich nun aber gerade häufig das Gegentheil der Fall ist, und gewiß selbst viele Amerikaner diese Ueberzeugung hegen, so können sie ihr doch bei dem jetzigen Betriebe der Landwirthschaft nicht immer folgen, denn woher sollen die meisten den Mist nehmen, da das Vieh beständig im Freien umherläuft.

Von den im Missouristaate gebauten Getreidearten ist der Mais, oder wie er in Amerika genannt wird, das Korn bei weitem die wichtigste, da er das Hauptnahrungsmittel von Menschen und Hausthieren, besonders auf dem Lande ausmacht. Die ergiebigsten Ernten bringt er auf frisch urbar gemachten Aeckern, wo andere Getreidearten nicht immer gedeihen. Er wird in Reihen gepflanzt, zwischen denen man nach der bei den Kartoffeln üblichen Art durchpflügt, sowohl um das Unkraut zu vertilgen, als auch um mehr Erde an die Wurzeln zu bringen. Einige Landleute suchen beide Zwecke durch das beschwerliche Behacken jeder einzelnen Pflanze zu erreichen. Doch glaube ich nicht, daß bei dieser Verfahrungsart ein bedeutend höherer Ertrag der Felder erlangt wird, und halte sie nur dann für nothwendig, wenn das Bepflügen zu lange aufgeschoben worden ist, so daß üppi-

ges, zwischen den Reihen des Korns wucherndes Unkraut den Durchgang des Pfluges hindert.

Geräth der Mais, dann kann das Jahr für ein gesegnetes gelten, denn aus Maisbrod und Speck, wozu am Morgen und Abend Kaffee oder Thee getrunken wird, bestehen in Missouri und in den angränzenden Staaten alle drei Mahlzeiten des Landmannes. Vor jeder von diesen wird übrigens das Maisbrod frisch, entweder nach der Art kleiner Brödchen in der Pfanne, oder in Form eines dicken Kuchens im Kessel gebacken, und jederzeit warm genossen. So kommen auch alle andern unser Brod ersetzenden Mehlspeisen bei dem Landmann warm auf den Tisch. Diese bestehen aus kleinen, nach Art der Pfannkuchen, aus Weizen, Buchweizen oder Mais gebackenen Kuchen und aus warmen Zwiebäcken von Weizenmehl. In der Stadt dagegen erhält man in jedem anständigen Gasthause gutes feines Weizenbrod; aber Roggenbrod ist dem Amerikaner völlig unbekannt, und auch in deutschen Gasthäusern nicht zu haben.

Obgleich aus dem Gesagten hervorgeht, daß die Kochkunst der amerikanischen Bäuerinnen sehr einfach ist, denn selbst die außer dem Maisbrode beschriebenen Mehlspeisen pflegen nur Gästen zu Ehren, oder bei andern festlichen Gelegenheiten bereitet zu werden: so vertändeln sie doch einen großen Theil ihrer Zeit am Kamin, hauptsächlich mit Backen des Brodes. Schmackhafte Braten können sie gar nicht bereiten, weil es ihnen an den dazu nöthigen Geräthschaften fehlt, indem ihre sämmtlichen Küchengeräthe aus einem, bei den besser Eingerichteten an einer Kette, über dem Feuer hängenden Kessel, und einem Schaffe bestehen. Oft erregte die Verzweiflung der deutschen Bäuerinnen über diese elenden Kochanstalten mein Mitleid. Doch konnte die nämliche Empfindung einen Reiz zum Lachen nicht dämpfen, als ich einen sehr würdigen und wohlhabenden Mann, welcher in Deutschland wichtige Staatsämter bekleidet hatte, die Mahlzeit für seine zahlreiche Familie bereiten, und andere Geschäfte einer ehrsamen Hausfrau verrichten sah.

Ueber den Mais muß ich hier noch bemerken, daß er gewöhnlich das einzige Körnerfutter der sämmtlichen Hausthiere in Amerika ausmacht; denn Pferde werden nur ausnahmsweise von einigen Landleuten mit Hafer gefüttert; ferner, daß man Kühe und Pferde nach der Maisärnte in die Felder läßt, wo sie an den Blättern des indischen Kornes eine gute Nahrung finden; so wie auch die den Samenkolben einschließende Hülse als vorzügliches Futter für Kälber gilt.

Außer dem Mais, wird noch etwas Weizen und Hafer gebaut, so wie tiefer im Missouri-Staate Taback. In Illinois zieht man sowohl die angeführten Getreidarten, als auch Buchweizen und Ricinus, oder Wunderbaum (castor — beans, von den Amerikanern genannt), den ich hier als eine in Deutschland nicht einheimische Pflanze kurz beschreiben will.

Er ist krautartig, 6—8 Fuß hoch, mit großen, handförmigen Blättern und traubenförmiger Blüthenstaude. Die Frucht ist eine dreiklappige, dreisamige Kapsel. Die Kerne enthalten ein dickflüssiges, farbloses, fettes Oel (Ricinus- oder Castor-Oel), das, im unverdorbenen Zustande, mild schmeckt, blaß, weingelb aussieht, und als gelindes Abführungsmittel wirkt. Der Genuß des Wunderbaumes pflegt öfters den Kühen tödtlich zu werden. Daher müssen diejenigen, welche sich mit dem Anbaue desselben befassen, die damit bestandenen Felder vorzüglich gut befriedigen, weil sie im entgegengesetzten Falle gehalten sind, allen durch ihre Nachlässigkeit entstandenen Schaden zu ersetzen.

Ferner wird die für Deutschland so wichtige Kartoffel gebaut, welche mir aber in Missouri nicht ganz so wohlschmeckend und mehlig schien, als im Vaterlande, und ein anderes in Ansehung der Wurzeln den Kartoffeln nicht unähnliches Gewächs, welches deßwegen von den Amerikanern die süße Kartoffel genannt wird. Doch gehört diese Pflanze nicht, wie die eigentliche Kartoffel, zu der Gattung Nachtschatten (Solanum), sondern zu den Winden (Convolvulus Batatas). Sie rankt auf der Erde hin und treibt fünf bis acht Zoll lange, dicke Knollen von ver-

schiedener, hauptsächlich rother und gelber Farbe, welche zwar auf mancherlei Art zubereitet, gewöhnlich aber in Asche geröstet werden.

Die Amerikaner pflegen diese Frucht der eigentlichen Kartoffel vorzuziehen; mir dagegen wollen sie so wenig munden, daß ich vielmehr ihren Geschmack eckelsüß fand. Doch konnte dies vielleicht mit in fehlerhafter Zubereitung der Wurzeln seinen Grund haben. Dem Landmanne macht die Behandlung der Batate viel Mühe; denn sie muß, um eine reichliche Aernte zu geben, wenigstens viermal des Jahres hoch behäufelt, und von allem Unkraute gänzlich rein gehalten werden.

Noch zieht man verschiedene Rübenarten, besonders die gewöhnliche rothe, und eine kleine sehr wohlschmeckende weiße, desgleichen verschiedene Arten Melonen und Kürbisse, diese vornämlich als Viehfutter.

Die Blumengärtnerei ist in und bei St. Louis noch sehr zurück, und ich habe bemerkt, daß in Töpfen gezogene Blumen ungemein theuer bezahlt werden; dagegen wird jetzt in vielen nahe und fern von der Stadt gelegenen Gärten der Gemüsebau mit so glücklichem Erfolge betrieben, daß der Ertrag für das Bedürfniß der Stadtbewohner ausreicht und nur solche Gärtner auf höhere Preise rechnen können, welche frühzeitige Gemüse zum Markte bringen. Zwar mögen wohl bei St. Louis alle gewöhnlich in Deutschland gebauten Gemüsearten fortkommen, nur gedeihen sie nicht immer so gut als bei uns; denn einige, wie Erbsen und Salat, werden schneller hart und unschmackhaft. Früher wurde der Gartenbau bei der Stadt fast ausschließlich von Franzosen und Anglo-Amerikanern betrieben. In der letzten Zeit haben jedoch auch einige Deutsche angefangen sich damit zu beschäftigen, und so dürften wohl im kurzen manche unserer deutschen Gemüse, die bis jetzt noch auf dem Markte von St. Louis fehlten, als Puffbohnen und Spinat, auf den Tafeln der deutschen Gasthöfe erscheinen, da beide Gemüsearten im Frühlinge dieses Jahres in dem Garten eines meiner Nachbarn,

der den Samen aus Deutschland mitgebracht hatte, im besten Gedeihen waren.

Obgleich der Gartenbau in Amerika nicht viel anders als bei uns betrieben wird, so ist er doch ungleich beschwerlicher, wegen des üppig wuchernden und kaum zu vertilgenden Unkrautes. Besonders ist das Ausjäten einer Art Portulak mühsam, die, wenn ich vierzehn Tage hintereinander vom Morgen bis zum Abend im Garten gehackt und gejätet hatte, daß mir der Rücken schmerzte, und nun endlich fertig zu sein glaubte, schon wieder vom neuen die zuerst gereinigten Beete überzog.

Diese kurze Skizze des Land- und Gartenbaues mag die Bemerkung schließen, daß das auf den Wiesen gebaute Timothy-Gras ein grobes und auch wohl an Kraft dem deutschen nachstehendes Heu giebt; wenigstens sollte man dies daraus schließen, daß die im Missouri im Winter mit Mais und Heu genährten Kühe weniger Milch geben, als die Kühe in Deutschland, selbst wenn sie, was freilich nicht häufig der Fall ist, eben so reichlich gefüttert werden, als bei uns. Auch scheinen die in den Prairien wachsenden Gras- und Klee-Arten, obgleich üppig genug treibend, auf die Milcherzeugung nicht so günstig zu wirken, als unsere vaterländischen; denn ungeachtet das Vieh in Missouri gewöhnlich größer ist und stärkere Euter hat, als in Thüringen: so giebt es doch im Allgemeinen im Sommer, selbst nach guter Winterfütterung, weniger Milch. Daß aber den ganzen Winter hindurch im Freien weidende, oder nur von den Blättern des Maises in dieser Jahreszeit spärlich genährte Kühe auch in der guten Jahreszeit weniger Milch geben, als solche, die in Gegenden leben, wo sie das ganze Jahr hindurch hinreichende Nahrung haben, versteht sich von selbst.

Kopfklee wird auch hin und wieder in der Gegend von St. Louis angebaut.

Von dem Ackerbaue gehe ich nun zu der auf das engste damit in Verbindung stehenden Viehzucht über.

Daß alle Hausthiere in Missouri zu jeder Jahreszeit im Freien ausdauern, habe ich bereits erwähnt, und es zeigt sich in diesem Lande der günstige Einfluß einer freien, naturgemäßen Lebensweise auf dieselben in ihrem ganzen Umfange. Denn wer würde wohl bei uns glauben, daß dort die Sau, ohne Nachtheil für die Jungen, im tiefen Schnee ferkelt, und daß diese auf dem winterlichen Lager ihre deutschen, in Ställen verpflegten Geschlechtsverwandten von gleichem Alter an Munterkeit noch übertreffen, was ich doch im vorigen Winter selbst gesehen habe. Glücklicherweise dauern Schnee und Frost in Missouri selten lange, denn anhaltend strenges Winterwetter überwältigt und tödtet doch endlich diese kräftigen Frischlinge. Auch erst wenige Wochen alte Kälber sind so munter und fast so flüchtig wie junge Hirsche, so daß wir zuweilen schaarenweise zu Roß und zu Fuß ausziehen mußten, um sie einzufangen, was jedoch nicht immer gelang; Schnee und Kälte aber vermögen sie nicht so gut wie Ferkel zu ertragen.

Wie ist es aber möglich, wird mancher denken, daß dieses frei weidende Vieh sich nicht verläuft, oder nicht gestohlen wird? Beides geschieht allerdings nicht selten und ist unvermeidlich; doch hat man gegen das Verlaufen die Vorkehrung getroffen, daß jeder Landmann sein Vieh auf eine besondere, auch den Nachbarn kenntliche Weise zeichnet, so daß diese jedes mit dem ihrigen weidende und an ihren Hof kommende Stück auf Verlangen einfangen und von dem im Walde umher irrenden wenigstens dem Besitzer Nachricht geben können. Den Viehdiebstahl aber sucht man durch Gesetze, die sowohl ihn selbst, als auch die Aenderung des Zeichens der Thiere aufs Strengste verbieten, zu hindern.

Hier bemerke ich noch, daß das Reiten fremder Pferde mit einer Geldstrafe von fünfzig Dollars gebüßt wird, was deßwegen dem Einwanderer zu wissen höchst nothwendig und wichtig ist, weil er ohne Kenntniß dieses Umstandes, sehr leicht die erwähnte Strafe verwirken kann. Wenn rings um seine Woh-

nung Schaaren von Pferden weiden, ohne im Geringſten benutzt zu werden, während er entweder gar kein Pferd hat, oder es doch zu den nöthigſten Feldarbeiten braucht, muß es ihm da nicht als etwas ſehr Unſchuldiges erſcheinen, ein ſolches Thier zu einem kleinen Spazierritt oder zu einer Feldarbeit einzufangen, ſobald er das Bedürfniß dazu fühlt, und zwar um deſto mehr, da ihn das gutmüthige Zutrauen der Pferde ſelbſt dazu einzuladen ſcheint. Denn nirgends gibt es wohl ſanftere und größere Anhänglichkeit an den Menſchen zeigende Pferde, als dieſe frei umher laufenden in Miſſouri und Illinois. Der Reitluſtige nähert ſich alſo mit einer Hand voll Salz, oder mit einer Maiskolbe demjenigen Pferde, welches er am liebſten beſteigen möchte, und lockt es damit in den Stall, hier legt er ihm Sattel und Zaum an, und trabt fröhlichen Muths zum Hofe hinaus. Noch iſt er aber nicht weit gekommen, ſo begegnet ihm der Beſitzer des Pferdes, erkennt es, und fällt dem Reiter in die Zügel, und dieſer muß noch froh ſein, mit fünfzig Dollars Pferdemiethe für ſeinen Spazierritt los zu kommen; denn leicht kann es geſchehen, daß er als Pferdedieb ins Gefängniß geſetzt, und als ſolcher beſtraft wird. Sollte aber auch dies nicht der Fall ſein, ſo iſt doch ſchon der bloße Verdacht, daß jemand ein Pferd habe ſtehlen wollen hinreichend, ihn dem allgemeinen Haſſe und der allgemeinen Verachtung Preis zu geben, da der Amerikaner kein größeres Verbrechen, als den Pferdediebſtahl kennt, und der ärgſte Schimpfname, welchen er ſeinem Todfeinde beilegt, verdammter Pferdedieb (damned horse-stealer) zu ſein pflegt. Wie ſummariſch aber das Volk zuweilen mit Männern, die auf fremden Pferden geritten hatten, verfährt, wenn es einmal Argwohn gegen ſie gefaßt hat, davon zeigt folgender Fall, welcher ſich in Illinois ereignet hat. Hier ſtürmte ein Volkshaufe zur Nachtzeit das Haus des Verdächtigen, und zerſtörte es gänzlich. Ihm ſelbſt aber wurde, nachdem er viele Mißhandlungen erduldet hatte, nur dadurch

das Leben gerettet, daß einer der Angreifer ihn heimlich entwischen ließ.

Obgleich es aber so streng verboten ist, ein fremdes Pferd auch nur zu besteigen, so hat doch ein jeder das Recht, Pferde und anderes Vieh, deren Eigenthümer und Zeichen ihm unbekannt sind, einzufangen, und den Friedensrichter davon zu benachrichtigen. Es wird dann eine genaue Beschreibung des eingetriebenen Stückes aufgesetzt, von der man eine Abschrift an das Markthaus in St. Louis, die andere aber in der Nähe einer der besuchtesten Straßen anschlägt. Erscheint dann der Besitzer, und fordert sein Eigenthum, so muß es ihm zurück gegeben werden. So lange er sich aber nicht meldet, hat der Einfänger des Viehes das Recht, es ganz als sein Eigenthum zu benutzen.

Wie häufig das Vieh, ungeachtet aller dagegen gebrauchten Maßregeln, sich in Amerika zu verlaufen pflegt, kann ich aus eigner Erfahrung bezeugen; denn die Umgegend meiner Wohnung war, wegen vorzüglicher Weide, der Lieblingsaufenthalt von Kühen und Pferden aus der Nähe und Ferne Selten verging daher ein Tag, an welchem nicht Eigenthümer von verloren gegangenem Vieh sich darnach bei mir erkundigten, und gute Belohnung versprachen, wenn ich zur Wiedererlangung desselben behülflich sein wollte. So hatte mir noch kurz vor meiner Abreise ein französischer, an der Straße nach dem Arsenal, auf der meiner Wohnung entgegengesetzten Seite von St. Louis, lebender Gastwirth fünf Dollar versprochen, wenn ich seinen mir wohl bekannten, vorzüglich schönen und zahmen Hengst, der öfters an meinen Hof zu kommen und dann von mir mit Salz oder Mais gefüttert zu werden pflegte, einfangen wollte. Dies bewerkstelligte ich ohne Schwierigkeit und miethete, weil eben unsere Pferde beschäftigt waren, für $^3/_4$ Dollar das Pferd eines Nachbarn, mit dem ich in der ärgsten Mittagshitze zu dem Franzosen trabte, um ihm die fröhliche Botschaft zu überbringen. Doch statt sich zu bedanken, versichert er, daß ihm an der Wiedererlangung

des Pferdes gar nichts gelegen ſei (er glaubte es nämlich ſchon ganz ſicher zu haben) und von den fünf Dollars war nicht einmal die Rede. Natürlich empörte mich eine ſolche Behandlung, und rief mir das Sprichwort: „wer zuletzt lacht, lacht am beſten," ins Gedächtniß. Zu Hauſe angelangt, jagte ich daher ſogleich den Hengſt des Betrügers in die benachbarte Waldung, und als er kurz darauf ankam, um ihn abzuholen, wies ich ihn mit der Bemerkung dorthin, daß ich nicht hätte vermuthen können, er würde eines ihm gleichgültigen Pferdes wegen, einen ſo weiten Weg machen, und daß ich es deßwegen frei gelaſſen hätte. Ganz verſchieden handelte der Fleiſcher Slokum in St. Louis, ein Amerikaner, den ich hier namentlich anführe, weil er eine unter Amerikanern ſeltene Ehrlichkeit zeigte. Ein ihm entlaufener Ochſe pflegte mit unſerm Vieh auf die Weide zu gehen, und in deſſen Geſellſchaft auf den Hof zu kommen. Slokum, der davon gehört hatte, kam zu uns und bot gleichfalls fünf Dollars, wenn wir ihm den Ochſen wieder verſchaffen wollten. Da nun dieſer bei der nächſten Fuhr in die Stadt unſern Ochſen nach Slokums Hauſe folgte, kam der gewiſſenhafte Mann, welcher bei der Ankunft des Wagens nicht zu Hauſe geweſen war, am folgenden Tage heraus und bezahlte die verſprochenen 5 Dollars.

Nachdem, was im Vorhergehenden über die Viehzucht im Miſſouriſtaate geſagt worden iſt, ſollte man meinen, das Vieh würde dort, weil es ſo wenig zu erhalten koſtet, ſehr wohlfeil ſein, dies iſt aber wenigſtens nicht überall der Fall. Der Grund davon mag wohl vornämlich in der ſtarken Einwanderung zu ſuchen ſein, denn früher war der Preis des Viehes wirklich ungemein niedrig. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Miſſouri dagegen wurden Pferde mittlerer Güte von der dortigen, zwar ſehr ſanften und lenkſamen, aber von Größe und Güte den deutſchen Raçen kaum gleichkommenden Pferderaçe mit 60 — 100 Dollars bezahlt. Gute Kühe mit Kälbern koſteten 20 — 30 Doll. Wer übrigens ſo vieler Kühe mit Kälbern bedurfte, daß er die

Koſten der Reiſe nach der Schweizerniederlaſſung in Illinois, einige 30 Meilen von St. Louis, nicht zu ſcheuen brauchte, konnte ſie dort für 16—26 Doll. erhandeln. Das Paar gute Zugochſen wurde mit 60—80 Doll. bezahlt. Aus dieſer Berechnung ergiebt ſich zugleich, daß Fleiſch in St. Louis nicht billiger, ſondern vielmehr etwas theurer verkauft wird, als bei uns.

Auf dieſe allgemeine Darſtellung des bei der Viehzucht in Miſſouri üblichen Verfahrens, mögen hier noch einige Bemerkungen über die Zucht der in dieſem Lande am häufigſten vorkommenden Hausthiere folgen.

Von dem Pferde bemerkte ich ſchon im Vorhergehenden, daß dieſe Thiergattung die einzige zu ſein pflegt, der man Ställe erbaut, jedoch ſind dieſe gewöhnlich nur für Stuten, die im Begriffe ſind zu fohlen oder vor kurzem gefohlt haben, und für ihre Fohlen beſtimmt. Zur Errichtung des Stalles braucht man nur wenig Zeit, denn ſobald der Landmann einen ſolchen bedarf, fahrt er die dazu erforderlichen Blöcke herbei und erſucht dann die ſämmtlichen Nachbarn, ihm bei ſeiner Arbeit behülflich zu ſein. Dieſe erſcheinen ſchon am frühen Morgen und jeder hilft nach Kräften das Werk zu fördern. Den Geſchickteſten wird das Behauen der Blöcke, da wo ſie auf einander zu liegen kommen, übertragen. Die Uebrigen ſind mit Herbeiſchaffung derſelben beſchäftigt. So kann die ganze Arbeit ſchon um Mittag geendigt ſein und ſchließt dann mit einer Mahlzeit, an der alle Gehülfen Theil nehmen. Sonderbar erſchien es mir, als einem mit der amerikaniſchen Sitte nicht Vertrauten, daß nur Männer ſich an die Tafel ſetzten, während die Frauen dem Schmauſe zuſahen; daher erſuchte ich eine von dieſen, meinen Platz einzunehmen, was ſie aber lachend und erröthend ablehnte. Nachdem wir uns geſättigt hatten, ließen ſich die Frauen auf unſern Plätzen nieder und verzehrten die Ueberbleibſel des Gaſtmahls. Wird die Errichtung des Stalles erſt am Nachmittage beendigt, ſo bewirthet der Eigenthümer desſelben die Gehülfen noch mit einer Abendmahlzeit. An Whiskey darf es überdies, wenn der

Wirth nicht als geizig verschrieen sein will, den Arbeitern nicht fehlen.

Aus dieser Schilderung ergibt sich, daß ein Stallbau in Missouri von dem eigene Waldung besitzenden Landmanne mit sehr geringem Aufwande bewerkstelligt werden kann. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem Häuserbau, denn auch bei diesem helfen die Nachbarn.

Gute Beschäler werden sowohl von Einzelnen, als auch von Gesellschaften gehalten. In Illinois sah ich einen solchen von mittlerer Größe und ungemeiner Schönheit bei einem Major der Miliz, Namens Ferguson. Dieser Hengst gehörte, wie man mir sagte, einer Gesellschaft und hatte 500 Dollars gekostet. Anfangs mußten für den Gebrauch desselben jedesmal 15 Doll. Sprunggeld bezahlt werden. Da sich aber mehrere Landleute in der Nachbarschaft Beschäler anschafften, mußte die Gesellschaft den Preis auf 5 Doll. herabsetzen.

Rindvieh (Hornvieh würde nämlich keine passende Benennung sein, da manchen Stücken die Hörner fehlen) weidet in der Umgegend von St. Louis auf der Missouriseite in außerordentlicher Menge. Denn der Milchverbrauch in dieser Stadt ist deßwegen sehr groß, weil in jedem Haushalte beim Frühstücke und Abendessen Kaffee oder Thee mit Milch getrunken zu werden pflegt, welche allein von der Missouriseite eingeführt wird, da, wie man mir sagte, in Illinois noch keine Anstalten getroffen waren, um von da aus einen Beitrag zum Milchbedarfe der Stadt zu liefern. Hiervon mochte wohl der Grund zum Theil in dem hohen Fahrgelde, welches jeder Wagen bei der Ueberfahrt über den Mississippi zahlen muß, zum Theil aber auch darin liegen, daß die Milchleute ihre Milch den Kunden nicht früh genug vor das Haus würden bringen können. Jeder Milchmann hat nämlich seine bestimmten Kunden, denen er von dem Milchkarren aus mit einer Klingel seine Ankunft verkündigt, worauf sie herauskommen und das verlangte Maas Milch erhalten. Zu spät darf er aber ja niemals erscheinen, oder gar des

ſchlechten Wetters wegen ausbleiben, denn in dieſem Falle würden ſeine Kunden ihm gar bald untreu werden.

Daß man die Kälber in Miſſouri bei dem Hauſe einſperrt, um durch ſie die Kühe am Abende von der Weide in den Hof zu locken, habe ich ſchon bemerkt. Die Kühe werden, wie es ſich eben ſchickt, bald von Männern, bald von Frauen gemolken, und man pflegt, um ſich das Melken zu erleichtern, vor dem Beginnen desſelben die Kälber erſt ein wenig an den Kühen ſaugen zu laſſen. Einige Milchleute bei St. Louis beſitzen eine große Menge Rindvieh. So hatte unſer Nachbar Riet, ungeachtet er im vorigen Winter durch den tiefen Schnee und Froſt über dreißig Kälber einbüßte, einige hundert Stück, und mein Hausgenoſſe C. Stiesmeier, bevor er einen Theil ſeines Viehes verſteigerte, etwa 160 und darunter mehr als 40 Milchkühe. Dieſe wurden an jedem Morgen und Abende gemolken, die Milch in ein großes blechernes Gefaß zuſammen geſchüttet und in das blos für dieſen Zweck, über einer Quelle, errichtetes Haus gebracht, von wo die Morgenmilch am Abende und die Abendmilch am Morgen in die Stadt geſchafft wurde. Der Rahm wurde nicht von der Milch abgenommen und überhaupt habe ich während meines ganzen Aufenthaltes in Amerika keinen genoſſen. Kalbfleiſch iſt gleichfalls ſelten, da kein Landmann die ihm zum Anlocken der Kühe unentbehrlichen Kälber verkaufen wird. Doch helfen ſich die Fleiſcher nicht ſelten dadurch, daß ſie noch ganz junge Kälber in den Waldungen und Prairien aufſuchen und entwenden.

Von frei in den Wäldern herumlaufenden Schweinen gibt es in Miſſouri und Illinois eine unermeßliche Menge. Sie finden, wenn Nüſſe und Eicheln gerathen im Buſche hinreichende Nahrung und ſind zu Anfang des Winters gut bei Leibe. Bis dahin kommt nur ein Theil von ihnen am Morgen und Abende zu der Umzäunung des Hofes, wo ihnen, um ſie anzukirren, wenige Maiskörner gereicht werden. Nach dem Eintritte des Winters aber pflegen auch die bis dahin ausgebliebenen Säue

vor dem Hofe zu erſcheinen. Man fängt dann die zum Mäſten beſtimmten mit Hülfe von Hunden ein und bringt ſie in eine kleine Befriedigung, wo ſie, bei hinreichendem Futter und Waſſer, gewöhnlich ſchon nach 14 Tagen bis 3 Wochen zum Schlachten fett genug zu ſein pflegen. Dieſes aber, ſo wie alle damit verknüpften Geſchäfte, muß der Landmann ſelbſt verrichten. Der Amerikaner, welcher keine Wurſt zu machen verſteht, tödtet die Schweine durch einen Büchſenſchuß.

Schafe habe ich in Miſſouri und Illinois nur wenige geſehen. Dieſe müſſen zwar in größerer Entfernung von der Stadt, wo viele Wölfe ſind, zur Sicherheit am Abende in eine wohlverwahrte Befriedigung gebracht werden, doch verſicherte man mir, daß ſie in dieſer ganz ſicher wären, weil die kleinen Prairiewölfe ſich nie in eine ſolche Verzäunung dicht bei einem Hauſe wagten, in welchem Hunde gehalten würden.

Maulthiere, aus Santa Fè eingeführt, werden in und bei St. Louis häufig zum Ziehen gebraucht.

Von dem zahmen Geflügel iſt das Haushuhn bei weitem am wichtigſten. Viele Landleute haben davon große Schaaren, die ihnen um ſo nützlicher ſind, weil ihr Unterhalt faſt nichts koſtet, da ſie ihr Futter größtentheils ſelbſt im Freien ſuchen und nur zuweilen im Winter etwas zu erhalten brauchen; das Dutzend Eier aber in St. Louis wohl nicht leicht unter 12 Cents, zuweilen ſogar im Winter für $^3/_4$ Dollars verkauft wurde. Dem Gartenbeſitzer verurſacht das Huhn freilich vielen Verdruß und Schaden, doch wird es hinreichen, dieſe läſtigen Gäſte zu verſcheuchen, wenn er von Zeit zu Zeit einige der in den Garten dringenden Hühner erſchießt. Ihr Nachtquartier pflegt die Hühnerſchaar gewöhnlich auf den in der Nähe des Hauſes ſtehenden Bäumen oder Sträuchern zu nehmen. Die für die Küche beſtimmten pflegt man zu ſchießen und dazu ſolche zu wählen, welche nicht gern in der Nähe des Hauſes verweilen.

Außer Haushühnern habe ich in Miſſouri wenig zahmes Geflügel bemerkt, obgleich man alle bei uns gewöhnlichen Arten,

als Gänſe, Enten, Truthühner, Perlhühner und Tauben hie und da bei den Landleuten antrifft. In Illinois findet man dagegen beſonders Gänſe weit häufiger, auch ſind dort die zahmen Truthühner nicht ſelten. (Lenz, Reiſe nach St. Louis.)

Hinterwäldler Schulen.

Unter den Hinterwäldler Schulen darf man ſich ja keine ſolchen denken, die mit denen unſres lieben Vaterlandes die geringſte Aehnlichkeit hätten, wo der Backel in gewaltiger Hand regiert und die armen Schulkinder zitternd den donnernden Worten des Schulmonarchen lauſchen; o wie ſehr verſchieden ſind dagegen die Schulen in den backwoods. In der ungefähren Mitte der Anſiedlung, aus welcher Kinder in die Schule geſchickt werden ſollen, ſo daß die Entfernung, welche dieſe an jedem Tage zu machen haben, höchſtens drei bis vier Meilen beträgt, wird aus rohen Stämmen ein Blockhaus aufgeſchlagen, gedeckt, ein Kamin von Lehm aufgeführt und die Oeffnungen oder die Spalten zwiſchen den Stämmen, eine einzige ausgenommen, die ſich ungefähr vier Fuß über der Erde an einer Seite hinzieht, verſtopft, die letztere aber offen gelaſſen, weil ein langes Brett ſchrag davor befeſtigt wird, um von den Kindern als Schreibtiſch benutzt zu werden, und die offen gelaſſene Spalte ihnen dazu dienen ſoll, hinlängliches Licht zu erhalten.

Sonſt iſt, wie in allen andern Blockhütten, kein Fenſter in dem Schulhauſe, und ſelten ein Bretterboden gelegt, ſo daß die Thüre Winter und Sommer aufſtehen muß. Iſt es recht kalt draußen, ſo erlaubt der Lehrer den Kindern dann und wann ein wenig aufzuſtehen, um ſich am lodernden Kaminfeuer, an dem er ſich ſelbſt, auf dem einzigen Stuhle, ſehr breitbeinig niedergelaſſen hat, zu erwärmen.

Die entfernter Wohnenden kommen ſtets zu Pferde und

binden dieselben, während der Schulzeit, an die umherstehenden Bäume. Ihr Mittagsessen bringen sie sich natürlich mit und treten erst gegen Abend wieder den Heimweg an.

Die gewöhnlichen Waldschulen beschäftigen sich fast ausschließlich mit Buchstabiren, Lesen, Schreiben und Rechnen; selten versteigen sie sich zur Geographie und Geschichte, die sich dann auch nur auf die der Vereinigten Staaten beschränkt.

Höchst selten ist es, daß die Lehrer selbst mehr wie lesen und schreiben können, wobei ihnen dann natürlich nicht viel daran liegt, ihre Schüler gescheidter zu machen, als sie selbst sind. Ich sah sogar einen jungen Mann Unterricht im Schreiben geben, dessen Schüler (und er hatte deren bis zu einem Alter von 18 und 20 Jahren) nicht einmal lesen konnten, was sie schrieben, sondern nur die Buchstaben ungefähr mit demselben Vortheil für ihre Ausbildung nachmalten, mit dem wir Hieroglyphen zeichnen würden.

Es mochte 12 Uhr sein, als wir am Schulgebäude vorüberkamen, und Lehrer und Schüler waren gerade eifrig beschäftigt, Ball zu schlagen, was bei schöner Witterung fast jeden Mittag ihre Erholung ist. Nachher geht dann die ganze Gesellschaft (es waren fast lauter erwachsene, junge Leute) mit desto größerem Eifer wieder an das Buchstabiren *).

Ein ländliches Fest im Hinterwalde.

— — Da der 4. Juli, der amerikanische Befreiungstag, in wenigen Tagen fiel, wo ein Farmer am fourche la fave einen Schmaus geben wollte (der Amerikaner thut selten oder

*) Diese und die folgenden Skizzen sind theils dem Auslande, theils den Werken von F. Gerstäcker entnommen, der in seinen Schilderungen überall eine genaue Kenntniß der amerikanischen Verhältnisse an den Tag legt und sich dabei als einen scharfen Beobachter kund gibt.

nie etwas, ohne einen Zweck im Auge zu haben, ſo hatte dieſer z. B. die Hoffnung, auf das nächſte Mal als Mitglied der Legislatur erwählt zu werden, und hoffte, durch dieſen öffentlichen Schmaus die Leute günſtig für ſich zu ſtimmen), ſo beſchloſſen wir, dieſen noch mit abzuwarten, um auch einmal einem Feſte in Arkanſas beizuwohnen, da ich noch nie bei einem ſolchen geweſen war.

Im Frühjahr ſind dieſe Feſte oder „froliks“, wie ſie ſie nennen, häufig. Wenn z. B. die Stämme der umgeſtürzten Bäume, die in den Feldern liegen und die der Farmer zerhauen hat, und wozu er ſpäter die Nachbarn zuſammenruft, ſie auf Haufen zu rollen und anzuzünden, und dieſe dann Alle kommen, ihm zu helfen, ſo wird das ein „log rolling frolick*)“ genannt, ſind nun noch Frauen im Hauſe, ſo haben dieſe gewöhnlich irgend eine Steppdecke (quilt) zu nähen, die ſie aus bunten, drei- und viereckigen Stückchen Kattun zuſammenſetzen, wozu ſie dann die jungen Mädchen aus der Nachbarſchaft einladen und das Ganze einen „quilting frolick“ **) taufen. Gegen Abend folgt dann gewöhnlich ein fröhlicher Tanz oder Pfänderſpiel der Arbeit.

Ich war bis jetzt auch noch nicht zu einer dieſer Vergnügungen gegangen, denn ich hatte mich nicht unter Menſchen geſehnt und war lieber allein geblieben, doch da ich jetzt wieder in den Wald ging, vielleicht erſt in langen Monden zum geſelligen Leben zurückkehrte, wollte ich auch wenigſtens noch einmal vergnügte Menſchen ſehen.

Der 4. Juli brach an, und gegen 10 Uhr machte ich mich, meine Büchſe zu Hauſe laſſend, auf, dem etwa 4 Meilen entfernten Verſammlungsorte zuzuſchlendern. Da eine Maſſe Heidelbeeren am Wege wuchſen, hielt ich mich ſehr bei dieſen auf und gelangte erſt gegen Mittag an den Ort der Beſtimmung.

Hier war reges Leben, denn die ganze Umgegend war ver-

*) Klötze-Rollen-Feſt.

**) Steppdecken-Feſt.

ſammelt, und die rauhen „backwoodsmen“ (Hinterwäldler) wogten in bunten Gruppen durcheinander; manche in Jagdhemden, worunter auch ich gehörte, viele in wollenen, von ihren Frauen ſelbſt gewebten Röcken, und mehrere der Bequemlichkeit wegen in Hemdärmeln. Im Freien waren Feuer angezündet, wo mächtige Braten dampften, und an einem ſchattigen Platze, nahe am Hauſe, waren mehrere Frauen beſchäftigt, einen gewaltigen, langen Kaffee zu kochen.

Schon von ferne tönte mir die ſchrille Muſik einer einzigen Violine entgegen, und ich fand richtig in dem einen Flügel des Doppelhauſes das junge Volk im eifrigen Tanze begriffen. Da ich nicht einmal unſere heimathlichen Tänze, Walzer und Rutſcher kann, alſo viel weniger die ſonderbar beweglichen Amerikas, verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß ich mich nicht zu dieſem Vergnügen drängte, und ich amüſirte mich damit, die Ankommenden zu beobachten, die in bunten Gruppen von des Countys Ecken und Enden hergeſchneiet zu ſein ſchienen. Eine große Anzahl junger Mädchen fanden ſich ein, die, leicht und anmuthig auf ihren Pferden daher galoppirend, vom ſchnellen Ritte erhitzt, mit gerötheten Wangen gar nett und intereſſant ausſahen; ſie ſchienen aber mehr auf einer Pilgerfahrt begriffen, als zu einem Tanze zu kommen, denn alle hatten kleine, manche auch ziemlich große Bündel an den Sattelknöpfen hängen; jedoch achtete ich nicht weiter darauf und half mehreren, mit denen ich etwas bekannt war, von den Pferden.

Unter der Zeit war Mittag ziemlich herangerückt, eine lange Tafel wurde vor dem Hauſe gedeckt, und Bänke und Stühle herbeigeſchafft, um Sitze genug zu haben, da aber der Tiſch unmöglich alle faſſen konnte, ſo nahmen die Damen (ganz gegen die ſonſtige häusliche Sitte der Amerikaner) zuerſt Platz, und die jungen Leute warteten auf, wo ich dann natürlich nicht der letzte war. Das Mittageſſen beſtand aus Rinder- und Schweinebraten, ſüßen und anderen Kartoffeln, Maisbrod, Kuchen, Milch und Kaffee, und ging ruhig vorüber. R. hatte

überdieß noch für die Damen ein Kistchen Wein mitgebracht, das diese denn auch gar bald ausleerten.

Nach dem Essen wurde eine kurze Anrede an das versammelte Publikum, zu Ehren des 4. Juli, des Geburtstags der Vereinigten Staaten, gehalten, und wieder von Neuem ging der Tanz los; aber eine Menge verschiedener Gruppen, die mich vielmehr interessirten und die sich auf ihre eigene Art beschäftigten, waren malerisch um das Haus herum vertheilt. Hier lag eine Partie kräftiger, sonnverbrannter Gestalten im Grase gelagert und erzählten sich ihre Jagdabenteuer; dort saßen zwei auf einem umgestürzten Baume, wie auf einem Pferde, und spielten auf dem Stamme zwischen sich Karten; an jener Seite übten sich einige im Springen, die mit einem schweren Steine in jeder Hand, um sich in Schwung zu bringen, wahrhaft erstaunenswerthe Sätze machten, und an dieser lag eine Reihe langer Burschen, die gemüthlich ihre Siesta hielten und sich nicht weiter bewegten, als nöthig war, im Schatten des Baumes, unter dem sie lagen, zu bleiben und den, immer weiter hinunterschießenden Sonnenstrahlen auszuweichen.

R. und ich schlenderten ruhig zwischen allen diesen herum und amüsirten uns sehr gut damit, unsere verschiedenen Bemerkungen über die umherlagernden Gruppen zu machen, gingen auch wohl dann und wann in den Tanzsaal, im Fall ein kleines Blockhaus, 16 Fuß breit und 18 — 20 Fuß lang, so genannt werden kann. Die Luft darinnen war fast erstickend heiß, das Bild aber, das sich uns zeigte, theils zu lieblich, theils zu komisch, um schnell wieder davon wegkommen zu können.

Zwar waren die jungen Mädchen, die hier mit ihren kleinen Füßchen den Takt zu den schnellen jigs, reels und hornpipes schlugen, allerliebst und wohlgeeignet, einen solchen Verehrer von „Naturschönheiten" als ich bin, eine Zeitlang zu fesseln, doch nahm bald ein Amerikaner meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und nie werde ich je das Bild vergessen, das er darbot.

Er war ein Mann mittlerer Größe, aber sehr dünn und et-

was ſchwach in den Knieen, der ſich in einen dunkelblauen Frack mit hellblauen Nähten und gelben Knöpfen eingeknöpft hatte. Unmöglich aber konnte dieſer für ihn gemacht ſein, die Aermel waren augenſcheinlich 2 Finger breit zu kurz und die ſchmalen Schöße wenigſtens 14 Zoll zu lang; in dem einen derſelben hatte er noch dazu ein ungeheures Stück Kautaback ſtecken, an das er beim Springen immer mit dem Abſatze anſchlug, und endlich genöthigt war, es herauszunehmen und in der Bruſttaſche aufzubewahren; das Schönſte aber an der ganzen Figur war die Cravatte, in der er im wahren Sinn des Wortes manchmal verſchwand; denn eine ſolche Cravatte habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen, und es iſt ſehr die Frage, ob ich auch je wieder eine ſolche ſehen werde. Sie war hoch und weit und ſo gebaut, daß mir ſein Kopf vorkam wie eine Obertaſſe, die in einer ungeheueren, tiefen Unterſchale ſtand. Sein Kinn war vollkommen unſichtbar, und gar oft bei einem recht gewaltigen Sprunge, tauchten Mund und Naſe mit unter, hinter das ſchwarze Bollwerk; dabei lief ihm das Waſſer, von der harten Anſtrengung in den engen Kleidern, ſtromweiß die erhitzten Wangen und Stirn hinunter und verlor ſich ebenfalls dort, wohin ſich der untere Theil des Geſichts dann und wann zurückzog, und als er ſich nach einem Tanze einmal in einer Ecke auf einem niedrigen Stuhle hinkauerte, ſah er mit ſeinen dunklen, glühenden Augen gerade über der ſteifen Halsbinde hervor und war einer Spinne nicht unähnlich, die ſich in ihr Verſteck zurückgezogen hat, um eine, ſich ihr unvorſichtig nahende Fliege zu erhaſchen.

Gegen Abend brachten wir eine vierhändige Partie Eucre (ein dort gebräuchliches Spiel, das einige Aehnlichkeit mit unſerem „beßten Buben“ hat) zu Stande und vertrieben uns einige Stunden damit die Zeit, während verſchiedene Whiskeyflaſchen überall im Kreiſe umher gingen und die Gemüther anfingen ziemlich aufgeregt zu werden.

Auch des Kartenſpielens überdrüſſig, wandte ich mich wie-

der dem Tanze zu, der eben, einer kleinen Störung wegen, aufgehört hatte, doch begannen die schrillen Töne der einsamen Violine gleich wieder, und ich drückte mich durch die enge, von Menschen vollgepropfte Thüre in eine der Ecken, wo ich gerade neben den unglücklichen Violinspieler zu stehen kam.

Diesen aber hatte eine eigene Laune erfaßt, und gar sonderbare Stücke kratzte er auf seinem Instrumente herunter; an Takt war nicht mehr zu denken; aus einem wilden Allegro ging er plötzlich in weiche, wehmüthige Phantasieen über, brach aber auch in diesen ab und fragte mich, ob ich nicht einen Bissen Kautaback bei mir habe; auf meine Verneinung strich er wieder mit ein paar gewaltig kühnen Zügen über das gequälte Instrument, daß es laut aufschrie, verdammte dann in höchst unzarten Ausdrücken die Augen der ganzen Gesellschaft, daß sie ihn so trocken dasitzen ließen (er allein hatte nämlich 2 Flaschen Whiskey ausgetrunken), sah sich wild im Kreise um, fing an zu weinen, fiel schluchzend dem dürren Männchen im blauen Frack um den Hals, wobei er diesen ganz in die Binde hineindrückte, und wurde dann von vier jungen Leuten ohne weitere Umstände aufgepackt und hinausgetragen.

Der Tanz hatte natürlich, während dieses kleinen Intermezzos, aufgehört, doch erbot sich einer der Männer, einen nüchternen Violinspieler herbeizuschaffen; da dieß aber das Vergnügen zu lange unterbrochen hätte, stellte sich ein langer Bursche, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, vor das Kamin hin, und die Aermel aufstreifend und ein klein wenig in die Kniee sinkend, fing er an mit gewaltig schallenden und blitzschnell aufeinander folgenden Schlägen den Takt mit flachen Händen auf seinen Knieen zu pauken, und in zwei Minuten war Alles wieder in Ordnung.

Endlich kam auch der versprochene Musiker, aber nicht in dem versprochenen Zustande, nämlich nicht nüchtern; doch war es zu hoffen, daß er, wie ein neben mir Stehender sehr ruhig

und mit einer Kennermiene bemerkte: „would do, till twelwe o'clok," bis 12 Uhr halten würde.

Zu meiner Verwunderung bemerkte ich jetzt mehrere weiße Kleider an jungen Damen, an denen, wie es mir wenigstens däuchte, ich den ganzen Abend ein dunkelfarbiges Kleid gesehen hatte, doch da ich nie auf solche Sachen viel achte und mich geirrt zu haben glaubte, fragte ich einen Amerikaner deßwegen, und dieser gab mir nicht allein Recht, sondern sagte auch, daß die meisten der jungen Mädchen ihre Kleider schon zum dritten Male gewechselt hätten, und wenn ich aufpasse, könne ich das noch einige Male sehen, was in der That der Fall war, da ich jetzt aufmerksam darauf wurde und fand, daß einige, die den größten Kleiderreichthum besaßen, sich fünf Mal, von Mittag an bis nächsten Morgen, umgezogen hatten.

Die armen Mädchen bekommen so selten Gelegenheit, ihre Kleider zeigen zu können, und benutzen nun jede sich bietende, dann doch wenigstens ihr Möglichstes zu thun; wie gesagt wurde, würde dort ein eben solches Nasenrümpfen entstehen, wenn eine junge Dame in einem und demselben Kleide eine ganze Nacht tanzen wollte, als ob in Deutschland a lady ohne Handschuhe erscheinen würde (welcher nutzlose Artikel übrigens hier, beiläufig gesagt, ganz wegfällt).

Es war etwas nach 12 Uhr, und der Prophezeihung des alten Amerikaners gemäß, hatten sie eben den zweiten Violinvirtuosen am Kragen hinausgeschleppt und ins Gras gelegt, damit er seinen Rausch ausschlafen könne, und ein dritter hatte dessen Stelle eingenommen, als ich zu müde wurde, die Augen länger aufhalten zu können; ich legte mich daher vor dem Hause unter einen Baum, mit dem Kopfe auf einen dort befindlichen Schleifstein und schlief, trotz dem harten Kopfkissen und den gellenden, schrillen Tönen der gepeinigten Violine, sanft bis zum nächsten Morgen.

Die Sonne sandte schon ihre warmen Strahlen über die Baumwipfel hinweg in das Innere der kleinen Lichtung; aber immer noch wurde getanzt und viele lagen in sanfter Ruhe und

in mannichfacher Gruppen umhergestreut auf dem Platze herum; doch im Ganzen wurden jetzt ernstliche Anstalten zum Aufbruch getroffen und die Pferde, die alle die Nacht über an Büschen und an der Fenz angebunden gestanden hatten, oder auch wohl in eine kleine Einfriedigung getrieben und mit Mais gefüttert waren, wurden gesattelt und hie und da verschwand ein Trupp von Männern und Frauen in dem dichten grünen Walde.

Auch ich machte mich jetzt, mit meinem Begleiter, auf den Weg, und noch weit hin schallten uns die Töne der unermüdlichen Geige nach.

Die Frauen in den „Backwoods" oder Wäldern des Westens.

So viel, so Verschiedenes hört man über die Backwoodsmen des Westens, so wenig und Unbestimmtes dagegen über die Frauen, welche mit jenen die Einsamkeit der Wälder theilen, und doch sind gerade diese härteren Beschwerden, größeren Entbehrungen ausgesetzt als die Männer, denen die Natur schon zum angebornen Eigenthume Stärke und Ausdauer verlieh. Der Pionier, von Kindheit auf an Sturm und Wetter gewöhnt, zieht mit Büchse und Axt in die Wildniß und gründet sich dort an Stellen, die noch kein menschlicher Fuß betrat, seine Heimath; ein gutes Feuer und seine wollene Decke sind ihm Schutz genug gegen Sturm und Unwetter: die schwache, zarte Frau aber, die vielleicht noch ihre ganze Sorgfalt dem Säuglinge, den kleineren Kindern widmen muß, sie, die bis jetzt im warmen, sicheren Hause, von Freunden und Verwandten umgeben, gelebt hat, wird nun geprüft, ob sie Muth und Seelenstärke genug besitzt, ob sie ihren Mann wahr und innig genug liebt, um ohne Murren und mit freudigem Herzen einem Wirken entgegen zu gehen, das ihr in langen, langen Jahren keine

einzige Freude, keine einzige Erholung, nur Sorgen und Entbehrungen, nur Noth und Gefahr verspricht.

In einem aus rauhen und unbehauenen Baumstämmen aufgeführten Verschlage, nur an drei Seiten gegen Wind und Regen geschützt, verlebt die Frau nicht Tage und Wochen, nein, Monate, ja, nicht selten Jahre auf eine Art, die den gesündesten Körper eines Europäers zerrütten müßte. Die nasse, kalte Erde ist ihr Fußboden, der weite, einsame Wald ihr Aufenthalt. Kein Nachbar besucht sie, der nächste wohnt vielleicht eine halbe Tagreise entfernt; kein Arzt kann ihr mit Rath und That beistehen, wenn Krankheit sie auf's Lager wirft; in jener wilden, unbebauten Gegend hat keiner von diesen seine kleine Apotheke aufgeschlagen. Die Lebensmittel sind aufgezehrt, Mais ist noch nicht gezogen, und der Farmer nimmt die Büchse auf die Schulter und versucht ein Stück Wild zu schießen, um den Hunger der Seinigen zu stillen. Lagert er aber auch mitten im Walde, sieht er selbst die Fährten des scheuen Bären Morgens in kaum hundert Schritten von seinem Wachtfeuer, so scheint doch die ganze Wildniß wie ausgestorben, kein Wild zeigt sich in Schußnähe, und Tage lang folgt er dem flüchtigen Hirsche durch Sumpf und Thal, über Berge und Flüsse.

Einsam und unbeschützt liegt indessen das arme Weib auf dem harten Lager und horcht die lange Nacht hindurch dem wehmüthigen Geheule der Wölfe und dem gellenden Schrei und kläglichen Winseln einzelner Panther, die, Beute witternd, die Hütte umschleichen, zu furchtsam aber sind, sich dem Lagerplatze menschlicher Wesen zu nahen. Doch eben so wie der Mann, von Anderen stets geleitet, nie selbständig und unabhängig wird, so erwartete die Natur des schwachen Weibes nur die Gelegenheit, ihre schlummernden Seelenkräfte zu wecken und da thätig und handelnd aufzutreten, wo sie bis zu diesem Augenblicke einzig und allein auf den Schutz und die Kraft eines Anderen, Stärkeren gebaut hatte. Furchtlos sorgt die Mutter jetzt für die sie ängstlich umdrängenden Kleinen, tröstet, selbst Trost

bedürftig, die Zaghaften und trifft mit männlichem Muthe alle Anſtalten zur Vertheidigung, wenn die näher und näher kommenden Raubthiere wirklich einen Angriff wagen ſollten. Die Büchſe hat der Mann mitgenommen, aber die Axt lehnt in der Ecke, dieſe wird an die Thüre geſtellt, ein tüchtiges Feuer im Kamin unterhalten, und jubelnd begrüßen ſie endlich den nahenden Morgen, vor deſſen erquickendem Lichte die Thiere der Nacht ſcheu entweichen.

Mit ihm kehrt auch der Gatte, reich mit Beute beladen, zurück; rüſtig beginnt er die ländlichen Arbeiten, die rieſigen Stämme fallen unter den kräftigen und geſchickten Hieben der Axt, und jeder Tag vervollkommnet die ſtille Waldesheimath und macht ſie ſicherer, wohnlicher.

Indeſſen beſorgt die Frau ihre täglichen Geſchäfte und Arbeiten. Am frühen Morgen bereitet ſie zuerſt für die Ihrigen das Frühſtück, grobes Maismehl wird in einer hölzernen Schüſſel mit Waſſer und Salz angerührt, daß es einen feſten Teig bildet, und dann auf einen eiſernen Deckel flach geſchlagen und ſchräg gegen die glühenden Kohlen geſtellt. Eine Kaffeemühle fehlt, die Frau weiß ſich aber zu helfen: die gebrannten Bohnen werden in dem blechernen Jagdbecher ihres Mannes mit dem Stiele ſeines Tomahawks zerſtoßen, in die große Blechkanne gethan und auf Kohlen geſetzt, bis das Waſſer kocht und dadurch zu Kaffee wird. Bräunt ſich das Brod, ſo ſchneidet ſie dünne Scheiben Speck in die eiſerne Pfanne, denen ähnliche Stücke Hirſchfleiſch folgen, gießt, um den Kaffee klar zu machen, etwas kaltes Waſſer in den hoch aufkochenden und rückt ihn ſchnell vom Feuer und ruft jetzt die Ihrigen zum einfachen, ſchnell bereiteten Mahle.

Das „Geſchirr", wenn das wenige Hausgeräthe mit ſolchem Namen belegt werden kann, iſt bald wieder aufgewaſchen, und ſie holt jetzt ihr großes Baumwollen-Spinnrad hervor und dreht mit fleißiger Hand den Faden. Hat der Farmer ſeine Pflüge in Ordnung, iſt das Feld beſtellt, kommen die langen

Winterabende, dann arbeitet er wohl auch an einem Webeſtuhle, und wenn die Tage wieder warm werden, ſo webt die thätige Hausfrau den Faden, den ſie im vorigen Jahre geſponnen, für ſich und die Ihrigen zum Kleide, das ſie für alle Mitglieder des kleinen Familienkreiſes anfertigt. Dabei ſind aber auch noch viele andere Geſchäfte zu beſorgen, ein kleiner Garten will beſtellt, Hühner und Ferkel gezogen ſein; ſie muß Seife kochen, um die Wäſche beſorgen zu können, und die jungen Kälber, die der Mann erſt kürzlich zum Hauſe getrieben hat, nehmen ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch, denn jetzt gibt es Milch, und auch Butter macht ſie, wenn freilich noch ſehr wenig; denn das Schütteln der Milch in einer Flaſche bis ſie zu Butter wird, da ſich kein anderes Gefäß zu dieſem Zwecke vorfindet, iſt ſehr beſchwerlich.

Die Töchter und Söhne wachſen nun aber heran, die Heerde vermehrt ſich, das urbare Land wird erweitert, und alle zum Leben nöthigen Bedürfniſſe im Ueberfluſſe gezogen; in wenigen Meilen Entfernung ſteigt der freundliche Rauch von Nachbarhütten empor, gebahnte Wege durchkreuzen den Wald nach allen Richtungen, und der Pionier wird zum ehrbaren Farmer. Hierdurch erleichtern ſich auch die Arbeiten, da die Nachbarn einander freundlich an die Hand gehen; ſollen in den Feldern gewaltige Klötze zuſammengerollt werden, damit ſie leichter verbrennen; will der Landmann den Mais aus den Hülſen brechen, daß er weniger ſchnell fault, was dem Einzelnen wochenlang Zeit rauben würde; iſt ein Haus zu errichten, wo ſtarke Arme nöthig ſind, ſo ruft eine freundliche Einladung ſämmtliche Nachbarn, Männer und Frauen zuſammen, und während die erſteren im Felde arbeiten, reihen ſich die Frauen und Mädchen um eine gewaltige, im Hauſe aufgehangene Steppdecke und nähen nach Herzensluſt. Nur bei'm Maisausſchälen helfen ſie mit. Iſt aber das Werk beendet, dann wird die Decke ſchnell in die Höhe gezogen, daß ſie unter den Querbalken des Daches zu hängen kommt, und einige der

Frauen gehen an's Kochen, während andere einen tüchtigen Stew*) bereiten, und jetzt vereinigen sich beide Geschlechter zum fröhlichen Tanze. Von unseren deutschen Walzern und Rutschern wissen sie freilich dabei nichts, doch gebrauchen sie ihre Zehen und Hacken bei den englischen und irischen Tänzen, als: Jigs, Hornpipes, Reels ꝛc. ꝛc., auf eine merkwürdig behende Weise, daß es oft fast wie Castagnetten klingt. Nicht zu ermüdend sind sie dabei, und gar häufig geht die Sonne auf und neigt sich wieder ihrem Untergange, ehe die Fröhlichen auseinander gehen. Häufig wechseln Pfänderspiele mit den Tänzen, doch sind diese immer beliebter.

So selten wird den amerikanischen Jungfrauen im Walde die Gelegenheit geboten, ihren Schmuck und Putz von den jungen Leuten bewundern zu lassen, daß sie eine jede auf das Sorgfältigste benutzen, um wenigstens das zu zeigen, was sie an Staat und besseren Kleidern besitzen. Es müßte ein recht armes Mädchen sein, das sich nicht bei einem solchen Balle zweimal umziehen könnte, und die wohlhabenderen thun dieß fünf-, ja sechsmal, ohne jedoch an ihrem Haarschmucke, der stets sehr einfach ist, etwas zu ändern. Uebrigens machen sie dabei keineswegs Anspruch auf kostbare Stoffe, und hübscher Kattun steht in großem Ansehen; nur der Schnitt ihrer Kleider muß geschmackvoll sein, und sie weichen in dieser Hinsicht keineswegs den „Stadtdamen", von denen sie sich auch in ihrem Benehmen sehr wenig unterscheiden.

In Amerika fällt überhaupt der Unterschied zwischen Bauer und Städter, der in der alten Welt so gewaltig ist, fast ganz weg; umsonst wird der Einwanderer bei dem dortigen „Landmanne" eine Spur jenes plumpen, unbehülflichen Wesens suchen, welches nur zu oft unseren braven Nährstand auszeichnet, und wohl nur daher kommt, daß dieser mit den über ihm ste-

*) Stew, ein amerikanisches Getränke aus Whiskey, Wasser, Zucker, Gewürz und Butter.

henden Klaſſen zu wenig in Berührung kommt. Der amerikaniſche Bauer kennt keine über ihm ſtehende Klaſſe, und das Gefühl ſeiner Unabhängigkeit, ſeiner Freiheit gibt ihm jenes ungezwungene, ich möchte faſt ſagen gentile Weſen, das in unſeren Kreiſen den Mann von Welt verräth. Eben ſo verhält es ſich mit den Frauen. Ein eigenes Intereſſe gewährt es, die natürliche Grazie zu beobachten, mit welcher ſich dieſe „Töchter des Waldes“, die ihre wilde Heimath nie verlaſſen haben in allen Lebensverhältniſſen benehmen. Urſache dieſes Selbſtbewußtſeins iſt aber auch wohl größtentheils die Achtung, in der „weiße“ Frauen in Amerika ſtehen, und ſchwer würde es der Mann büßen müſſen, der die ärmſte, niedrigſte unter ihnen beleidigte. Oft ſieht man daher auch junge Mädchen und Frauen weite Reiſen ohne Begleitung, ohne Schutz unternehmen, denn ſie finden in jedem Reiſegefährten einen Beſchützer und Freund. Die jungen Leute heirathen in den vereinigten Staaten ſehr früh, und ich habe nicht ſelten Mütter von vierzehn bis fünfzehn Jahren gefunden; hierzu tragen aber auch nicht wenig die ſo leicht zu erlangenden Mittel der Exiſtenz, wie die wenigen Bedürfniſſe bei, die beſonders der Landmann des Weſtens kennt. Die Leute ſind genügſam und mit ihren Kindern mehren ſich auch ihre Heerden und Aernten. Man darf aber ja nicht glauben, daß bei dieſen einfachen Waldbewohnern das Herz allein Verbindungen ſtifte; ach, leider iſt gerade hier das Gegentheil nur zu oft der Fall, und viele, ſehr viele Beweiſe ſind mir davon bekannt. Freilich lernen ſich bei den oben erwähnten Zuſammenkünften, als: „husking-quilting-logrolling“ und „house-raising-frolics“ häufig junge Leute kennen und lieben, wobei der ſtrenge Verſtand nicht um ſeine Meinung gefragt wird, im Ganzen geben aber ein paar Kühe und Schweine, einige Acker Land, oder gar ein Paar Sklaven nicht ſelten den Ausſchlag. Intereſſant war mir immer dabei ſtets die Art, auf welche die Amerikaner nach dem deutſch-engliſchen Ausdrucke „courteten“ oder den Hof machten und unvergeßlich wird mir

in dieſer Hinſicht ein junger Mann bleiben, der nach ächt amerikaniſcher Art eine Frau nahm.

Heinze — er war deutſcher Abkunft — hatte ſich mit unermüdlichem Fleiße ein Stückchen Land urbar gemacht, ein gutes Blockhaus gebaut, ein paar tauſend Fenceſtangen geſpalten, um noch ein zweites Feld einzäunen zu können, einen kleinen Pfirſichgarten gepflanzt und eine ſo allerliebſte Zucht von Hühnern und jungen Ferkeln angeſchafft, wie man nur irgend in Arkanſas finden konnte. Die natürliche Folge hiervon war, daß alle Nachbarn feſt behaupteten, Heinze ſei der Junggeſellenwirthſchaft müde und wolle heirathen. Trotz allen Sticheleien der Freunde läugnete er dieß aber auf das Beſtimmteſte und meinte: „er habe noch Zeit, an's Heirathen zu denken.“ Die Sache war jedoch nicht ſo ganz richtig; denn eines Morgens begann er mit auſſergewöhnlichem Eifer ſeine Sonntags-Stiefeln zu wichſen und ſeinen blauwollenen Rock mit blanken Knöpfen auszubürſten.

„Sonny“, ſagte der alte Vater, der mit ihm gemeinſchaftlich das kleine Haus bewohnte, verwundert, „Sonny“, was haſt Du denn vor, daß Du Deine Geh'- zur - Kirche - Kleider am Donnerstage anziehſt? Du gehſt doch nicht „courten“?“

„Unſinn“, ſagte Heinze, bürſtete aber nur deſto eifriger an dem ſehr beſtaubten Rockkragen; „ich will hinüber zu dem neuen Anſiedler und mir ein Paar Kühe beſehen, die ich kaufen möchte.“

„Ahem“, ſagte der Alte, ſchüttelte aber gleich darauf ſehr bedeutend mit dem Kopfe, als ſein Sohn das alte Stück Bärenfell vom Sattel nahm und ein zartgegerbtes Lammfeld darüber hinbreitete, das ſonſt nur bei feſtlichen Gelegenheiten benützt wurde; ſeine Vermuthung ward aber zur Gewißheit, als ſein Sohn mitten in der Woche ein reines Hemd anzog, vor dem kleinen Stücke Spiegelglas, das er ſonſt nicht einmal zum Raſiren benützte, die Haare ordnete und bald darauf, nachdem er mit äußerſter Sorgfalt ſeine Toilette vollendet hatte, pfeifend forttrabte.

Der Verdacht des alten Mannes war nur zu gegründet, Heinze begab ſich keineswegs zu dem neuen Anſiedler hinüber, ſondern ſchlug den geraden Weg den Fluß hinunter ein, wo er nach einem dreiſtündigen Ritte bei einem Nachbar anlangte, der zwei ſehr hübſche Töchter und ſonſt auch recht anſtändiges Eigenthum ſein eigen nannte. Wenn er aber auch noch nicht recht feſt entſchloſſen war, um welches der beiden Mädchen er anhalten ſollte, überließ er dieß doch gänzlich dem Zufalle, ſtieg vom Pferde, das ruhig zu graſen anfing, und trat in's Haus.

Es war noch früh am Tage und er fand beide Mädchen emſig mit ihren Hausarbeiten beſchäftigt; die älteſte butterte und die jüngſte ſpann, während die Mutter am Webeſtuhle ſaß und das Schiffchen fleißig hin und wieder fliegen ließ. Heinze alſo, der freundlichen Einladung folgend, rückte ſich einen Stuhl zum Kamine und fing an, ſeinen Hut zwiſchen den Knieen herumzudrehen.

„Haben Sie ſchon Ihr Korn dieſes Jahr gepflanzt, Mr. Heinze?“ frug die Matrone.

„Will gerade anfangen, Mä'm!“ ſagte Heinze.

„Trockenes Frühjahr heuer!“

„Sehr!“

„Wie geht's Ihrem Vater?“

„O, danke ſchön — he is kicking about!“ *)

„Glauben Sie nicht, daß es heute regnen wird?“

„Nein!“

Hier ſtockte die Unterhaltung wieder und Heinze wirbelte einen Filz auf eine wahrhaft unmenſchliche Weiſe zwiſchen den Fingern herum. Die älteſte Tochter verſuchte zwar noch einige Male ein Geſpräch anzuknüpfen, es blieb aber vergeblich, Heinze beantwortete alles ſo bündig, wie möglich, und verfiel dann wieder in ſein voriges Nachſinnen. Endlich nahte ſich die Mittagsſtunde, der Tiſch wurde gedeckt, das Eſſen aufgetragen und

*) Er ſchlägt ſich ſo herum.

der Beſuch ſtand jetzt auf, ſtrich ſeinen Hut glatt und ſagte: „Good bye to you all!“ *)

„Wollen Sie nicht mit uns eſſen, Mr. Heinze?“

„Habe nichts dagegen,“ erwiederte dieſer, ruhig umkehrend, ſetzte den Hut unter ſeinen eigenen Stuhl und vertiefte ſich gar bald in etwas gebratenen Speck und eine Schüſſel mit Kartoffeln.

Das Eſſen war weggeräumt, die Frauen hatten ihre Beſchäftigungen wieder aufgenommen, ja der Abend brach ſchon herein, der wahrſcheinliche Freier blieb aber immer noch auf ſeinem Stuhle ſtockſteif ſitzen und ſah bald die jüngſte, bald die älteſte forſchend von der Seite an, daß die Mädchen, die lange die Abſicht ſeines Beſuches gemerkt hatten, das Lachen kaum unterdrücken konnten. Da kam endlich der Vater aus dem Walde zurück und trieb ein Paar Kühe heim, trat dann in die Stube, begrüßte den Gaſt und ſetzte ſich neben dieſem nieder. Heinze thaute jetzt ein wenig auf und wurde geſprächiger, rückte aber immer noch nicht mit der Sprache heraus und ließ ſich erſt wieder zum Abendbrode einladen, ehe er zugab, daß ſein Pferd abgeſattelt und gefüttert wurde, da er fortwährend behauptete, er müſſe augenblicklich zu Hauſe reiten; die hereinbrechende Dunkelheit und ein heranziehendes Gewitter machte überdieß jedes fernere Nöthigen unnütz, ohne weitere Einladung holte er jetzt ſelbſt den Sattel in's Haus und band den Poney an einem Troge feſt.

Sobald das Wetter vorüber war, ſuchten Alle ihr Lager, und auch der Freiersmann fand ſich bald darauf unter zwei wollenen Decken ausgeſtreckt. Am anderen Morgen, ehe es noch ganz hell war, erhoben ſich die beiden Mädchen (denn es ſchlief die ganze Familie, den Gaſt eingerechnet, in der einen Stube), kochten den Kaffee, melkten die Kühe und trugen das Frühſtück, Speck mit Maisbrod, auf. Jetzt wurde aber auch Heinze un-

*) Lebt wohl, alle zuſammen.

ruhig und die Frage um eine der Töchter lag ihm auf der Zunge, oder ſteckte ihm wenigſtens in der Kehle. Das merkte der Alte, dem die Mutter ſchon ihre Vermuthungen mitgetheilt hatte; dem armen Teufel alſo eine Verlegenheit zu erſparen, nahm er ihn bei einem Knopfe, führte ihn vor die Thüre und erzählte ihm hier, daß — ſeine beiden Töchter ſchon Bräute wären und am nächſten Sonntage zu gleicher Zeit getraut werden würden.

Heinze ſagte blos das eine Wort „singular“ *), drückte ſich dann den Hut feſter in die Stirne, ſchüttelte dem Alten die Hand, bat ihn, ſeinen Sattel aus dem Hauſe zu holen, und war zehn Minuten ſpäter auf dem Heimwege.

Er hatte aber einen ganzen Tag verſäumt, und noch dazu in der Pflanzzeit, durfte alſo auf keinen Fall, ohne ſeinen Zweck erreicht zu haben, zu Hauſe kommen; als er daher an einer anderen kleinen Hütte vorbeiritt, in der ebenfalls ein junges, obgleich ſehr armes Mädchen wohnte, ſo ſtieg er ab, trat hinein und beendete in anderthalb Stunden das Geſchäft, indem er ſchnell von Aeltern und Mädchen, die ihn alle als einen fleißigen Burſchen kannten, die Zuſtimmung erhielt. Vier Stunden ſpäter ging er ſchon wieder in Hemdärmeln auf ſeinem eigenen Lande hinter dem Pfluge her und zog Furchen für die Maisſaat, und acht Tage darauf ritt er mit ſeiner Braut zum Friedensrichter und verließ dieſen nur wieder, als er ein verheiratheter Mann war.

So arm ein Backwoodsman aber auch ſein mag, ſo wird er doch nie zugeben, daß ſeine Frau eine ſehr harte Arbeit thue, und auf Kochen, Waſchen, Spinnen und Weben beſchränken ſich größtentheils deren Beſchäftigungen. Von Vergnügungen, einen gelegenheitlichen Tanz ausgenommen, weiß ſolch' arme Frau freilich gar nichts — Städte kennt ſie oft nur dem Namen nach; ſie verlangt aber auch nichts weiter, als ihre eigene Familie gedeihen, ihre eigenen Heerden mit jedem Jahre wachſen und ſich vermehren zu ſehen; Sonntags reitet ſie dann an der

*) Eigenthümlich.

Seite ihres Mannes auf einem sehr hübschen Damensattel (den sie sich anschafft, und wenn sie eine Kuh verkaufen müßte) zur Betversammlung, und benützt vielleicht zugleich die Zeit, eine nicht sehr entfernt wohnende Freundin aufzusuchen.

Welche Thatkraft aber in der Brust einer solchen Frau oft schlummert, die nur des Funkens bedarf, um zur hellen Flamme emporzulodern, mag das folgende Beispiel beweisen:

Im April des Jahres 1840 hatte ein junger Missourier auf einem Jagdzuge, den er mit mehreren Kameraden unternommen, zufällig eine augenscheinlich sehr reichhaltige Bleimine entdeckt, die etwa 50 Meilen von seiner eigenen und 40 Meilen von jeder anderen bewohnten Farm gelegen sein mochte. Da er gerade allein war, so beschloß er, keinem der Gefährten ein Wort von seinem Funde zu sagen, sondern mit Weib und Kind dahin auszuwandern und an jener Stelle ein „Improvement" anzulegen, d. h. sich dort niederzulassen, wo er erwarten durfte, aus dem Ertrage der Mine, wenn er sich vor allen Dingen das Land gesichert hatte, reichen Nutzen zu ziehen. Gedacht, gethan; schon am dritten Morgen kehrte er zu den Seinigen zurück, verließ, da er nicht augenblicklich einen Käufer fand, sein kleines Besitzthum, packte das nothwendigste Handwerkszeug auf ein, seine Frau und zwei kleine Kinder auf ein anderes Pferd, schulterte die Büchse und trat leichten Herzens und mit frohen Hoffnungen seinen Marsch nach der neuen Heimath an. Da aber das jüngste Kind, ein Säugling von dreiviertel Jahren, unwohl war, so vermochte er nicht die ganze Strecke in einem Tage zurückzulegen, sondern lenkte gegen Abend, da sich noch überdies der Himmel umwölkte, die Schritte am Ufer eines kleines Baches hinauf, wo er früher einmal eine alte verlassene Blockhütte gesehen hatte. Das ersehnte Obdach war auch kaum erreicht, als der Regen in Strömen herabgoß, grelle Blitze das Firmament durchzuckten und der Donner in furchtbaren Schlägen hinter ihm drein schmetterte.

Bald hatte sich jetzt die kleine Familie für die Nacht häus-

lich eingerichtet: das Bett wurde in einer Ecke zurecht gemacht, das Kochgeschirr hergeholt und der Mann zündete vor allen Dingen mit von den Wänden gerissenen trockenen Brettern ein gutes Feuer an, auf das er später, als der Sturm etwas nachließ, Brennholz von aussen häufte.

Das Blockhaus war eines jener ganz roh aufgebauten Hütten, in denen der Pionier des Westens seine ganze Lebenszeit zubringt und die er nur dann verläßt, um sie gegen eine, wo möglich noch einfachere, aber weiter westlicher liegende zu vertauschen. Das Dach mit gespaltenen Brettern gedeckt, die wiederum durch gewichtige Stangen auf ihren Plätzen festgehalten wurden, leitete übrigens den Regen gut genug ab, und nur hie und da bahnten sich einzelne Tropfen den Weg durch faule Stellen des Holzes in's Innere. Die Wände waren an der Nord- und Westseite mit Planken benagelt und die Diele bestand aus roh behauenen Bohlen, in denen gewaltige Bohrlöcher bewiesen, daß sie einst einem Flatboote angehört hatten und wahrscheinlich von dem nicht sehr weit entfernten Missouri hieher geschafft worden waren. Der eingestürzte Schornstein gab dem Ganzen freilich ein etwas trübseliges, wildes Aussehen; doch entsprach er wenigstens noch theilweise seinem Zwecke, und blieb auch etwas mehr Rauch im Zimmer, als sich eigentlich mit dem Wohlbefinden der Inwohnenden vertrug, so diente dieser wiederum als Schutzmittel gegen die keineswegs geringe Anzahl von Moskitos, die nach dem nassen Winter in zahllosen Schwärmen den benachbarten Sümpfen entstiegen.

Die Wanderer, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, hatten sich schlafen gelegt, und mehrere Stunden lang herrschte eine fast durch nichts als das regelmäßige Athemholen der Schlummernden unterbrochene Stille, als plötzlich der Säugling munter wurde, zu schreien anfing und auch nicht wieder zu beruhigen war.

„Ich wollte, Du holtest mir einen Becher voll Wasser!" sagte die Frau endlich zu ihrem Manne, „das Kind will trinken und mir selber klebt die Zunge am Gaumen."

„Gut — habe nur noch Geduld bis ich das Feuer wieder ein wenig angeblaſen und ein paar Spähne entzündet habe — ich kann ſonſt im Dunkeln die Quelle nicht finden.“

Damit ſtand er auf und tappte dem Kamine zu, als er plötzlich einen Schrei ausſtieß und in die entgegengeſetzte Ecke des Zimmers ſprang.

„Um Gotteswillen — was iſt Dir?“ rief die Frau erſchrocken — „was haſt Du?“

„Nichts!“ ſtöhnte der Mann, tief Athem holend, — „Nichts — ich — ich trat nur auf etwas!“

„Ich will aufſtehen und Feuer anmachen!“ ſagte die Frau und richtete ſich vom Lager empor.

„Halt — um Deiner Seligkeit willen — halt!“ ſchrie ſchnell und heftig der Miſſourier — „rühre Dich nicht von der Stelle, wo Du liegſt, bis es helle wird!“

„Was iſt Dir geſchehen? William — rede — ich beſchwöre Dich!“ bat die arme Frau in Todesangſt.

„Es ſind Schlangen im Zimmer und ich habe auf eine getreten.“

„Biſt Du gebiſſen?“ frug entſetzt ſein Weib.

„Ich glaube nicht; es ſprang eine nach mir, hat mich aber wohl gefehlt; bleibe nur ruhig liegen, rühre Dich nicht, und halte auch die Kinder ſtill.“

„O mein Gott!“ jammerte das arme Weib — „wenn es doch erſt Tag wäre, mich wird die Angſt verzehren, bleib' nur ja wo Du biſt, daß Dir kein Unglück geſchieht!“

„Ja, ja!“ ſagte der Mann, „ich rühre mich nicht! gib mir auf die Kinder acht.“

Lange noch wachte die Frau und lauſchte ängſtlich der geringſten Bewegung im Zimmer, endlich aber machte die Ermüdung ihr Recht geltend, und da ſich auch das Kleine beruhigt hatte, ſchlief ſie wieder ein. Aber bange Träume quälten ſie und mit einem Angſtrufe fuhr ſie plötzlich empor.

Es war heller Tag, die Sonne ſchien durch die breiten

Spalten in's Innere der Hütte, die Kinder schlummerten noch an ihrer Seite, der Gatte lag an der entgegengesetzten Wand regungslos und keines der gefährlichen Thiere war mehr im Zimmer zu sehen, der Morgen hatte sie vertrieben. Da richtete sich die Frau schnell empor, warf ihr Kleid über und trat zum Vater ihrer Kinder, um auch diesen zu ermuntern; kaum hatte sie aber seine Schulter berührt, als sie mit einem Schrei zurücksprang, der die Kinder aufschreckte und schauerlich in dem leeren Gebäude wiederhallte.

Eine Leiche lag vor ihr, kalt und starr, mit weit geöffneten, gläsernen Augen und geschwollenen Gliedern. Jammernd sank sie an dem leblosen Körper nieder und versuchte Alles, was in ihren Kräften stand, ihn in's Leben zurückzurufen, es blieb vergeblich, und schluchzend warf sie sich endlich wieder auf's Lager, ihrem Schmerze Luft zu machen. Aber die Kinder, durch die lauten Klagen der sonst so freundlichen Mutter geängstigt, stimmten mit ein und hingen sich schreiend an ihre Beschützerin.

Das gab dieser die ganze Kraft, die ganze Seelenstärke wieder, und erweckte einen Muth in ihr dessen sie sich früher selbst nicht bewußt gewesen war. Mit der Ruhe der Verzweiflung redete sie freundlich den Kindern zu, gab ihnen dann ihr Frühstück und bereitete sich jetzt, den Gatten zu begraben. Unter dem mitgebrachten Handwerkszeuge waren auch mehrere Spaten und Hacken, und eine kleine Strecke von der Hütte entfernt neben dem murmelnden Bache, grub sie das Lager für den geliebten Mann. Mit kaum glaublicher Kraft trug sie dann den schweren Körper an den Ort seiner Bestimmung, ließ ihn hinab in die Gruft, stemmte unmittelbar über der Leiche einige Bretter quer vor, faltete in stillem Gebete ihre Hände über dem Grabe und wollte jetzt dasselbe füllen, als ihr das älteste Mädchen, ein Kind von vier Jahren, in den Arm fiel und sie bat: „keine Erde auf den Vater zu werfen!" Da verließ sie noch einmal ihr Muth, noch einmal drückte sie, laut schluchzend, das Kind an sich und gab sich ganz ihrem Schmerze hin; aber auch jetzt

bezwang sie ihn bald wieder, trug das Kleine liebkosend von der Stelle fort und beendete schnell ihre traurige Arbeit.

Nun galt es aber, ihre ganze Energie zu zeigen. Dort konnte sie nicht bleiben, wenn auch die Nahrungsmittel noch einige Tage ausgereicht hätten, auf dem Platze selbst erfaßte sie ein unbezwingbares Grausen, und schnell ordnete sie alles an, um augenblicklich wieder aufbrechen zu können. Die Sachen, die sie nicht nothwendig brauchte, legte sie in das Innere der Hütte und befestigte die Thüre, das Uebrige trug sie heraus ins Freie, packte Lebensmittel für mehrere Tage zusammen, ließ daß jüngste Kind einige Minuten in der Obhut des älteren, um die nur wenige hundert Schritte entfernt von dort grasende Stute herbeizuholen, legte dieser den Sattel auf und holte dann ihres Mannes Büchse, Kugeltasche und Messer herbei, um nicht unbewaffnet einen Marsch durch die einsame Wildniß anzutreten.

Mit unsäglicher Mühe gelang es ihr endlich, alles in Stand zu setzen, und mit Hülfe eines umgestürzten Baumes stieg sie selbst in den Sattel und hob die Kinder zu sich empor. Eine neue Schwierigkeit war aber jetzt zu überwinden — wie sollte sie die genaue Richtung treffen, da sie diese auf dem Herwege fast gar nicht beachtet und nur von ihrem Manne gehört hatte, ihr neuer Ansiedelungsort liege nordwestlich. Doch hier half kein Zögern und sie vertraute viel auf den Scharfsinn des Pferdes, von dem sie hoffte, daß es den Heimweg allein finden würde. Dieses schien übrigens mit dem Wechsel der Weiden vollkommen zufrieden zu sein und gar nicht geneigt, das wenige üppige Gras der Heimath so schnell wieder aufzusuchen, begann daher jedesmal, sobald es den Zügel locker fühlte, zu grasen und beachtete weder Drohungen, noch Zurufe. Die junge hülflose Frau sah sich also auch hier auf ihre eigene Kraft angewiesen und lenkte nun das ungerne folgende Thier einen südöstlichen Curs, so weit sie selbst im Stande war, diesen genau einzuschlagen. Aber nur sehr langsam konnte sie ihren Weg fortsetzen, denn die beiden Kinder, wie die schwere, lange Büchse nöthigten sie, alle mög-

liche Vorſicht zu gebrauchen, um nicht durch irgend einen vorſtehenden Aſt oder überhängenden Stamm abgeſtreift zu werden.

Gegen Mittag umwölkte ſich der bis jetzt klare Himmel, und die Unglückliche verlor damit ihren einzigen Wegweiſer, denn nach der Rinde der Bäume vermochte ſie ihre Bahn nicht zu beſtimmen; nach beſten Kräften verfolgte ſie aber deſſen ungeachtet die wie ſie glaubte richtige Bahn und lagerte, als der Abend kam, am Fuße eines kleinen Hügels und am Rande einer klaren Quelle. Wohl ängſtigten ſich die Kinder Nachts über das Heulen der Wölfe und die ſchaurigen Töne der Eule, die gerade über ihnen ihren lauten Ruf erſchallen ließ, die Mutter beruhigte aber, ſelbſt mit bangklopfendem Herzen, die Weinenden, ſchüttete friſches Pulver auf die Pfanne und wachte über das geringſte Geräuſch, das ſich im dürren, raſchelnden Laube vernehmen ließ.

Der nächſte Morgen fand ſie wieder marſchfertig, aber noch war der Himmel trübe, und immer ängſtlicher klopfte der armen Mutter das Herz, wenn ſie an die vor ihr liegende bahnloſe Wildniß dachte, in der ſie ſich jetzt verirrt hatte. Am zweiten Abende verzehrte ſie, nachdem ſie die Kinder zuerſt ordentlich geſättigt hatte, die letzten Brodkrumen, und nagender Hunger geſellte ſich am dritten Tage noch zu ihrem übrigen Leiden. Zwar hatte ſie unterwegs mehrere Hirſche geſehen, die auch wohl in Schußnähe geweſen wären, Furcht aber, das Pferd ſcheu zu machen, und ihre Kinder der Gefahr auszuſetzen, abgeworfen zu werden, verhinderte ſie jedesmal, die Büchſe zu gebrauchen: jetzt aber, am Abende des dritten Tages, ſah ſie ein Volk wilder Truthühner in die Bäume aufſteigen, machte ſchnell Halt, und es gelang ihr, einen der nicht im mindeſten furchtſamen Vögel zu erlegen.

Eine unruhige Nacht ſtand jedoch bevor; der Säugling ſchrie fortwährend, und die Wölfe, durch die ſcharfen, dem Rufe des Hirſchkalbes ähnlichen Laute herbeigelockt, umſchwärmten winſelnd das Feuer, ſo daß ſich das geängſtete Weib endlich

nicht anders zu helfen wußte, als daß sie die Büchse mit Pulver lud und abschoß, die Bestien zu schrecken. Wer aber beschreibt das Gefühl, das ihre Brust bestürmmte, als in gar nicht zu großer Entfernung ein lautes „Halloh!" ihrem Schusse antwortete; o, wie freudig jubelte sie dem Retter entgegen, der endlich, durch ihre Stimme geleitet, zu ihr heran kam.

Man kann sich des Mannes Erstaunen denken, als er das schwache, blasse Weib allein mit den zwei hülflosen Kindern in der Wildniß fand; ohne lange Fragen aber schaffte er schnell Alle zur nicht fernen Wohnung, wo seine Frau mit liebender Theilnahme die späten unglücklichen Gäste empfing und aufnahm. Der Mann hatte schon am Abende den Schuß, ja später sogar in einzelnen Windstößen das Schreien des Kindes gehört, dieß aber für den Lockruf des Panthers gehalten, dem es täuschend ähnlich lautet, und den ersten Schuß weiter nicht beachtet, das immer lauter werdende Geheul der Wölfe machte ihn aber zuletzt aufmerksam, und gerade, als er vor die Thüre trat, fiel der zweite Schuß, der ihm dann wohl die Ueberzeugung aufdrang, daß sich ein Verirrter im Walde befinden müsse, wenn er auch nicht glauben konnte, daß dieß eine arme, verlassene Frau sei.

Das Haus des Farmers befand sich wohl zwanzig englische Meilen südlich von dem beabsichtigten Curs und dem älterlichen Hause der Unglücklichen; am nächsten Tage aber schaffte der Amerikaner sie und ihre Kinder auf einem kleinen Wagen in die Heimath zu den Ihrigen zurück.

Bis hierher hatte die Kraft der armen Frau ausgereicht, der starke Geist den Körper bezwungen; jetzt aber verlangte die Natur ihre Rechte, und ein Nervenfieber warf sie Monate lang auf's Lager.

Unterdessen machten sich mehrere junge Leute nach der bezeichneten Hütte auf, die Einer von ihnen kannte, um von dort die zurückgelassenen Sachen zu holen. Hier beschlossen sie aber, die Nacht das Haus zu bewachen und wo möglich die Schlange zu erlegen. Bei wohlunterhaltenen Kienflammen hat-

ten ſie auch kaum eine Stunde nach Sonnenuntergang geharrt, als zwei ungeheuere Klapperſchlangen züngelnd hervorgekrochen kamen und ſich der kniſternden Flamme näherten. Vier Kugeln machten ihrem giftigen Daſein zu gleicher Zeit ein Ende und als Siegestrophäen wurden ſie über dem Grabe des Pioniers aufgehangen.

Wandernde Krämer.

In den Vereinigten Staaten, wo die Farmer und Pflanzer nicht, wie in Europa, in Dörfern und Marktflecken zuſammen, ſondern vereinzelt auf ihrem eigenen Lande und von dieſem umgeben wohnen, iſt natürlich der Handel und Verkehr zwiſchen den verſchiedenen, iſolirt liegenden und oft meilenweit von einander getrennten Beſitzungen, wenn auch nicht gehindert, doch ſehr erſchwert, und feſtſtehende Kaufläden könnten nur denen zum Nutzen und zur Bequemlichkeit gereichen, deren Anſiedelung ſich gerade in ihrer Nähe befänden.

Da nun aber der Farmer nicht gerne ſein Land verläßt, an das ihn dringende Arbeiten feſſeln, um irgend einen kleinen unbedeutenden Gegenſtand, den er vielleicht auch entbehren kann, einzukaufen, und ſich lieber einmal eine Zeit lang ohne ſolche Gegenſtände behilft, die er ſich, wenn er ſie eben bei der Hand hätte, wirklich anſchaffen würde, ſo fanden es die Handelsleute bald für nöthig, anſtatt auf ſeinen Beſuch zu warten, ihn ſelbſt aufzuſuchen, und durchzogen nun entweder in eigener Perſon mit ihren Waarenpäcken das Land, oder ſchickten ihre Leute aus, während ſie dem Laden zu Hauſe vorſtanden.

Vorzüglich fanden die Deutſchen an dieſer Beſchäftigung Geſchmack, beſonders unter dieſen die Iſraeliten (denn von all' den wandernden Krämern in ganz Amerika ſind kaum ein Zwanzigſtel Chriſten), und von New-York und New-Orleans, ſpäter

von Cincinnati aus durchstreiften sie mit unermüdlicher Ausdauer jeden Winkel der Union.

Der Handel ist das Lebensprincip der Israeliten, davon liefert Amerika den unläugbaren Beweis; dort wird ihnen keine Schranke gesteckt, in der sie sich bewegen müssen; dort sind sie durch Vorurtheile oder Gesetze an keine Beschäftigung, an kein Gewerbe gebunden, sie stehen mit der ganzen übrigen Bevölkerung auf Einer Stufe. Was sie aber auch im Vaterlande getrieben haben mögen, welches Handwerk, welche Kunst, es bleibt sich gleich; in Amerika, wo sie wählen dürfen, greifen sie nach dem Handel und werden mit sehr wenigen Ausnahmen Kaufleute, oder geht das nicht, Krämer und Hausirer, wie man sie dort nennt, „Pedlars." Zwar ist ein kleiner Theil dieser Pedlar, wie schon gesagt, Christen, ein anderer besteht aus Amerikanern, doch diese sind wenige und sie verlieren sich so sehr unter der Masse, daß sie kaum einer Erwähnung verdienen.

In einem der Seehäfen angekommen, besteht ihre Baarschaft (denn wir haben es hier mit den wandernden Krämern, also der ärmeren Klasse zu thun) gewöhnlich noch aus wenigen Dollars, mit denen sie denn auch nicht säumen, ohne weiteren Zeitverlust ein „Geschäft zu beginnen. Ein schmaler Korb (zum Umhängen) wird vor allen Dingen angeschafft, da hinein ein kleiner Vorrath von etwas Brod und Zwirn, einige Kämme und Zahnbürsten, Hosenträger und Zahnstocher, wunderbar schimmernde Hemdknöpfchen und Näh- und Stecknadeln und andere derartige Sachen gekauft, und der Weg zu ihrem Glücke ist gebahnt.

Noch versteht der angehende Kaufmann keine Sylbe von der Sprache des Landes, das er jetzt zu seiner Heimath gemacht hat, yes und no und noch ein paar kleine Hülfswörter, wie: very cheap (sehr billig) und very good (sehr gut) ausgenommen, mit einer liebenswürdigen Dreistigkeit aber sucht er vorzüglich die amerikanischen Häuser auf (denn die Deutschen selbst sind schlechte Kunden) und knüpft hier mit der Hülfe von solch' barbarischen Wörtern und lebensgefährlichen Gesticulationen ein Ge-

ſpräch an, daß die Leute, wenn ſie nicht den ohne alles Weitere Eintretenden beim erſten Anlaufe aus der Thüre werfen, ſehr häufig geneigt ſind, eine Kleinigkeit zu kaufen, die ſie natürlich im Leben nicht benutzen können, blos, um das Mienen- und Geberdenſpiel, wie die auſſerordentliche Unterhaltung des „jungen Amerikaners“ eine kurze Zeit zu genießen.

Das dauert aber nur wenige Monate; in faſt unglaublich kurzer Zeit lernt der Pedlar die Landesſprache wenigſtens ſo weit, daß er ſich verſtändlich ausdrücken kann, und nun beginnt das eigentliche Leben desſelben. Wie der Schmetterling aus der Puppe, ſo kriecht er, mit ſeinem mächtigen Packe und einem tüchtigen Wanderſtabe verſehen, aus den Straßen der engen Stadt hervor und flattert, wenn man überhaupt mit einem Waarenballen von einigen 60 Pfund auf den Schultern flattern kann, hinaus in's Weite, den fern wohnenden Farmern das an Herrlichkeiten zuzutragen, was er entweder auf Auctionen mit baarem Gelde eingekauft, oder von bekannten Kaufleuten auf Credit erhalten hat.

In dem Staate, in welchem er Handel treibt, muß er freilich eine beſtimmte Taxe, ſogenannte Licence, entrichten, weiter iſt er aber auch in nichts gebunden, und kann an Waaren ausbieten, was ihm nur immer und wo es ihm beliebt; deßhalb haben ſie ſich auch über die ganze öſtlichen, ſüdlichen und mittleren Staaten ausgebreitet, und nur die ganz weſtlich liegenden größtentheils den Amerikanern überlaſſen, da dort die Gegend noch zu unbebaut iſt und ihnen der Anblick von wilden Thieren, die, wenn auch einzeln, doch dann und wann umherſtreifen, keineswegs zu behagen ſcheint.

Natürlich wählt ſich der Pedlar ſtets den Strich des Landes, auf welchem die meiſten Anſiedelungen liegen und der noch am wenigſten von ſeinen Collegen heimgeſucht iſt; dort geht er dann von Farm zu Farm und fragt: ob die Inwohnenden etwas von Waaren nöthig haben. Gewöhnlich lautet die Antwort: „Nein!“ Da aber der Mann ſelten zu Hauſe iſt und die Frauen ſtets — gerne ſehen möchten, was der Krämer denn

eigentlich in dem großen, ſchweren Packe für Koſtbarkeiten verborgen trägt, ſo erhält dieſer leicht die Erlaubniß, ſeinen Ballen zu öffnen und ſeine Waaren auszubreiten. Erhält er die übrigens auch nicht, ſo bleibt ſich das im Grunde dennoch gleich, denn öffnen thut er ihn doch und ſeine Sachen zeigt er auch vor, ehe er geht, Stück für Stück ob er nun freundliche oder mürriſche Zuſchauer um ſich ſieht.

Das Ausbreiten der Waaren in einſamer, den Städten fernliegender Hütte hat aber ſeinen doppelten Nutzen; erſtlich ſehen die Bewohner derſelben ſo viele Sachen, welche ſie gut gebrauchen können, ja, deren ſie wohl gar nothwendig bedürfen, vor ſich, und werden dadurch an manche Kleinigkeit erinnert, die ſie ſonſt vergeſſen hätten, und dann gewinnt auch die Waare ſelbſt, in der unſcheinbar niederen Hütte, auf dem rohen Holztiſche, in der ganzen hausbackenen Umgebung zur Schau geſtellt, ein ganz anderes Anſehen. Wie verführeriſch glänzen die ſchildpattähnlich gemalten Hornkämme, von dem ſchlauen Krämer gegen den dunkeln Scheitel des neben ihm ſtehenden erröthenden Mägdleins gehalten; wie feenhaft zauberiſch glitzern die mächtig großen Vorſtecknadeln und Ohrgehänge auf den ſauber gebürſteten, ſchwarzen ſammtmancheſternen Kiſſen und die goldenen Ringe mit den Brillanten und Rubinen auf der ſchwarzen Rolle aufgereiht wie Bretzeln am Fenſter eines Bäckerladens; welche kaum geahnte Pracht eröffnet ſich nicht in den jetzt aufgeſchlagenen Stücken Kattun, deſſen wunderliche Muſter, mit den blitzähnlichen Zickzacks und unzähligen Monden und Sternen, ſelbſt der älteren Farmersfrau ein lautes „Ach!“ der Bewunderung entlocken, und dann erſt gar die ſeidenen Halstücher und Bänder, die Perlmutterknöpfe und Haarnadeln mit den kleinen farbigen Glaskugeln oben drauf, die Haarſchleifen und Armbänder, die Ketten und feuerſtrahlenden Ohrringe, das alles muß in einem ſolchen Blockhauſe, mitten im Walde geſehen werden, um ganz den, wenigſtens für den Verkäufer wünſchenswerthen und günſtigen Eindruck hervorzubringen.

Der Pedlar läßt ſeine Waaren gewöhnlich nur für baar Geld

aus den Händen, kennt er aber seine Leute, oder sieht er an der ganzen Umgebung, daß er gerade nicht viel zu fürchten hat, so creditirt er wenigstens einen Theil derselben, was ihm zu gleicher Zeit Entschuldigung für einen zweiten Besuch gewährt. Ein Anderes ist es mit den „Jewelry pedlars" oder denen, die nur goldene Schmuckwaaren, einige Taschenuhren und silberne Löffel führen. Diese geben nie Credit, weil sie aus sehr vernünftigen Gründen nie ein und denselben Ort zweimal besuchen: sie trauen dem Frieden nicht recht und sind selten geneigt, dem Manne wieder unter die Augen zu treten, dem sie früher von ihren Waaren verkauft haben.

Der größte Betrug wird in dieser Hinsicht mit den Argentan-Löffeln getrieben, die in den Städten unter dem Namen german silver oder deutsches Silber bekannt sind und wo, besonders in Ohio, den leichtgläubigen Farmern unter dem Vorwande, daß deutsches Silber nur eine andere Art, aber sonst eben so gut sei, das Duzend Eßlöffel zu 18 und 20 Dollars verkauft wurde. Hätten die Gesetze in diesen Fällen wirklich einschreiten wollen; so würden sie nichts haben ausrichten können, denn die Waare war unter dem rechten Namen, „deutsches Silber," wenn auch zu einem übermäßigen Preise, verkauft, die Landleute selbst aber, welche mit der Zeit, obgleich erst durch Schaden, klug wurden, schwuren nachher freilich dem Pedlar, sobald er sich wieder blicken lassen würde, furchtbare Strafe zu. Dieser jedoch trieb dann schon in einem anderen Staate, entweder weiter westlich oder südlich, wer konnte sagen, wohin er gezogen, sein Wesen, und nur weniger Jahre bedurfte es, so hatte sich der arme Packträger ein Pferd oder gar einen kleinen Wagen angeschafft, auf dem er jetzt seine Waaren in bedeutend größerer und besserer Auswahl durch das Land fuhr. Louisiana besonders wimmelt von diesen Leuten, und es kommt dort vor, daß mehrere derselben zusammenlegen und sich ein Pferd gemeinschaftlich kaufen, um ihren Waarenballen fortzuschaffen; das arme Thier ist aber dann wahrlich zu bedauern, denn erstens muß es die

ſicherlich übermäßige Laſt und gewöhnlich auch noch abwechſelnd einen der hoffnungsvollen Jünger Merkur's ſchleppen, und nicht ſelten geſchieht es dann, daß ſolch ein gequältes Geſchöpf zuſammenbricht und nicht weiter kann.

In Louiſiana beſteht der Hauptnutzen der Pedlars in dem Verkehre mit den Negern und beſonders den Negerinnen, welche, da ſie die Plantagen nicht verlaſſen dürfen, für alles das, was ſie gebrauchen, einzig und allein auf dieſe wandernden Krämer angewieſen ſind. Den jungen Mulattinnen und Meſtizen fehlt es dabei nie an Geld, beſonders wenn ſie ſchön ſind, und ſie wiſſen den „Minneſold" natürlich auf keine andere Art zu verwenden, als daß ſie Putz und Kleider dafür einkaufen, die ihnen von den geſchäftigen Deutſchen in reicher Auswahl zugeführt werden. Grellrothe Tücher, Glasperlen, auffallend bunte Kattune und alle Arten von Schmuck finden hier einen ausgezeichneten Markt, und der Nutzen an dieſen Gegenſtänden, die ſpottbillig auf den Auctionen in New-Orleans eingekauft werden, iſt bedeutend. Am meiſten verdienen dieſe Leute aber mit dem verbotenen Handel, wie das faſt ſtets der Fall iſt.

Den Negern dürfen ſie nämlich keinen Whiskey verkaufen, wie überhapt kein Kaufmann in den Sklavenſtaaten, und die Strafen, welche für Uebertretung dieſes Geſetzes beſtimmt ſind, werden ſehr ſtrenge beobachtet; der Krämer weiß aber der Gefahr entdeckt zu werden ſehr gut zu entgehen; Verrath iſt von den Negern ſelbſt nicht zu befürchten, und eine mittlere, doppelte Wand im Wagen birgt den geheimen Schatz, aus dem ſie heimlich die Flaſchen der durſtigen Sklaven füllen.

Viel bedeutendere Geſchäfte machen übrigens in dieſem Artikel die großen Flat- und Kielboote, welche für den heimlich ausgeſchenkten Whiskey, wenn ſie einmal eine kurze Zeit am Ufer anlegen, Landesprodukte annehmen, als: Hühner, Ferkel, Truthühner, Mais und was die Sklaven ſonſt ſelber ziehen oder in der Geſchwindigkeit ſtehlen können, welche Gegenſtände der wandernde Krämer freilich nicht im Handel annehmen kann,

da er keinen Ort hat, an dem es möglich wäre, dieſe Sachen zu verbergen, auch bliebe ihm, im Falle es entdeckt würde, kein Weg zur Flucht offen, während die Bootsleute weiter nichts zu thun haben, als ihr Tau loszubinden, wo ſie in wenigen Stunden mit dem Strome hinabtreibend unter der Maſſe ähnlicher Fahrzeuge verſchwinden und vielleicht zehn Meilen weiter unten denſelben Handel auf's Neue beginnen.

Wunderbar iſt es übrigens in der That, wie dieſe Pedlars, beſonders in einigen Staaten noch, ihren Lebensunterhalt verdienen können; denn z. B. Louiſiana, Ohio, Pennſylvanien und ſelbſt Kentucky ſind mit ihnen ordentlich überſchwemmt; die Amerikaner kennen ſie aber ſchon, wiſſen, daß es wirklich poſitive Unmöglichkeit iſt, einen derſelben los zu werden, ohne ihm eine Kleinigkeit abzukaufen, und fügen ſich dann auch meiſtens mit vieler Ruhe in das doch einmal unvermeidliche Schickſal.

Hat ſich der Pedlar nun endlich nach langen, mühſam und auf der Landſtraße durchlebten Jahren etwas erſpart, ſo gibt er das wandernde Leben auf und wird „Storekeper", d. h. er miethet ſich irgendwo an der Dampfboot-Landung eines kleinen Städtchens oder einer Stadt, und iſt das nicht möglich, im Inneren des Ortes ſelbſt einen Laden und beginnt ein Geſchäft mit fertigen Kleidungsſtücken inclusive Hüten, Mützen, Schuhen, Stiefeln, Meſſern, Piſtolen, goldenen Ringen und Vorſtecknadeln. Die ſämmtlichen Kleiderläden der Vereinigten Staaten (es beſtehen deren Tauſende) gehören auf dieſe Art, mit nur ſehr wenig Ausnahmen, deutſchen Iſraeliten, von denen viele in wenigen Jahren ein recht anſtändiges Vermögen zuſammengeſcharrt haben, und ſämmtliche Städte eben dieſer Staaten, die an einem Fluſſe oder ſonſtigen Waſſerkourſe liegen, ſind auf dieſe Art im wahren Sinne des Wortes mit wehenden und flatternden Kleidungsſtücken garnirt zwiſchen denen unter jeder Thüre ein mit vieler Aufmerkſamkeit friſirter, ſehr elegant gekleideter und die rothen Finger mit Ringen, die farbige Weſte mit Kette und Vorſtecknadeln überladener junger Mann ſteht und die

Vorübergehenden fortwährend mit lauter Stimme einladet, sein „wohlassortirtes Lager" ꝛc. ꝛc. in Augenschein zu nehmen; ja, oft sogar mit wahrer Todesverachtung besonders ärmlich Gekleidete gewaltsam in das Heiligthum seines Verkaufslokales hineinzerrt, wo er im düsteren Schatten einer Unzahl flatternder Beinkleider das unglückliche Opfer förmlich zu irgend einem Handel zwingt.

Die Kaufleute übrigens, die einst wandernde Krämer gewesen, geben ihren ärmeren, noch umherstreifenden Collegen selten oder nie Credit; sie mögen wohl wissen, wie sie es selbst in früheren Zeiten getrieben und wie oft ein solcher nomadischer Händler, wenn er eine Zeit lang Kleinigkeiten im Vertrauen auf seine Redlichkeit erhalten und verkauft, auch stets richtig bezahlt hat, mit dem ersten größeren Waarenballen spurlos verschwindet und erst wieder in einem anderen Staate, wo möglich 5 bis 600 Meilen von dem ersten entfernt, auftaucht. Ihn durch die Gesetze zu verfolgen, ist kaum möglich, der angeführte Kaufmann erfährt vielleicht auch den neuen Aufenthaltsort seines Schuldners erst nach geraumer Zeit, wenn die Schuld selbst schon lange verjährt ist.

Ich war übrigens selbst ein Zeuge, wie mehrere Kleiderhändler in New-Orleans eine, wenn auch komische Art Lynchgesetz in Anwendung brachten, um einen Pedlar zu bestrafen, der fünfe von ihnen, die sich später alle zufällig in New-Orleans zusammengefunden und festgesetzt hatten, in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten um eine nicht unbeträchtliche Summe in Waaren betrogen. Die Schuld war verjährt, und in einer Versammlung, vor die er berufen, wurden ihm als Strafe von jeder Hand (es hatten sich etwa 18 eingefunden, und ich war eigentlich nur ein zufälliger Zeuge) zwanzig Stockschläge zuerkannt, denen er sich auch, im Gefühle seiner Schuld, geduldig unterwarf. Als aber der vierte, an dem er vorzüglich gesündigt, seinen größeren Verlust auch durch stärkere Schläge, als sie der Deliquent wohl erwartet, wieder einzubringen gedachte, lehnte sich dieser höchst unvorhergesehenermassen gegen die Gewalt auf

und faßte den Strafenden mit ſo ſchlauem Griffe, daß dieſer erſchreckt aufſchrie, den Stock fallen ließ und froh war, dem kräftigen Schuldner wieder entriſſen zu werden. Das ſchreckte die anderen ab und der Pedlar ward in Gnaden, aber mit entſetzlichen Schimpfworten entlaſſen.

Zwei Arten von Waaren gibt es übrigens, mit denen ſich die Deutſchen nie oder wenigſtens ſehr ſelten befaſſen: es iſt dieß der Verkauf von Wand- oder Standuhren und Medicinen. Zum erſten Geſchäfte ſind ſie nicht gewandt, zum zweiten nicht unverſchämt genug. Dieſen Handel haben alſo die Amerikaner faſt allein an ſich geriſſen, vorzüglich die Yankee's, d. h. die Bewohner der nordöſtlichen Staaten, als; Maine, New-Hampſhire, Connecticut, Vermont, Maſſachuſetts und Rhode-Island, deren „Clockpedlar" oder Uhrenkrämer in der ganzen Welt berühmt ſind.

Sam Slick hat einen tiefen Blick in ihre Verhältniſſe thun laſſen, und ich will ſie, da ſie doch einmal in dieſe Rubrik gehören, nur kurz erwähnen.

Mit einem kleinen Wagelchen, vor das ein ziemlich gut ausſehendes, ſonſt aber gewöhnlich höchſt nichtsnütziges Pferd geſpannt iſt, zieht der Uhrenhändler oder Clockpedlar in die weite Welt, und zwar am liebſten in die weſtlichen und ſüdweſtlichen Staaten hinein; ſein Zweck und Ziel iſt, Uhren zu verkaufen, und er verkauft ſie auch, mag er nun willige oder zähe Käufer finden. Leute, die früher nie auch nur an die Möglichkeit gedacht haben, je eine Summe, die für ſie ein Capital iſt, an die Anſchaffung eines ſo leicht entbehrlichen Gegenſtandes zu wenden, finden ſich plötzlich als Eigenthümer eines ſolchen Werkes, von dem es ihnen faſt wie Zauberei und ſchwarze Kunſt erſcheint, wie ſie eigentlich und ſo ganz gegen ihren poſitiv ausgeſprochenen Willen zum Beſitze derſelbe gelangt ſind. Da ſteht es aber jetzt, oben auf einem groben, ungehobelten Brette zwiſchen dort aufgehangenen Hirſch- und Waſchbärfellen ſo ruhig und gemüthlich mit ſeinem ſtillen, ſelbſtzufriedenen Tick-

tack, als ſei es etwa 1500 Meilen von dort ganz beſonderes zu dem Zwecke angefertigt worden, in möglichſt kurzer Zeit hierher geſchafft zu werden und durch die Augen einer holdſelig lächelnden Dame in wunderbar ſchimmernden, feuerfarbenem Kleide, die, auf der Klappe der Uhr befindlich, in der einen Hand eine auſſergewöhnlich große Roſe, in der anderen einen chineſiſchen Fächer hält, dem wirklich verblüfften Farmer ſeine volle Zufriedenheit mit deſſen trefflicher Wahl zu erkennen zu geben.

Der Yankee, eine ſtets ſehr lange und ſehr ſorgfältig bis hoch hinauf an die Schläfe raſirte Geſtalt mit glatt geſtrichenen Haaren und grauen, lebhaften Augen, etwas vorſtehenden Backenknochen und etwas ſchiefgezogenen Geſichtszügen, wovon jedoch größtentheis ein in der linken Backe ruhendes entſetzliches Stück Kautabak die Schuld trägt, verſichert indeſſen den Farmer ſchon zum dritten Male, daß er ihn erſt binnen Jahresfriſt und vielleicht ſelbſt dann noch nicht wiederſehen ſolle, läßt ſich jedoch „um Lebens oder Sterbens willen" einen kleinen Wechſel nach Sicht ſchreiben, ſetzt ſich am nächſten Morgen in ſein kleines, grün lackirtes Wägelchen, winkt noch einmal einen freundlichen Gruß herüber und verſchwindet in den Biegungen der durch den dichten Wald führenden Straße. Er hält Wort — er ſelbſt kommt weder in Jahresfriſt noch jemals wieder in dieſelbe Gegend; aber nach zwei Monaten erſcheint ſein „Partner" oder Compagnon, präſentirt den Wechſel und dringt auf die Bezahlung. Von jähriger Friſt weiß er nichts, ſein Collège „hat ihm nichts davon geſagt," der Wechſel lautet auf augenblickliche Bezahlung und muß, wenn er unter 50 Dollars iſt, dem Vorzeiger bezahlt werden. Der arme Backwoodsman weiß das und ſchafft ſeufzend Rath, der Pedlar aber, oder Einkaſſierer vielmehr, zieht, heimlich lachend, von dannen.

Die Hinterwälder ſind ſonſt ſo ſchlau und gewandt, im Geſchäfte ſowohl, wie im wirklichen Leben, in den Händen eines Yankee's aber iſt es ordentlich, als ob ſie ihre bisherige That- und Denkkraft verlieren; ſie erkennen ſeine geiſtige Ueberlegenheit

an und geben ſich rettungslos verloren, wie der Vogel, welcher von den Blicken der Klapperſchlange erreicht, die Gefahr kennt, welche in dieſem Blicke liegt, ängſtlich flattert und alle Zeichen von Furcht oder Entſetzen ſichtbar werden läßt, aber doch ruhig ſitzen bleibt, oder gar dem ſicheren Verderben entgegenfliegt. Kehrt der Händler in ſeine eigene Heimath zurück, ſo hat er auch ſtets ein ausgezeichnet gutes Pferd vor dem Wagen, denn das vortheilhafte Vertauſchen desſelben gehörte mit zu ſeinem Geſchäfte.

Nur ein Beiſpiel weiß ich, wo ein Yankee, und noch dazu einer der pfiffigſten, von einem Backwoodsman mit ſeinen eigenen Waffen geſchlagen wurde und ſehr betrübt abziehen mußte. Es war in Arkanſas, und Jackſon, ein Anſiedler, der erſt kürzlich von Tenneſſee herübergekommen, ſein letztes baares Geld für 40 Acker Land, zwei Milchkühe und ein Pferd, da ihm das alte krank geworden und geſtürzt war, ausgegeben hatte, ſaß Abends in der ärmlichen Blockhütte bei'm frugalen Nachtmahle von Speck, Maisbrod und Milch, als das kleine Fuhrwerk eines ſolchen Clockpedlars vor ſeiner Thüre hielt.

Freundlich lud er den Krämer ein, bei ihm die Nacht und mit ſeinem Mahle vorlieb zu nehmen, und dieſer ließ ſich auch nicht lange bitten, beſorgte ſein Pferd ſelbſt, trug, wobei ihm Jackſon half, die Uhren unter Dach und Fach und begann hier nun auf den Verkauf einer derſelben hinzuarbeiten; Jackſon war aber „an old hand", wie ſie in Amerika ſagen, und durchſchaute nicht allein ſeinen Plan, ſondern hatte ihn ſchon von dem erſten Anblicke an vorausgeſehen, ſagte daher dem Pedlar ganz freundlich, er ſei zu arm, eine Uhr zu kaufen, denn wenn er ſie wirklich kaufen wolle, könne er ſie nicht bezahlen. Dieß war übrigens eine zu alltägliche Ausflucht, als daß ſich der Yankee dadurch hätte ſollen abſchrecken laſſen, im Gegentheile gab ihm das ruhige Betragen des Mannes die beſten Hoffnungen zu einem guten Geſchäfte, und nicht eher ruhte er, bis ſämmtliche Uhren in Reihe und Glied vor dem ſtill vor ſich hin lächelnden Backwoodsman aufmarſchirt ſtanden, und jetzt handelte es ſich nach

des Krämers Meinung nicht mehr darum, ob er eines der herrlichen Kunstwerke, sondern nur welches er kaufen solle. Vergebens erwähnte der Arkansaner, daß er arm sei und keine Uhr kaufen könne, der Pedlar ließ nicht nach und jener richtete sich endlich entschlossen auf und sagte:

„Gut — ich nehme eine — Ihr bekommt aber kein Geld."

„Im ersten Jahre nicht", lächelte der Krämer, „habt die Uhr nur einmal ein Jahr, Ihr laßt sie nicht wieder fort."

„So will ich diese wählen — was ist der Preis?"

„Achtundvierzig Dollars." (Er wußte recht gut, daß er bei einer Klage auf mehr als 50 Dollars Jahre lang hinausgehalten werden konnte.)

Jackson's Frau sah ängstlich zu ihm empor, er winkte ihr aber lächelnd zu, ruhig zu sein, und ließ es, behaglich auf ein Bärenfell ausgestreckt, geschehen, daß der Fremde die aufgedrungene Uhr über dem Kamine auf einem durch hölzerne Pflöcke gehaltenen Brette befestigte und aufzog.

„Ihr bekommt aber kein Geld dafür, sagte er dem Yankee."

„Ich weiß es wohl", erwiederte dieser, „aber doch Eueren Wechsel, Ihr wißt wohl, das ist so Sitte."

„Gut, dagegen habe ich nichts, den sollt Ihr haben", sagte der Farmer, und unterschrieb das schnell ausgestellte Papier.

Der Pedlar zog am nächsten Morgen weiter; aber ehe sein Collecteur mit dem fälligen, natürlich nach Sicht ausgestellten Wechsel erscheinen konnte, hatte Jackson die Uhr auf sein Pferd genommen, nach der nächsten Stadt gebracht und dort verkauft.

Der Compagnon des Yankees kam endlich nach drei Monaten, und erstaunte zwar, keine Uhr in der Hütte des Farmers zu finden, äußerte jedoch hierüber nichts, sondern präsentirte nur seinen Wechsel. Der Farmer bedeutete ihn aber sehr kaltblütig, daß er dem Uhrenhändler aufrichtig gesagt habe, er bekäme nie sein Geld, und das wäre in der That wahr; denn er sei nicht allein nicht gesonnen, sondern auch nicht im Stande, die 48 Dollars jetzt oder jemals zu bezahlen; er hätte die Uhr

nehmen müſſen, um den Krämer nur loszuwerden, und der Collekteur möge ihn jetzt, wenn er ſonſt glaubte, etwas dabei verdienen zu können, verklagen.

Als dieſer endlich wirklich ſah, der Farmer ſei feſt entſchloſſen, ſein Wort zu halten, ſo ging er zum nächſten Friedensrichter und klagte; der gute Mann war jedoch zum erſten Male in Arkanſas — er hatte gut klagen, das Erlangen ſeiner Schuld ſtand aber auf einem anderen Blatte, denn der Farmer war — nicht zahlungsfähig.

Vergebens warf der Yankee ein, daß er eine Menge Hausgeräthe, eine Büchſe, ein Pferd und zwei Kühe habe, es half ihm nichts; in Arkanſas kann einem Farmer weder die Büchſe noch Handwerkszeug, weder zwei Kühe noch zwei Pferde, noch alles nöthige Hausgeräthe als Pfand weggenommen werden, denn es gibt ein gewiſſes Eigenthum, welches er beſitzen muß, ehe das Geſetz ein Recht auf das übrige erhält, und da er das, was ihm der Staat als unantaſtbar zugeſtand, noch nicht einmal alles beſaß, denn er hatte kaum nur ein Pferd und kaum die Hälfte des ihm verſtatteten Hausgeräthes, ſo war natürlich an eine gewaltſame Bezahlung gar nicht zu denken. Als dieß dem Yankee endlich in all' ſeiner entſetzlichen Wahrheit einleuchtete, verſuchte er die Uhr zurückzuerhalten, aber auch das war zu ſpät, und ſeit jener Zeit iſt Jackſon nie wieder eine Uhr zum Kaufe angeboten worden.

Ein anderer Handelszweig und keineswegs der unbedeutendſte, mit dem die Yankee's faſt gänzlich Monopol treiben, iſt der Medicin-Handel. Ein alter Yankee, der ſeine Söhne in die Welt ſchickt, damit ſie Erfahrung — die wichtigſte Schule im menſchlichen Leben — ſammeln, und einmal von den Zwiebelbeeten erlöſ't werden, an die ſie bis zu ihrem einundzwanzigſten Jahre gefeſſelt geweſen, ſtellt ihnen die Wahl frei, ob ſie Clockpedlar, oder — Doktor werden wollen, und wählen ſie das letztere, ſo bedarf es noch nicht einmal ſo vieler Warnungen und Ermahnungen, als bei dem erſten Geſchäfte, um den

jungen Mediciner mit der Wirkung seiner Heilkräfte, die er in einem kleinen Felleisen bei sich führt, bekannt zu machen. Die Mittel, deren er sich bedient, sind sehr einfach. Calomel ist die Hauptkur, und macht, nebst irgend einer großnamigen Patent-Medicin, den Mittelpunkt, um den sich alles Uebrige dreht; sonst gebraucht er noch etwas Opium (aufgelöst), Ricinusöl, Glaubersalz, etwas Ipecacuanha, Chinarinde und Brechweinstein, und er hat alles, was er zu einer ausgebreiteten Praxis bedarf. Schon fünf Meilen von seinem Heimathsorte, wo er dem ersten fremden Menschen begegnet, erhält er den Namen „Doctor", und die können von Glück sagen, die noch mit Salz oder anderen unschädlichen Medicinen abgefertigt werden, denn wo der junge Doktor Geld wittert, da müssen die Leute von seiner Patent-Medicin kaufen, und Gnade ihnen Gott, wenn sie das rothe, zusammengeknetete Zeug verschlucken; sind sie vollkommen gesund, so kommen sie vielleicht mit einer heilbaren Cholik oder einigen gelinden Krämpfen und einem schwachen Anfalle von Apoplexie davon, sind sie aber ohnedieß kränklich, dann ist ihnen selten mehr zu helfen, und sie vermehren die Zahl der Schlachtopfer, die jährlich dem so scheußlichen Götzen „Quacksalberei" geopfert werden.

Manchmal betreiben auch diese wandernden Krämer oder „Doctoren", wie sie sich am liebsten genannt hören, ihr Geschäft humoristisch, im Falle sie entweder zu gewissenhaft sind, den Farmern ihre Katwergen aufzudringen, oder darin eine leichtere und schnellere Art sehen, Geld zu verdienen; so durchzogen z. B. im Jahre 1843 zwei Yankee's die nördlichen und nordwestlichen Staaten mit solchem Glücke, daß sie in wenigen Monaten eine bedeutende Summe Geldes erübrigt hatten. Ihr Plan, oder vielmehr ihre List war die folgende gewesen.

Der Eine von ihnen, ohne Waaren oder Gepäck, mit nur einer gewöhnlichen amerikanischen Satteltasche von seinem kleinen, feurigen Pferde getragen, war der erste auf der unter ihnen ausgemachten Marschroute, und hielt bei jedem Hause,

das auf ſeinem Wege lag, an, ſtieg ab, ſchüttelte den Bewohnern desſelben ſehr freundlich und lang die Hand, ging an den Waſſereimer und trank aus dem langſtieligen Flaſchenkürbis, der neben demſelben an einem Hacken aufgehangen war, unterhielt ſich dann noch eine Weile mit den Leuten, ſprach über dieß und jenes, ſchüttelte ihnen noch einmal zum Abſchiede die Hand, kehrte wieder um und entdeckte nun irgend einem der Männer, den er bei Seite nahm und um Verſchweigen des ihm Anvertrauten bat, daß er — an einer ſehr bösartigen Hautkrankheit leide, und frug ihn, ob er nicht irgend eine dieſer abhelfenden Salbe habe. Er hielt dabei die Hand des Farmers feſt in der ſeinen und ſah ihm bittend in's Auge, bis dieſer plötzlich den Sinn der Worte begriff und ſchnell zurücktrat. Gewöhnlich wurde er hierauf ſchnell und mit einigen kurzen, nicht beſonders freundlichen Worten abgefertigt; das that aber nichts, er hatte ſeinen Zweck erreicht, ſchwang ſich in den Sattel und trabte, wehmüthig zurückgrüßend, langſam der nächſten Anſiedelung zu, um hier ſeine Liſt zu wiederholen.

Die Farmerfamilie blieb aber in größter Aufregung zurück — was mußten hiervon die Folgen ſein? Der Mann mit der eckelhaften Krankheit hatte Allen und höchſt warm und freundſchaftlich die Hand gedrückt, hatte aus demſelben Trinkgeſchirre mit ihnen getrunken, und es war jetzt faſt unvermeidlich, daß ſie angeſteckt werden mußten. Da nähert ſich auf hohem, ſtarkknochigem Roſſe ein Fremder, hält und ſteigt ab; die Familie iſt noch ſo beſtürzt, daß ſie kaum ſeiner achtet, er nimmt aber ohne Weiteres das kleine Felleiſen, welches er hinter ſich am Sattel trägt, geht in's Haus und fragt: ob Niemand etwas von ſeinen Medicinen bedürfe?

Medicin? das war ein Wink des Himmels — der Mann kam wie von Gott geſandt, und welch' ein Glück, daß er auch eine ſolche gerade für dieſe Art Hautkrankheiten nützliche Salbe bei ſich führte. Es iſt, ſeiner Ausſage nach, das letzte, und wenn auch etwas viel für die *eine* Familie, ſo kann man ja

doch nicht wiſſen, ob die Krankheit nicht wirklich zum Ausbruche kommt und wie ſie ſich zeigen wird, gut oder bösartig. Auch iſt der Preis gerade für dieſen Artikel ſehr hoch, aber was ſchadet das, beugt man denn nicht damit dem Unangenehmſten vor? Der ſchlaue Krämer hat aber in der That ſeinen Mantelſack nur mit dieſer Arznei gefüllt, welcher bloß oben drauf zum Scheine noch einige andere beigefügt ſind; er ſtreicht daher fröhlich das Geld ein und folgt ſchnell dem Compagnon, der indeſſen auf ſeiner Schrecken verbreitenden Bahn weiter gegangen iſt und neue Opfer geſammelt hat. Da ſie ihren Weg natürlich immer weiter und ſtets durch fremde Gegenden fortſetzten, ſo war auch eine Entdeckung gar nicht zu befürchten, und nie haben wohl zwei Yankee's in ſo kurzer Zeit ſolche brillante Geſchäfte gemacht, als dieſe beiden wandernden Medicin-Krämer.

Zu dieſer Menſchenklaſſe gehören auch noch eigentlich ſtreng genommen die unzähligen Kiel- und Flatboote, welche mit den größeren Strömen hinabtreiben; nur eine gewiſſe Art derſelben legt aber an den einzelnen Farmen und Plantagen an, die Mehrzahl ſchwimmt dem großen Markte des Südens, dem gewaltigen New-Orleans zu. Dieſe Krämer-Boote zeichnen ſich vor den erſteren Kameraden durch eine kleine Stange und einen flatternden Wimpel aus; ſie landen an jeder größeren Anſiedelung und führen theils Produkte des Nordens, theils Ausſchnitt und Blechwaaren, ja manchmal ſogar Schaubuden und Theater mit ſich. Iſt an dem einen Orte ihr Geſchäft beendigt, ſo löſen ſie das Tau und treiben weiter hinunter zum nächſten Platze, wobei ſie, wie ſchon oben erwähnt, beſonders in den ſüdlichen Staaten vorzüglich gute Geſchäfte machen, indem ſie heimlich an die Negerſklaven Whiskey ausſchenken und dafür von dieſen Feldfrüchte und ſelbſtgezogenes oder geſtohlenes Vieh eintauſchen.

Die Regulatoren und das Lynchgesetz.

Wo in einem Lande unbegränzte Freiheit herrscht, wo Jeder gehen und kommen kann wie und wann es ihm gefällt, Jeder thun und treiben kann, was ihm beliebt, ohne daß sich die Polizei freundlich und theilnehmend nach seinen Papieren und Mitteln erkundigt, da ist auch nur eine natürliche Folge der Dinge, daß, besonders aus dem Bodensatze der europäischen Staaten ausgespieen, verbrecherisches und schlechtes Gesindel sich mit hindrängt unter den Schatten des Freiheitsbaumes und den Samen der Zwietracht zwischen die friedlichen Bewohner eines glücklichen Landes zu säen sucht.

Wie aber der junge Wein durch sich selbst schäumt, und gährt, das Unreine ausstößt und krystallklar durch zwar allmälige, aber doch gewaltsame Läuterung wird, so war und ist es selbst jetzt noch mit der Bevölkerung Nord-Amerika's, und vorzüglich mit den Staaten, nach welchen sich ihrer abgeschiedenen Lage wegen das Gesindel am stärksten drängte, als: Louisiana, Tennessee, Mississippi, Arkansas, Missouri und in neuester Zeit Texas. Besonders genoß Arkansas, erst seit 1836 aus einem Territorium in die Union der Freistaaten aufgenommen, den Ruf, der Sammelplatz aller flüchtigen Verbrecher und Gauner zu sein, und in der That war dieser Staat auch einer solchen Menschenklasse am günstigsten gelegen. Texas, damals noch in seiner ersten Entwickelungsperiode, lag nahe und bequemer und konnte in wenigen Tagen und durch Wälder, die fast jeder gesetzlichen Verfolgung Trotz boten, erreicht werden; dabei bot die Aussicht auf den Handel mit den einfachen Pionieren und Backswoodsmen und den noch viel kindischeren Indianern zu viel Lockendes und Verführerisches für solche Leute, und das wilde Land selbst, wo sich meilenlange Strecken Wildniß zwischen den einzelnen Häusern ausdehnten, machte ein Entdecken und Festhalten irgend eines Missethäters wenn nicht ganz unmöglich, doch ungemein schwer. Der Verbrecher wartete selten die Zeit

ab, in der auf dem gewöhnlichen Gerichtswege ein Verhaftsbefehl für ihn ausgestellt sein konnte, ritt nicht selten auf dem Rücken eines fremden Pferdes in ein anderes County und ließ erst dann wieder von sich hören, wenn ein neues Vergehen auch seinen dortigen Aufenthalt verwirkte.

So große Schwierigkeiten es aber im Anfange hatte, eines Flüchtlings habhaft zu werden, so viel größere stellten sich heraus, wenn dieß wirklich einmal geschehen war und man ihn nun festhalten wollte. Kirchen, Schulen und Gefängnisse müssen in einem ganz neuen Lande immer den zum Wohnen nöthigen Gebäuden nachstehen, werden sie aber wirklich gleich im Anfange mit erbaut, dann geschieht dieß selten aus einem anderen Materiale, als den auch zu den übrigen Gebäuden benutzten Baumstämmen; so schätzenswerth nun aber auch eine solche Urkirche, die dann gewöhnlich ebenfalls mit zum Schulhause benutzt wird, ist, und so vollkommen sie dem ersten Bedürfnisse der Ansiedler entsprechen mag, so wenig erfüllt sie bei einem Gefängnisse den so nöthigen und unzertrennbaren Zweck des Festhaltens; denn welcher vernünftige Mensch wird in einem gewöhnlichen Holzhause, wo er blos die Bretter oben abzuschieben braucht, um frei zu sein, ruhig sitzen bleiben, wenn er die moralische Ueberzeugung hat, daß man beabsichtigt, ihn am nächsten Morgen zu hängen.

Zwar suchte man dieß Entspringen dadurch zu verhindern, daß einzelne Wachen den Gefangenen nie verlassen durften und ihn immer im Auge behalten mußten, das blieb aber stets eine unsichere Sache; denn der Wächter, von Müdigkeit übermannt, fiel nicht selten der zum Aeußersten getriebenen Verzweiflung des Gefangenen als Opfer, oder war ihm gar, die Rache von dessen Kameraden fürchtend, zur Flucht behülflich. Mehrere Male wurde sogar der Constabel bei Ausübung seiner Amtspflicht erschlagen.

Besonders legten sich diese Nichtswürdigen auf den Pferdediebstahl, der, als im Jahre 1840 die Todesstrafe für denselben in Zuchthaus gemildert wurde, ganz entsetzlich überhand

nahm. Pferdestehlen wurde ein ordentliches Gewerbe, und Menschen dazu erzogen und dressirt. In all' den westlichen Staaten existirten sogar Verbindungen dieser Banden, die sich einander hülfreich die Hände boten. Mit den alten Backswoodsmen war nämlich nicht gerade zu spassen, die geraubten Thiere mußten also schnell und sehr weit fortgeschafft oder wenigstens so verborgen werden, daß selbst das Auge eines Hinterwäldlers ihre Spur nicht wieder finden oder verfolgen konnte, — eine allerdings schwere Aufgabe.

Der Diebstahl selbst wurde durch die amerikanische Sitte sehr erleichtert, die Pferde nämlich, wie das übrige Vieh, frei im Walde umher laufen zu lassen, da man im Westen von Ställen sehr wenig weiß. Nichts konnte daher leichter in's Werk gesetzt werden, als solche wild umher laufende Pferde einzufangen und zu reiten; das Fortkommen blieb die einzige Schwierigkeit, da man sogar Beispiele hatte, wie Missourier aus der Gegend von St. Louis diesen Pferdefleischhändlern nachgesetzt und sie 500 englische Meilen von dem Platz an, von welchem sie die Thiere geraubt, verfolgt und die Schuldigen ohne Weiteres nieder geschossen oder aufgeknüpft hatten.

Diese Verbindungen reichten von dem Missouri bis zum rothen Flusse und hatten sogar nach Illinois, Kentucky, Tennessee und Mississippi ihre Seitenzweige; die Gesetze waren also augenscheinlich zu schwach, die Bürger der verschiedenen Staaten vor den Räubereien jener Buben zu schützen, und sie mußten endlich zu dem ihnen verstatteten Selbstschutze ihre Zuflucht nehmen.

Das hierdurch wieder in's Leben gerufene Lynchgesetz dehnte allerdings jenen Selbstschutz zu weit aus, es war aber eines jener nothwendigen Uebel, die dazu dienen mußten, größere zu vertreiben. So hauſ'ten in Vicksbury vier Spieler, die trotz jedem Gesetze in Privathäusern ihr Wesen trieben, junge Leute in ihre Höhlen lockten, ihnen ihr Geld abnahmen und sie dann nackt und elend in die Welt zurückstießen. Was konnte das Gesetz dagegen thun? Jene Männer blieben in Privathäusern und

das Gesetz durfte in diese nicht eingreifen; täglich aber fielen neue Opfer, und das Elend, welches durch diese Verworfenen entstand, war unabsehbar. Da rottirten sich eines Abends die Bürger von Vicksbury zusammen, erbrachen das Haus, in dem sie die Spieler versammelt wußten, schleppten diese, die vergebens zu widerstreben suchten, vor die Thüre in's Freie und — hingen sie hier an die Zweige eines solcher Frucht gewachsenen Chinabaumes.

Es war ein fürchterlicher Gewaltstreich, und dennoch wieder ein Segen für die Stadt. Aehnliche Handlungen fielen in den meisten westlichen Staaten vor, das Lynchgesetz und die Vollstrecker desselben, die Regulatoren, wurden der Schrecken jener Banden, und weiter und weiter drängten sich diese nach Westen zurück, um der Ausübung solcher plötzlichen und keineswegs angenehmen Gerichtsbarkeit zu entgehen. Wie aber eine jede Sache ihre Licht- und Schattenseite hat, so auch mit diesen willkührlichen Gesetzen, die allerdings manche Landstriche von dem Raubgesindel reinigten und den Bewohnern derselben Schutz und Hilfe angedeihen ließen, dagegen jedoch auch nicht selten schlechten und boshaften Menschen gerade Gelegenheit boten, irgend eine heimliche, lang gehegte Rache zu sühnen und Unschuldige, auf die sie selbst nur einen Haß geworfen, zu verderben. Verschiedene Male fiel es vor, daß brave, rechtschaffene Leute von den Vollziehern dieses Lynchgesetzes aus ihren Hütten gezerrt und barbarisch gemißhandelt wurden.

Im Ganzen erreichte aber doch dieses ernste Durchgreifen der Pioniere seinen Zweck, und als dem Lynchgesetze erst einmal mehrere Opfer gefallen waren, ohne daß die Friedensrichter der Gegend selbst große Notiz davon genommen hätten, da fingen die Pferdediebe an, einzusehen, daß es für sie in den benachbarten Territorien anfange, viel sicherer zu sein, als in den der Union einverleibten Staaten. Viele flüchteten in die „Indian-Station" zwischen die Chocktaws und Cherokesen, die meisten aber zogen sich nach Texas, und die Staaten wurden größtentheils von dem lästigen, gefährlichen Gesindel befreit.

Aber nicht ſo auf einmal war es möglich, das Uebel mit der Wurzel auszurotten, welches ſich bis in das innerſte Herzmark des Staates eingefreſſen hatte; denn zu jenen Verbrechern gehörten nicht allein heimathloſe Herumſtreicher, die ſich nur dort für kurze Zeit niederließen, wo ſie hoffen durften, ohne Ausſaat eine bequeme Aernte halten zu können, ſondern auch wirklich anſäßige und geachtete Farmer, Aerzte, Advokaten, ja ſelbſt Prieſter. Eine der berüchtigtſten Perſonen war beſonders ein Methodiſtenprediger, der lange am Miſſiſippi unter einem frommen, trefflich angenommenen Heiligenſcheine ſein Weſen trieb und wirklich entſetzliche Verbrechen verübte.

Da nun aber oft Männer zu jenen Verworfenen gehörten, auf denen nicht der leiſeſte Verdacht ruhte, und die bis jetzt ſcheinbar einen rechtlichen und ehrbaren Lebenswandel geführt hatten, ſo konnten dieſe auch ungehindert den Verſammlungen der Regulatoren beiwohnen, die gefaßten Beſchlüſſe hören und nicht allein für ſich, ſondern auch für ihre Freunde und Genoſſen die paſſendſten Maßregeln nehmen. Hierdurch entſtand eine neue Schwierigkeit, doch machten dieſer die „peinlichen Verhöre" ziemlich bald ein Ende; denn da es ſich mehrere Male traf, daß die aufgegriffenen Verdächtigen unter den ſchmerzlichen Schlägen des ſchwarzen Hickory ihre Kameraden und ſogar anweſende verriethen, ſo erfüllte dieß die Herzen der übrigen mit einer ſehr wohlthätigen Furcht, bei ſolchen Gelegenheiten künftig gleich an erſter Stelle zu ſein, ſondern lieber erſt gewarnt zu werden und einen Vorſprung zu bekommen.

Dieſe peinlichen Verhöre nun, ſo große Ungerechtigkeit auch dadurch begangen werden kann, und ſicher begangen ward, hatten dennoch die meiſte Wirkſamkeit; die Regulatoren bewieſen dadurch nicht allein, welche Macht ſie in Händen hielten, wenn ſie ſolche nur gebrauchen wollten, ſondern die, welche ſich ſchuldig wußten, fühlten ſich auch nicht mehr in einer Gegend ſicher, wo vielleicht am nächſten Tage einer ihrer Spießgeſellen aufgegriffen wurde und, von Schmerz übermannt, ihre Namen an

einem Orte und zu einer Zeit nannte, die für ſie die traurigſten Folgen haben konnte.

Die Furcht vor Gefahr wirkte hier, wie das ſo oft geſchieht, kräftiger, als die Gefahr ſelbſt, und gegenwärtig möchte Arkanſas ein keineswegs ſicherer Aufenthaltsort mehr für ſolche Banden ſein.

Waren nun auch dieſe Regulatoren-Verbindungen ungeſetzlich, ſo hatte der Gouverneur des Landes doch geſunden Menſchenverſtand genug, auf die Lage der Dinge Rückſicht zu nehmen und ſich nicht in Sachen zu miſchen die, wenn ſie ihn auch angingen, er doch nicht ändern konnte. Wo kein Kläger iſt, iſt kein Richter, die aber, welche ſich ſchuldig wußten, traten ſicher nicht mit einer Anklage vor Gericht, und die, denen Unrecht geſchehen war, zogen ebenfalls den weit kürzeren und ihnen mehr zuſagenden Weg vor, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. Sie hatten ſogar das Geſetz des Selbſtſchutzes für ſich.

Wenn A. z. B. auf B. in böswilliger Abſicht einſchlägt, oder nur mit einer Waffe und drohender Gebärde auf ihn zugeht, ſo hat B. das Recht, A. über den Haufen zu ſchießen.

Noch gefährlicher iſt es, Drohungen gegen Jemanden auszuſtoßen, da man dann ganz in deſſen Hand gegeben wird. Um ein Beiſpiel anzuführen, ſo hatte im Jahre 1838 in Pulaski County ein Knabe von 14 bis 15 Jahren ſich frech gegen einen der dort lebenden älteren Farmer benommen, ſo daß dieſer — es waren zwei Zeugen dabei — die Hand gegen ihn aufhob und ſich verſchwor „he would whip his bowels out,“ (er wolle ihm die Eingeweide aus dem Leibe hauen). Natürlich war das eine bloße Redensart und der Mann ging zu Hauſe; der Knabe aber, ob er fürchten mochte, daß jener ſeine Drohung wirklich wahr machen würde, oder ob er dieſe Gelegenheit benutzen wollte, Rache an dem zu üben, der ihn beleidigt, ging am nächſten Morgen vor Tages Anbruch zu dem Hauſe des Farmers und legte ſich hier, mit ſeiner Büchſe im Anſchlage, hinter die Fence.

Der Landmann, nichts Böses ahnend, öffnet mit Sonnenaufgang seine Thüre und wird in demselben Augenblicke von dem Buben durch's Herz geschossen, daß er zurücktaumelt und vor seiner Frau todt zusammenbricht. Diese schleppt ihn mit Hülfe der Kinder auf das Bett, und ihr Geschrei rief die Bewohner des nur wenige hundert Schritte entfernten Nachbarhauses herbei. Der Mörder hielt es übrigens nicht einmal der Mühe werth, zu fliehen; der Todte hatte, wie er wußte, nicht viele Freunde, von denen vielleicht im ersten Augenblicke Vergeltung zu fürchten gewesen wäre, und die Gerichte mußten ihn frei sprechen. Er wurde verhaftet und nach Little Rock geschafft, nahm einen Advokaten an und war fünf Monate später wieder losgesprochen und frei. Hätte er Caution stellen können, er würde nicht einen Augenblick gesessen haben, so aber mußte er erst den nächsten Gerichtstermin abwarten. Das Urtheil lautete: daß der Knabe hätte sterben müssen, wenn jener Mann seine Drohung wahr gemacht, da Niemand leben könne, wenn ihm die „Eingeweide herausgehauen" wären; seine That sei daher eine bloße That der Selbstvertheidigung gewesen.

Das sind die Nachtseiten dieser Freiheit, und doch ist wieder das Recht der Selbstvertheidigung das schönste, herrlichste; denn es erkennt den Mann als Mann an und nicht als bloße taxenzahlende Maschine oder Schachfigur die dort hingestellt wird, wo man ihrer gerade bedarf. Dieses Selbstgefühl wächst aber schon mit dem Knaben, es wird durch die ganze Erziehung des jungen Weltbürgers, durch die Schule selbst ihm eingeimpft: „Du bist frei und darfst deine Freiheit genießen; vertraue aber auch dabei auf deine eigene Kraft und nicht auf die Anderer, sonst wirst du nicht mündig, und wenn du 50 Jahre zähltest." Das sind die Grundsätze, welche den jungen Amerikanern gepredigt werden.

Der bei Otto Wigand in Leipzig erschienene Roman: „Die Regulatoren in Arkansas" fällt in jene Zeit, wo die Todesstrafe auf Pferdediebstahl eben abgeschafft worden war, die Zügello-

ſigkeit und Frechheit der Pferdediebe alle Gränzen überſtieg, und die Farmer förmlich gezwungen wurden, das alte Lynchgeſetz wieder vorzuſuchen und als Regulatoren ſich den Schutz zu verſchaffen, den ihnen die Geſetze in ihren wilden Wäldern nicht gewähren konnten.

Ein amerikaniſcher Waldbrand.

Ich bin, erzählt ein Reiſender, viel umhergewandert im Leben, ich kenne die alte und neue Welt. Ich habe Jahre lang in den Steppen gelebt und in den Wäldern gehaußt, und verkehrt mit Indianern wie mit Weißen. Gaſtfreundſchaft fand ich überall; häufig aber theilten gerade die am willigſten ihren Vorrath mit mir, die eben nicht reichlich mit Lebensmitteln verſehen waren.

Einſt durchzog ich Maine. Ich kam ziemlich ſpät bei einem Anſiedler an, der mich gaſtlich empfing. Nach erquickendem Schlafe wollte ich am anderen Morgen meine Reiſe fortſetzen, aber der Regen goß in Strömen, und mein freundlicher Wirth bat mich ſo offen und herzlich, den Tag über bei ihm zu bleiben, daß ich mit Vergnügen ſeinen Wunſch erfüllte. Wir ſprachen bei'm Frühſtücke von alten und neuen Zeiten; dann ging Jeder an ſein Geſchäft: die Hausfrau holte das Spinnrad herbei, von den Knaben mußte der eine ſchreiben, der andere leſen und rechnen, die Hunde lagen träg im Winkel und die Katze ſchnurrte wieder, wie am Abende zuvor, mit dem Spinnrade um die Wette. Ich und mein Wirth ſaßen uns gegenüber am Tiſche, die Frau ging ab und zu, um in der Küche das Nöthige zu beſorgen.

Er war ein geſprächiger Mann und erzählte mir unter vielen Abentheuern, die ihm begegnet waren, auch folgendes, das ich mit ſeinen eigenen Worten zu ſchildern den Verſuch machen will.

„Es mag nun wohl ein Vierteljahrhundert her ſein. Damals richteten Inſekten in den Nadelwaldungen ungeheuere Verwüſtungen an, Sproſſenfichten, Lerchen und Tannen litten gleich ſehr von ihnen, und die mächtigſten Bäume wurden dermaſſen heimgeſucht, daß ſie abſtarben und zu vielen Tauſenden zu Boden ſtürzten. Das gab ein treffliches Brennholz für uns Anſiedler, aber auch furchtbaren Nahrungsſtoff für das Feuer, welches der Blitz entzündete oder irgend ein Böswilliger anlegte, oder ein nachläßiger Waldmann nicht ausgelöſcht hatte. Ich kann Sie verſichern, daß es an einzelnen Oertlichkeiten Jahre lang, Sommer und Winter ununterbrochen, fortgeglimmt hat, den Verkehr zwiſchen einzelnen Landſtrecken hemmte, da die harzigen Theile die Fuß tief liegenden Nadeln durchdrangen und weder Regen noch Schnee den Brand löſchte. Ich mußte damals auch von Haus und Hof fliehen. Fragen Sie nur mein Weib, Herr! und meine älteſte Tochter, die jetzt verheirathet iſt; ſie haben jene Tage der Noth noch nicht vergeſſen und werden ihr Leben lang daran denken. Es läßt ſich ſchwer beſchreiben, was wir damals erlebt und gelitten haben; doch will ich den Verſuch machen, Ihnen Alles ſo treu, als möglich, zu ſchildern. Wir lagen Nachts in unſerer Hütte im Schlafe, — damals wohnten wir aber noch vierzig Stunden weit von hier entfernt, — da fingen etwa zwei Stunden vor Tages Anbruch die Pferde zu ſtampfen an, die Kühe wurden unruhig und blöckten ängſtlich; einige riſſen ſich von den Bornen los, an welche wir ſie gebunden hatten, und rannten wild umher. Was mag das zu bedeuten haben? ſprach ich, nahm jene Flinte dort und ging an die Thüre, um nachzuſehen. Da ſtrömte mir ein heller Lichtglanz entgegen, der faſt mein Auge blendete, und ſo weit ich ſehen konnte, ſtand der ganze Wald in lichterlohen Flammen. Ich band raſch die Pferde ab, ſie ſchnaubten entſetzlich; die Kühe liefen mit hoch emporgeſtreckten Schweifen von dannen, die Hunde erhoben ein Ohr zerreißendes Geheul, und alles Vieh rannte wirr durch einander. Ich ging raſch wieder nach dem

Hauſe zurück; da ſah ich, daß auf jener Seite ſchon das Unterholz im Feuer ſtand, und hörte das Kniſtern aus weiter Ferne, ich ſah auch, daß die Flammen mit Sturmeseile mir entgegen flogen. So ſchnell als möglich warf ſich mein Weib in die Kleider und nahm unſer Kleines auf die Arme, ich raffte unſere beſten Habſeligkeiten zuſammen und ſattelte zwei Pferde. Das alles war das Werk von etwa fünf Minuten, denn daß jeder Augenblick koſtbar war, ſah ich wohl ein."

„Hier galt es eilen; wir beſtiegen die Gäule und ſprengten fort nach der einen Richtung hin, wo der Wald noch nicht brannte. Mein Weib reitet wie das Wetter; es hielt ſich dicht neben mir, das Kleine ſaß vor ihr. Als wir eine Strecke weit geritten waren, wagte ich einen Blick zurück zu werfen. Ein gräßliches Schauſpiel, Herr! Das Feuer war uns auf den Ferſen, mein Haus ſtand ſchon in heller Lohe. Ich blies in mein Horn, womit ich meinem Viehe das Zeichen, aus dem Walde zurückzukommen, zu geben gewohnt bin; es hörte auf das Zeichen, folgte mir und tobte wie toll durch die Bäume, und mit ihm rannten im wirren Geräuſche Rehe, Füchſe, Hirſche und andere Thiere, und meine Hunde heulten und kläffſten; aber der Brand war eben ſo ſchnell wie der Lauf der meiſten Thiere, nur wenige haben ſich gerettet. Meine Nachbarn ſtießen auch in die Hörner, ſie waren in derſelben Gefahr und Noth. Wie ſollten wir unſer Leben retten? Die Habſeligkeiten waren alle verloren; aber daran dachten wir nicht. Einige Meilen von uns lag ein kleiner See; vielleicht gebot hier das Waſſer den Flammen Einhalt. Dorthin wollte ich. Peitſche Deinen Gaul, Frau, haue auf ihn los, daß er läuft wie der Wind, rief ich meinem Weibe zu, und ſie that, was ich ihr ſagte. Die Gäule hielten ſich wacker, im geſtreckten Laufe rannten ſie durch den Wald und ſprangen über gefallene Bäume. Wir ſpürten damals ſchon die Hitze an unſerem Leibe, eine entſetzliche Angſt überfiel uns, denn was würde aus uns, wenn den Pferden die Kräfte ausgingen! Keine Sekunde durften wir die armen Thiere

ſich verſchnaufen laſſen. Ein heißer Gluthwind ſtrömte über uns hin, alles war hell, wie bei lichtem Sonnenſcheine; mein Kind ſchrie und weinte bitterlich.“

„Drei Wegſtunden ſind mit guten Pferden bald zurückgelegt. Als wir endlich das Seeufer erreichten, konnte meine Frau kaum noch den Zügel halten, ſie war bleich wie der Tod, und ich ſelbſt, vom Schweiße ganz durchnäßt, zitterte an Händen und Füßen. Die Hitze und der entſetzliche Qualm waren faſt unerträglich; Maſſen von brennenden Zweigen flogen durch die Luft und fielen ziſchend in's Waſſer. Unter tauſend Gefahren ritten wir noch eine Strecke weit, um die andere Seite des See's, wo der Wald nicht bis dicht an's Ufer hinreichte, zu gewinnen, und glücklicher Weiſe gelang es auch. Dort ließen wir die Pferde frei, die uns das Leben gerettet. Was aus den armen Thieren geworden iſt, weiß ich nicht. Wir haben ſie nicht wieder geſehen, dachten auch nicht daran, was aus ihnen werden würde, ſondern ſtürzten uns in's Waſſer und legten uns platt nieder. Die kühle Fluth erfriſchte uns und ſtärkte unſere Lebensgeiſter.“

„Das Feuer wüthete und tobte inzwiſchen im Walde. O, Herr! Sie haben ſo etwas wohl nie geſehen, und ich wünſche Ihnen, daß Sie nie einen ſolchen Tag erleben. Der Himmel ſelbſt muß erſchreckt geweſen ſein; denn der ganze weite Geſichtskreis war eine ungeheuere glühende Lohe, die aus dicken Rauchwolken emporſtieg, und dieſe Wolken wälzten ſich weit durch und untereinander. Unſere Leiber im Waſſer waren wohl kühl, aber die der Hitze ausgeſetzten Köpfe ſchmerzten uns furchtbar.“

„So lagen wir denn, bis es Abend wurde, im Waſſer. Dann kam der böſe Hunger. Viele wilde Thiere kamen vom Lande her und ſuchten die Kühlung auf, andere waren bis in unſere Nähe von jenſeits herübergeſchwommen. Ich ſchoß, ſo ſchwach ich war, doch ein großes Stachelſchwein, und davon ſättigten wir uns. Und nun brach die Nacht ein, ſie war nicht

dunkel, aber doch entsetzlich furchtbar. Die Bäume glühten wie rothe Steinsäulen; wenn sie zu Kohlen gebrannt waren, stürzten sie oft haufenweise über einander. Am quälendsten für uns war der Rauch und die glühende Asche, welche die ganze Luft erfüllte und uns nur schwer zu athmen erlaubte. Wir waren kaum noch unserer Gedanken mächtig, und ich kann in der That nicht sagen, wie wir jene Nacht hingebracht haben."

„Gegen Morgen war zwar die Hitze nicht schwächer geworden, aber der Rauch war weniger beläſtigend, und hin und wieder ging doch schon ein frischer, kühlender Luftzug über uns hin, der unseren fieberischen Köpfen unendlich wohl that. Nach einigen Stunden war endlich alles ruhig; der Qualm stieg jetzt kerzengerade in die Höhe; allein der Geruch war noch scharf und beißend. Wir wagten uns aus dem Wasser hervor, taumelten aber hin und her, wie Kranke, die nach heftigem Fieber das Lager verlassen. Bald fröstelte uns, und wir gingen näher zum Feuer hin, um uns zu wärmen. Was sollte nun aus uns werden? Meine Frau hielt das Kind im Arme und weinte bitterlich. Doch sprach ich ihr Muth ein und dankte Gott von Herzen; denn wenn auch unsere Habe verloren war, so hatten wir doch das Leben gerettet. Hunger plagte uns nicht; denn meine gute Flinte hatte ich ja bei mir, und im Walde war kein Mangel. Wir hielten ein leckeres Frühmahl und fühlten uns dadurch nicht wenig gestärkt."

„Der Feuerstrom war nun weit über uns hinaus; allein an vielen Orten glimmte es noch, und wir durften nicht daran denken, durch den ausgebrannten Wald zu gehen, da bald hier bald da ein Baum stürzte. Nachdem wir uns ausgeruhet und unsere Kleider getrocknet, suchten wir lichte Stellen und traten unsere Wanderung an. Ich nahm das Kind und ging voraus; der Boden war heiß und meine Schuhsohlen verbrannten. Nachdem wir zwei Tage und drei Nächte hindurch gewandert waren, erreichten wir endlich wieder Waldstrecken, die ganz verschont geblieben waren, und kamen in ein Haus, in

welchem wir gaſtfrei aufgenommen wurden. In deſſen Nähe, und das iſt hier an dem Orte, wo wir jetzt ſind, ſiedelte ich mich an. Gott, Arbeit und Unverdroſſenheit laſſen mich nicht zu Schanden werden. Hier bin ich nun, was der Herr genommen, hat Er mir reichlich wieder gegeben. Ich bin zwar nicht reich, aber was ich brauche, beſitze ich; und, was noch mehr iſt, ich bin zufrieden."

Eine Bärenjagd im Weſten.

Als wir von der Jagd des Abends nach Hauſe kamen, erhielten wir die Nachricht, daß von den Indianern eine Höhle entdeckt ſei, die ſicher einen Bären enthalte, mehrere Checokeſen aber, die ſie zuerſt gefunden, nicht gewagt hätten, weit darin vorzudringen, weil ſie ſo eng und lang ſei.

Das war Waſſer auf unſere Mühle.

Die Gewehre wurden losgeſchoſſen und gereinigt, die Pferde gefüttert, und wir bereiteten uns jetzt zu einer ordentlichen Jagd vor.

Den Abend brachten wir damit zu, uns Anekdoten über Bären zu erzählen, wo beſonders der alte Konwell mir eine intereſſante Beſchreibung von dem Winterſchlafe derſelben zum Beſten gab.

„In dieſem, ſchon etwas ſüdlichen Klima, geht der Bär gewöhnlich erſt um Weihnachten oder Anfang Januar, wenn das kalte Wetter beginnt, in ſeine Höhle und bleibt bis Ende Februar darin."

„Iſt das Wetter ſehr mild, ſo kommt er dann und wann heraus, bleibt auch wohl ganz und gar draußen und bereitet ſich in einem dichten Gebüſch, von Zweigen, die er abbeißt und zuſammenträgt, ein Lager; dann ſucht er aber jedesmal die

rauheſten und wildeſten Plätze auf, die ſelten ein menſchlicher Fuß betritt."

„Geht er nun in ſeine Höhle, ſo liegt er ohne Nahrung zu ſich zu nehmen da, und ſaugt an ſeinen Tatzen, wobei er einen winſelnden Laut von ſich gibt."

„Fällt er endlich in ſeinen Winterſchlaf, ſo liegt er mit dem Bauche und der Stirn auf der Erde, ſo daß die Naſe gegen die Bruſt gedrückt iſt, nnd hat die beiden Vorderpfoten, wie betend, über oder um den Kopf zuſammengelegt."

Mein Alter, verſicherte mir, daß er in den Höhlen an ſie herangekrochen ſei und ſie erſt mit dem Laufe der Büchſe geſtoßen habe, um ſie zu bewegen, den Kopf in die Höhe zu heben, damit er ſie bequem in's Gehirn ſchießen könnte.

Der Bär ſoll, wie er mir ſagte, in der Höhle, ausgenommen dann, wenn er Junge hat, ſehr feig ſein, in dieſem Falle kämpft er wohl manchmal, doch muß ihm gar keine andere Wahl gelaſſen ſein.

Bei recht warmen Tagen verläßt er dieſelbe, um zu trinken, geht aber immer nur zum nächſten Waſſer, und es iſt ſonderbar, wie genau er dann ſtets wieder in ſeine alte Fährte tritt, ſo daß, wenn ein Bär eine Höhle bewohnt und ſchon mehrere Male heraus an den Bach gegangen iſt, der Jäger leicht ſeine Spur findet, da ſeine Fährte, durch das immer wieder hineintreten in dieſelben Spuren, tief und deutlich wird.

Dieſe Fährte nennen die Jäger „stepping path."

Da es ſpät wurde, legten wir uns nieder, um bis zum nächſten Tage tüchtig auszuruhen. In der Nacht wurde es bitterkalt und wir bekamen den herrlichſten Jagdtag, den man ſich nur wünſchen konnte.

Mit uns ging der Sohn meines Alten, der in der Nachbarſchaft verheirathet war, dann ein junger Mann, Namens Smith, und als wir an der Schule vorbeiritten, auch der Schulmeiſter, der ſogleich alle ſeine Jungen und Mädchen fortjagte und auf jeden Fall mit von der Partie ſein wollte.

Wir hatten geſpaltenes Kienholz, um Fackeln daraus zu machen, mitgenommen, und der junge Smith, der einer von denen war, die den Bär verfolgt hatten, ſich aber auch nicht weiter als die Indianer hineingetraute, machte den Führer.

Nachmittags zwei Uhr kamen wir an Ort und Stelle an und bereiteten eine gute Mahlzeit, um uns im Voraus etwas zu unſeren Anſtrengungen zu ſtärken.

Während nun das Fleiſch am Feuer briet, beſah ich mir die Außenſeite der Höhle ein wenig. Es war eine ſteile Felswand, wohl 30 Fuß hoch und vielleicht 300 Fuß lang, aus limestone oder Kalkſteinfelſen beſtehend und hatte vier verſchiedene Höhlen oder Eingänge, die eine der größten Naturmerkwürdigkeiten ausmachen, welche ich wenigſtens je geſehen habe.

Nachdem wir uns gehörig erquickt, machten wir uns fertig, in die Höhle einzutreten.

Wir nahmen nur eine Büchſe mit, jedoch gürtete Jeder ſein großes Jagdmeſſer um, während ich mir noch mein Pulverhorn feſt an den Leib ſchnallte, und die Büchſe in der Rechten eine Fackel aus geſpaltenen Kienſpähnen, von wenigſtens 20 Zoll Länge, in der Linken, betrat ich den dunkeln Gang, der ſich etwa 4 Fuß hoch und 2 breit in den Berg hineinzog. Hinter mir kam der junge Konwell und dann der Alte; der erſtere noch mit einer anderen Fackel, der letztere ein Bündel feingeſpaltenen Kien tragend, um unſere Fackeln zu erneuern, im Falle ſie herunterbrennen ſollten.

Die Höhle beſtand aus feſtem Felſen, und 70 bis 80 Schritt gingen wir ganz bequem vorwärts, dann aber machte ſie einen ſtarken Ellenbogen zur Rechten, und hier mußten wir, um fortzukommen, auf die Kniee nieder.

Der Boden, der bis jetzt felſig hart geweſen war, wurde nun auch weicher, beſtand aus ſteifer Thonerde und zeigte ſehr deutlich Bärenfährten, von denen eine beſonders ganz friſch war und, wie es ſchien, erſt nach wenigen Stunden gemacht ſein konnte. Je weiter wir aber eindrangen, deſto enger wurde

die Höhle, und bald mußten wir auf dem Bauche fortkriechen.

Bis dahin waren auch die Indianer gekommen, denn wir fanden mehrere Stücke Kien, die ſie dort hatten liegen laſſen, ſo wie die Eindrücke ihrer Kniee und Ellenbogen in der weichen Erde, weiterhin jedoch keine Spur mehr von ihnen.

Der Gang wurde jetzt ſo enge, daß ich, auf dem linken Ellenbogen mich hinziehend, mit den Füßen nachſchiebend und flach auf dem Boden liegend, mich mit der Fackel in der linken, die Büchſe in der rechten Hand, durch die engſten Spalten preſſen mußte.

Merkwürdig genug war die Höhle an dieſen Stellen faſt ganz rund und die Wände derſelben an beiden Seiten glatt und ſchwarz gerieben, daß ſie ordentlich fettig ausſahen, was nur durch Ein- und Ausfriechen von wilden Thieren geſchehen ſein konnte, die dieſelbe, ſeit Jahrhunderten ſchon, zu Schlaf- und Winterquartieren benutzt haben mochten.

Tropfſtein hing überall von der Decke herab, was auch das Fortbewegen hinderte, da der freie Raum an wenigen Stellen über 2 Fuß hoch war und mehrere Plätze vorkamen, wo ich wirklich nur mit genauer Noth hindurch konnte.

Es war augenſcheinlich, daß wir die erſten Weißen, ja die erſten Menſchen waren, die in dieſem engen Schreckensorte vordrangen, denn der weiche Boden gab getreu jede Spur wieder, die ſeit langen Jahren in ihn eingedrückt war, an manchen Stellen fanden wir ſogar verſteinerte Bärenfährten, die vielleicht vor Jahrhunderten der damals weichen Erde eingeprägt worden.

Einmal wohl kam mir der Gedanke an den Rückweg, wenn wir ihn nicht wieder finden ſollten und vielleicht in dieſem Grabe verſchmachten müßten; doch ich hatte ja die Büchſe und kroch weiter, alle meine Sinneswerkzeuge darauf gerichtet, den ſchlafenden Bären zu erſpähen.

Intereſſant waren die Unmaſſen von Fledermäuſen die überall mit den Hinterbeinen an der Decke hingen und, durch das dicht

unter ihnen hingehende Feuer aufgeſtört, einen ſchrillen Ton, faſt wie das Raſſeln einer Klapperſchlange, von ſich gaben.

Heimchen fanden wir ebenfalls in Menge, ſogar einige Schmeißfliegen.

Meine Fackel war ziemlich ausgebrannt, da ich von Anfang an um Kien zu ſparen, nur wenige Stücke gehabt hatte, und ich hielt jetzt an, mir von meinem Nachfolger einige Späne geben zu laſſen.

Indem ich mich einen Augenblick ruhig verhielt, war es mir, als hörte ich, nicht ſehr entfernt, ein leiſes Wimmern, — „huſch" — Alles war todtenſtill, und deutlich vernahm ich jetzt in geringer Entfernung den Laut, welchen junge Bären beim Saugen von ſich geben; dabei ließ ſich ein leiſes Brummen hören, und es war keinem Zweifel mehr unterworfen, daß wir uns dem Lager einer ſäugenden Bärin näherten.

Ich befand mich gerade an einer etwas geräumigeren Stelle, wo ich mich halb aufrichten konnte, und die ich gewählt hatte, einen Augenblick auszuruhen, wandte mich daher zu den beiden Konwell zurück und fragte ſie, ob ſie ebenfalls den Laut vernommen?

Sie gaben ein ziemlich klein lautes Ja von ſich und wir hielten jetzt eine kurze Berathung, wie wir uns nun verhalten ſollten.

Erſtlich fing die Höhle an ſo enge und unbequem zu werden, daß wir uns nur mit der äußerſten Anſtrengung fortbewegen konnten, und dann hatten wir darauf gerechnet, einen ſchlafenden Bären, nicht aber eine wachende Bärin mit Jungen zu finden, da es wirklich für dieſen Umſtand noch faſt zu früh in der Jahreszeit war, doch verſicherte mir ſpäter mein Alter, daß er ſchon in Arkanſas, um Neujahr herum, junge Bären getroffen habe.

Die Sache blieb aber jetzt an und für ſich dieſelbe. Wer ſchon je ein Bärin mit zurückgelegten Ohren und aufgeriſſenem Rachen ihre Jungen hat vertheidigen ſehen, kann ſich ungefähr von dem, was wir fühlten, einen ſchwachen Begriff machen.

Wir waren schon alle drei auf Bärenjagden gewesen und wußten genau, welchen Gefahren wir in dem engen Raume entgegengingen, der uns noch dazu fast jede Bewegung versagte; wir waren aber einmal da, der Bär war da, und Keiner feige genug, auf einen Rückzug nur hinzudeuten.

Ich untersuchte nun meine Büchse, ob auch Alles in gutem Stande sei, und uns langsam wieder fortbewegend, gab mir der Alte noch die Warnung, ja einen sicheren Schuß zu thun, und fügte dann ganz trocken den Trost hinzu, daß es ja eigentlich auch zu meinem Besten wäre, indem ich, wenn ich fehlte, als der Erste, von der gereizten Bestie auch zuerst abgefertigt werden würde.

Näher und näher kamen wir der brummenden Bärin, die uns lange gehört haben mußte und jetzt gewiß mit gespannter Aufmerksamkeit horchte.

Endlich war ich so nahe gekommen, daß das Gewinsel der Jungen und das drohende Brummen der Alten dicht vor mir schien, und die Fackel hinter meinen Kopf haltend, sah ich deutlich ihre glühenden Augen.

Ich hielt jetzt, reinigte das Visir meiner Büchse, in das sich etwas von der thonartigen Erde eingesetzt hatte, frischte meine Fackel auf und kroch, ohne weiter einen Laut zu wagen, gegen den schwarzen Klumpen vor, den ich nun deutlich erkennen konnte.

Der Augenblick der Entscheidung schien gekommen, und als ich den Kopf der Bestie aus dem ihn umgebenden Dunkel hervorschimmern sah, begann ich meine Vorbereitungen, in eine schußrechte Lage zu kommen.

Die Bärin hatte sich im Lager aufgerichtet, saß mit ihrer gewöhnlichen, schwankenden Bewegung auf den Hintertatzen, und ich versuchte eben, eines ihrer Augen auf's Korn zu nehmen, als sie plötzlich aufstand und augenblicklich in der fast handgreiflichen Finsterniß hinter ihr verschwand.

Am Lager angekommen, fanden wir drei Junge, prächtige kleine Dinger, die lustig aufschrieen, als sie das ungewohnte,

niegeſehene Licht erblickten, was uns jedoch keineswegs angenehm war, denn nicht ohne Grund befürchteten wir, daß das Wehklagen der Jungen die Mutter zur Wuth reizen möchte. Wir wollten aber gern die Kleinen lebendig erhalten und baten den alten Konwell, bei ihnen zu bleiben, ſie zu beſchwichtigen und dabei ein Feuer zu unterhalten, während wir anderen Beiden vordringen und verſuchen wollten, die Bärin zu erlegen.

Konwell war es zufrieden, kauerte ſich bei ihnen nieder, und ihnen die Finger in das Maul ſteckend, an denen ſie emſig zu ſaugen begannen, brachte er ſie bald zur Ruhe.

Nicht 10 Fuß vom Lager theilte ſich übrigens die Höhle, und zwei gleich große Oeffnungen liefen die eine rechts die andere links. Hier verrieth aber der weiche Boden die erſt vor wenigen Minuten eingedrückte Spur in der rechten Höhle, und muthig folgten wir.

Das Geſchrei der Jungen, das in kurzer Zeit wieder mit erneuerter Kraft begann, fing aber an uns bedenklich zu werden, denn in einer gar böſen Lage wären wir geweſen, hätte die Bärin ihren Jungen zu Hülfe eilen wollen und den Weg dann durch unſere Cadaver verſperrt gefunden, doch wäre ihr dann auch nichts weiter übrig geblieben, wenigſtens an der Stelle, wo wir damals gerade hielten, als uns umzubringen und ſich, im wahren Sinne des Wortes, durchzufreſſen, denn über oder neben uns hinweg hätte ſie mit dem beſten Willen nicht gekonnt.

Indem wir uns noch leiſe darüber berathſchlagten, hörte das Geſchrei plötzlich auf und wir zogen wieder lautlos, mit friſchem Muthe in der Bruſt, weiter, denn nach Allem, was wir bis jetzt von der Bärin geſehen hatten, mußte ſie außerordentlich feige ſein.

Die Höhle ſchien aber kein Ende zu haben und weiter und weiter krochen wir und ſchoben uns durch die rauhen Steine, unſeren Ellenbogen und Rippen keineswegs zum Vortheil.

Eine Eigenthümlichkeit hatte dieſe Höhle, die ich ſpäter auch nicht in einer einzigen weiter gefunden habe. Es waren dieß

flache Steine, die von ungefähr 1—2 Zoll Dicke, im Inneren derselben wie Gefache oder Reale hinliefen und einen Klang wie Stahl von sich gaben, wenn man leise mit dem Finger daran schlug. Eine Stelle, ungefähr 50—60 Fuß lang, war ganz vorzüglich sonderbar gebaut, in welcher solch flache Steine an beiden Seiten der Höhle hinliefen und in der Mitte bis auf nicht ganz 6 Zoll zusammen kamen, so daß man fast in sitzender Stellung durchkriechen konnte, wenn man den Hals zwischen die beiden Reale hinein schob und den Kopf in der oberen Höhle hielt. Dann gehörten aber, für die kurze Strecke wenigstens, Kopf und Körper jeder in anderes Gefach hinein, welches, das Wenigste zu sagen, eine höchst unbequeme Stellung war, besonders wenn die Bärin unter solchen Verhältnissen den Angriff gewagt hätte.

Nachdem wir endlich durch diesen doppelten Engpaß hindurch waren, kamen wir zu einer Quelle, die hier eine Strecke lang durch die Höhle lief, dann sich rechts weiter hinunter ergoß und auf jeden Fall von dem lieben Gott zur Bequemlichkeit der Bären so eingerichtet schien.

Die Quelle hatte eine ungefähr 18 Zoll tiefe und etwa 8 bis 9 Zoll breite Rinne ausgewaschen und mit einem Fuß in derselben stehend, erleichterten wir unser Fortkommen bedeutend.

Nachdem ich mich gerade wieder durch einen, etwas mehr unbequemen Platz durchgearbeitet hatte und eben, so gut es die Höhle erlaubte, aus tiefer Brust Athem holen wollte, hörte ich plötzlich, und wie es mir schien, dicht vor mir das tiefe Brummen der Bestie.

Obgleich ich nun seit mehreren Stunden jeden Fußbreit auf eben dieses Brummen gehorcht und gewartet hatte, überraschte mich der plötzliche Ton desselben, und zwar mir dicht vor der Nase, so, daß ich beinahe den Kien hätte fallen lassen. Jedoch erholte ich mich bald von meiner Ueberraschung, und die Fackel, zur Qual und zum Entsetzen einiger unschuldigen Fledermäuse, so hoch, wie nur immer möglich haltend, sah ich die

Bärin deutlich, nicht 10 Schritte von mir entfernt, aufrecht ſitzend mit den Zähnen ſchnappend, die Erde vor ſich mit den ſcharfen Krallen zerwühlend und, wie es ſchien, in der übelſten Laune von der Welt.

Der junge Konwell, der dicht hinter mir war, legte jetzt ſeine Hand auf meinen Fuß und wisperte mir zu, daß er die Bärin höre. Da ich dieſelbe Bemerkung ſchon ſelbſt gemacht hatte, bedeutete ich ihn, ſtille zu ſein, und noch leiſe ein paar Schritte vorkriechend, kam ich an einen Platz, von dem aus ich ſchießen zu können glaubte.

Ich ließ den rechten Fuß in die Höhlung hinunter, welche die Quelle gebildet hatte, richtete mich, ſo viel es mir möglich war, auf dem linken Knie in die Höhe und hob die Büchſe.

Mein Hintermann, der jede meiner Bewegungen ängſtlich beobachtet hatte, ermahnte mich jetzt, um Gotteswillen bedächtig zu zielen, denn wenn ich einen ſchlechten Schuß thue, ſei es um uns beide geſchehen. Obgleich ich nun aber der Gefahr näher war als er, hätte ich doch nicht mit ihm tauſchen mögen, denn da er von dem, was vorging, auch nicht das mindeſte ſehen konnte, mußte er natürlich immer das Schlimmſte befürchten, und ich will in ſolchen Fällen lieber ſtets der nächſten Gefahr ausgeſetzt ſein, als in fortwährender Ungewißheit ſchweben.

Die Bärin, der mein Näherkommen gar nicht behagen wollte, ſchnappte grimmig um ſich herum, dabei glühten ihre Augen wie Feuer, und die kurzen Ohren zurückgelegt, bewegte ſie ſich mit dem ganzen Körper in fortwährender Unruhe hin und her. Mir war, da ſie etwas gebückt ſaß, keine andere Wahl gelaſſen, als nach dem Kopfe zu ſchießen, wo mir dann noch immer die Hoffnung blieb, daß wenn ich dieſen wirklich verfehlen ſollte, die Kugel auf jeden Fall die Bruſt des Thieres durchbohren mußte.

Als ich aber ſo zielend da lag, fuhr mir, warum ſoll ich es leugnen, einen Augenblick der Gedanke durchs Hirn, wie hilflos ich nun da eingeklemmt ſei, im Fall der Schuß mißglücke,

und die Erinnerung an meine Lieben in der Heimath zog mit Gedankenschnelle an mir vorüber, es war aber auch nur ein Augenblick und in der Aufregung der Gegenwart vergaß ich Vergangenheit und Zukunft.

Ich zielte, da die Bärin keine Secunde ruhig blieb, lange, dennoch berührte der Finger den Stecher zu schnell. Dichter Rauch füllte augenblicklich die Höhle, und ein langes Stöhnen verkündete, daß die Bestie verwundet sei; wir nahmen uns aber keine Zeit, den Stand der Dinge genauer zu untersuchen, sondern krochen, so schnell es uns der schmale Raum erlaubte rückwärts, einen höheren Platz zu erreichen, die Büchse wieder zu laden und dann zum Kampfplatze zurückzukehren.

Aber noch keine 100 Schritte waren wir krebsartig gekrochen, und eben hatte ich an einem dazu passenden Flecke gehalten, als ich das verwundete Thier schnaubend und mit den Zähnen zusammenschlagend, daß es weit in der Höhle hinschallte, kommen hörte.

Mein erster Gedanke war „ade Tageslicht!“ doch blieb mir zum Ueberlegen nicht viel Zeit und nur schnell rief ich dem jungen Konwell zu, wenn ihm sein und mein Leben lieb sei, zu eilen, denn die Alte käme. Es wäre unnöthig gewesen, ihn weiter anzutreiben, und nie habe ich Krebse schneller rückwärts kriechen sehen, als wir versuchten vom Platze zu kommen. Wie groß aber auch unsere Eile und wie nahe die Gefahr sein mochte, nur langsam ging die Rückfahrt und näher und näher kam das Schnauben.

Schon hatte ich meine Büchse, die mich am Fortkommen sehr hinderte, zurücklassen müssen, und fortwährend vor mich hinschauend, wo ich stets die Bärin zu sehen erwartete, erblickte ich plötzlich, nur wenig Schritte von mir entfernt, die glühenden Augen derselben. In demselben Momente stieß ich auch meinen linken Ellenbogen gegen einen spitzen Vorsprung der Höhle, die Fackel entfiel meiner Hand und rabenschwarze Nacht umgab mich; denn, obgleich der junge Konwell noch eine zweite

brennende Fackel hatte, füllte mein Körper doch den Raum so vollkommen aus, daß auch kein Strahl derselben zu mir drang. Ich ergriff jedoch die noch glühenden Späne und schleuderte sie der sich nähernden Bärin entgegen, was diese wahrscheinlich einen Augenblick zurückhielt, doch kam sie bald wieder nach und hielt sich dicht zu mir.

Plötzlich hielt der junge Konwell an und schwur, er wolle verdammt sein, wenn das nicht das Ende der Höhle wäre, denn er könne nicht weiter, zugleich rutschte er mit seiner rechten Hand, in der er die Fackel hielt, in die Quelle, und ägyptische Finsterniß war das augenblickliche Resultat.

Ich hatte keine Zeit ihm zu antworten, denn die Bärin, die langsam unserem Fortbewegen gefolgt war, als ob sie gewußt hätte, daß wir unser Bestes thaten, ihr aus dem Wege zu gehen, war jetzt dicht vor mir, und ich bin überzeugt, daß ich, falls ich meinen Arm ausstreckte, meine Hand hätte auf sie legen können, denn deutlich fühlte ich den heißen Athem der Bestie in meinem Gesichte und erwartete, den linken Arm vorgehalten, den rechten, mit dem breiten Jagdmesser bewaffnet, etwas zurückgezogen, mit jedem Pulsschlag den Angriff des verwundeten Thieres.

Die Gefahr war zu nahe, um nicht ihr Schreckliches zu verlieren, und ich dachte in dem Augenblicke an nichts Anderes, als mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Hoffnung, aus dieser Klemme je wieder herauszukommen, blieb mir nicht.

Der junge Konwell war jedoch unter der Zeit nicht müssig gewesen und hatte, wohl einsehend, daß wir nicht ohne Licht bleiben konnten, schnell nach Stein und Schwamm gegriffen, und das Anschlagen seines Messers an den Feuerstein war jetzt der einzige Laut, der die Todtenstille unterbrach; denn beim ersten Schlage hatte die Bärin aufgehört zu schnauben, wahrscheinlich um den fremden Lauten zu horchen.

Nach einer peinigend ängstlichen Pause rief Jim (der Name des jungen Konwell) endlich: „ich habe Feuer, gib mir das

Pulverhorn und einen Lappen.“ Ich schnitt das erstere von den Schnüren ab, riß ein Stück von meinem Jagdhemde herunter, reichte beides zurück und in wenig Augenblicken hatte der Kien gefangen.

Neue Hoffnung kehrte in unser beider Brust zurück, oder vielmehr nur in die meinige, denn Jim hatte wenig oder gar keine Gefahr gefürchtet, da er erstlich gar nicht wußte, wie nahe die Bärin sei, und dann auch so beschäftigt mit dem Feueranschlagen gewesen war, daß, er, wie er mir nachher versicherte, an gar nichts weiter gedacht habe, als Feuer zu bekommen.

Es war ihm übrigens gelungen, sich herumzudrehen, und wie Engelsharmonie tönte mir der Ruf, daß er die rechte Oeffnung gefunden habe.

Er hatte jetzt den Vortheil, daß er vorwärts kriechen konnte, während ich noch immer gegen die Bärin Fronte machen mußte, doch reichte er mir ein paar Stücke brennenden Kien, und wir bewegten uns wieder langsam dem Eingange der Höhle zu.

Wie ich die Fackel vorhielt, brummte die Alte und hielt sich, die Zähne aneinander schlagend, ein paar Schritte rückwärts, jedoch folgte sie auf's Neue, als sie sah, daß wir ebenfalls retirirten. Noth macht erfinderisch! ich legte ein paar Stücke brennenden Kien auf den Boden der Höhle und sah sie zu meinem unaussprechlichen Vergnügen bei der Flamme halten, über die sie nicht wegzuschreiten wagte. Mit wo möglich noch größerer Eile rutschten wir jetzt dem Orte zu, wo wir den alten Konwell bei den „cubs“ (junge Bären) gelassen hatten. Jim erreichte den Platz vor mir und ich hörte, wie er seinem Vater zurief, zurückzukriechen, weil die Bärin käme.

Weiter wurde kein Wort gewechselt. In der That kam auch ihr Schnauben wieder näher. Die Flamme war wahrscheinlich auf dem feuchten Boden ausgegangen und sie hatte weiter kein Hinderniß gefunden uns zu folgen.

Ich kroch jetzt über den Platz, wo sie ihr Lager gehabt und von dem sich die beiden Konwells schon zurückgezogen

hatten, fand auch hier den Grund, aus dem die Jungen so plötzlich mit Schreien aufgehört, als wir einen Augenblick unschlüssig, was wir thun sollten, in der Höhle hielten. Mein Alter hatte ihnen die Schädel an der Felsenwand eingeschlagen und dadurch wahrscheinlich unser Leben gerettet, denn ein einziger Schrei der Jungen, als uns die Fackeln ausgegangen waren, hätte das verwundete Thier zur Wuth gereizt, das uns sicher angefallen und entweder im Todeskampfe zerrissen, oder doch wenigstens so verkrüppelt haben würde, daß wir in dem engen Raume hätten elendiglich umkommen müssen.

Ungefähr 100 Schritte hinter dem Lager hielt ich, um zu horchen, hörte aber auch nicht das Mindeste. Ich rief jetzt den beiden Andern zu, mich zu erwarten, und nachdem wir an eine ziemlich geräumige Stelle gekommen waren, wo auch früher ein alter Bär sein Lager gehabt hatte, hielten wir, eng zusammengehockt, eine kleine Berathung.

Der alte Konwell meinte, daß die Bärin zu ihren Jungen zurückgekehrt sei und sich zu den verendeten cubs gelegt habe, daß Einer von uns also zu unserem Lager vor der Höhle werde kriechen müssen, um eine andere Büchse zu holen, denn an der Bestie vorbeizukommen, gereizt und verwundet, wie sie war, um die meinige wieder zu erhalten, wäre ganz unmöglich gewesen.

Ehe ich aber den langen, unbequemen Weg nach dem Lager zurückkriechen wollte, beschloß ich doch, erst noch einmal zum Bärenbett hinzuschleichen und zu sehen, ob die Alte nicht vielleicht verendet wäre; ich konnte mir gar nicht denken, daß meine Kugel so schlechten Erfolg gehabt haben sollte. Dort angekommen sah ich aber auch nicht das kleinste Zeichen von der Verwundeten.

Mein Ruf brachte die Anderen herbei; wir untersuchten, etwas weiter vorrückend, den Platz genauer und dem Schweiß folgend, der dick und dunkelroth aussah, fanden wir, daß sie, anstatt in ihr altes Lager zurückzukehren, der linken Höhle gefolgt war.

Mein Gewehr lag über 300 Schritte weit in dem rechten Gange, und ich war genöthigt, wieder dahinzukriechen.

Es war mit Schlamm und Blut bedeckt, jedoch kehrte ich, so schnell ich konnte, um und reinigte und lud es wieder.

An Ausruhen war übrigens nicht zu denken, wir waren Alle zu aufgeregt und zogen auf's Neue vorwärts, unseren einmal begonnenen Kampf zu beenden.

Die linke Höhle war so schlecht zu betreten, oder vielmehr zu bekriechen, als die rechte, jedoch hatte sich die Bärin glücklicher Weise nicht so weit zurückgezogen, und bald erreichten wir den Ort, wo sie sich festgesetzt und uns, wüthend um sich beißend, erwartete.

Fast ganz an sie herangekommen (ich konnte kaum mehr als 8—9 Fuß von ihr entfernt sein), hielt ich, hob mich, so viel ich konnte, in die Höhe, legte die Büchse auf das Gelenk der linken Hand, in der ich die Fackel hielt und drückte in dem Augenblick ab, als sie den Kopf nur eine Secunde lang ruhig hielt.

Wieder gab die Höhle den dumpfen Krach der Büchse zurück und Alles war in dichten Rauch gehüllt.

Wohl hörte ich die Bärin sich bewegen und stöhnen, hielt aber Stand, weil ich wußte, daß meine Kugel dießmal auf dem richtigen Flecke sitzen mußte, und als sich der Rauch verzog, lag sie nicht drei Schritte vor mir verendet.

Der junge Konwell und ich waren fast selbst todt und die Erlegte jetzt herauszuschaffen, wäre unmöglich gewesen, denn zu viel war es für die Constitution irgend eines Menschen, das Umherkriechen in der dumpfen Höhlenluft und in dem Kienrauch, sowie den furchtbar exaltirten Zustand immerwährender Gefahr so viele Stunden lang auszuhalten, ohne total abgespannt zu sein, und wir beschlossen, uns so schnell, als es nur unsere Kräfte erlauben würden, an die frische Luft zu begeben und uns dort zu erholen.

Nach einer halben Stunde ungefähr erreichten wir den Eingang, und in meinem Leben werde ich den Eindruck nicht ver-

gessen, den die kalte herrliche Nachtluft auf mich machte, als ich in langen durstigen Zügen den balsamischen Duft des freien Waldes einsog und wieder einmal über mir den blauen gestirnten Himmel erschaute.

Unser Schulmeister und der junge Smith schliefen fest, die Hunde schlugen jedoch an und beide sprangen auf, wären aber beinahe wieder vor Schreck umgefallen, denn sie schwuren, daß sie in ihrem Leben noch nie scheuslichere Gestalten gesehen hätten, als wir drei waren, da wir in der rothen Beleuchtung unserer Kienfackeln, über und über mit Schlamm und Blut bedeckt und von dem Kienrauch bis zum Unkenntlichen geschwärzt, vor ihnen standen.

Nach den Sternen mochte es ungefähr zwei Uhr Morgens sein, so lange hatten wir uns in dem Loche herumgeschlagen, und obgleich wir alle hungrig wie die Löwen waren, fühlten wir uns doch zu sehr erschöpft, etwas zu genießen.

Mit Tagesanbruch weckten uns die Beiden, wir nahmen dann ein ziemlich gutes Frühstück ein, und den Alten diesmal zurücklassend, der sich für seine Jahre schon eigentlich zu viel angestrengt hatte, zogen wir anderen Vier jetzt wieder mit Stricken in die Höhle ein, um unsere Beute an das Tageslicht zu fördern. Wir befestigten den Strick um den Hals des Thieres und ich zwängte mich hinter die Bestie und schob, während die beiden anderen zogen; Jim hielt die Fackel. Auf diese Art bewegten wir uns Zoll für Zoll weiter, und Mittag war es, als wir unter einem allgemeinem Hurrah die Bärin den bluff hinunter, an unser Lagerfeuer warfen, wo Beargrease sogleich Besitz von ihr nahm und sich knurrend neben sie legte.

Da wir eine ziemliche Strecke zu des Alten Hause hatten, brachen wir sie blos auf und banden sie, nachdem wir erst das Rückgrat eingeknickt hatten, auf eins der Pferde, damit sie sicherer im Sattel liegen sollte, doch war sie mager.

Erst gegen Abend erreichten wir das Haus, wo ich mich im Flusse badete und dann gleich zum Schlafen hinlegte. Ich

war mehr todt als lebendig; die übermäßige Anstrengung hatte mich zu sehr angegriffen. (Gerstäcker, Streif- und Jagdzüge.)

Eine Sacondaga-Hirschjagd. *)

Ein Septembermorgen blitzte in Myriaden Diamanten auf den glänzenden Fluthen des Sacondaga-Sees, aber nicht langsam und schläfrig hob sich der junge Tag mit einem gelben Licht, das allmählig in die wärmeren Farben des Sonnenscheines überging, sondern schnell und plötzlich schossen die leuchtenden Strahlen, hinter dem Gipfel der Gebirge hervor, über das Firmament, das sie mit ihrem Nordschein ähnlichen Gluthenlicht übergossen und den See mit denselben Tinten färbten, welche die, seine Ufer umwehenden, Büsche trugen. Wir hatten unser Lager übrigens schon lange, ehe die Sterne erbleichten, verlassen, und die Jagd wurde jetzt in drei Abtheilungen getrennt, von denen jede, durch den Führer gewisse Pflichten auferlegt bekam.

Die erste, welche aus den Treibern bestand, hatte die Braken unter Aufsicht, sollte verschiedene Richtungen einschlagen und nach dem Ablauf einer bestimmten Zeit, wo sie auch immer sein möchte die Schnuren loslassen. Die zu dieser Abtheilung Gehörigen trugen leichte Gewehre und konnten, da sie jeden Bach und Sumpf in der Umgegend kannten, den Hunden, selbst auf einer frischen Fährte, mit Vortheil folgen. Die Jäger der zweiten Abtheilung, alle mit langen Büchsen bewaffnet, sollten nach den „stations“ gehen. Dies waren alte Waldleute, die jeden Wechsel Meilenweit in der Runde kannten, und auf die man sich, sollte die Jagd auch stundenlang dauern, verlassen konnte. Die dritte Abtheilung nahm die Kähne und Canoes, von denen einige der letztern leicht auf die anstoßenden Seen geschafft werden konnten, so daß jeder See, in einem Umkreis von mehreren

*) Aus den Erzählungen des Amerikaners Fenow Hoffmann.

Meilen, ein oder mehrere von unſern Booten trug. Endlich ward noch auf einem Hügel, der die bei einanderliegenden Seen überſchaute, ein junger Indianer poſtirt, deſſen Amt es war, mit einem an ſeiner Seite hängenden Horn, das beſtimmte Zeichen zu geben, ſo bald er ſah, daß ein Hirſch den See annahm.

Mein Freund und ich hatten uns den Bootleuten angeſchloſſen; wobei ein kleiner Kahn, mit leichten Rudern mir allein zufiel, während er glücklicher als ich war, und einem Indianer, in ſeinem leichten Rindencanoe, zugetheilt wurde. Da übrigens alle dieſe Anordnungen ſchon am vorigen Abend getroffen waren, bedurfte es nur weniger Minuten ſie in Ausführung zu bringen. Für einen Augenblick ſchien der Strand, als wir aus dem Dickicht, in dem unſer Wigwam verſteckt lag, traten, von Menſchen zu wimmeln, bald aber während Einige auf verſchiedenen Stellen hinter den Bäumen verſchwanden, und Andere, in ihren grauen Schaluppen, um die düſtern Vorſprünge der Hügel glitten, lag die Scene unſeres nächtlichen Lagers wieder ſo ſtill und einſam da als ob nie etwas anderes als das Rufen des Hehers und das Tſchirpen des Eichhörnchens ſeine heilige Stille unterbrochen und ſeine Echo's erweckt hätte. Ja ſo lautlos und ſchweigend ruhte die Natur in ihrer frühen Morgenſtunde, in der die Vögel ſich kaum ermuntert hatten, daß ich faſt über den Schall meiner eigenen Ruder erſchrack, wie ſie ſich in den Ruderlöchern bewegten und die glaſige Oberfläche des Sees kräuſelten, während ich mich langſam einer kleinen Inſel näherte, die ich leicht, ehe die Hunde in Freiheit geſetzt wurden, erreichen konnte.

Hier verbargen die überhängenden Zweige einer hohen Schierlingstanne, die nicht weniger zu grünen ſchien, obgleich ihr Stamm vom Blitz zerſchmettert war, mein Boot, und nachdem ich das Gewehr vorne in den Bug desſelben mit der Mündung nach Auſſen, doch ſo gelegt hatte, daß ich es leicht in einem ſo kleinen Kahn von da, wo ich ſaß, erreichen konnte, ordnete ich die hölzerne Schlinge mit der Stange daran, zu

meinen Füßen, und war nun für irgend einen vorkommenden Fall gerüſtet. Dieſe Schlinge iſt übrigens nichts weiter, als ein ausgezweigter, junger Schößling mit einer Art Schleife aus einem Tauende oder einer Weinrebe gemacht, die dem Hirſch, wenn der Schuß ihn nicht getödtet hat, über die Geweihe geworfen wird. Wer jedoch mit dieſer Waffe nicht gut umzugehen weiß, kann leicht durch das verwundete Thier aus ſeinem Boote geſchleudert, oder mit dem ganzen Boot umgeſtürzt werden, es giebt aber viele Jäger die dieſe Schlinge der Büchſe ſelber vorziehen, wenn ſie nur noch ein Meſſer bei der Hand haben, um das erreichte Wild ſchnell abzufangen.

Nichts auf der Welt hat einen ſolchen Reiz, als ein paar Stunden auf dem Anſtande zu ſtehen, wo die Sinne, bis zu ihrer größten Fähigkeit angeſtrengt, dem geringſten, unbedeutendſten Geräuſch, dem leiſeſten Tone lauſchen. Ein Mann mag Jahre lang durch die Wälder ziehen und nur den Ruf der Vögel oder die hie und da hervorſchallenden Laute der größeren Thiere vernehmen; auf Wild aber, in einem davon überfüllten Lande zu warten, wo es vielleicht in jedem Augenblicke aus einem hervorragenden Buſche treten, oder ſeine ſchlanke Geſtalt zwiſchen den, es halb verhüllenden Zweigen, zeigen kann, ſchärft das Gehör, als ob die Furcht ſelbſt den Sinnen ihren unglücklichen Inſtinkt liehe.

Myriaden von unſichtbaren Inſekten ſcheinen unter der Rinde jedes Stammes ihre Flügel zu reiben und die aufgehäuften Blätter, zu feucht, in dem leichten Morgenwind zu rauſchen, tönen, als ob hundert Bäche unter ihrer dicht geflochtenen Decke dahin rieſelten. Nicht übertrieben iſt es, wenn man ſagt, daß Einem das erſte Lautwerden der Hunde, in ſolchem Augenblicke, faſt wie Donner in's Ohr dringt. Mir wenigſtens ſchien es ſo, als das erſte, tiefe Gebell aus dem gegenüberliegenden Thale herausſchallte, und ſich von Hügel zu Hügel fortpflanzte; der ſcharfe Krach einer Büchſe folgte, und dann Schrei nach Schrei, wie mehr und mehr der Hunde, die friſche Fährte witternd, an

der Jagd Theil nahmen, bis das Ganze in einem mächtigen, Herz und Seele ergreifenden Chor, zu mir herüber scholl.

In jedem Augenblicke erwartete ich das Signalhorn zu hören, oder das Wild aus irgend einer der vielen Schluchten, welche kleinere Bäche dem See zuführten, herausbrechen zu sehen, aber kein Busch bewegte sich nahe zum Wasser; die Berge waren lebendig, doch der See blieb so ruhig als je, da ausgenommen, wo ein Volk wilder Enten, nach den ersten Lauten Gefahr fürchtend, ihre Schwingen schlugen, bald jedoch wieder in ihre frühere Ruhe und Sicherheit zurücksanken. Das tobende Geräusch zog sich aber weiter und weiter fort, die Jagd hatte sich durch den einen Schuß wahrscheinlich gewandt und jetzt den fernern Hügeln zustürmend, wurden die Klänge schwächer und undeutlicher, und verschwammen zuletzt ganz in dem leisen Rauschen der Baumwipfel.

Eine Stunde verfloß, und kalt, frostig und etwas entmuthigt, behielt ich meine regungslose Stellung bei. Die klare Oberfläche des Sees war durch eine leichte Briese gekräuselt, und die kleinen Wellen, die plätschernd gegen mein Boot anschlugen, machten ein so eintönig-melancholisches, einschläferndes Gerausch, daß ich in der That fürchte, ich wäre — Schande genug es zu gestehen — auf meinem Posten sanft und ruhig eingenickt, als mich plötzlich ein scharfer laut tönender Schrei aus meiner Ruhe aufstörte und im Augenblicke nach den Rudern greifen ließ. Er kam aus einer breiten, tiefen Bucht, die sich von zwei Vorgebirgen eingeschlossen, an meiner Rechten ausdehnte, und deren Hintergrund ein weiter Sumpf bildete, durch den ich jetzt, das hohe Gras überspringend, einen edlen Hirsch erblickte, dem, in kaum achtzig Schritt Entfernung ein einzelner Hund folgte. Jener bezeigte aber, sonderbarer Weise, nicht die mindeste Lust das Wasser anzunehmen, sondern hielt sich, in weiten Sätzen das Sumpfgras überfliegend, eine Zeitlang dicht am Rande des Sees, und verschwand dann in einem Tamarack-Sumpf, der den lichten Waldfleck umschloß.

Aber nur für einen Augenblick schien er verloren, denn augenblicklich verrieth das tobende Geheul einer ganzen Meute, daß ihm in jener Richtung der Weg abgeschnitten war. Er erschien auch bald darauf wieder an einer felsigen Bergschicht, wo einige hohe Kiefern ohne Unterholz, ihm allein Schutz gewährten; sein Weg lag jedoch jetzt aus meiner Richtung, und ich wußte, daß er denen in die Hände lief, die schon wissen würden, mit ihm umzugehen, aber kaum konnte ich mich enthalten, dem armen Geschöpf zu fluchen, das mit gewaltigen Sätzen seinem Verderben entgegen stürmte.

Die Höhe der Klippen schien ihn nur allein noch davon abzuhalten, den Schutz des Sees aufzusuchen und ich glaubte es fast zu erkennen, wie er von Fels zu Fels springend, ängstlich nach einem Platz umherschaute, auf welchem er sich in die Fluth stürzen könnte. Die Hunde schwiegen, weil sie noch nicht aus dem Dickicht heraus waren, in dem Augenblicke aber, da sie den offenen Wald erreichten und ihrer Beute ansichtig wurden, schlugen sie mit einem Laute an, der den Hirsch von der steilen Uferbank hinunter trieb, als ob er schon dem Gefänge seiner Feinde entgehen müsse. Jetzt kam auch für mich der erste Augenblick, am Kampfe Theil zu nehmen; noch war es, wie ich glaubte, möglich, nicht zu spät zu kommen; ich ergriff daher die Ruder und das zähe Eichholz zitterte in meinen Händen, als der leichte Kahn pfeilgeschwinde über die Wasserfläche dahin glitt. Der Hirsch schwamm von mir fort, mußte aber eine breite Bucht kreuzen, ehe er das gegenüberliegende Ufer des Sees erreichen konnte, und in dieser Bucht, gerade zwischen mir und seinem Cours, lag eine, mit Holz bewachsene Insel, die ich, eine schräge Richtung einschlagend, zwischen mich und das hart bedrängte Thier zu bringen suchte, damit es sich nicht, durch meinen Anblick geängstiget, abwenden möchte. Ich sah mich jetzt mit der Insel in gerader Linie, der Hirsch konnte kaum wenige hundert Schritte weiter aufwärts sein, und schwamm in einem rechten Winkel mit meinem Cours. Noch war es möglich, ihn

vom jenſeitigen Ufer abzuſchneiden, und ich mußte ihn unfehlbar überholen, wenn er es gewagt hätte, das innere Ufer der Bucht zu erreichen, da ihn die Hunde verhindert haben würden jene Stelle, die er eben verlaſſen hatte, wieder zu betreten. Mit Anſtrengung aller meiner Kräfte trieb ich daher das leichte Boot tanzend über den Waſſerſpiegel, daß die Rippen desſelben knarrten, und der Schaum, vor dem Bug, in die Höhe ſpritzte; aber andere, außer mir dachten auch noch am Spiele Theil zu nehmen, und hatten dabei überdies den Vortheil, kaltblütiger, mehr geübt und näher am Schauplatze zu ſein, als ich ſelbſt.

Das Canoe, in welchem mein Freund „der Rath" mit dem Indianer ſaß, lag an dem andern Ufer der Inſel verſteckt und hatte, die ganze Jagd vom Anfange an beobachtend, nur darauf gewartet, den verfolgten Hirſch mit ſich in eine Richtung zu bekommen, um dann des Erfolges ſo viel ſicherer zu ſein. Der Augenblick zum Handeln war jetzt, gerade da ich an der Inſel vorbeiglitt, gekommen und nun, ſchnell wie der herabſtoßende Falke, ſchoß die Rindenbarke unter dem dunkeln Schatten der Bäume hervor, und über die Fläche des Sees hin. Mir erſchien es mehr wie eine Viſion, als irgend etwas, das ich je geſehen. Mein Freund lag faſt ganz verdeckt auf der Bruſt, ſeine Büchſe über den vordern Bootsrand auf das, ſeinem Geſchicke verfallene, Wild gerichtet, und erwartete den Befehl des Indianers, zu feuern; die Geſtalt des letztern ſtand aber völlig frei und offen da, und gewährte einen ſonderbar wilden, kühnen Anblick, als er aufrecht, im Hintertheile des Canoes, nackt bis auf den Gürtel und jede Muskel ſeines ſehnigen Körpers angeſpannt, das triefende Ruder handhabte. Sein langes Haar flatterte im Winde, ſeine Augen blitzten, ſeine, durch den Eifer der Jagd belebten Geſichtszüge glühten, und ein nicht irdiſches Feuer ſchien ſein ganzes Weſen übergoſſen zu haben.

Den mürriſch-tückiſchen Blick, der ihn vor wenigen Stun-

den noch kenntlich machte, hatte er mit dem Gewand, das seine Figur mehr entstellte als bedeckte, abgeworfen, und der kräftige, kühne Jäger, der sich jetzt dem erstaunten Blicke zeigte, verrieth nicht mehr Aehnlichkeit mit dem verdrossenen, abgerissenen Landstreicher von gestern, als das edle arabische Roß, das ungeduldig und schnaubend den Rasen stampft, mit dem hagern, die Straßen durchkriechenden Karrenpferd. Die sonderbaren Ausrufungen, die übrigens fortwährend seinen Lippen entströmten, stachen äußerst komisch gegen sein pittoreskes Aussehen ab.

„Jarh! — weißer Mann!" „San Maria — nicht schießen" Hauh! diable Poagun*) — Dame de Loretto" — „Corlaer**) — seid fertig!" — „Sacre — Weenuc!" — und ein Dutzend andere Beinamen und Schreie — katholisch und heidnisch, indianisch, englisch und canadiensisch, folgten in rasend schnellem Gewirr. Plötzlich jedoch bemerkend, daß er weit genug an den Hirsch hinan sei, und ihm dieser nun nicht mehr entgehen konnte, hörte er mit Rudern auf, und gab in gutem, ruhigem Englisch, dem Gefährten die nöthigen Anweisungen und Befehle. Der Andere nahm indessen den Kopf des Hirsches, der jetzt gerade vor ihnen her schwamm, aufs Korn, wartete aber noch immer auf den passenden Augenblick, bis jener mit den Vorderläufen festen Grund berührte; ein vorstehender Fels empfing ihn und erhob sein Geweih hoch aus dem Wasser, während der hintere Theil seines Körpers noch immer von der Fluth bedeckt war.

„Feuer!" rief der Jäger — und in demselben Augenblicke zerschmetterte die Kugel dem Wilde, wenige Zoll hinter Gehör, den Rückenwirbel. Das zum Tode Getroffene, brach unter dem Schuß, nach vorne zusammen und glitt dann, bei dem Versuche sich wieder zu erheben, von dem Felsen verendet in den See zurück.

---

*) Poagun oder Tmewawgun „die Pfeife" war der Name, den er meinem Freund, dem Rath, gegeben hatte.

**) New-Yorker.

Mein Kahn ſchoß in demſelben Augenblicke neben dem Canoe vorbei, obgleich ich aber ein naher Zeuge des ganzen Vorfalls war, kam ich doch natürlich für einen Schuß zu ſpät. Der Hirſch der, wie wir fanden, ausgezeichnet feiſt war, wurde ſogleich in das Boot gehoben, und langſam ruderten wir zuſammen dem verabredeten Sammel-Platz, am andern Ufer des Sees, zu, wo ſich auch nach und nach unſere übrigen Jagdgefährten einfanden. Ein Spießer, mit dem Baſt noch an dem Gehörn, und eine ziemlich feiſte Hirſchkuh, waren der einzige Lohn unſerer Anſtrengung; Alle aber prieſen den Hirſch als den ſtärkſten und feiſteſten, den ſie noch in der Nachbarſchaft der Seen und in dieſer Jahreszeit geſehen.

Mehrere Stunden lang gab das Echo unſere fröhlichen Lieder und das Gelächter der Jagdgenoſſen zurück, während wir unſer Feuer auf einem flachen Felſen angezündet hatten, und nun die gemachte Beute verzehrten. Die Mahlzeit ward erſt durch den ſcheidenden Tag beendet, wo wir langſam nach unſerem Lager zurückſteuernd, die Ufer ihrer früheren Stille und Einſamkeit überließen.

Crusting — Muſethier.*)

Cruſting iſt der Ausdruck, großes Wild im tiefen Winterſchnee zu fangen, wenn die Kruſte oder Rinde des Schnee's, die ſich auf der Oberfläche desſelben nach einem leichten Regen bildet, ſtark genug iſt, das Gewicht eines Mannes zu tragen, während es unter den ſcharfen Hufen eines Muſethieres oder Hirſches einbricht, und das ſo überraſchte Wild leicht gefangen und mit Stöcken getödtet werden kann. In unſeren nördlichen Staaten wird auf dieſe Art mehr Wild erlangt, als auf irgend

*) Aus den Erzählungen des Amerikaners Fenow Hoffmann.

eine andere, und oft ließt man in den Zeitungen die Berichte, daß die Bewohner eines ganzen kleinen Städtchens ausgezogen sind und Hunderte von so gefangenen Hirschen vernichtet haben. Erst vor wenigen Jahren hieß es, in dem Catskill-Distrikt seien über Tausende in einer Jahreszeit auf diese Weise hingeschlachtet worden. Alle ordentlichen Jäger verdammen und verachten übrigens dieses Crusting, da es mehr in das Metzgerhandwerk als das edle Waidwerk einschlägt. Es ist übrigens trotz alle dem nicht so ganz leicht und verlangt von Seiten des Verfolgers sowohl Geschicklichkeit als Muth, indem das Thier sich oft zur Wehre stellt. Da leider die Gesetze dieses edelste alles Wildes vor der Vernichtung auf diese Art nicht schützen können oder wollen, so ist es wohl natürlich, daß das ganze Geschlecht im New-York-Staat bald ausgerottet werden mußte. Der weite Westen hatte keinen so berühmten Jagdgrund für Musethiere, als unser nördliches Land, und von den Quellen des Hudson bis zu denen des Missisippi fanden sie sich nicht so zahlreich, wie sie noch vor wenigen Jahren in unseren Wäldern waren. Der Staat Maine ist übrigens auch jetzt noch mit ihnen gefüllt.

Das Musethier*), das scheuer und vorsichtiger als der Hirsch ist, hält sich am liebsten im Waldesdickicht auf und zieht nicht, wie der Elk, in ungeheuren Gängen, sondern streift in einsamer Majestät durch sein waldiges Reich und trabt, wenn durch den Jäger aufgestört, so leicht und sorglos hinweg, daß es sich nicht im Mindesten anzustrengen scheint, während es doch dabei sich schneller als das flüchtigste Pferd vom Platze bewegt. Obgleich nun das Musethier, wenn von Gefahr be-

*) Das Musethier Nord-Amerikas ist dem Elenthier der alten Welt ähnlich. Das Wort Muse ist indianischen Ursprungs, aus der Sprache der Alconquins und bedeutet dort Moosu, das u besonders scharf ausgesprochen, Elk oder Riesenhirsch. Die französischen Canadienser nennen es das „Original".

droht, flieht, so ist es doch, verwundet und zum Aeußersten getrieben, eines der gefährlichsten Thiere des Waldes, und mehrere Stämme der nordwestlichen Indianer feiern, wenn sie so glücklich sind, einen starken Bullen zu erlegen, den Tod desselben mit eben solchen Triumpfgesängen, als ob sie einen Feind besiegt hätten

Der tiefe Winterschnee bietet natürlich zur Jagd der Musethiere die beste Gelegenheit. Das kluge Thier, so bald es Schneegestöber wittert, beginnt für sich eine sogenannte „Mooseyard" anzulegen, indem es auf einem ziemlich großen Flächenraum den Schnee im Fallen zusammentritt, um einen Platz zum Umherwandeln zu behalten und an den Zweigen nagen zu können, ohne genöthigt zu sein, sich von Ort zu Ort durch die tiefen Triften fortzuarbeiten und den Wölfen in den Rachen zu laufen, die, leichter als das Musethier, dieses im tiefen Schnee bequem überholen. Kein Wolf darf sich übrigens in eine solche Mooseyard hinein wagen; er mag auf der Schneebank, die es umgiebt, herumrennen, durch sein Geheul vielleicht noch einige Kameraden zu Hülfe rufen und dadurch versuchen, das Thier aus seiner sichern Verschanzung aufzuschrecken, aber hinein darf er nicht.

Wenn der Jäger jedoch, auf seinen Schneeschuhen einherschleichend, eine solche Yard erblickt, weiß er sich seiner Beute so gewiß, daß er oft auf dem Fleck ehe er sie in Sicherheit bringt, sein Lager aufschlägt; ja mir wurde sogar gesagt, daß wo mehrere Jäger zusammen waren, diese die um die Yard herumstehenden Bäume umgeschlagen und so eine hohe Umzäunung gebildet haben, um das Thier, wenn es durch langes Hungern ermattet und geschwächt worden, lebendig zu fangen. Ein solcher Fall kam unweit M'Intyre im letzten Winter vor, wo eine Art Yard mit drei Musethieren, einer alten Musekuh und zwei jährigen Kälbern von einer Anzahl Jäger entdeckt und umzingelt wurde. Einige von der Gesellschaft wünschten sie lebendig zu fangen, da mehrere Farmer den Versuch machen woll-

ten, die Mooſe zu einem Hausthiere zu zahmen, was ihnen zweifelsohne geglückt wäre, da ſie, nach früheren Verſuchen, wußten, ſie könnte ganz ungleich dem gewöhnlichen Hirſch, faſt wie ein Pferd eingefahren werden. Die übrigen Jäger jedoch, zu ſehr von ihrem Glücke aufgeregt, wollten dieſen Vorſchlägen kein Gehör geben, da überdies noch wenige von ihnen jemals ein ſolches Wild erlegt hatten. Ihre Büchſen waren geſpannt und ſie ſelbſt entſchloſſen, einen Schuß auf die Thiere zu thun, die ſchnaubend und pfeifend in den Schneegrenzen ihrer Yard umherſprangen und ſich, durch das Triumpfgeſchrei und Jubeln ihrer Feinde, welches die ſie umgebenden Hügel in verdoppeltem Echo zurückhallten, zur Verzweiflung getrieben, nach jedem abgefeuerten Schuß ſo wüthend auf den Schützen ſtürzten, daß dieſer ſtets gezwungen war, ſich hinter den nächſten Baum zu flüchten. Der Kampf wurde auf dieſe Art zu hinreißend; alle Ordnung hörte unter den Jägern auf, und jeder ſchoß, faſt ohne zu zielen, ſo ſchnell er laden konnte, aus Furcht, daß indeſſen einer der Kameraden ihm zuvorkommen und den Preis davon tragen möchte. Die Thiere, obgleich an vielen Stellen verwundet, ſtürmten wieder und wieder am Schneewall hinauf und trieben ihre Feinde vom Rande desſelben zurück, bis ſie zuletzt, durch Blutverluſt ermattet, die Beute der Jäger wurden.

Das war die Beſchreibung, die mir ein alter Streifſchütze eines Tags, als wir zuſammen am Feuer lagen und ein Stück Fleiſch mit einander verzehrten, das auf ähnliche Weiſe erlangt war, über dieſe Jagd gab.

Eine Bärengeſchichte*).

Ich möchte Niemanden zu nahe treten, aber manche Leute

*) Aus des Amerikaners Fenow Hoffmann wilde Scenen im Wald und Prairie. Der Erzähler dieſer Geſchichte iſt ein alter ameri-

halten die Waldkenntniß für etwas ſehr Geringes, bis ſie ſich einmal recht tüchtig zwiſchen den Bäumen verlaufen haben, und ſo groß ſie auch zu Hauſe prahlen mögen, würden ſie doch ganz ſonderbar drein ſchauen, wenn ihnen im Walde plötzlich eines der wilden Thiere begegnete.

Hier in der nächſten Stadt wohnt Jemand, der vor mehreren Jahren ausging, ein Muſethier*) zu erlegen, und ſich, als er etwas auf ſeiner Fährte herantraben hörte, hinter einen umgefallenen Stamm legte, um ſicher ſchießen zu können. Der Mann aber, der noch in ſeinem Leben kein ſolches Thier geſehen hatte, bückte ſich nicht ſchlecht hinter ſeinem alten Baume, als ein großer ſechsjähriger Bull, höher als ein Pferd, mit Geweihen, die um alle Welt ſo ausſahen, als ob ſie im Leben nicht durch die dichten Bäume fortkönnten, polternd und die Büſche niedertretend herankam. „Wenn du mir nichts thuſt, thu' ich dir auch nichts," ſprach er zum Elenthier.

Dieſer andere Burſche in Ti wußte weiter nichts von Bären, als was er uns Jäger davon hatte erzählen hören, und daß ſie manchmal ein Halbdutzend Kugeln in ihrem Leibe mit forttragen oder Gott weiß wie viele Hunde todtſchlagen, wenn wir ſie aus den Fallen nehmen wollen, in denen ſie, bei den Tatzen feſtgehalten, oft ſchon drei oder vier Tage gehungert und geſchmachtet haben.

Gut; der Mann ſaß in ſeinem Boot auf dem See und wartete auf Hirſche, als er plötzlich einen Sturz und ein Plätſchern im Waſſer hörte. Er ruderte um ein Eiland und fand einen großen weiblichen Bären, der nach dem andern Ufer hinüberſchwimmen wollte. Da er mit ſeinem Kahne gut umzugehen wußte, ſchoß er gerade vor, dem Thiere den Weg abzuſchneiden,

---

kaniſcher Jäger, der viele Aehnlichkeit mit Coopers Lederſtrumpf hat.

*) Elenthier.

was ihm auch gelang, und dies veranlaßte, seinen Cours etwas zu verändern und zu versuchen, um das Boot herumzuschwimmen. Der Mann kam ihm auch hier wieder entgegen, und noch einmal veränderte der Bär seine Richtung, immer jedoch dem beabsichtigten Ufer zuschwimmend.

Muthiger werdend, ruderte Jener jetzt zum dritten Male näher an die Bestie hinan, um sie auf diese Art etwas zurückzutreiben und so lange im See zu halten, bis er Hülfe vom andern Ufer erwarten könnte. Wie aber das Hintertheil des Bootes im Herumschwingen dem Bär zu nahe kam, faßte er es mit seinen Tatzen und stieg ganz behaglich hinein. Da saß er jetzt und schaute dem Mann so ruhig und gemüthlich ins Gesicht, wie nur immer ein Bär ausschauen konnte.

Hätte der Jäger nun die Stelle gewußt, wo er die Bestie hintreffen sollte, so wäre ein richtiger Hieb über den Hinterschädel mit dem Ruder von ausgezeichneter Wirkung gewesen, denn zähes Eschholz ist in manchen Fällen besser, als eine Kugel; der ruhige Blick, mit dem ihn sein Passagier betrachtete, gefiel ihm aber nicht, und so blieben sie, der Bär den Mann und der Mann den Bär anstierend, ruhig sitzen. Endlich, wie Jener über den ersten Schrecken hinaus war, begann er wieder leise seine Ruder zu bewegen, um nach dem Ufer, von welchem der Bär hergekommen war, hin zu gleiten; damit war diesem aber nicht gedient, und er rückte ein bischen näher zu dem Manne hin und zeigte ihm auf eine ganz besondere Art die Zähne. Sobald dieser jedoch das Boot wieder drehte, nahm auch der Bär seinen alten Platz ein und blieb, so zufrieden wie möglich, auf seinem Ende sitzen. Der Mann war richtig gezwungen sein Boot den Wünschen des Reisenden gemäß zu steuern, und wolltet Ihr's wohl glauben, er mußte es auch noch mit dem Hintertheile gegen das Land treiben: wo dann die Bestie ruhig an's Ufer trat, sich noch einmal nach dem Ruderer umsah, leise vor sich hin brummte und dann in den Wald trabte.

Der Blitz soll mich treffen, wenn mich ein Bär so in's Bockshorn jagen könnte; auf dem Fleck wäre ich gestorben, ehe er mein Boot verlassen, ohne daß ich nicht versucht hätte, wer der Beste von uns gewesen wäre.

Die Prairien.

Eine Eigenthümlichkeit der Prairien ist die gänzliche Abwesenheit von Holzungen, sonst bieten sie alle die Verschiedenheit des Bodens, die auf anderem Lande getroffen werden. Einige sind unerschöpflich fruchtbar, andere wieder trostlos dürr; hier dehnt sich ein Theil in ebener, durch nichts unterbrochener Fläche aus, dort gleicht ein anderer den rollenden Wogen der See, die plötzlich in ihrem Laufe gehemmt und erstarrt stehen geblieben. Viele sind mit dem üppigsten Grase bedeckt und bilden so natürliche unerschöpfliche Weiden, daher auch der französische Name: **Prairie.**

Illinois ist schon fast ganz Prairie, und westlich vom Missisippi, doch ausser dem Bereiche des Thales dieses ungeheueren Stromes, beginnen jene weiten, endlosen Steppen, über die der Wanderer tagelang ziehen kann, ohne auch nur eine Erhöhung zu finden, die den Namen eines Hügels verdiente. Auch vom Michiganſee bis zum Missisippi dehnt sich mit nur geringer Unterbrechung eine ungeheuere Ebene aus.

Jede Prairie ist wie ein unbegrenzter Blumengarten; verschiedene Farben künden dabei die verschiedenen vorrückenden Jahreszeiten; zuerst herrscht die Farbe der Pfirsichblüthe vor, dann kommt ein tiefes Roth, dann Gelb, und gegen Ende des Herbstes liegt es wie ein goldener Hauch auf der unabsehbaren Wiesenfläche. Nur in der Erdbeerzeit sind Tausende von Aeckern mit dem saftigen Roth dieser delikaten Früchte bedeckt.

Der Boden ist durchschnittlich vorzüglich und enthält viel

Schlammerde. Wie aber auch die Prairien von Anfang an entſtanden ſind, erhalten werden ſie jedenfalls durch die jährlichen Feuer, mit denen ſie, ſo weit zurück die Ueberlieferungen reichen, regelmäßig heimgeſucht ſind. An den Ufern der Ströme und an anderen ſolchen Stellen, wo das Land fruchtbar genug iſt, dem Brande zu widerſtehen, exiſtirt keine Prairie, und dichte Holzung erhält dort nicht allein ihre Stellung, ſondern ſcheint auch jährlich immer mehr und mehr die Prairien zurückzudrängen. Sobald dieſe gepflügt ſind, zeigen ſich ebenfalls junge Baumkeime.

Die Jäger und Indianer zünden dieſe Stätten nämlich alljährlich an, was einem doppelten Zwecke entſpricht: erſtlich ſuchen ſie das Wild aufzutreiben und zum Schuſſe zu bekommen, und dann fördern ſie dadurch auch das Wachsthum des Graſes, das an ſolchen Brandſtellen noch einmal ſo üppig emporſchießt. Einen großartigen Anblick gewährt eine brennende Prairie, und iſt das Gras recht hoch, trocken und holzig, ſo tobt die Gluth mit donnerähnlichem Ziſchen und Brauſen über die weite ungeheuere Fläche dahin. Mächtige Rauchſäulen wirbeln empor und bei Nacht ſcheint es faſt, als ob der ganze Himmel im Feuer ſtände; nichts aber ſieht trauriger aus, als eine ſolche Prairie nach dem Brande, — eine öde, ſchwarze Fläche, ein ungeheueres Holzkohlenlager. Werden Reiſende und Jäger von einem ſolchen Feuer in der Prairie überraſcht, ſo iſt allerdings Gefahr, wenn ſie ſich beſonders auf einer mit hohem Graſe bedeckten Stelle befinden, daß ſie von der reißend, ſchnell weiter freſſenden Flamme erreicht werden, wonach an keine Rettung zu denken wäre. Das beſte Mittel iſt dann, das Element mit dem Elemente ſelbſt zu bekämpfen. Ein ziemlich großer Raum ſchnell abgeſengt, gewährt dem alſo Bedrängten Schutz, denn ſobald die Gluth den Rand dieſes neuen Brandflecks erreicht, findet ſie natürlich keine Nahrung weiter und muß ſich ſelbſt verzehren.

Einige Theile dieſer Prairien ſind geſund, einige naß und einige trocken und wellenförmig; auf den erſteren entſpringen

hie und da Quellen und ſind dann mit kleinem Gebüſche von Haſelſträuchen, Stechginſter und Saſſafras bedeckt, zwiſchen denen ſich hie und da wilde Weinreben durchſchlingen. Anfangs März blühen die Wälder und der prächtige Judasbaum (Cerus Canadensis), die lonicera flava und der gelbe Jasmin verleihen dabei der Landſchaft einen eigenthümlichen Reiz und durchhauchen ſie mit ihrem Gewürzdufte.

Die naſſen Prairien liegen gewöhnlich an den Ufern großer Ströme oder wenigſtens in der Nähe derſelben, ſind mit Schlammerde überzogen und ungemein fruchtbar. Vom Mai bis October decken Gras und Blumen dieſe herrliche Fläche.

Die trockenen oder wellenförmigen Prairien entbehren faſt aller Quellen und jeder Vegetation, Gras ausgenommen; größtentheils haben ſich aber Teiche auf ihnen geſammelt, die entweder von ſtarken Regengüſſen oder von dem im Frühjahre geſchmolzenen Schnee zurückgeblieben ſind. In dieſen findet man faſt alle die Fiſche, die in Strömen vorkommen, und die benachbarten Anſiedler holen ſich oft Wagenladungen davon. Trocknen ſie aber aus und laſſen ſie ihre unglücklichen Bewohner auf dem feſten Lande zurück, dann werden durch deren Verweſungsgeruch Tauſende von Buſſards angezogen, die ſich von ihnen ernähren.

Dieſer Vogel, auch gewöhnlich Turkeybuſſards oder Truthahnbuſſard genannt, wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem Truthan, lebt nur von Aas oder verweſendem Fleiſche und wird dadurch ſo nützlich, daß man ihn, beſonders in den ſüdlichen Städten der Vereinigten Staaten, durch das Geſetz ſchützt. Auf ſeine Erlegung ſind fünf Dollar Strafe geſetzt. Es iſt aber ein entſetzlich eckelhafter Vogel und ſtopft ſich in Gier und Gefräßigkeit nicht ſelten ſo voll, daß er gar nicht mehr fliegen kann. Er brütet in einſamen Sümpfen und macht ſein Neſt in alten Baumſtämmen und ausgeriſſenen Wurzeln. Man ſagt auch, daß, wenn Menſchen ein ſolches Neſt finden und einen der jungen Vögel in die Hand nehmen, dieſer eine ſolche Maſſe eckelhaften Stoffes von ſich gebe, daß man gern froh iſt, wenn

man so schnell als möglich ihrer Nachbarschaft entfliehen kann; die Alten sollen sich ihrer Feinde auf ähnliche Art entledigen.

Wenn das Gras auf einer Ebene erst einmal überhand genommen hat, so kommt der Baumwuchs nicht mehr durch, ist dieß aber durch den Pflug zerstört, so verwandelt sich das offene Land bald in Waldung. Jene Flächen, welche die Farmer in alten Zeiten abmähten, um Heu zu machen, sind jetzt mit üppigem Baumwuchse bedeckt.

In Illinois gibt es auch Länderstrecken, die „Barren" genannt werden; es ist offener Wald oder, besser gesagt, Prairie mit Eichen ohne Unterholz. Die Oberfläche derselben ist gewöhnlich trocken und einzelne Fichten und Hickorys mischen sich mit den übrigen Waldbäumen; keine Gattung erreicht aber einen hohen Wuchs; das einzige Buschwerk, was einige Höhe darin erreicht, ist der purpur blühende Schumach. In diesen offenen Eichenwäldern findet man aber auch nicht selten die herrlichsten Scenerien der Vereinigten Staaten. Unabsehbare Strecken dehnen sich wie ein ungeheuerer Park vor dem entzückten Wanderer aus, Hügel und Thäler wechseln ab; hier stehen Bäume in einzelnen Gruppen und Dickichten, dort dehnen sie sich in langen, wie von Menschenhänden angelegten Alleen aus, und zwischen diesen, wie ein mit den herrlichsten Mustern durchwirkter Teppich, schwenkt und wogt das blüthendurchflochtene Gras der Prairie. Oft sogar unterbricht ein spiegelglatter See die weite Landschaft und gibt dann dem Ganzen etwas eigenthümlich Frisches, Lebendiges; die jährlichen Feuer halten aber auch den Wachsthum dieser Barren zurück, und könnte dem Einhalt gethan werden, so würde bald dichte Waldung Hügel und Thäler bedecken.

Der Büffel hat diese Ebenen gänzlich verlassen und findet sich nur noch an den Quellen des Missisippi oder an dessen westlichen Ufern. Früher waren freilich die Prairien von Illinois mit Tausenden derselben bedeckt, und noch jetzt verrathen unzählige, das Land nach allen Richtungen hinkreuzende, ausgetretene Pfade die Weideplätze, von denen sie, den Indianern gleich,

vertrieben wurden. Dieſe Pfade benutzten ſie, wenn ſie mit dem Wechſel der Jahreszeiten ihren Weidegrund änderten und aus Niederungen in das trockene, hügelige Land oder wieder zurück zogen. Die Pfade ſind ſchmal, folgen aber einer ungemein geraden Richtung durch den Wald und zeigen, wie die Thiere in ſogenannter indianiſcher Linie, wilden Waſſervögeln gleich, ihre Bahn zogen.

Hirſche ſind ſehr zahlreich und ſcheinen mit der Bevölkerung eher zu, als abgenommen zu haben, da die Weißen ihren gefährlichſten Feinden, den Wölfen beſonders, nachſtellten. Die Illinois-Jäger verſichern dabei, daß ſich der Hirſch mit ſeiner Aeſung ganz vorzüglich nach dem Monde richte und ſein Lager verlaſſe, ſobald dieſer aufgehe. Der Jäger reitet dann um dieſe Zeit pirſchen und gleitet, wenn er das Wild bemerkt, leiſe aus dem Sattel, wonach ſein Pferd ruhig ſtehen bleibt. Der Hirſch nun, der ſeine Aufmerkſamkeit auf das Pferd gerichtet hält, verliert das nicht aus dem Auge und bemerkt den herankriechenden Schützen nicht, der, einen Baum zwiſchen ſich und ſeiner Beute behaltend, näher und näher kriecht, bis er in Schußnähe das tödtliche Blei in das Herz des Opfers ſendet. Eine andere Art, Hirſche zu erlegen, iſt die: an den Salzlecken auf dieſelben zu warten. Das geſchieht aber auf verſchiedene Weiſe und größtentheils Nachts, weil dann der Hirſch die Salzlecke regelmäßiger beſucht, als am Tage. Die beſte Art hierzu iſt, ein kleines Geſtell zu errichten, auf welchem der Jäger aus kleingeſpaltenem Kienholze ein gutes helles Feuer unterhält, unter dem, alſo auch in deſſen Schatten, er ſitzt und wacht. Der Hirſch fürchtet es weder, noch achtet er darauf, und kommt zu ſeinem gewöhnlichen Platze, und zwar oft dicht und in wenigen Schritten zu dem Verborgenen. Sehr leicht ſind ſie auf dieſe Art zu erlegen, doch muß ſich der Jäger hüten, ſie nicht zu unterſchießen; denn es iſt eine fatale Sache, wenn man Nachts einen guten Schuß gethan zu haben glaubt, mit dem erſten Tageslichte den Anſchuß unterſucht und dann nichts als einzelne weiße Bauch-

haare, nicht einmal einen Tropfen Schweiß findet. Sind viele auf diese Art erlegt und fangen die Hirsche an, vorsichtig zu werden, so ist es am besten gethan, der Salzlecke eine Zeit lang Ruhe zu gönnen oder wenigstens kein Feuer anzuzünden und in heller Mondscheinnacht von dem Aste eines Baumes herunter das Wild zu erwarten. Hoch oben befindet man sich, in ebenem Lande heißt das, über der Witterung des Hirsches, und er kommt dann bedachtlos herbei, wobei er noch dazu den Schuß so wenig scheut, daß man oft aus einem ganzen Rudel zwei oder drei wegschießen kann, ehe die übrigen fliehen.

Der Elk oder Wapiti ist gänzlich verschwunden; selbst der Bär wird nicht häufig mehr getroffen und bewohnt auch dann nur die am stärksten bewaldeten Strecken und dichtesten, unzugänglichsten Rohrbrüche, wo er sich an den jungen Sprößlingen des aufkeimenden Schilfes delectirt. Das Fleisch solcher Bären ist ausgezeichnet und wird sehr geschätzt.

Von Wölfen gibt es hier zwei Arten, den schwarzen gewöhnlichen und den Prairie-Wolf. Der erstere ist ziemlich groß, wild und jagt in Rudeln, fällt aber selten Menschen an, er müßte sie denn schlafend oder schwer verwundet finden. Seine gewöhnliche Beute ist der Hirsch, den er regelmäßig jagt. Der Geruch von brennendem Assa födita soll einen eigenthümlichen Zauber auf diese Bestie ausüben; wenn ein Feuer im Walde angezündet und etwas davon hineingeworfen ist, so kommen die Wölfe darum herum und heulen kläglich, lassen sich auch lieber todtschießen, ehe sie vom Platze weichen.

Der Prairie-Wolf gehört zu einer kleinen Gattung, mehr zwischen Fuchs und Wolf hinein. In der Farbe hat er auch weit eher Aehnlichkeit mit dem Fuchse, als mit dem Wolfe, und findet sich nur in freien, offenen Städten. In diesen ernährt er sich größtentheils von Geflügel, das sich dort in großer Anzahl findet, und in der Nähe von Ansiedelungen verschmäht er auch junge Ferkel und Kälber nicht; sonst verträgt er sich aber mit seinem Vetter, dem schwarzen Wolfe, ausgezeichnet und steht

mit dieſem im beſten Einverſtändniſſe. Nichts iſt gewöhnlicher, als einen großen ſchwarzen Wolf zu ſehen, der in Geſellſchaft von Prairie-Wölfen jagt.

Bienen werden überall im Walde gefunden, und wenn die Blätter von den Bäumen ſind, ſo jagt man ſie ihres Honigs und Wachſes wegen.

Die Seen, Teiche und Flüſſe ſind während der Wanderzeit der Waſſervögel mit Schwänen, Gänſen und Enten, Pelicanen, Kranichen, Tauchern und unzähligen anderen Arten bedeckt. (Echoes from the Backwoods by Captain Levinge.)

Das Muſtang*).

Das edelſte Thier in den Prairien iſt das Muſtang**) oder das wilde Pferd. Da es von den Pferden herkommt, welche die erſten ſpaniſchen Anſiedler nach Amerika brachten, ſo hat es ohne Zweifel eine Miſchung von arabiſchem Blute, weil es aber von Hausthieren abſtammt, ſo findet man es verſchieden gefärbt und zuweilen ſchön geſcheckt. Es iſt eine ſonderbare Thatſache in der Einrichtung der Natur, daß alle wilden Thiere von derſelben Gattung eine gleichförmige Farbe haben, nur mit gleichförmigen Unterſchieden zwiſchen männlichen und weiblichen, während die Farbe der Hausthiere, Vierfüßler ſowohl als Vögel, mehr oder weniger verſchieden iſt.

Die Schönheit des Muſtang iſt ſprüchwörtlich. Das wilde Pferd iſt gewöhnlich gut gebaut, mit ſchönen und feinen Glied-

*) Dieſer und die folgenden Abſchnitte ſind der Reiſebeſchreibung des Engländers Joſias Gregg „Wanderungen durch die Prairien und des nördlichen Mexiko“ entnommen.

**) Muſtang ſcheint das verderbte ſpaniſche Wort mostrenco (herrnlos) zu ſein, die Mexikaner aber nennen die wilden Pferde mestennas, was in einer ſeiner Bedeutungen mit mostrenco zuſammenfällt.

maßen, aber ihre Zierlichkeit iſt von Reiſenden ſehr übertrieben worden, weil ſie dieſe Thiere im Freien ſahen, wo ſie ſich ihrer wilden und natürlichen Munterkeit überließen. Dann erſcheinen ſie in der That prächtig, ſo bald ſie aber gefangen und gezähmt werden, ſchwinden ſie meiſt zu gewöhnlichen Kleppern zuſammen. Sehr oft ſieht man in den Prairien große Schaaren, zuweilen Hunderte beiſammen, die in kurzer Entfernung von den Karavanen hüpfen und ſpringen. Es hält zuweilen ſchwer, ſie abzuhalten, ſich unter die Thiere des Reiſenden zu ſtürzen, was äußerſt gefährlich ſein würde; denn ſind ſie einmal beiſammen, ſo laſſen ſie ſich nicht leicht auseinander bringen, beſonders wenn die Zahl der Muſtang weit größer iſt. Es iſt ein ſonderbarer Umſtand, daß das ſanfteſte Wagenpferd, und wäre es noch ſo ermüdet von der Reiſe, ſo bald es einmal unter einer Muſtang-Heerde iſt, oft in einigen Stunden die ganze unbändige Wildheit ſeiner ungezähmten Gefährten erlangt.

Das Muſtang wird zuweilen auf eine grauſame Weiſe gefangen. Man ſchießt es nämlich durch den oberen Rand des Halſes über den Halswirbeln, und wenn die Kugel einen Hauptnerv trifft, ſtürzt das Thier augenblicklich zuſammen, als ob es durch das Gehirn geſchoſſen wäre, und bleibt einige Minuten ohne Beſinnung liegen, während man es mit einem Stricke bindet. Bald erholt es ſich und ſpringt auf die Beine, ſieht ſich aber ſeiner Freiheit beraubt. Nachher wird das Thier leicht gezähmt, und die Wunde heilt, ohne einen Schaden zurückzulaſſen. Ein ſolcher Schuß aber iſt ſo ſchwierig, daß viele Thiere bei dem Verſuche getödtet werden. Geht die Kugel ein wenig zu tief, ſo zerſchmettert ſie einen Halswirbel und tödtet augenblicklich das arme Thier.

Gewöhnlich aber wird von den Mericanern und Indianern das Meſtena mit der Strickſchleuder, dem Lazo, gefangen. Man verfolgt die Thiere auf raſchen Pferden, und auf dieſe Weiſe werden viele mit der Schlinge gefangen und gezähmt. In Texas hat man das Muſtang häufig gefangen, indem man

bei dem Uebergangspunkte über einen Fluß eine ſtarke Hürde anlegte, in welche man ſie ſcheuchte und ſie dann fing. Auf den Ebenen gelang es mir einſt, einen ſchönen Muſtang-Hengſt von ſeiner Heerde zu trennen, worauf er ſogleich zu unſeren Pferden ſich geſellte und von einem Mexikaner mit der Schlinge gefangen wurde. Als das Muſtang am Ende des Strickes hüpfte oder ſtehen blieb und majeſtätiſch auf ſeine Beſieger blickte, zog ſein ſchönes Ebenmaß die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, unſere beſten Reitknechte ſchätzten es ſogleich für fünfhundert Dollars. Wie es ſchien, war es ſchon vorher gezähmt worden, denn es ließ ſich bald den Sattel auflegen, und in einigen Tagen war es zu einem Gaul zuſammengeſchwunden, der kaum zwanzig Dollars werth war. Die Reiſenden in den Prairien haben ſich oft genöthigt geſehen, Muſtang-Fleiſch zu eſſen und wenn es jung und zart iſt, hat man es ſchmackhaft genug gefunden, aber das Fleiſch von ausgewachſenen Thieren ſoll ſehr ranzig ſein, beſonders von fetten. Sie werden zuweilen von den Mexikanern des Oeles wegen gejagt, das von Lederarbeitern benutzt wird.

Der Büffel. — Vortrefflichkeit des Büffelfleiſches. — Wahrſcheinliches Schickſal dieſer Thierart. —

Der Büffel iſt zwar nicht ſo zierlich und ebenmäßig gebaut als das Muſtang, aber für den Reiſenden in den Prairien ein weit nützlicheres Thier. Man weiß, daß dieſe Thiere nur geringe Aehnlichkeit mit den Büffeln in Indien haben, daß ſie aber von den Naturforſchern für eine Art des Biſon oder bos Americanus gehalten werden. Die Mexikaner nennen ſie Cibolos, und gewiß würden Zweideutigkeiten vermieden werden, wenn man ihnen einen anderen Namen als Büffel gegeben hätte.

Ihre dunkle Farbe wird weit bleicher während der Zeit, wo ſie lange Haare haben.*) Man hat in den Prairien oft einen weißen Büffel bemerkt, da aber, wie man ſagt, die weiße Haut bei den geheimnißvollen Gebräuchen vieler nördlichen Indianerſtämme gebraucht wurde, ſo hat dieß wahrſcheinlich einen ſo großen Bedarf hervorgebracht, daß ſie faſt ausgeſtorben ſind. Ihre ungewöhnliche Farbe hat man wohl als ein Naturſpiel betrachtet, es iſt aber wahrſcheinlich, daß ſie ungefähr in demſelben Verhältniſſe zu den ſchwarzen oder braunen Büffeln ſtehen, wie das ſchwarze Schaf zu dem weißen. Die Hörner des Büffels ſind kurz und ſchwarz und faſt verborgen unter dem furchtbar zottigen, langen und wolligen Haare, das den Vorderkopf bedeckt, und dieß, wie auch der ziegenartige Bart und der häßliche Höcker, machen den Hauptunterſchied zwiſchen ihnen und dem zahmen Rindvieh; ſie ſind in der That eine ſo nahe verwandte Gattung, daß ſie ſich zuſammen paaren, obgleich ihre Nachkommen, wie das Maulthier, unfruchtbar ſein ſollen. Zwiſchen den männlichen und weiblichen Thieren findet man eine noch größere Ungleichheit der Geſtalt als unter dem zahmen Rindvieh. Eine Büffelkuh iſt ungefähr ſo ſchwer als ein gewöhnlicher Ochſe, während ein großer fetter Stier doppelt ſo viel wiegt. Die Büffel leben ſehr gern heerdenweiſe. In einigen Jahreszeiten aber halten ſich die Kühe gern zuſammen; zu anderen Zeiten ſind ſie meiſt in der Mitte der Heerde, während die Stiere, in beträchtlicher Entfernung, umher ſich zerſtreuen, offenbar in der Abſicht, die Kühe und Kälber zu hüten. An den Gränzen der Büffelweide begegnet man zuweilen kleinen Schaaren von Stieren, eine oder zwei Tagereiſen weit, als ob ſie der Hauptheerde zu Vorpoſten dienten.

Das Fleiſch des Büffels iſt ſo fein, als ich je etwas ge-

*) Die Stiere verlieren das Haar gewöhnlich im Frühlinge, von den Schultern abwärts, aber nicht auf dem Vorderkopfe, wodurch ſie ein ganz löwenartiges Anſehen erhalten.

noſſen habe, und der alte Jäger wird nicht eingeſtehen, daß irgend etwas darüber gehe. Der Umſtand aber, daß in den Prairien die Eßluſt ſehr geſchärft wird und daß man gewöhnlich von geſalzenem Fleiſche gelebt hat, ehe man Büffelfleiſch erhält, mag dazu beitragen, daß man es ſo ſchmackhaft findet. Das Fleiſch iſt gröber als Rindfleiſch, ſaftiger, und Fettes und Mageres ſind beſſer vertheilt. Auch iſt es ſehr leicht zu verdauen*) und hat ſogar eröffnende Eigenſchaften. Der Umſtand, daß Stiere von jedem Alter, wenn ſie fett ſind, gute Speiſe geben, iſt auch ein Beweis von der Vortrefflichkeit des Büffelfleiſches. Die Stiere werden gewöhnlich für den Verbrauch im Winter und in der erſten Frühlingszeit ausgewählt, wo die Kühe, wenn ſie nicht unfruchtbar ſind, gewöhnlich mageres Fleiſch haben, in den übrigen Jahreszeiten aber geben dieſe das fetteſte und zarteſte Fleiſch. Das Euter iſt ein Leckerbiſſen, der kaum der Zunge nachſteht. Was für den Trapper der Biberſchwanz, das iſt für den Jäger die Büffelzunge. Auch ſind die Markknochen, das Schwanzſtück und die Höckerrippen beliebt. Der Höcker beſteht nicht aus einer knorpeligen Maſſe, wie man wohl behauptet hat, ſondern aus ſenkrechten Rippen, die vom Rückgrat auslaufen und allmählig eine Krümmung über den Schultern bilden, während die mittleren Rippen zuweilen zwei Fuß lang ſind. Das Büffelkalb iſt ſelten gut, da es gewöhnlich mager iſt, weil es von der Mutter ſehr wenig Milch erhält und zu ſehr von den Jägern und Wölfen gehetzt wird.

Der Büffel liefert den Prairie-Indianern faſt ausſchließend ihre Nahrung, wie auch die Bedeckung ihrer Hütten und meiſt ihre ganze Bekleidung, nicht weniger ihr Bettzeug, Stricke, Beutel für ihre Speiſe, Sehnen für ihre Bögen, Zwirn für ihre Schuhe und Beinbekleidung. Auch den zahlreichen Reiſenden und Jägern, welche die Weideplätze durchſtreifen, geben die Büffel Nahrung.

*) Wie die Reiſenden oft bemerkt haben, macht Büffelfleiſch, ſo viel man auch davon eſſen möge, nie Beſchwerden.

Würden sie aber blos zur Nahrung erlegt, so würde ihre natürliche Zunahme vielleicht den Verlust ersetzen; die beständigen und muthwilligen Metzeleien aber, welche die Reisenden und Jäger unter ihnen anrichten, und die noch größeren Verheerungen, die von den Indianern gemacht werden, nicht blos des Fleisches wegen, sondern oft nur um die Häute und Zungen zu erhalten, die sie an die Kaufleute leicht absetzen — all diese Umstände vermindern schnell ihre Anzahl und müssen endlich ihre gänzliche Vertilgung auf dem Festlande herbei führen. Man glaubt, daß jährlich aus den Prairien und dem angränzenden Weidegebiete gegen hunderttausend Büffelkittel ausgeführt werden, und die Anzahl der muthwillig oder nur der Nahrung wegen getödteten Thiere ist ohne Zweifel noch größer, da die Häute kaum ein halbes Jahr lang zur Kleidung tauglich sind. Die große Ausdehnung der Prairien, auf welchen die Büffel jetzt weiden, ist kein Grund gegen die Wahrscheinlichkeit ihrer gänzlichen Vertilgung, wenn man bedenkt, daß sie, wie die ältesten Ansiedler sich erinnern, fast eben so zahlreich östlich vom Missisippi gefunden wurden, als heutiges Tages in den westlichen Prairien, und wir wissen aus der Geschichte, daß sie einst bis an die Küste des atlandischen Meeres streiften. Noch vor dreißig Jahren waren sie häufig in den Staaten Missouri und Arkansas, jetzt aber sieht man sie selten in geringerer Entfernung als zweihundert Meilen von der Gränze. Auf den Hochebenen haben sie in den letzten Jahren merklich abgenommen. Noch immer aber ist die Zahl der Büffel in den Prairien unermeßlich; da sie jedoch gern in großen Haufen von Ort zu Ort wandern, so geschieht es zuweilen, daß man mehrere Tage lang reisen kann, ohne einem einzigen zu begegnen, an anderen Stellen sieht man aber oft auf einen Blick viele Tausende.

Büffeljagden.

Die Indianer und Mexikaner jagen die Büffel meist mit Bogen und Pfeil. Zu diesem Zwecke richten sie ihre schnellsten Pferde dazu ab, den Büffel dicht zu verfolgen, und wenn sie nahe genug sind, durchbohren sie, fast nie fehlend, ihn mit ihren Pfeilen, gewöhnlich hinter den kurzen Rippen, die vorn vorstehen, worauf der Büffel schnell entkräftet niederstürzt. Wenn ein Pfeil nicht gut gerichtet gewesen ist, oder nicht tief genug eindringt, und wohl auch, wenn er ins Leben gedrungen ist und noch ein Pfeil abgeschossen werden muß, reitet der Jäger zuweilen nach und zieht ihn heraus, während das Thier noch läuft. Ein rüstiger Indianer schießt nicht selten seine Pfeile mit solcher Kraft ab, daß ich einen Pfeil, dreißig Zoll lang, ganz in den Leib eines Büffels dringen sah, und Jäger haben mir versichert, daß die Pfeile, wenn sie nicht auf die Knochen trafen, mitten durch den ungeheuern Leib gingen und auf der andern Seite herausfielen.

Die Gewandtheit, welche diese wilden Jäger in der Erlegung der Büffel erlangen, ist wahrhaft erstaunlich. Als einst in den Prairien ein Haufen Witchita-Indianer neben uns gelagert war, ließ sich eine Büffelheerde in der Nähe sehen, und ich bat einen Häuptling mein Pferd zu nehmen und einen Büffel zu schießen, den ich mit ihm theilen wollte. Der Vorschlag gefiel ihm, er nahm seine Pfeile, stieg auf mein Pferd, das nicht schnell und sehr mager war, und den Büffeln nachjagend, hatte er in einigen Minuten schon zwei niedergeschossen, und zwei entkamen so schwer verwundet, daß er sie mit geringer Anstrengung auch hätte erlegen können. Die Comanche-Indianer aber sind in der Büffeljagd noch weit gewandter als die übrigen Stämme. Die mexikanischen Ciboleros sind in dieser Jagd nicht weniger geschickt als die Indianer. Ich ging einst auf die Jagd mit einem Cibolero, der, außer einem Bogen und Pfeilen und einem

Fleiſchermeſſer, keine Waffen hatte. Als er eine Büffelheerde erſpähte, ſpornte er ſein Pferd, und obgleich ich ihm folgte, ſo ſchnell als ein Maulthier traben konnte, ſo hatte er den Büffel doch ſchon abgehäutet, als ich ihn nach einer Jagd von zwei bis drei Meilen einholte. Dies war allerdings eine ungewöhnliche Schnelligkeit, denn meiſt lebt das Thier noch eine Weile, nachdem der tödtliche Pfeil es getroffen hat.

Der erfahrene Jäger wählt ſich den beſten Büffel als ſein Opfer, und nachdem er ihm eine tödtliche Wunde verſetzt hat, ſucht er einen andern aus und ſo weiter, bis die Ebene zuweilen im eigentlichen Sinne mit todten Thieren bedeckt iſt.

Wie es ſcheint, hat der Hauptmann Bonneville ſich höchlich gewundert, daß während ſeiner Reiſe durch das Felſengebirge einige Indianer ohne Flinte oder Pfeile und nur mit einer alten Lanze Büffel getödtet hatten, und ohne Zweifel irrte er in der Vermuthung, daß ſie eine Büffelheerde in vollem Galopp gejagt hätten, bis ſie entkräftet geweſen wäre, wo ſie den Thieren dann leicht den Todesſtoß geben konnten. Indianer ſowohl als Mexikaner jagen aber oft mit einer langen Lanze, womit ſie, wenn das Pferd gut abgerichtet iſt, die Büffel leichter tödten als mit Bogen und Pfeil. Ein geübter Lanzner dringt auf einen Haufen ein, und ſeitwärts reitend, durchbohrt er einen Büffel nach dem anderen, bis mehrere niedergeſtreckt ſind. Haben ſie weder Bogen noch Lanze, ſo jagen ſie mit der Flinte, aber ſelten ſo glücklich als mit jenen Waffen. Die Amerikaner jagen den Büffeln lieber mit der Reiter-Piſtole nach, aber der Indianer tödtet doppelt ſo viele mit ſeinem Pfeile oder ſeiner Lanze. Zuweilen wird der Büffel auf dieſer Jagd gefährlich, denn wenn ſeine Wunden ihn wüthend machen, ſpringt er oft verzweifelt auf ſeinen Gegner los, und wenn das Pferd nicht gut abgerichtet iſt, werden ihm die Eingeweide herausgeriſſen, während der Reiter dem Büffel preisgegeben iſt, wie man es zuweilen erlebt hat. Iſt aber das Pferd gewandt, ſo wird es dem Büffel wie ein geſchickter Fechter ausweichen.

Büffelkälber, nicht aber ausgewachsene Thiere, werden von Mexikanern und Indianern mit dem Lazo gefangen; wenn sie aber von ihren Müttern und von der Heerde während der Jagd getrennt sind, folgen die kleinen Thiere nicht selten den Pferden der Jäger bis in das Lager, so zahm, als wenn sie bei ihren Müttern wären. Hat man zahme Kühe im Lager, so können die Kälber ohne Mühe aufgezogen werden.

Einige nördliche Indianer, besonders die Assinabois, fangen, wie man sagt, die Büffel auf eine eigenthümliche Weise. Es wird an einem passenden Platze eine starke Verpfahlung gemacht, und nachdem ihre Aerzte geheimnißvolle Gebräuche verrichtet haben, gehen sie an's Werk. Die Büffel werden nach der Hürde getrieben, während ein Indianer, in eine wollige Haut gekleidet, in einiger Entfernung voranläuft. Sehen ihn die Thiere, so halten sie ihn für einen Büffel und folgen ihm in die Hürde. Sind sie einmal in der Einfriedigung eingefangen, so erlegen die Indianer sie mit ihren Pfeilen, weil sie angeblich glauben, daß es den großen Geist beleidigen und künftige Jagden unglücklich machen würde, wenn sie das gefangene Wild mit Feuergewehren erlegten.

Die Hinterwäldler ziehen allen anderen Jagden die Schleichjagd vor, indem sie zu Fuße mit dem Rifle (Büchse) den Thieren nachschleichen. Man kann sich dem Büffel weit leichter nähern als dem Rothwild. Sieht der Jäger eine Heerde gelagert oder ruhig weiden, so kriecht er ohne Schwierigkeit hinter einer Erhöhung, einem Strauche oder dickem Grase ihr entgegen, vorausgesetzt, daß er den Wind von ihr hat, wie die Jäger sagen, d. h. wenn der Wind von den Büffeln herweht. Im umgekehrten Falle aber wird er es unmöglich finden, sich ihnen zu nähern, wie sicher er sich auch vor ihren Blicken verborgen haben mag. Ihr Geruch ist so fein, daß sie sich mehr darauf zu verlassen scheinen als auf ihr Gesicht; denn wenn Büffel aus irgend einer Gegend aufgeschreckt werden, so richten sie ihren Lauf gegen den Wind, um unterwegs die Witterung von dem

Feinde zu haben. Ist es dem Jäger gelungen, seinen ersten Schuß abzufeuern, so kann er oft mehrere Büffel aus der Heerde erlegen; denn wenn die Büffel ihn weder sehen, noch wittern, so hören sie das Gewehr knacken und sehen ihre Gefährten einen nach dem andern niederfallen, ohne darauf zu achten, ausgenommen, daß sie die Köpfe aufrichten und vielleicht bei jedem Schusse ein wenig stutzen. Es könnte scheinen, daß sie glauben, die gefallenen Thiere hätten sich nur zur Ruhe niedergelegt, und daß sie dieselben nicht gern verlassen möchten. Einst sah ich am Cimarron zehn bis zwölf Büffel in geringer Entfernung von einander auf der Erde liegen, die einige unserer Jäger aus derselben Heerde niedergeschossen hatten. Hätte nicht die Annäherung der Karawane die Thiere aufgeschreckt, so würde man vielleicht noch eben so viele erlegt haben.

Ein geübter Jäger schleicht zuweilen auf einer ganz flachen Ebene gegen eine Büffelheerde. Da ihr Gesicht wenigstens nicht scharf ist und immer mehr oder minder durch das zottige Stirnhaar verdunkelt wird, so bemerken sie kaum beim Weiden einen sich nahenden Feind, wenn anders nicht der Wind ihnen die Witterung bringt. Der Jäger ist daher darauf bedacht, den Wind von ihnen zu haben, und kriecht langsam und dicht auf der Erde fort, bis er in der Schußweite ist. Hat er den ersten Büffel erlegt, so entfernen sich die anderen vielleicht auf eine kurze Strecke, und er nähert sich ihnen dann zuweilen hinter dem getödteten Thiere und schießt mehrere andere.

Die Büffel haben ein ungemein zähes Leben. Ist einer auch tödtlich verwundet, so scheint er doch oft nicht verletzt zu sein und gar nicht fliehen zu wollen, sondern krümmt seinen Schwanz und trabt weiter, als ob er nichts fühle oder fürchte. Läßt man ihn aber ungestört, so schwankt er und fällt in einigen Augenblicken todt nieder; wird er aber aufgereizt, so läuft er zuweilen meilenweit, ehe er fällt. Ich sah einst, wie eine Jagdgesellschaft einen verwundeten und wüthenden Büffel umringte, in geringer Entfernung viele Schüße abfeuerte, die alle auf das Herz

gezielt waren, aber dem Anſcheine nach ohne alle Wirkung; ſobald aber die Wuth des Thieres ſich abgekühlt hatte, ſtürzte es augenblicklich todt nieder. In ſolchen Fällen zielt der ungeübte Jäger oft auf das Gehirn, aber ohne Erfolg. Der Schädel iſt ſo dick und das wollige Haar auf dem Vorderkopfe ſo verflochten, daß nie eine Kugel in das Gehirn eines Büffelſtieres dringt.

Der Schleichjäger muß auf ſeiner Hut ſein; denn der verwundete Büffel ſetzt ſich leicht zur Wehre, wenn ſein Feind ihm zu nah kommt. Bei einiger Geiſtesgegenwart aber kann man dieſen Angriffen leicht ausweichen. Macht das Thier einen Satz, ſo braucht der Jäger nur plötzlich auf die Seite zu ſpringen, da der Büffel meiſt in gerader Linie vorüber geht. Ich habe nie von ernſtlichen Zufällen dieſer Art etwas gehört; doch ſind in ſolchen Fällen manche furchtbar ſcheinende, aber luſtige Ereigniſſe vorgekommen.

Nur ein verwundeter Büffel jedoch wagt einen Angriff; ſelbſt die zahlreichſten Heerden, auch im wildeſten Laufe, laſſen ſich durch einen einzigen Menſchen leicht ablenken, der ihnen gerade in den Weg kommt, wie wohl einige Reiſende das Gegentheil behauptet haben. Ich lag einſt im hohen Graſe auf dem geraden Wege eines aufgeſchreckten Haufens, und als ich auf die Thiere bei ihrer Annäherung feuerte, flohen ſie beſtürzt nach beiden Seiten. Ihre Annäherung iſt jedoch etwas furchtbar, ihr donnernder Trab über die trockene Ebene, ihre löwenartigen Stirnen und herabhangenden Bärte, ihr offener Rachen und die heraushangende Zunge, ihr Schnauben bei jedem Satze, den Tönen eines Dampfwagens gleich, können anfänglich wohl Furcht einjagen.

Der Gang der Büffel iſt ein plumper Galopp, und jeder gewöhnliche Klepper kann ſie auf der Jagd leicht einholen. Die Kühe ſind gewöhnlich ſchneller als die Stiere. Reiſende haben die Bemerkung gemacht, daß der Büffel ganz anders als die übrigen vierfüßigen Thiere vom Boden aufſpringt. Das Pferd erhebt ſich zuerſt auf den Vorderfüßen, der Büffel aber ſcheint mit allen vier Beinen aufzuſtehen.

Die amerikaniſchen Jäger ſo wohl als die Indianer legen den Büffel, um ihn auszuſchlachten, gewöhnlich auf den Bauch und fangen mit dem Rücken an. Haben ſie die Höckerrippen, die Schwanzſtücke und einige andere erleſene Biſſen ſich zugeeignet, ſo laſſen ſie die Ueberreſte gewöhnlich für Wölfe liegen. Die Haut wird hauptſächlich zu Büffelkitteln gebraucht, aber die Indianer benutzen ſie dazu nur im Herbſt und Winter und dann auch ſelten anders als von Kühen und Stieren, da das Haar zu jener Zeit lang und wollig iſt. Ich habe nie geſehen, daß Büffelhäute gegerbt waren, und ſie ſcheinen zu porös und ſchwammig zu ſein, um feſtes Leder geben zu können. Wären ſie etwas werth, ſo könnte man mehrere tauſend Häute ſichern, die jährlich den Wölfen auf den Prairien überlaſſen werden.

Der graue Wolf.

Obgleich der Büffel das größte Thier in den Prairien iſt, ſo hat er doch keineswegs über die andern Mitbewohner der Ebene die Herrſchaft, die vielmehr dem großen grauen Wolfe zuſteht. Zwar iſt dieſer nicht viel größer als der Wolf in den Vereinigten Staaten, aber weit wilder. Häufig findet man dieſelbe Gattung im nördlichen Mexiko, wo dieſe Wölfe oft Pferde, Maulthiere und Rindvieh tödten, und in den Präirien richten ſie große Verheerungen unter den Büffeln an. Man erzählt viele merkwürdige Geſchichten von den Liſten und Mitteln, die dieſe zur Sicherung ihrer Beute anwenden. Wie man verſichert, ſammeln ſie ſich in Haufen und jagen abwechſelnd einen Büffel, bis er ermattet iſt, vereinigen ſich dann wieder und machen ihm ein Ende; nach einigen Berichten aber ſchnappen ſie, während ſie den Büffel hetzen, nach der weit heraushängenden Zunge, bis ſie abgeriſſen iſt, worauf dann das Thier, weil es nicht mehr freſſen kann, vor Hunger ermattet und bald überwältigt wird; und wieder andere

erzählen, daß der Wolf im Laufe die Beine und Kniesehnen des Büffels zernagt und zerfleischt, bis er seinen Gegner entkräftet hat, und dann der Trupp ihn tödtet. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß die Wölfe viel der größten Büffel überwältigen, wobei sie vielleicht verschiedene Mittel anwenden, ohne Zweifel auch das zuletzt erwähnte, denn ich habe selber Büffel mit grausam zerfleischten Schenkelmuskeln gesehen, unstreitig eine Folge solcher Angriffe. Büffelkälber werden immer das Opfer der Raubgier dieser Wölfe; sind aber Büffelheerden beisammen, so vertheidigen sie ihre Abkömmlinge mit großer Tapferkeit. Die Farbe dieses Wolfs ist zwar gewöhnlich schmutzig grau, zuweilen aber beinahe weiß. Ich glaube jedoch, daß die Verschiedenheit der Farbe hauptsächlich von dem verschiedenen Alter des Haares herkommt, und zum Theil auch von dem Alter des Thieres selbst. Die wenigen weißen Wölfe, die ich gesehen habe, waren mager, langhaarig und dem Anscheine nach sehr alt. Man findet diese Wölfe in unermeßlicher Anzahl auf den Prairien. Oft sieht man Schaaren wochenlang den Karawanen, Jagdgesellschaften und wandernden Indianerhaufen folgen, nicht aber, wie der Shakal, um die Leichen auszugraben, wiewohl dies auch zuweilen geschieht, sondern um sich von den zurückgelassenen Gerippen der Büffel zu nähren, die so oft muthwillig getödtet und verwüstet werden. Außer in diesen Fällen, sieht man sie selten anderswo als in der Nähe von Büffeln, und wenn daher der hungrige Wanderer Wölfen begegnet, so findet er darin eine gewisse Bürgschaft, daß seine Lieblingsnahrung nicht fern ist. So raubgierig diese Thiere aber auch sind, ich habe doch nie erfahren, daß sie Menschen anfallen; es möchte aber wahrscheinlich wohl geschehen, wenn sie sehr hungrig wären und eine günstige Gelegenheit sich zeigte. Ich werde nicht so leicht ein Abenteuer vergessen, das ich vor vielen Jahren an der Gränze von Missouri mit einem Wolfe zu bestehen hatte. Als ich am Rande der Prairien ritt, erblickte ich einen der größten und grimmigsten Wölfe, der eben aus dem Weßlande herab-

gekommen war und verzweifelt hungrig zu ſein ſchien. Ohne Waffen, hob ich einen Knüttel auf und rüſtete mich tapfer zum Angriffe. Der Wolf aber hatte nicht Luſt zu fliehen, ſondern kam mir kühn auf halbem Wege entgegen. Ich wahr bald wehrlos, da mein Knüttel auf dem Schädel des Wolfes zerbrach. Er griff alsbald nach den Beinen meines Pferdes, das aber von einem Kampfe nichts wiſſen wollte, auf die Seite ſprang, mich über ſeinen Kopf warf und die Flucht nahm, während ich und der Wolf uns zu vertheidigen hatten. Kaum war ich wieder aufgeſprungen, als mein Gegner ſeinen Angriff wiederholte, da ich aber unbewaffnet war und ihm nur durch Einbildung einen Schreck einjagen konnte, ſo nahm ich meinen großen ſchwarzen Hut ab, den ich wie ein Schild brauchte und gegen ſeinen geöffneten Rachen hielt. Meine Liſt hatte den erwünſchten Erfolg. Der Wolf machte einige Sprünge gegen mich, ſchwenkte ſich dann, trabte einige Schritte weg und blieb ſtehen, um mich anzuſtieren. Ich fürchtete, er möchte ſich beſinnen und zu einem neuen Angriffe umkehren, und da ich einſah, daß ich bei dem Vergleiche den beßten Handel hatte, ſo machte ich mich entſchloſſen auf die Beine und ließ gern das Spiel unentſchieden, obgleich ich ſelber dazu herausgefordert hatte.

Der Prairie-Wolf.

Es gibt eine kleinere Gattung an der Gränze, der Prairie-Wolf, von den Mexikanern Coyote genannt*), und auch in

*) Canis latrans, eine Bezeichnung, wozu ſein lärmendes Weſen ihn eignet. Clavigero ſagt, der coyote, von den Mexikanern coyotl genannt, gleicht dem Wolfe in Gefräßigkeit, dem Fuchſe in Liſt, dem Hunde in der Geſtalt, in anderen Eigenſchaften dem Shakal, daher man ihn in Mexiko zu verſchiedenen

den Prairien in unermeßlicher Anzahl vorkommend. Er iſt etwas kleiner als ein gewöhnlicher Hund, hat beinahe die Farbe des grauen Wolfes, und obgleich er eben ſo raubgierig als die größere Art iſt, ſo ſcheint er doch zu feig zu ſein, ſtarkes Wild anzufallen. Er nährt ſich von den Ueberreſten der Büffel, welche die Jäger und die größeren Wölfe getödtet haben, und auch von kleinem Wilde, wie Haſen und Prairie-Hunde, und ſelbſt von kriechenden Thieren und Inſekten. Man ſieht ihn ſtundenlang vor einem Hundeloche liegen, und ſobald der kleine Inwohner herausblickt, ſtürzt der Feind auf ihn los. Man hat den Coyote den Shakal der Prairien genannt, und einige Naturforſcher zählen ihn wirklich zu dieſer Thiergattung, doch wohl nicht angemeſſen, da er weit weniger von der Natur des Shakals als des gemeinen Wolfes hat. So lärmend aber der Shakal ſein mag, er kann doch den Prairie-Wolf nicht übertreffen. Wie Bauchredner, laſſen ein paar Wölfe ein Dutzend verſchiedene Stimmen in ſo ſchneller Folge hören, Gebell, Geſchnatter, Geklaff, Gewinſel und Geheul in ſo mannigfaltigen Tönen, daß man ein ganzes Schock derſelben zu hören glauben könnte. Dieſer Lärm und die langezogenen kläglichen Töne des großen Wolfes machen zuweilen eine Nacht in den Prairien wahrhaft ſcheußlich. Wie einige Jäger verſichern, paaren ſich der Coyote und der Hund. Wie dem auch ſei, es iſt nicht zu leugnen, daß die Hunde der Indianer ein wunderbar wölfiſches Anſehen haben.

---

jener Gattungen rechne, wiewohl er ohne Zweifel von allen verſchieden ſei. — Eine ähnliche Neigung bemerkt man unter den Bewohnern der Vereinigten Staaten, faſt alle amerikaniſchen Thiere auf europäiſche Gattungen zurückzuführen, obgleich nur ſehr wenige, in dem weſtlichen Feſtlande wirklich heimiſche mit den Thieren der alten Welt in allen Beziehungen übereinſtimmen. Es würde unſtreitig den Reichthum und Wohlklang der Sprache befördert und die Unterſcheidung der Gattungen erleichtert haben, wenn man, wie die Mexikaner, die indianiſchen Namen der einheimiſchen Thiere beibehalten hätte.

Das Elen, das Rothwild und der Bär.

Man findet zuweilen sowohl das Elenthier als das Rothwild häufig am Arkansas, bis hinauf zu der nach Santa Fé führenden Straße, aber weiter westwärts von hier sind beide sehr selten, da diese Thiere nicht in die hohen Prairie-Ebenen ziehen. Weiter südlich aber in den Präirien, die an die gestrüppvollen Nebenflüsse des Canadian und des Red River gränzen, ist Rothwild ungemein häufig, und man sieht zuweilen Heerden von Hunderten zusammen; aber in jenen südlichen Gegenden gibt es nur wenig Elenthiere.

An den buschigen Ufern jener Ströme, wie auch in den Cross Timbers, ist der schwarze Bär heimisch, der meist von Eicheln und anderen Früchten lebt. Die Reben und die Zweige der Zwergeichen und der Pflaumenbüsche sind in einigen Gegenden von den nach Früchten ausgehenden Bären so zerrissen und zerbrochen, daß ein Fremder glauben könnte, es habe ein heftiger Sturmwind unter ihnen gewüthet.

Der Prairie-Hund.

Unter allen Thieren in den Prairien ist bei weitem das merkwürdigste und keineswegs am wenigsten berühmte der kleine Prairie-Hund. Dieser sonderbare Vierfüßler ist nicht viel größer als das gewöhnliche Eichhorn, da sein Leib beinahe einen Fuß lang ist und der Schwanz drei bis vier Zoll mißt. Diese Farbe geht von Braun in schmutziges Gelb über. Das Fleisch obgleich von Reisenden gegessen, wird für unschmackhaft gehalten. Die früheren Reisenden nannten dieses Thier das bellende Eichhorn oder das Erdeichhorn,*) Namen, die

*) Ground-squirrd, Sciurus striatus Americanus.

wohl paſſender ſind als der jetzt übliche. Sein Bellen, das dem Gebell eines Schoßhündchens gleicht, möchte ſeine einzige hündiſche Eigenſchaft ſein. Es ſcheint zwiſchen dem Kaninchen und dem Eichhorn zu ſtehen, da es wie jenes ſich nährt und in Erdhöhlen wohnt, wie dieſes hüpft und ſpringt, aufrecht ſitzt und ungefähr denſelben Ton hören läßt. Einige Naturforſcher haben den Prairie-Hund für eine Art des Murmelthieres (arctomys Ludoviciana) gehalten, aber es ſcheint mit dieſem Thiere kaum eine andere Eigenſchaft gemein zu haben, als daß er in Erdhöhlen wohnt. Einige haben zwar vermuthet, daß er wie das Murmelthier, in der kalten Jahreszeit erſtarre, und wie Long in ſeinem Reiſeberichte bemerkt, ſammelt er keine Wintervorräthe ein, aber dieß iſt unſtreitig ein Irrthum, da nach dem übereinſtimmenden Zeugniße mehrerer Reiſenden, die den Winter in den Prairien zugebracht haben, die Prairiehunde, wie das Kaninchen und das Eichhorn an milden Tagen aus ihren Löchern hervorkamen und daher ohne Zweifel einen Vorrath von Heu, faſt die einzige Nahrung, die in der Nähe ihrer Wohnplätze zu finden iſt, für den Winterbedarf einlegen. Ihre Erdhöhlen ſind von Reiſenden eine Hundeſtadt genannt worden, die aus einem Duzend bis einigen tauſend Höhlen in derſelben Gegend beſteht und oft einen Flächenraum von mehreren Quadratmeilen bedeckt. Gewöhnlich wohnen ſie auf feſten trockenen Ebenen, die mit feinem und kurzem Graſe bewachſen ſind, wovon ſie leben, da ſie ausſchließend von Pflanzen ſich nähren. Aber ſelbſt in Gegenden, wo ſie von langem und grobem Graſe umgeben ſind, ſcheinen ſie es gewöhnlich in ihren Straßen zu zerſtören, welche faſt immer eine feine Graeart bekleidet, die ihnen ſchmeckt. Sie müſſen nur wenig Waſſer brauchen, oder trinken vielleicht gar nicht, da man ihre Städte oft, ja gewöhnlich, mitten in den dürreſten Ebenen findet, wenn wir anders nicht vorausſetzen, daß ſie unterirdiſche Quellen aufgraben, wenigſtens wühlen ſie ſich ſehr tief in die Erde. Man hat verſucht ſie auszugraben oder durch Waſſer aus ihren Höh-

len zu treiben, aber immer ohne Erfolg. Nähert man sich einer solchen Ansiedlung, so sieht man die kleinen Thiere in ihren Straßen hüpfen, von Höhle zu Höhle gehen, als ob sie Besuche machten, zuweilen einige in Haufen beisammen, gleichsam berathschlagend, hier das zarte Gras abweidend, dort ihre Wohnungen reinigend oder den kleinen Hügel vor den Höhlenöffnungen kehrend, aber immer ganz ruhig. Erblicken sie einen Fremden, so rennt jedes Thier zu seiner Wohnung, verweilt aber wohl vor dem Eingange und verbreitet allgemeine Unruhe, indem es, gewöhnlich aufrecht sitzend, ein wiederholtes gellendes Gebell hören läßt. Fällt aber ein Schuß oder kommt der Besucher zu nahe, so eilen sie in ihre Höhlen hinab und lassen sich nicht mehr sehen, bis die Ursache der Beunruhigung verschwunden zu seyn scheint.

Eulen und Klapperschlangen.

Zwei andere Thiere leben, wie man sagt, in Gemeinschaft mit dem Prairie-Hunde, die Klapperschlange und eine kleine Eule.*) Aber beide sind ohne Zweifel Eindringlinge, die in den Erdhöhlen Zuflucht suchen und wie man vermuthet, von den Jungen der Inwohner sich nähren. Die Klapperschlangen sind ungemein häufig auf jenen Ebenen. Sie werden zuweilen an einem Tage schockweise getödtet, sind aber ganz unschädlich; denn ich habe nie erlebt, daß ein Mensch von ihnen gebissen worden wäre, obgleich sie sogar in das Nachtlager der Reisenden kriechen.**) Die Maulthiere werden zuweilen, doch

*) Man hat sie die Coquiocho-Eule genannt. Ihr Ton, natürlich oder nachgeahmt, gleicht sehr dem Kläffen des Prairie-Hundes.

**) Ich habe es zwar nicht versucht, aber man behauptet, daß Schlangen nicht über ein auf dem Boden gezogenes Haarseil kriechen, und daß man sie dadurch von den Betten abhalten könne.

nur selten, von ihnen gebissen, wiewohl sie täglich über unzählige hinweggehen müssen.

Die Antilope.

Die Gattung der Gazelle, die unter dem Namen Antilope bekannt ist, findet sich sehr häufig auf den Hochebenen. Dieses schöne Thier, das man als ein Mittelglied zwischen Reh und Ziege betrachtet, steht dieser letzten Thierart weit näher. Es hat fast die Größe und auch ziemlich die Gestalt einer großen Ziege. Auch in den Hörnern ist es der Ziege ähnlich, da dieselben gleichfalls bleibend sind, aber sie haben eine geradere Gestalt und eine kurze auf der Stirne vorragende Zinke. In der Farbe gleicht die Antilope dem gemeinen Rothwild, doch sieht man einige weißliche Streifen auf jeder Seite des Körpers. Die Antilope zeichnet sich durch ihre Schnelligkeit aus. Sie hüpft nicht wie das Reh, sondern sie streift über den Boden, wie auf Schlittschuhen. Das schnellste Pferd wird sie selten einholen. Ich war einst Zeuge, wie man eine Antilope zu fangen suchte, die ein Hinterbein gebrochen hatte, aber sie ließ unser schnellstes Büffelpferd weit hinter sich zurück. Sie ist zu schnell, als daß man sie hetzen könnte. Ich habe gesehen, daß Hunde, die dieses Thier jagten, bald umkehrten als ob sie sich geschämt hätten, so weit zurückzubleiben. Das Fleisch der Antilope ist wie Ziegenfleisch, ziemlich grob und wird wenig geschätzt, daher gibt man sich auch nicht viel Mühe, das Thier zu fangen. Es ist eben so scheu und schnell und sehr schwer zu jagen, außer wenn es durch seine Neugier sich verlocken läßt. Begegnet die Antilope einem Fremden, so scheint sie ihn ungern zu verlassen, ehe sie ihn ganz ausgekundschaftet hat. Oft macht sie einen weiten Kreis um den Gegenstand ihrer Neugier und kommt gewöhnlich immer näher, bis sie in der Schußweite ist,

während sie oft stehn bleibt, ihn anzusehen. Oft werden sie auch durch einen Scharlachrock oder ein an die Spitze eines Ladestockes befestigtes rothes Taschentuch gelockt und dadurch zuweilen verleitet in die Schußlinie des Jägers zu kommen. Dieses interessante Thier wird aber, wie der Büffel, jetzt in geringerer Entfernung als 200 Meilen von der Gränze sehr selten gesehen, obgleich es nach den Berichten früherer Reisenden in den Gegenden östlich vom Missisippi einst zu finden war.

Das Dickhorn.

Das Dickhorn, von den Mexikanern „carnero Cimarron" und von den Trappers zuweilen das Bergschaf genannt, das in der Kette des Felsengebirges so häufig ist, findet man in den Ausläufern und Klippen des Hochlandes um die Quellen des Cimarron, der daher seinen Namen hat, wie auch in den Hochlandschluchten und anderen Theilen jener Gebirggränzen. Das Fleisch des Thieres soll vortrefflich sein und wird von vielen Jägern dem Wildpret vorgezogen. Das Dickhorn ist größer, als das gemeine Schaf und hat statt der Wolle ein bräunliches Haar, dunkler als das Haar des Rothwildes, aber weißlich am Bauche. Es zeichnet sich durch seine großen, schneckenförmig gewundenen Hörner aus, die in Gestalt und Krümmung dem Horne des Schafes gleichen, aber zuweilen über drei Fuß lang sind und an der Grundfläche vier bis sechs Zoll im Durchmesser haben *). Das Dickhorn ist berühmt wegen seiner Behendigkeit und seiner Gewohnheit sich hinter den unzugänglichsten Bergklippen zu verbergen. Es scheint Vergnügen daran

*) Nach Irving mißt ein männliches Thier von der Nase bis zum Ende des Schwanzes fünf Fuß, der Schwanz ist vier Zoll lang, der Umfang des Leibes hat vier Fuß, und die Höhe beträgt drei Fuß acht Zoll.

zu finden, am Rande der furchtbarſten Abgründe und überragender Felſen zu ſitzen und zu hüpfen und von Felſen zu Felſen zu ſpringen, ohne auf die gähnenden, mehre hundert Fuß tiefen Klüfte zu achten. Wird es verfolgt, ſo ſoll es ſich nicht bedenken, von einer Klippe in ein mehr als hundert Fuß tiefes Thal zu ſpringen, wo es, auf ſeine ungeheuren Hörner fallend, unverletzt wieder aufſpringt, da ſein Nacken dick und ſtark genug iſt, den größten Stoß auszuhalten, den die Schwere des Thieres verurſachen kann. Es iſt ſo furchtſam, daß es ſelten in die Thäler hinabgeht, ſondern auf den Felſenklippen, die Wölfen und anderen Raubthieren unzugänglich ſind, ſich nährt und ſchläft. Dieſes Thier ſcheint Buffon's Mouflon an Farbe, Geſtalt und Hörnern, aber in ſeinen Gewohnheiten der Gemſe ähnlich zu ſein.

Der gehörnte Froſch.

Der gehörnte Froſch, wie neuere Reiſende ſie getauft haben, oder die gehörnte Eidechſe*), wie man ſie früher richtiger genannt hat, iſt das berühmteſte und merkwürdigſte kriechende Thier in den Ebenen. Wie den Prairie-Hund, findet man ihn nur in trockenen Gegenden, oft viele Meilen weit vom Waſſer entfernt. Er lebt faſt, wo nicht durchaus, ohne zu trinken, und nährt ſich vermuthlich meiſt von Ameiſen und anderen Inſecten, wie wohl viele Mexikaner meinen, dieſes Chamäleon, wie ſie ihn nennen, lebe von der Luft. Man hat ihn mehrere Monate ohne die mindeſte Nahrung erhalten. Ich fing einſt einige auf den weſtlichen Ebenen, die ich in einer Schachtel in eine der

*) Man hat ſie die runde Eidechſe genannt. Sie ſcheint eine Art des Chamäleon zu ſein, da ſie einigen, wiewohl nur geringen Wechſel der Farbe zeigt.

östlichen Städte brachte, wo ich sie mehrere Monate aufbewahrte ehe sie starben, ohne daß sie Nahrung oder Wasser genossen hätten, obgleich ihnen beides oft angeboten wurde. Der gehörnte Frosch ist zwei bis fünf Zoll lang, der Leib horizontal abgeflacht, eirund und ungefähr zwei Zoll breit in der Mitte. Der Rücken ist schön bunt gefärbt, weiß und braun und zuweilen gelblich purpurfarbig. Der Bauch ist weißlich mit braunen Flecken. Das Thier erhielt seinen Namen von zwei kurzen Hörnern, die auf dem Kopfe hervorstehen, und man sieht auf dem Kopfe und auf dem Leibe noch andere kleinere hornige Hervorragungen. Es hat einen kurzen Schwanz, der ihm das Ansehen einer Eidechse gibt. Es ist ein sehr unschädliches Geschöpf und kann, so häßlich es aussieht und so tückisch es sich zuweilen gebärdet, ungestraft angetastet werden.

Vögel und Bienen.

Vögel sind auf den Ebenen nur sehr selten zu finden, da sie meist beholzte Gegenden lieben. In den Crosstimbers und an allen gestrüppevollen Bächen gibt es sehr viele wilde Truthähne, welche oft durch die angränzenden Prairien in großen Haufen ziehen. Jene Art des amerikanischen Haselhuhns, das man im Westlande das Prairie-Huhn nennt, findet sich sehr häufig an den Gränzen und richtet im Herbste große Verheerungen auf den Getreidefeldern in den Prairien an. Selten sieht man diesen Vogel weiter als zweihundert Meilen von der Gränze. Eben dieß gilt von den Rebhühnern, die aber überall jenseits der Gränzen der Ansiedlungen sehr selten vorkommen. An den Flüssen gibt es verschiedene Arten von Gänsen und Enten, den Sandhügel-Kranich und den weißen Kranich, wie auch eine Art des Regenpfeifers und des Brachvogels. Rechnet man noch die Habichte und Raben hinzu, so hat man die meisten

Vögel in den Prairien aufgezählt. Schaaren von Raben folgen den Karawanen noch unabläſſiger als die Wölfe.

Die Biene wird unter den weſtlichen Uranſiedlern ſprüchwörtlich als die Vorläuferin angloamerikaniſcher Bevölkerung bezeichnet. Die Ureinwohner an der Gränze haben dieſe Anſicht meiſt beſtätigt, denn ſie wußten, wie ſie zu ſagen pflegten, daß die Weißen nicht weit entfernt wären, ſobald die Bienen ſich unter ihnen zeigten. Dieſes Zuſammentreffen hat vermuthlich darin ſeinen Grund, daß die Wanderung der Bienen weſtwärts mit der Wanderung der Anſiedler gleichen Schritt hält. Doch hat man noch keine Honigbienen, wie es ſcheint, weiter weſtwärts, bis zum Felſengebirge gefunden. Sie ſind jedoch bis auf eine Entfernung von ungefähr dreihundert Meilen weſtlich der Gränzen von Miſſouri und Arkanſas zerſtreut, wo es Gehölze gibt, die ihnen ein paſſendes Obdach darbieten. Auf dem Wege nach Santa Fé jenſeit Council-Grove hat man nur wenige gefunden.

Ein Prairienbrand.

In dieſem Augenblicke drehte ſich der Wind und ich hörte das entfernte, dumpfe Geräuſch, das im Weſten entweder ein Erdbeben, oder ein „Eſtampede" von Heerden von wildem Hornvieh oder anderen Thieren, ankündigt. Auch unſere Pferde verſahen ſich einer Gefahr, denn ſie waren ganz toll, ſuchten mit aller Gewalt die Laſſos zu zerreißen und zu fliehen. „Auf," rief ich, „auf, Gabriel, Roche, auf — auf — he! Ihr Freunde, ſchnell, ſchnell. Sattelt Eure Pferde! Rettet Euer Leben; die Prairie ſteht in Flammen und die Büffel jagen an uns heran."

Alle ſprangen auf, aber es wurde kein Wort gewechſelt. Jeder fühlte die Gefahr ſeiner Lage; nur in der Eile konnten wir ein Rettungsmittel finden, wenn es nicht gar ſchon zu ſpät

war. In einer Minute waren unſere Pferde geſattelt, in einer zweiten ſprengten wir wie toll über die Prairie, legten den Pferden die Zäume auf den Nacken, und ließen ſie ganz ihrem Inſtinkte folgen. Mit ſolcher Geſchwindigkeit hatten wir die Flucht ergriffen, daß alle unſere Decken, außer der von Gabriel, zurückblieben; die Rechtsgelehrten haben nicht einmal mehr an ihr Felleiſen gedacht, und der Pfarrer vergaß ſeine Halfter und ſeine Büchſe. Eine Stunde lang jagten wir mit unverminderter Schnelligkeit fort, als wir plötzlich fühlten, daß die Erde hinter uns zitterte und bald ſchlug das entfernte Gebrülle, vermiſcht mit Heulen und ſchärferem Geſchrei anderer Thiere, an unſer Ohr. Die Atmoſphäre ward ſchwer und drückend, während die Flammen, raſcher als der Wind, am Horizont zu nahen ſchienen. Flüchtiges Rothwild von allen Arten ſchoß wie Pfeile an uns vorüber; Hirſche ſprangen in Geſellſchaft mit Wölfen und Panthern; Heerden von Elenthieren und Antilopen kamen, geſchwinder, als ein Traum vorüber; und dann erſchien wieder ein einzelner Muſtang, oder ein mächtiger Büffel. Obgleich unſere Pferde jede Nerve anſtrengten, ſo kam es uns doch in unſerer heftigen Bangigkeit vor, als ob wir ſtille ſtänden. Die Atmoſpäre ward immer dichter, das Geſchrei tönte lauter und lauter an unſere Ohren, und zuweilen miſchte ſich darein ein ſo gräßliches Geheul, ſo unirdiſche Stimmen, daß ſelbſt unſere Pferde in ihrem tollen Laufe inne hielten und an allen Gliedern zitterten, da ſie auch ihnen übernatürlichen Erſcheinungen zu entſtrömen ſchienen, aber dies dauerte nur eine Sekunde, und ſie flogen wieder dahin.

Ein edler Hirſch kam ganz nahe an uns vorüber; ſeine Kraft war gebrochen, nach drei Minuten ſahen wir ihn todt am Boden liegen. Aber bald wälzte ſich uns, mit dem rauſchenden Getöſe des Wirbelwindes, die Maſſe ſchwererer und minderhurtiger Thiere nach: Büffel und wilde Pferde, Alles mit einander vermengt, ein ungeheuerer dunkler Körper, Meilen breit, Meilen tief; ſo rückten ſie heran, jedes Hinderniß nieder-

tretend. Die Phalanx war nur zwei Meilen von uns. Unſere Pferde waren beinahe erſchöpft, wir gaben uns verloren — noch ein paar Minuten, und wir ſollten zu Atomen zerſtampft werden.

In dieſem Augenblicke machte ſich Gabriels ſonore Stimme — feſt und gebieteriſch — hörbar. Er war lange an Gefahr gewöhnt geweſen, und ſchaute ihr jetzt mit ſeiner unbeugſamen Energie in das Angeſicht, als wären ſolche Scenen ſein eigenthümliches Element. „Herab von Euren Pferden" rief er; zwei von Euch ſollen ſie feſthalten. Streift Eure Hemden und was ſonſt Feuer fangen möchte, vom Leibe; ſchnell nicht eine Minute iſt zu verlieren." Als er ſo geſprochen, zündete er ein Stück Zunder auf der Pfanne ſeiner Piſtole an, und war bald beſchäftigt, mit allen Kleidern, die wir ihm reichten, ein Feuer zu machen. Dann rafften wir verdorrtes Gras und Büffeldünger zuſammen und warfen es auf einen Haufen.

Ehe drei Minuten vergiengen, ſchlugen die Flammen von dem Haufen auf. Sie rückte an, die in Schrecken geſetzte Maſſe der Thiere, und brüllte unſer Feuer gewahrend, vor Angſt und Wuth, aber drehte ſich nicht, wie wir gehofft hatten. Sie rückten heran, und ſchon konnten wir ihre Hörner, ihre Füße und den weißen Schaum unterſcheiden; unſer Feuer war im Erlöſchen, die Flammen ſanken zuſammen; der Pfarrer ſtieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht. Sie rückten heran, die raſend gewordenen Myriaden; ich konnte ihre wilden Augen glänzen ſehen, ſie bogen nicht auf die Seite, öffneten keinen Durchgang — ſie kamen wie die Boden des Todes, näher, näher und immer näher. Mein Gehirn taumelte im Kreiſe, meine Augen verfinſterten ſich; es war gräßlich, gräßlich! Ich ſank nieder bedeckte mein Angeſicht, und erwartete mein Schickſal.

In dieſem Moment vernahm ich eine Exploſion — dann ein Gebrülle, als käme es aus zehn Millionen Büffelbullen hervor, ſo betäubend war das Getöſe der Maſſe der nicht zwanzig Yards von uns entfernten Thiere. Jede Sekunde erwartete ich

die Hufe, die uns zu Atomen zertreten ſollten; aber der Tod kam nicht. Ich vernahm nur das Rauſchen eines mächtigen Windes und das Zittern der Erde. Nun hob ich das Haupt und ſchaute um mich.

Gabriel hatte im kritiſchen Augenblick etwas Branntwein auf das Feuer geſchüttet, die lederne Flaſche war zerplatzt und eine blitzartige Flamme daraus hervorgeſchoſſen; auf Koſten von Tauſenden zu Tode gequetſchter Thiere waren die Beſtien vor der Berührung, mit der ſcharfen blauen Feuerſäule zurückgewichen, die ſich durch die Exploſion gebildet hatte. Vor uns und hinter uns und um uns konnten wir nichts ſehen, als die zottige Wolle der plumpen Ungeheuer; kein Spalt war in den fliehenden Maſſen bemerkbar, außer der ſchmalen Linie die ſich geöffnet hatte, um unſer Feuer zu meiden.

In dieſer gefährlichen Lage verharrten wie eine Stunde und unſer Leben hing davon ab, daß die Thiere die Linie nicht ſchloſſen; aber die Vorſehung wachte über uns, und nach einer mir ewig dünkenden Zeit banger Erwartung wurden die Colonnen dünner und immer dünner, bis wir uns nur noch von den ſchwächeren und erſchöpfteren Thieren umgeben fanden, die den Nachtrab bildeten. Die erſte Gefahr war vorüber, aber wir hatten noch einer eben ſo großen zu entfliehen — der verfolgenden Flamme, die uns nun um ſo näher gekommen war. Die ganze Prairie hinter uns ſtand in Flammen, und das ziſchende Element rückte mit furchtbarer Geſchwindigkeit auf uns zu. Abermals ſprangen wir in den Sattel und die Pferde, die wieder Athem gewonnen hatten, brachten uns mit einer durch die Furcht verzehnfachten Kraft zum Nachzug der Büffel.

Es war ein furchtbarer Anblick! ein Feuermeer tobend in ſeiner Wuth, mit ſeinen vorwärts ſtoßenden Wellen und dem grauenhaften Ziſchen, immer näher rückend, geſchwinder ſich fortrollend, als der ſcharfe Morgenwind. Wären wir nicht ſoeben einer beinahe gleich furchtbaren Gefahr auf eine ſo unerwartete Weiſe entgangen, ſo würden wir wohl in Verzweiflung

gerathen ſein, und einen ſcheinbar fruchtloſen Kampf für unſer Leben aufgegeben haben.

Wir ſprengten fort und fort, an den Hügeln hinauf, an den Abhängen hinab. Das Feuer war dicht hinter uns, als wir auf einmal gewahrten, daß eine Meile weiter vor uns die unermeßliche Heerde einen tiefen, breiten Schlund erreicht hatte, in welchem ſie ſich, Tauſende auf Tauſende köpflings in den Abgrund ſtürzend, in ungemeſſener Eile warfen. Aber das Feuer tobte nun immer geſchwinder heran, loderte viel heftiger auf, denn zuvor, als wäre es entſchloſſen, ſeine Beute nicht verloren zu geben; es wirbelte ſeine Wogen über unſere Köpfe empor und erſtickte uns beinahe mit ſeiner Hitze und ſeinem ſchwarzgelben Rauch.

Ein paar Sekunden noch ſpornten wir unſere Pferde, wie im Todeskampf, Eile war Leben; der Schlund ſollte uns retten, oder unſer Grab werden. Wir ſprangen hinab, förmlich getragen auf dem Rücken der in den Abgrund ſtürzenden Maſſe und erreichten, ohne Gefühl und Bewegung, den Boden, in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß. Sobald wir uns von dem Schlage etwas erholt hatten, fanden wir, daß wir gnädig bewahrt geblieben waren; ſeltſamer Weiſe hatten weder Pferd noch Reiter eine ernſtliche Verletzung erlitten. Ueber unſeren Häuptern hörten wir das Ziſchen und Krachen des Feuers; mit Grauen ſchauten wir zu den Flammen auf, welche an dem Rande des Abgrundes hinwütheten, bald empor lodernd, bald ſich ſenkend, als wollten ſie über den Raum hinüberſpringen und alles Leben in den weſtlichen Einöden vernichten.

Wir waren unverſehrt; unſer Fall brach ſich an den Thieren, welche den Sprung eine Sekunde vor uns gemacht hatten, und auf den Tauſenden von Leichnamen, die als eine Hekatombe aufgehäuft lagen, und uns wie ein Kiſſen auf ſich nahmen. Nicht ohne große Schwierigkeit wickelten wir uns und unſere Pferde aus dem Wirrſal hervor, und über die Maſſe der thieriſchen Trümmer hinabſteigend, gelang es uns endlich, ein paar

Morgen freien Boden zu erreichen. Dieſer Boden war ein paar Fuß über dem Waſſer des Sturzbaches erhoben, der durch die Schlucht lief, und bot unſern unſäglich ermatteten Pferden eine prächtige Weide an ſüßem blauem Gras. Aber die armen Geſchöpfe waren in einen zu gewaltigen Schrecken verſetzt, und zu ſehr erſchöpft, und ſtreckten ſich ein ſchmerzliches Schauſpiel äußerſter Hülfloſigkeit bietend alsbald auf die Erde nieder.

Wir bemerkten, daß es den Schaaren fliehender Thiere gelungen war, etwas weiter unten einen Ausgang zu der entgegengeſetzten Prairie zu finden, und da Erde und Felſen noch zitterten, ſo erkannten wir, daß die „Eſtampede" noch nicht aufgehört hatte, und daß die Millionen von Flüchtlingen ihr raſendes Rennen wieder fortſetzten. Es war auch wirklich noch Gefahr vorhanden, denn der Wind wehte heftig und trug große Feuerflächen auf die entgegengeſetzte Seite, wo verdorrtes Gras und Buſchwerk bald von Flammen ergriffen wurden; ſo drang das zerſtörende Element über den Schlund und ſetzte das Werk der Verfolgung unaufhaltſam fort.

Wir prieſen uns glücklich, auf dieſe Art entkommen zu ſein, und dankten dem Himmel für unſere wunderbare Rettung, und da wir nun vor unmittelbarer Gefahr ſicher waren, ſo zündeten wir Feuer an und thaten uns gütlich mit einem jungen Büffelkalb, deſſen Gebeine insgeſammt in Splitter zerſchellt waren*).

---

*) Ich habe auf das Geradewohl bemerkt, daß wir mehr als hundert Fuß tief uns in den Schlund verſenkt hätten, bevor wir auf den Leibern der Thiere anlangten. Der Schlund konnte aber nicht weniger als zweihundertundfünfzig bis dreihundert Fuß tief an der Stelle geweſen ſein, wo wir hinabſprangen. Der Leſer mag hiedurch einen Begriff von der ungeheuern Menge von Thierkörpern, namentlich von Büffeln bekommen, welche hier aufgehäuft waren. Meiner Anſicht nach muß dieſer Haufen ganz von den Vorderſten der Maſſe gebildet worden ſein, und ſobald er ge-

Sitten und Gebräuche der nordamerikaniſchen Indianer-Stämme.

In den an der Meeresküſte liegenden Staaten der Union findet man zwar dann und wann einzelne Indianer-Familien, Ueberbleibſel mächtiger Völkerſchaften, die längſt ſchon vom Erdboden verſchwunden ſind, doch haben dieſe Nachkommen der vormals freien, kriegeriſchen Stämme kein originelles Gepräge mehr; europäiſche Kultur und das Feuerwaſſer der Bleichgeſichter haben das Ihrige gethan, den Indianern der öſtlichen Staaten ſeinem Stammverwandten im fernen Weſten ſo unähnlich zu machen, wie es etwa ein Ackergaul dem prächtigen Renner der Wüſte geworden iſt. Nach den unüberſehbaren Prairien des Weſtens zieht es den Reiſenden hin, dort muß man Monate lang unter den Beduinen der Steppe, wie die berittenen Indianer-Stämme nicht unpaſſend genannt werden könnten, leben, um ein richtiges Bild von ihrer wilden Größe entwerfen zu können. Einem ſolchen Aufenthalte verdankt der Verfaſſer dieſer Bemerkungen die Erfahrungen, welche er hiermit der Oeffentlichkeit übergibt.

Die Indianer des Weſtens ſind Abkömmlinge derjenigen Völkerſchaften, welche einſt ganz Nordamerika, vom ſtillen Ocean bis zum atlantiſchen Meere hin, inne hatten, aber von den europäiſchen Koloniſten weit nach Weſten hin gedrängt wurden; dafür ſpricht theils die unter ihnen herrſchende traditionelle Ueberlieferung, theils ihre Sprachen, welche Mundarten der Huronen-Mohawk- und Sioux-Sprachen ſind, welche unter den öſtlichen Stämmen, als dieſe noch vorhanden waren, geſprochen wurden.

---

bildet war, den Fall der anderen, die ihnen nachfolgten gebrochen haben, wie dies bei unſerem Sturze geſchehen iſt; der Rücken des Haufens war wirklich in eine Art von Sulz zerſchlagen und zerſtoßen.

Gegenwärtig werden in dem Küſtenſtriche, der ſich vom atlantiſchen Meere bis fünfzig geographiſche Meilen weſtlich erſtreckt, nur wenige Ueberbleibſel der Urbewohner gefunden. Bekanntlich machte man in den Kolonien wiederholte Verſuche, die Indianer zu civiliſiren, es begab ſich aber — mit wenigen Ausnahmen — daß ſie in dem Maße, wie Civiliſation bei ihnen Eingang fand und ſie ihre alten Gewohnheiten ablegten, entnervten und ausſtarben; theils weil der Sittenwechſel ihrer Conſtitution entgegen war, theils und hauptſächlich, weil ſie, durch das Zuſammenleben mit den Weißen, den Branntwein kennen lernten. Politik und Gewinnſucht auf einer Seite, Hang zur Trunkſucht, der dem Naturmenſchen mehr als dem civiliſirten anklebt, auf der anderen, vereinigten ſich, ganze Nationen vermittelſt dieſes Giftes hinzuraffen; es brachen Krankheiten unter ihnen aus, die ſie vormals nicht kannten. wie die Cholera, Blattern, Syphilis, und ſo kam es denn, daß da, wo noch vor einem Jahrzehnte volkreiche Indianer-Dörfer ſtanden, gegenwärtig kaum ihr Name übrig geblieben iſt. Diejenigen, welche den Seuchen entkamen, ließen ſich anderen Stämmen einverleiben, die tiefer im Innern des Landes, an den weſtlichen Ufern der großen Seen und Ströme leben, oder die wenigen Zurückgebliebenen ſammeln Heilkräuter und ſchießen Kleinwild, das ſie zu Markte bringen; der Erlös wird in Branntwein umgewandelt, mit dem ſich Männer, Weiber und Kinder betrinken.

Die Indianer ſind große, ſchlanke Geſtalten, ihr Körper von herrlichem Ebenmaße, daß ſie einem Bildhauer zum Modelle dienen könnten, obgleich muskulös, ſind ſie doch mehr dazu geeignet, die Strapazen des Krieges und der Jagd, als die harter, langanhaltender Arbeit zu ertragen. Krüppel habe ich unter ihnen nicht angetroffen, ſelbſt geringe Grade von Mißbildung kommen nur höchſt ſelten vor. Die Hautfarbe iſt bei den Erwachſenen röthlich braun; Kinder, unmittelbar nach der Geburt und in den erſten Lebensjahren, ſind faſt weiß, ſo daß es nicht ganz unwahrſcheinlich iſt, daß die ſie im ſpäteren Alter mar-

kirende Hautfarbe zum Theile dem Gebrauche von Oelen und Pflanzenſäften, mit denen ſie den Körper einreiben, und der Einwirkung von Sonnenſtrahlen und Schärfe der Luft zuzuſchreiben ſei. Ihre Geſichtszüge ſind regelmäßig und ſanft, die Naſe hat die römiſche Form, der Mund iſt klein und mit ſchönen Zähnen verziert. Die ſchwarzen Kopfhaare ſind lang, ſchlicht und ſo dick wie Pferdehaare, doch findet man unter den nördlichen Stämmen, in Kanada, einzelne Indianer mit hellbraunem Haare. Das Haar aller übrigen Körperſtellen wird zur Zeit der Pubertät ſorgfältig mit der Wurzel ausgerupft, was zu der Meinung Veranlaſſung gab, als habe die Natur ihnen den Bart verſagt; daß dem nicht ſo ſei, weiß ich aus Erfahrung, da ich Gelegenheit hatte, einem Familienfeſte beizuwohnen, das einem Knaben zu Ehren veranſtaltet wurde, der ſich dieſer Operation unterzog.

Ihre Kleidung beſtand aus einem buntgeſtreiften Hemde, aus ledernen Schenkelhoſen (legins) und Halbſtiefeln von ſelbſt gegerbtem Hirſchleder (Mocaſins); um die Schultern ſchlagen ſie eine wollene Decke, welche ſie von weißen Handelsleuten gegen Pelzwerk eintauſchen. — Die Frauen tragen unter der wollenen Decke einen bis zu den Knieen hinabreichenden Rock von Thierfellen.

Die Schärfe ihrer Sinne iſt bewunderungswürdig; ſo riechen ſie z. B. Rauch viel früher, ehe ein Weißer mit unbewaffnetem Auge, die Flamme entdecken kann; aus dieſem Grunde haben ſie auch einen Abſcheu gegen den Geruch von Moſchus und kölniſchem Waſſer.

Die Grundzüge im Charakter des Indianers ſind Geiſtesruhe, Geduld und Gleichmuth; auſſer einer unverſöhnlichen Rachſucht, die er nicht allein lebenslang mit ſich herumträgt, ſondern die er noch auf Kind und Kindeskind vererbt, verſteht er vollkommen, jede Leidenſchaft zu unterdrücken und zu beherrſchen. Er verträgt die plötzlichſten, unerwarteſten Unglücksfälle mit Faſſung, ohne einen Laut des Schmerzes von ſich

zu geben, ſelbſt ohne die geringſte Veränderung der Geſichtszüge.

Bei wichtigen Verhandlungen entwickeln ſie Würde in ihrem Benehmen, ſind höflich und aufmerkſam in Geſellſchaft, ehrerbietig gegen das Alter und ruhigen, vorſichtigen Temperamentes, daher ſie ſich nie im Sprechen übereilen, ohne zuvor über den Gegenſtand des Geſpräches reiflich nachgedacht zu haben, ohne gewiß zu ſein, daß die Perſon, welche vor ihnen das Wort nahm, auch vollkommen mit dem fertig ſei, was ſie zu ſagen hatte. In den Berathungen wird jeder der Reihe nach gehört, je nachdem Alter, Weisheit oder Verdienſte um das Vaterland ihn auszeichnet. Kein Geflüſter, kein unzeitiger Beifallruf, kein Zeichen des Mißfallens ſtört den Sprecher. Die Unerfahrenen lauſchen des Vortrages, um ſich zu unterrichten; denn hier lernen ſie die Geſchichte ihres Volkes, werden zu großen Thaten entflammt, werden belehrt über das Intereſſe ihres Stammes, wie daſſelbe aufrecht zu erhalten oder wieder zu erringen ſei.

Die Tugend der Gaſtfreundſchaft wird unter ihnen mit unbegränzter Freigebigkeit und dem beſten Willen ausgeübt; ihre Hütten, ihre Vorräthe, ja tiefer gegen Weſten zu, ſelbſt ihre Frauen werden dem Gaſte zur Verfügung geſtellt Gegen den Stammgenoſſen iſt der Indianer human und freigebig. Hat Jemand unter ihnen eine unglückliche Jagd gehabt, ſucht ihn Mißwachs heim, brennt ſeine Wohnung ab, ſo haben dieſe Schickungen für ihn keine weitere Folgen, als die, das Mitgefühl und die Güte ſeiner Stammgenoſſen auf ſich gezogen zu haben,, die bei ſolchen Gelegenheiten Alles, was ſie beſitzen, als Gemeingut betrachten. Dagegen iſt der Indianer unverſöhnlich gegen Feinde ſeines Stammes und gegen den, der ihm perſönliches Unrecht zugefügt hat! Zwar macht er niemals von Eidſchwüren oder leidenſchaftlichen Ausrufungen Gebrauch, aber deſto glühender tobt Rachedurſt in der Tiefe ſeiner Bruſt, bis er ihn entweder offen oder durch Verrath befriedigen kann. Kein noch ſo großer Zeitraum entkräftet dieſen Vorſatz, keine Entfernung iſt groß genug, den gehaßten Gegenſtand vor der Rache zu ſchützen.

Er erklimmt die steilsten Berge, durchdringt die dichtesten Wälder, durchwandert die verlassendsten Einöden, erträgt den Aufruhr der Elemente, die Beschwerden der Wanderschaft, Hunger und Durst mit Geduld und Gleichmuth, Alles in der Hoffnung, seinen Feind zu überrumpeln und ihm einen martervollen Tod zu bereiten. Kann er seine Rache nicht sättigen, so hinterläßt er sie als heiligstes Vermächtniß, das vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt, bis sich irgend eine Gelegenheit darbietet, genügende Rache zu nehmen.

Auf der anderen Seite fühlen sie tief das Bedürfniß und die Seligkeiten der Freundschaft. In einem gewissen Alter wählt sich jeder unter den Jünglingen seines Standes den Vertrauten und Busenfreund; Beide knüpfen das innigste Bündniß, verpflichten sich, Ruhm und Gefahr mit einander zu theilen, sich gegenseitig beizustehen und zu unterstützen. Ihre Freundschaft trotzt dem vernichtenden Tode, denn sie erstreckt sich über das Grab hinaus; sie halten nämlich den Tod nur für eine einstweilige Trennung, und sind überzeugt, sich im Jenseits wieder zu begegnen, um daselbst einer des anderen Beistand zu sein. — Ein Häuptling des Seneca-Stammes*), hatte mit dem amerikanischen Generale Richard Butler ein solches Freundschaftsbündniß geschlossen. Der General blieb in der Schlacht am Miami am 4. November 1791. Sein Freund, der unter dem Beinamen: „das steife Knie" bekannt war, schloß sich im Herbste 1793 der Armee des Generals Wayne an, in der Absicht, den Tod seines Freundes zu rächen. Ein frühzeitiger Schneefall nöthigte die Armee, Winterquartiere zu beziehen, ehe es noch zu

*) Einer der fünf Mohikaner- oder Mohawk-Stämme, die auch unter dem Namen: „die fünf großen Nationen", als Bundesgenossen der Engländer, im Kriege mit den Franzosen in Canada, bekannt waren; diese Stämme hießen: Onondagoes, Oneidos, Senecas, Tuscarories und Troondocks.

einem Treffen mit dem Feinde gekommen war. Ungeduldig über diesen Aufschub, bat der Häuptling um das Kommando über ein Detaschement, mit dem er den Feind angreifen wollte. Diese Bitte wurde ihm, aus triftigen Gründen, vom Generale abgeschlagen, der ihn auf den Frühling vertröstete. Aber des Kriegers Seele konnte den Aufschub nicht ertragen! Er klagte dem Offiziere, bei dem er wohnte, daß sein Geist unter dem Gewichte des Trübsinnes erliege, daß der Geist seines Freundes ihn beständig zur Rache riefe; da ihm die Gelegenheit dazu benommen sei, so bliebe ihm nichts weiter zu thun übrig, als dem Dahingeschiedenen zu zeigen, wie gerne er für ihn gestorben wäre. Mit diesen Worten senkte er sich, bevor man ihn daran hindern konnte, seinen Dolch in die Brust.

Doch nicht allein in der Freundschaft gibt es solche Schwärmer, auch in der Liebe haben die Indianer so gut, wie die civilisirten Europäer, ihre **Werther**. Interessant ist die Sage von **Winona**, die noch jetzt von den Indianern mit tiefem, ungekünsteltem Gefühle erzählt wird; sie knüpft sich an einen See, der **Pepin**= oder auch „**Thränensee**“ genannt wird und eine Erweiterung des **Missisippi**, einige Meilen unterhalb der Fälle von St. Anthony, ist; seine Länge beträgt 21 englische Meilen, die Breite gewöhnlich zwei und eine halbe Meile. Die Einfassung dieses See's bilden majestätische Kalksteinfelsen, die dann und wann durch herrliches Wiesenland unterbrochen werden. Die Oberfläche des See's ist glatt und unbeweglich und gleicht, von keiner Insel unterbrochen, einem unübersehbaren Spiegel. Doch ist das Befahren desselben bei stürmischem Wetter höchst gefährlich, und die Kreolen, die seine Tücke kennen, sagen von ihm: **Le lac est petit, mais il est malin.**“ — Fast in der Mitte dieses See's erhebt sich das östliche Ufer zu einer Höhe von 450 Fuß, es besteht aus Felsenmassen, von dem einer sich senkrecht, vom Wasserspiegel aus, 150 Fuß hoch erhebt. Die eigenthümliche Wildheit dieser Scenerie, mehr aber noch die romantische Sage, welche mit diesem Felsen verbunden wird, er=

regt des Reiſenden Intereſſe. Wir geben ſie in den einfachen Worten, wie ſie von den Indianern erzählt wird:

„Im Dorfe Kiora, bewohnt vom Stamme Wapaſha, lebte ein Mädchen, Namens Winona, was „die Erſtgeborne" bedeutet; ſie war öfter mit einem Jäger zuſammengekommen, beide liebten ſich und hatten beſchloſſen, ſich zu heirathen. Als der junge Indianer bei ihren Aeltern um Winona warb, ward ſie ihm verweigert, da ein berühmter Krieger bereits der Aeltern Zuſage erhalten hatte. Der von ihnen Bevorzugte war Liebling des Stammes und hatte ſich im Kriege mit den Chippewas rühmlich ausgezeichnet; doch das Mädchen zog den Waidmann vor. Durch den Einfluß ihrer Verwandten wurde nicht allein Winona's Geliebter aus dem Dorfe gejagt, ſondern auch beſchloſſen, ſie nöthigenfalls zu der gewünſchten Heirath zu zwingen; doch brachten es ihre Brüder, deren Liebling ſie war, dahin, daß man ſie auf gütlichem Wege zu überreden beſchloß. Winona, welche einſah, wie unmöglich die Erfüllung ihres Wunſches ſei, bat nur, man ſolle ihr vergönnen, im jungfräulichen Stande zu verbleiben. — Um dieſe Zeit verfügte ſich ein Indianerhaufen, worunter ſich auch Winona mit den Ihrigen befand, nach dem Pepin-See, an deſſen Ufer eine blaue Erde gefunden wird, welche die Indianer einzuſammeln gingen, um ſich damit zu bemalen. — Am See angelangt, drang der Krieger, der von den Ihrigen reich beſchenkt worden war, ernſtlich in Winona, ihm ihre Hand zu geben; als ſie ihn abermals abwies, wurden die Ihrigen zornig und drohten, Gewalt anzuwenden. „Gut", — ſagte Winona, — „Ihr treibt mich zur Verzweiflung! Ich ſagte, daß ich ihn nicht mag, nicht mit ihm leben kann, ſondern es vorziehe, eine Jungfrau zu bleiben; doch habt Ihr meinen Bitten Euer Ohr verſtopft. Ihr behauptet, mich zu lieben, und dennoch trenntet Ihr, Aeltern, Brüder und Verwandte! mich von dem, mit dem ich vereint werden möchte, habt ihn aus dem Dorfe gejagt. Allein durchſtreift er jetzt die Wälder, hat Niemanden, ihm beizuſtehen,

Niemanden, ſein Lager zu bereiten, ſeine Hütte zu bauen und ihn zu bedienen; doch war der Verbannte der Mann meiner Wahl Iſt das Euere Liebe? — Damit noch nicht zufrieden, verlangt Ihr, daß ich mich ſeines Schickſales freuen und einen Anderen heirathen ſoll, den ich nicht mag, mit dem ich nicht glücklich ſein kann. Da das Euere Liebe iſt, mag es ſo ſein! Doch bald werdet Ihr weder Tochter noch Schweſter haben um ſie zu peinigen." — Mit dieſen Worten entfernte ſich Winona, und die Ihrigen beſchloſſen, ſie noch an demſelben Tage zu vereinigen. Während die Vorbereitungen zum Hochzeitsſchmauſe gemacht wurden, hatte Winona die Spitze des oben beſchriebenen Felſens erreicht; ſie rief ihre Verwandten mit lauter Stimme und machte ihnen über ihre Grauſamkeit Vorwürfe; dann ſtimmte ſie den Todtengeſang an, den ein leichter Wind zu den Ohren ihrer Familie hinabführte. Mit Schrecken vernahmen ſie ihn; Einige eilten ihr nach, Andere verfügten ſich zu dem Fuße des Abgrundes, um ſie in ihren Armen aufzufangen, während die Uebrigen ſich bemühten, ſie durch Bitten und Thränen von ihrem Vorſatze abzubringen; der Vater verſprach, ſie nie zu einer Heirath zwingen zu wollen — Winona ſetzte unbewegt ihren Sterbegeſang fort; als ſie ihn beendigt hatte, ſtürzte ſie ſich — eine zweite Sappho — vom Felſen hinab und langte zerſchmettert zu den Füßen ihrer Verwandten an."

Der Ort, wo dieß ſich zutrug, heißt noch jetzt der „Mädchenfelſen." Kein Indianer geht an ihm vorüber, ohne unwillkührlich ſein Auge zu der ſchwindelnden Höhe zu erheben; Jahre ſind ſeit dem traurigen Ereigniſſe verſchwunden, doch iſt der Eindruck noch immer neu, und der Indianer erzählt die ihm überlieferte Sage unter tiefen Seufzen. — Sie zeigt, wie leidenſchaftlich, aber zu gleicher Zeit, wie treu und beſtändig der Indianer in der Liebe iſt.

Manitu-Kichtau, der große Geiſt, der ſich zu ſeinem Lieblingsaufenthalte, wenn er auf Erden weilt, eine der Inſeln in den großen Seen an Canada's ſüdlicher Gränze gewählt hat,

iſt nach ihnen der Schöpfer aller Dinge. Er ſchwamm — erzählen ſie — auf der Oberfläche des Meeres, bevor die Erde von ihm erſchaffen wurde; dieſe machte er aus einem Sandkorne, das er vom Meeresgrunde nahm. Das erſte Menſchenpaar hat er aus Stein gemacht, wurde aber böſe und vernichtete ſie wieder. Später machte er Mann und Weib aus dem Stamme eines Baumes, und von dieſem Paare ſind alle Nationen des Erdbodens entſproſſen. Wie es zugehe, daß ſie über dem Erdboden verbreitet ſind und wie ſie über den Ocean nach anderen Ländern kommen konnten, wiſſen ſie nicht anzugeben. Nach einer anderen Sage, die offenbar neueren Urſprungs iſt, weil darin der Neger Erwähnung geſchieht, ſind die weißen und ſchwarzen Menſchen nicht von Kichtau, ſondern von untergeordneten Geiſtern gemacht worden. Zuerſt bildete einer dieſer Geiſter ein Negerpaar; das ſah ein anderer größerer Geiſt, der es dieſem zuvorthun wollte, und machte die Stamm-Aeltern der Weißen. Nun kam Kichtau, beſah ſich die Erſchaffenen erwog ihre Mängel und Gebrechen, und machte dann das Meiſterſtück der Schöpfung, ſeine Lieblinge, die rothen Menſchen.

Die Stamm-Aeltern des Menſchengeſchlechtes hatten zuerſt zwei Söhne, von denen der eine den anderen tödtete; aber nicht allein darin ſtimmen ſie mit der moſaiſchen Urgeſchichte überein, ſie erzählen auch weiter, daß die dritte Generation durch eine univerſelle Ueberſchwemmung vernichtet wurde; um nun die Erde neu zu bevölkern, ſah ſich Kichtau genöthigt, Thiere, die im Waſſer lebten, in Menſchen und Landthiere umzuwandeln.

Sie glauben auch an Genien oder geiſtige Weſen, welche vollkommener als der Menſch ſind, dieſen überall unſichtbar umſchweben und, fleißig angerufen, ſeine Bitten erhören. Nicht minder glauben ſie an das Vorhandenſein eines böſen Geiſtes, der ſtets geneigt iſt, Unheil anzuſtiften; an ihn wenden ſie ſich am häufigſten mit Gebeten, ihnen kein Böſes zuzufügen.

Verläßt man die Hütte eines Indianers, bei dem man freundliche Aufnahme gefunden, um die Reiſe weiter fortzu-

ſetzen, ſo begleitet er den Fremdling bis zu dem Fluſſe, wo ein Kanoe ſeiner harrt. Dann pflegt man oft Gebete zu hören, die der Naturſohn mit lauter Stimme, im feierlichen Tone ausſpricht und die darauf hinausgehen, „daß der große Geiſt den Gaſtfreund mit einer ſchnellen Fahrt begünſtigen und ihm geben möge: einen unbewölkten Himmel und ruhiges Fahrwaſſer bei Tage, und daß er in der Nacht ſein Haupt niederlegen möge auf ein Bieberfell zu ununterbrochenem Schlafe und angenehmen Träumen, immerwährende Sicherheit genießend unter der großen Pfeife des Friedens.“

Wenn der Menſch ſtirbt — ſagen ſie — ſo geht ſein Geiſt den ſie Chichnug oder Schatten nennen, ſüdwärts*) bis zu einem unbekannten, herrlichen Lande; war er gut in dieſem Leben ſo empfängt ihn daſelbſt der große Geiſt mit Freundlichkeit, und er ſieht die vorangegangenen Freunde wieder, mit denen er jagt, ſchmauſt und tanzt, ohne jemals müde zu werden. Der Schatten des Böſewichtes kommt zwar ebenfalls zu dem großen Geiſte, jedoch nur, um von ihm und dem glücklichen Lande fortgetrieben zu werden und in ruheloſer Unzufriedenheit und ewiger-Finſterniß immerdar zu wandeln.

Um ſich dem Schutze des großen Geiſtes würdig zu zeigen, bemühen ſie ſich, tapfere Krieger, geſchickte Jäger und beharrliche Späher zu werden.

Ihre Todten begraben ſie mit vieler Feierlichkeit, und da ſie glauben, daß die Abgeſchiedenen die Neigungen, welche ſie hier auf Erden hatten, mit in das Jenſeits nehmen, ſo legen ſie dem Todten ſolche Geräthſchaften mit in's Grab, die er am meiſten liebte, wie ſeine Waffen, ſeine Bieberfelle, ſeine Pfeifen. — Die Mütter haben eine ſtrenge Trauer von zwanzig

*) Die nördlichen Stämme behaupten, das Land der Seligen läge gegen Weſten; um dahin zu gelangen, müſſe der Schatten zuerſt über einen breiten Strom und dann durch eine weite Einöde, wo er mit vielen Anfechtungen zu kämpfen habe.

Tagen, wenn eines ihrer Kinder ſtirbt; beweinen es aber oft mehrere Jahre und tragen ſo lange die leere Wiege des geſtorbenen Säuglings mit ſich herum, bis ſeine Stelle durch ein anderes Kind erſetzt wird. Der Vater wird von den Nachbarn, wahrſcheinlich, um ihn zu tröſten, beſchenkt, dafür gibt er ihnen einen Schmaus.

Der Platz, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruhen, iſt ihnen heiliger Boden; mit Ehrfurcht nahen ſie ſich demſelben, betend werfen ſie ſich vor dem Grabhügel ihrer Verwandten nieder, und nichts kann ſie tiefer beugen, als der Gedanke, die Gräber hinter ſich zu laſſen, wenn die Politik der Weißen ſie von ihrem Wohnſitze tiefer nach Weſten treibt. — Ein Häuptling, mit dem man über das Verſetzen ſeines Stammes nach dem Weſten des Miſſiſippi unterhandelte, ertheilte dem Abgeordneten die lakoniſche Antwort: „Auf dieſem Boden ſind wir geboren, unſere Väter liegen hier begraben; können wir zu den Gebeinen unſerer Vorfahren ſagen: erhebt euch und kommt mit uns in ein fremdes Land?“

Viele Sagen knüpfen ſich an das Reich der Schatten, die oft an die des Homer und Virgil erinnern; eine derſelben iſt den Schickſalen von Orpheus und Euridice ſo ähnlich, daß man faſt nur die Namen zu verwechſeln braucht.

Gegen das Ende des Winters begehen ſie ein religiöſes Feſt, das fünfzehn Tage dauert und Feſt der Träume genannt wird; es iſt eine Art Karneval, wo die jungen Leute in den lächerlichſten Verkleidungen von Hütte zu Hütte gehen und alles Hausgeräthe, was ihnen unter die Hand kommt, zerſtören. Sie fordern Jeden, der ihnen begegnet, auf, ihnen eine Deutung ihres letzten Traumes zu geben; kann er das nicht, ſo muß er dem luſtigen Maskenzuge etwas zum Beſten geben.

Die Prieſter bekleiden zugleich das Amt der Aerzte, Propheten und Traumdeuter, wozu ſie, ihrer Behauptung nach, vom großen Geiſte autoriſirt ſind.

Die Art und Weiſe, wie der Indianer um ein Mädchen

wirbt und ſie heirathet, verträgt ſich mit unſeren Begriffen von Sittlichkeit nicht. Er beſchenkt das Mädchen ſeiner Wahl mit Armſpangen, Korallenſchnüren, einem Gürtel und auserleſenem Wildpret. Nimmt ſie die Geſchenke an, ſo leben ſie eine Zeit lang auf Probe mit einander; gefallen ſie ſich gegenſeitig auch dann noch, ſo wird die Ehe für geſchloſſen erachtet; iſt dieß nicht der Fall, ſo läßt der Freier ſeine Geſchenke zurück und verläßt das Mädchen, welches ſich nach einem anderen Freier umſieht. Dieß Werben wird ſo lange fortgeſetzt, bis ein paſſendes Paar ſich für einander gefunden hat.

Ihre Dörfer befinden ſich auf einem freien Platze im Urwalde und nahe am Ufer eines Stromes, um Holz und Waſſer gleich bei der Hand zu haben; die Wigwams oder Hütten machen ſie, indem ſie junge Bäume herabbiegen und die Zweige mit einander verflechten; das Ganze wird alsdann ſo künſtlich mit Erde, Rinde und Matten bedeckt, daß dieſe einfache Wohnung vollkommen trocken bleibt. Statt des Schornſteins befindet ſich in der Decke der Wohnung eine Oeffnung, durch die der Rauch hinauszieht. — Das Hausgeräthe iſt eben ſo einfach; die Lagerſtätte beſteht aus weichem Mooſe, das mit Matten und Pelzen bedeckt iſt; Stühle und Tiſche werden natürlich bei ihnen nicht gefunden, Jeder ſitzt auf dem Boden, mit den Ellbogen auf die Kniee geſtützt; wenige hölzerne und ſteinerne Gefäße, höchſtens ein von weißen Handelsleuten eingetauſchter eiſerner Keſſel macht ihren ganzen Reichthum aus. Ihre Lebensweiſe iſt frugal, ihre Nahrung beſteht aus dem Fleiſche und den Eingeweiden des Wildprets, das ſie erlegen; es wird entweder am Feuer gebraten oder in der Sonne gedörrt und mit einer Hand voll geröſtetem Mais verzehrt. Fiſche und Schalenthiere ſind ihnen Leckerbiſſen. Hundefleiſch wird nur bei feierlichen Gelegenheiten aufgetragen. — Beſtimmte Mahlzeiten haben ſie nicht, ſondern eſſen, ſo oft ſie der Hunger dazu treibt und etwas zu eſſen da iſt. — Die Weiber bebauen den Boden mit Mais und Bohnen, weil dazu wenig Anſtrengung erforderlich

iſt. — Die Trägheit der Indianer iſt bekannt; ſie rühmen ſich ihrer: „Die Arbeit", ſagen ſie, „geziemt nur dem Weibe; der große Geiſt beſtimmte die Männer zu den Geſchäften des Kriegführens, zur Jagd und zum Fiſchfange. Beim Aushöhlen der Baumſtämme zu Kanoe's und dem Errichten der Wigwams müſſe das Weib dem Manne behülflich ſein; aber dem Haushalte vorzuſtehen, zu weben und das Feld zu beſtellen, ſo wie ſchwere Laſten zu tragen und Kleider für ihre Familie zu verfertigen, geziemt allein dem Weibe."

Eiferſucht iſt dem Indianer fremd, er ſcheint auch wenig Urſache dazu zu haben, da man kaum ein Beiſpiel anführen kann, daß ſelbſt der laſterhafteſte ihrer jungen Männer auch nur den Verſuch gemacht hätte, die Tugend einer Ehefrau zu gefährden, oder daß eine ſolche ihm auch nur im Entfernteſten Gelegenheit dazu geben würde, trotz dem, daß die Indianerinnen durchſchnittlich wollüſtig ſind und als Mädchen in keinem beſonderen Rufe der Keuſchheit ſtehen. Die dem Weibe treffende Strafe, falls ſie die Ehe bricht, iſt aber auch ſo entſetzlich, daß ihr der Gedanke dazu ſchwerlich beikommen wird: es hat nämlich der betrogene Ehemann das Recht, ihr die Naſenſpitze abzuſchneiden!

Die Vielweiberei iſt unter ihnen gebräuchlich, und danach zu urtheilen, ſollte man glauben, daß die Population anſehnlicher ſein müßte, doch iſt dieß nicht der Fall, war es auch wohl nie in dem Grade, wie ältere Reiſende uns glauben machen wollten. Zwei Gebräuche, die unter ihnen herrſchen, treten ihrer ſtärkeren Vermehrung hindernd entgegen. Die Mütter ſäugen nämlich ihre Kinder bis zu dem Alter von ſechs, manchmal ſieben Jahren, und während dieſer ganzen Zeit ſondert ſich der Mann von ihnen ab. Dasſelbe geſchieht auch zur Zeit der Menſis, dieß und das Geſetz, daß der Indianer die Verpflichtung hat, die kinderloſe Wittwe ſeines Bruders zu heirathen und daß, falls er ſie verſchmäht, dieſe das Recht hat, ihn öffentlich zu beſchimpfen, erinnert an das moſaiſche Geſetz und bekräftigt die Vermuthung ihrer orientaliſchen Abſtammung.

Mütter gebähren, ohne einen Seufzer von sich zu geben, denn sie glauben, ihre Kinder würden Feiglinge werden, wenn sie die Geburtsschmerzen nicht bekämpften. Bis zum fünfzehnten Tage nach der Entbindung werden sie von dem Stamme als unrein gemieden. — Im Kindesalter kennen die Indianer keine andere Autorität, als die der Mutter; der Vater ist für sie ein Fremder, in dem sie nur den Herrn achten. Zur Zeit, wo das Kind einen Namen erhält, wird ein Fest veranstaltet; die dazu eingeladenen Gäste sind von dem Geschlechte des Kindes, das vom Vater bei dieser Gelegenheit auf den Knieen geschaukelt wird. Neue Namen werden niemals gebildet, sondern das Kind erhält den eines verstorbenen Familien-Mitgliedes; auch dieser Gebrauch besteht bei Völkern orientalischen Ursprunges, wie z. B. noch jetzt bei den Juden. — Später erhalten sie einen, ihren Eigenschaften angemessenen Beinamen, bei dem sie vorzugsweise genannt werden. — Sobald die Kinder auf allen Vieren kriechen können, werden sie, während des ganzen Tages, sich selber überlassen; ältere Kinder nehmen sie mit in den Wald oder in das Wasser, in welchem sie oft Stunden lang herumplätschern und sich so behaglich fühlen, wie die Thiere, deren natürlicher Aufenthalt es ist. Körperlichen Züchtigungen werden sie niemals unterworfen, denn die Aeltern gehen von dem Grundsatze aus, daß sie, als Kinder, aus Unverstand fehlen, was nicht bestraft werden könne; sind sie erwachsen, so halten sich die Aeltern nicht für berechtigt zu Züchtigungen, die, wie sie sagen, deßhalb nicht angewendet werden dürfen, weil jeder Mensch seinen freien Willen habe zu thun oder zu unterlassen, was ihm beliebt. — Die größte Strafe besteht darin, den ungehorsamen Kindern etwas Wasser ins Gesicht zu gießen, dieß verletzt das Schamgefühl des Kindes tief. Ein Mädchen, das von der Mutter diese Züchtigung erhielt, verließ sie mit den Worten: „Du hast keine Tochter mehr!“ — und erdrosselte sich.

Der Sachem oder Kriegeshäuptling eines Indianerstammes verdankt seine Würde den anerkannten Vorzügen in der Kunst

des Kriegführens; ihm ist die Leitung aller militärischen Operationen anvertraut, doch erstreckt sich seine Autorität nicht auf Civil-Angelegenheiten, denn über diese hat ein Oberhaupt zu entscheiden, dessen Würde erblich ist; des Letzteren Zustimmung ist erforderlich, wenn Verträge mit anderen Stämmen oder mit den Weißen Gültigkeit haben sollen. So lange dieser Erbsachem, wie man ihn zur Unterscheidung von den übrigen Häuptlingen nennt, im Jünglings- und Mannesalter steht, vereinigt er auch die Würde des Feldherrn in seiner Person, wird er aber durch das Alter unfähig dazu, dann natürlich, werden beide Aemter von einander getrennt. In seinem Verwahrsam befindet sich die Standarte des Stammes, die aus einem mit vielen Farben bemalten Binsensacke besteht, in dem sich die Manitus oder Schutzgeister der Nation, im Abbilde, befinden. Zieht der Stamm in den Krieg, so wird diese Standarte dem Häuptlinge vorangetragen. — Obgleich die Militär- und Civil-Chefs die Häupter des Stammes bilden, so betrachtet sich doch jeder einzelne Indianer für vollkommen unabhängig, er würde eher sein Leben, als seinen freien Willen aufopfern. Im herrischen Tone abgefaßte Aufforderungen würden verhöhnt und mit Verachtung zurückgewiesen werden. Die Häuptlinge begnügen sich damit, die Nothwendigkeit irgend eines Gesetzes darzuthun; die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit ist alsdann genügend, die prompteste und wirksamste Vollstreckung einer Maßregel herbeizuführen, ohne daß sich ein Murren dagegen erhebe.

Ihre große Rathsversammlung besteht aus Stamm- und Familien-Oberhäuptern und solchen unverheiratheten Männern, welche anerkannte Verdienste haben. Der Rath versammelt sich in einem zu diesem Zwecke in jedem Dorfe errichteten Gebäude, wo auch Abgesandte empfangen und ihnen auf gethane Vorschläge Antworten ertheilt werden. Hier ist auch der Ort, wo sie ihre traditionellen Lieder singen oder das Andenken der Verstorbenen feiern. In diesen Versammlungen wird Alles verhandelt, was sich auf das Gemeinwohl bezieht und bereits im geheimen

Rathe verhandelt wurde, dem nur die Häuptlinge des Stammes und der Familien beiwohnen dürfen. Bei den großen Berathungen nehmen die Häuptlinge selten das Wort, sondern vertrauen ihre Ansicht einer Person an, die Sprecher oder Redner genannt wird, in jedem Indianer-Dorfe vorhanden und zu dieser Würde herangebildet worden ist. Ihre Rede ist natürlich und nicht leidenschaftlich, die gewählten Worte sind stark und ausdrucksvoll, ihr Styl ist kühn, bilderreich und lakonisch; was sie vortragen, ist entweder darauf berechnet, das gesunde Urtheil der Hörer ihrem Gegenstande zuzuwenden, oder die Leidenschaften des Auditoriums zu entflammen. Jede öffentliche Verhandlung wird mit einem Schmause eingeleitet, an dem der ganze Stamm Theil nimmt; soll über Krieg und Frieden berathen werden, so werden Hunde zu diesem Gastmahle geschlachtet, was zugleich als Opfer betrachtet wird, da die Knochen dem großen Geiste zu Ehren verbrannt werden.

Bevor der Gegenstand zur Sprache kommt, stimmt der Häuptling einen Gesang an dessen Inhalt sich über merkwürdige Ereignisse in ihrer Geschichte verbreitet, die geeignet sind, ihre Ehrsucht zu entflammen oder sie zu belehren. Auch ist in diesem Gesange ein Gebet enthalten, das sie an Manitu-Areskoui, den Kriegsgott*), richten, unter dem sie sich, wie irrthümlich angenommen wurde, nicht etwa einen besonderen Gott, sondern den großen Geist, als Lenker der Schlachten, vorstellen. Die Hörer beantworten diesen Gesang durch einen anderen. Alsdann führen sie Tänze auf.

Da die Indianer, wie alle Naturmenschen, feurigen Temperamentes und leicht reizbar sind, so läßt sie die geringste Be-

*) Es ist eigenthümlich, mag es auch nur zufällig sein, daß Areskoui mit der griechischen Benennung des Mars, Ἄρης, fast gleichlautend ist! — Bei den Pawnee-Indianern wird das Zeitwort Areguen (Kriegen) folgendermaassen konjugirt: Garego, ich führe Krieg, Sarego, du führst Krieg, Arego, er führt Krieg.

leidigung ſchnell zu den Waffen greifen und gibt Veranlaſſung zu Mord und Blutvergießen. Auf dieſem Wege werden ihre Privathändel entſchieden und Expeditionen, ohne Wiſſen und Willen des Gemeinderathes unternommen. Dieſe Privathader werden geduldet und als durchaus nothwendig entſchuldigt, da ſie die jungen Krieger in Uebung erhalten.

Wenn aber der Krieg eine National-Angelegenheit werden ſoll, ſo wird die Berathung mit vielen Feierlichkeiten eingeleitet; zuerſt verſammeln ſich die Sachems oder Kriegs-Chefs, um den Gegenſtand und Alles, was darauf Bezug hat, im geheimen Rathe zu beſprechen, alsdann wird er der Volksverſammlung vorgetragen. In dieſem National-Congreſſe haben, bei den nördlichen Stämmen, die Weiber gleiches Stimmrecht mit den Männern. Der Ober-Sachem trägt die zu berathende Angelegenheit vor, dann nimmt er eine Streitaxt, die neben ihm liegt, vom Boden auf, und ſagt: „Wer unter Euch will ausziehen und ſtreiten gegen dieſes Volk? Wer unter Euch will Gefangene von dort herbringen, um unſere gebliebenen Freunde zu ergänzen, damit das uns zugefügte Unrecht gerächt, unſer Name und unſer Ruhm erhalten werde, ſo lange die Ströme fließen, das Gras wächſt und Sonne und Mond dauern?“ — Hat er dieſe Rede geendigt, ſo raucht er ruhig ſeine Pfeife, ohne in dem, was nun folgt, handelnd aufzutreten. Dafür erhebt ſich aber ein bewährter Krieger, redet zuerſt die ganze Verſammlung an und wendet ſich ſodann mit der Frage an die jungen Männer: wer von ihnen geſonnen ſei, ihn gegen den Feind zu begleiten? — Einer nach dem Anderen ſteht auf und reiht ſich hinter dem Anführer, der ſo lange die Verſammlung umkreiſt, bis er die genügende Kriegerzahl geworben hat. Auſſer dem Hundebraten, der nicht fehlen darf, braten ſie bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich einen ganzen Hirſch. Jeder der Krieger, nachdem er ſich zu dem Zuge freiwillig gemeldet, ſchneidet ein Stück von dem Braten herunter, ißt es und ſagt dabei: „So will ich unſeren Feind verſchlingen.“ — Dann führen ſie den Kriegs-

tanz auf und ſtimmen das Schlachtlied an; letzteres bezieht ſich auf die beabſichtigte Expedition, auf ihre Gewandtheit, ihren Muth und ihre Ausdauer, auf die Art und Weiſe, wie ſie den Feind zu vernichten gedenken. Die Sangesweiſe iſt ſo furchtbar, daß ſie Schrecken einflößt.

Der Einfluß der Weiber iſt bei den Werbungen ſehr groß, ja, der Erfolg hängt zum Theile von ihrer Mitwirkung ab. Hat eine derſelben, in Uebereinſtimmung mit dem Häuptlinge, den Entſchluß gefaßt, irgend Jemanden, der an dem Feldzuge nicht Theil nehmen wollte, dazu zu bewegen, ſo ſendet ſie ihm durch einige Krieger eine Wampumſchnur, und ſelten verfehlt dieſe ſymboliſche Aufforderung ihren Zweck. — Beabſichtigt der Stamm ein Schutz- und Angriffsbündniß mit anderen Stämmen abzuſchließen, ſo ſenden ſie ihnen durch eine Geſandtſchaft einen breiten Wampumgürtel und ein blutbeſchmiertes Beil, was ſymboliſch ſo viel heißt, als: „Sie mögen kommen, um das Blut ihrer gemeinſchaftlichen Feinde zu trinken.“

Das Wampum, welches bei dieſen und anderen Gelegenheiten eine ſo wichtige Rolle ſpielt, beſteht aus weißen und ſchwarzen Muſcheln und aus lauter Glaskorallen, die nach einer gewiſſen Ordnung zuſammengeſtellt und mit einander verwebt werden. Ein einzelner Kranz bildet die Wampumſchnur, viele, zu einem Gürtel in einander gewebt, den Wampumgürtel. Die dazu benutzten Muſcheln werden von ihnen eben ſo hoch geſchätzt, wie bei uns die edlen Metalle; ſie vertreten bei ihnen die Stelle des geprägten Geldes, machen ihren größten Reichthum und ſchönſten Schmuck aus. Sie verſtehen die Kunſt, ſie in tauſend verſchiedenen Geſtalten und Ordnungen, wie eine Stickerei, mit ihren Gürteln, Halskragen, Moccaſins und Decken zu verweben. Doch dienen ſie nicht allein zum Zierrath, ſondern bilden auch eine Art von Hieroglyphenſchrift, denn ſie färben das Wampum mit verſchiedenen Farben und Schattirungen und werden dadurch in den Stand geſetzt, ſich auch in großer Entfernung ihre Gedanken mitzutheilen. Die

Wampumgürtel, welche bei wichtigen Verhandlungen von einem Stamme zum anderen wandern, werden sorgfältig in der Wohnung des Häuptlings aufbewahrt, wo sie gleichzeitig Archiv und Nationalschatz bilden. Die Indianer haben eine große Ehrfurcht vor dem Wampum und bedienen sich seiner nie bei gewöhnlichen Ereignissen.

Das Kalumet oder die Friedenspfeife ist von eben so großer Wichtigkeit und wird von ihnen nicht minder hochgeschätzt. Der Kopf derselben besteht aus einer röthlichen Marmorart und ist wie unsere alten Streithammer geformt. Die Indianer unternehmen Wallfahrten nach den Niagara-Fällen, in deren Nähe Felsenmassen von dieser Steinart vorhanden sind; dort verrichten sie Abwaschungen und andere Ceremonien; sind diese beendigt, so bitten sie den großen Geist um die Erlaubniß, sich ein Stück von dem Felsen zu Pfeifenköpfen abschlagen zu dürfen. Das Pfeifenrohr besteht entweder aus Schilf oder aus weichem Holze und wird von ihnen mit verschiedenen Farben bemalt und mit den Köpfen, Schwänzen und Federn der schönsten Vögel geschmückt. Sie betrachten das Kalumet als ein Geschenk der Sonne, und das Rauchen daraus zeigt symbolisch so viel an, als daß sie die Sonne zum Zeugen und Bürgen ihrer Bündnisse nehmen; es vertritt bei ihnen die Stelle des Eides; einem bei'm Rauchen des Kalumet geschlossenen Uebereinkommen untreu werden, wird für ein großes Verbrechen gehalten, das, ihrer Meinung nach, schwere Strafen im Jenseits nach sich zieht. Schließen sie ein Kriegsbündniß so ist das Kalumet und sämmtliche daran befindliche Zierrathen roth gefärbt; zuweilen ist es roth auf der einen Seite und weiß auf der anderen. Von der verschiedenen Färbung und der eigenthümlichen Ordnung der Zierrathen kann Jemand, der mit ihren Gebräuchen vertraut ist, auf den ersten Blick erkennen, welche Gesinnungen und Wünsche der Stamm hat, der die Pfeife überreicht. Die Größe der Friedenspfeife richtet sich nach der

Wichtigkeit der Verhandlung und nach dem Range desjenigen, dem sie überreicht wird.

Ein anderes, nicht minder wichtiges Instrument ist der Tomahawk, eine Waffe, welche sie vor ihrer Bekanntschaft mit den Weißen in ihren Kriegen gebrauchten; jetzt vertreten eiserne Aexte seine Stelle, doch ist derselbe noch immer in Gebrauch und Wichtigkeit bei öffentlichen Verhandlungen. Der Tomahawk besteht aus einem langen Stiele, der in einer Kugel von festem Holze steckt, die so groß und schwer ist, daß damit ein Mann zu Boden geschlagen werden kann. Aus einer Seite der Kugel ragt das Beil hervor, welches sich zum Griffe herabneigt. Oben aus der Kugel ragt, gleichsam als Verlängerung des Stieles, ein kurzer Spieß hervor, so daß der Tomahawk Schlag- und Stoßwaffe zugleich ist. — Auch diese Streitaxt ist, je nach dem Zwecke, zu dem sie gebraucht werden soll, mit verschieden geordneten Federn verziert und bemalt. Ist der Stamm versammelt, um über das Beginnen von Feindseligkeiten zu berathen, so ist der Tomahawk roth bemalt und liegt neben dem Häuptlinge am Boden, wird der Krieg beschlossen, so hebt er ihn vom Boden auf, hält ihn in der erhobenen Rechten und stimmt tanzend den Schlachtgesang an. Ist die Sitzung beendigt, so wird derselbe Tomahawk oder ein gleichartiger nebst einem Wampumgürtel an jeden befreundeten Stamm gesendet. Ehe der Ageordnete seinen Vortrag beginnt, schleudert er den Tomahawk zur Erde und überreicht den Wampumgürtel; entschließt der Stamm sich zur Theilnahme an dem Kriege, so wird der Tomahawk von einen ihrer tapfersten Krieger aufgehoben, wo nicht, so erhält ihn der befreundete Sachem, mit einem ihrer Wampum, als Ablehnungszeichen begleitet, wieder zurück

Jeder Stamm führt das Abbild irgend eines Thieres als Nationalwappen; nach diesem Unterscheidungszeichen werden die Stämme in der Regel benannt. So haben die Fuchs-Indianer einen Fuchs, die Wolfs- (Loup) Indianer einen Wolf zum

Wappen. Jedes einzelne Stamm-Mitglied ätzt sich ein Abbild dieses Wappens in die Haut. Wenn sie auf ihren Kriegszügen in den Wäldern übernachten, besonders sobald der Feldzug für sie günstig ist, schnitzen sie ihre Wappen in die Bäume, damit Wanderer daraus erfahren mögen, daß sie hier gewesen; sie fügen auch wohl, nach ihrer Weise, die Zahl der Gefangenen und der dem Feinde abgewonnenen Kopfhäute hinzu.

Das Ansehen eines zur Schlacht gerüsteten Indianers ist seltsam und Schrecken einflößend. Sie rupfen sich die Augenbraunen aus, scheeren das Haupthaar bis auf einen Haarbüschel, der auf dem Wirbel stehen bleibt und in verschiedene Theile getheilt wird, die einzeln gesteift, mit Glasperlen und Federn verschiedener Farbe und Gattung vermischt, dann zusammengeflochten und so mit einander zu einem Ganzen verbunden werden. Die Stirne schmückt eine hohe Federkrone. Bis zu den Augenbraunen herab färben sie die Stirne roth und durchziehen diesen rothen Grundton mit weißen Linien und Punkten. Die Ohrenknorpel sind ringsum durchlöchert und mit Zierrathen, größtentheils Gestalten aus dem Thierreiche vorstellend, besteckt. Der Nasenknorpel ist gleichfalls durchbohrt und mit Ringen und Glaskorallen geschmückt. Die übrigen Theile des Gesichtes bemalen sie mit beinahe allen Farben des Regenbogens. Auf die Brust fällt eine Art Halskragen und zuweilen eine Schaumünze von Kupfer, Blei oder Erz herab. Das Skalpiermesser, diese furchtbare Waffe, mit der sie die Kopfhaut des gefallenen Feindes vom Schädel trennen, steckt entweder in einem breiten Gürtel oder hängt an einer Schnur bis zur Hüfte herab. — So ausgerüstet, treten sie ihren Marsch an, immer einer hinter dem anderen herschreitend in tiefster Stille; nur allein der Anführer läßt den Schlachtgesang erschallen, daß der Urwald erbebt und das aufgescheuchte Wild die Flucht ergreift. Gewöhnlich werden sie von den Weibern begleitet, welche ihnen, mag nun die Reise zu Wasser oder zu Lande fortgesetzt werden, ihr Gepäcke nachtragen. In der Regel kehren die Frauen, sobald die Gränze

des feindlichen Gebietes erreicht wird, nach ihren Wohnplätzen zurück. Gewöhnlich ist über zehn Krieger ein Anführer gesetzt; beträgt die Kriegerzahl hundert und darüber, so wählen sie Befehlshaber über hundert. Der Anführer bekleidet seine Würde nicht, um über sie zu gebieten, sondern nur um den Rathgeber zu machen; sie sind an keine Disciplin gebunden und haben eben so wenig bestimmte Regeln über Kriegführung; sie greifen vielmehr den Feind an, wo und wie sich gerade die Gelegenheit darbietet. Ihre Kriegslist besteht darin, den Feind, wo möglich, schlafend zu überfallen. Haben die vorausgesandten Späher das feindliche Lager ausgekundschaftet, so nähern sie sich behutsam demselben, indem sie wie Schlangen auf dem Bauche kriechen; in derselben Lage verbleiben sie, bis der Morgen graut, und überfallen sodann die Schläfer, deren Schlaf um diese Zeit am festesten ist. Niemals fechten sie in geschlossener Kolonne und stets hinter Bäumen, Felsen und Buschwerk versteckt, bald unter entsetzlichem Geheule aus ihrem Hinterhalte hervorbrechend, bald sich wieder zurückziehend. Am liebsten kämpfen sie Mann gegen Mann und entwickeln in solchen Zweikämpfen viel persönlichen Muth, erstaunenswerthe Kraft und Gewandtheit. Da der Befehlshaber eben so wenig strafen wie belohnen kann, so kehrt jeder Streiter, sobald es ihm gut dünkt, in die Heimath zurück, ohne einen Grund dafür anzugeben. Eben so kann eine ganze Truppenzahl das Hauptheer verlassen, um einen beliebigen Streifzug zu unternehmen.

Kehren sie von einem glücklichen Feldzuge zurück, so richten sie es so ein, daß sie erst mit einbrechender Dunkelheit ihre Niederlassung erreichen. Einige hundert Schritte von derselben wird Halt gemacht, und einige Krieger werden abgesendet, um die Ihrigen mit den wichtigsten Resultaten des Feldzuges bekannt zu machen. Die Abgeordneten stoßen, sobald sie vom Dorfe aus gehört werden können, so viel gellende Töne aus, wie sie Gefangene gemacht und Kopfhäute erbeutet haben; alsdann erheben sie das Todtengeschrei, das sie so oft wiederholen, wie

Krieger von ihrer Seite geblieben ſind. Die jungen Leute ziehen den Bothſchaftern entgegen und geleiten ſie zu der Hütte, wo die Greiſe verſammelt ſind, deren Frage ſie umſtändlich beantworten. Alsdann wird die Jugend aufgefordert, den Kriegern entgegen zu ziehen, und die Weiber, ihnen Erfriſchungen entgegen zu tragen.

Tages darauf, mit Sonnenaufgang, geben ſie den Gefangenen neue Kleider, bemahlen ihnen das Geſicht und ſtecken jedem einen weißen Stab in die Hand, welcher mit Hirſchſchweifen umwunden iſt. Die Bevölkerung verſammelt ſich an der Flußſeite. Sobald die Krieger erſcheinen, beſteigen vier oder fünf der Daheimgebliebenen ein Kanoe, um ihnen entgegen zu fahren, oder man holt ſie zu Lande ein, wenn die Sieger es vorziehen, ſich zu Fuße dem Dorfe zu nahen. Von zweien wird ihnen eine unbemalte Friedenspfeife überreicht; die Anderen folgen ſingend und forſchen nach den Gefangenen, die ſie im Triumphe durch das Dorf führen. Der Beſitzer der Hütte, in der ſie ſo lange aufbewahrt werden, bis ihre Zukunft entſchieden iſt, hat die Macht, ihr Schickſal zu beſtimmen, überträgt ſein Vorrecht jedoch häufig einer Frau, die einen nahen Verwandten im Feldzuge verloren hat; iſt dieß der Fall, ſo adoptirt ſie gewöhnlich einen Gefangenen an des Gebliebenen Stelle; zwei Männer löſen ſeine Bande, führen ihn der Perſon zu, und er wird von ihr und den Ihrigen mit allen Zeichen der Freundſchaft empfangen. Nun vertritt er die Stelle des gebliebenen Gatten, Bruders, Freundes oder Sohnes, und bald erinnert ihn nur das Verbot, niemals zu ſeinem Stamme zurückzukehren, an ſeine Gefangenſchaft. Ein Verſuch zur Flucht würde mit gewiſſem Tode beſtraft werden.

Wie verſchieden iſt aber ihr Benehmen, wenn der Gefangene zum Tode verurtheilt worden iſt! Nicht ſo bald iſt das ſchreckliche Urtheil geſprochen, da erhebt der ganze Stamm das Todtengeſchrei, und als ob bei dieſer Menſchenraçe kein Mittelding zwiſchen der aufopferndſten Freundſchaft und der brutalſten

Grauſamkeit vorhanden wäre, beeilen ſie ſich an dem, deſſen Aufnahme in ihren Stamm ſie eben noch beſprochen, ſogleich die Todesſtrafe zu vollziehen; nur ſo viel Zeit wird ihm gelaſſen als nöthig iſt, um Vorbereitungen zu treffen, ohne die ſie nicht vollſtändig in ihren teufliſchen Vergnügungen ſchwelgen könnten.

Zwei Pfoſten werden, etwa vier Fuß von einander entfernt, in die Erde getrieben und durch zwei Querbalken mit einander verbunden; das eine dieſer Querhölzer wird zwei Fuß vom Boden, das andere fünf bis ſechs Fuß höher hinauf befeſtigt. Alsdann entkleidet man den Gefangenen und zwingt ihn, den unteren Balken zu beſteigen, an dem ſeine, etwas aus einander geſpreitzten Beine feſtgebunden werden; an den oberen Balken werden ſeine ausgebreiteten Arme mit Ruthen befeſtigt. — Zuweilen beſteht der Marterpfahl aus einem aufrechtſtehenden Balken, an dem er mit hochaufgebundenen Armen befeſtigt iſt. Die Bevölkerung des Dorfes, Männer, Weiber und Kinder, ſind um ihn verſammelt und martern den Unglücklichen nach Belieben; Jeder ſucht es dem Anderen an Grauſamkeit zuvorzuthun, und dieß wird ſo lange getrieben, bis Niemand mehr geneigt dazu iſt. Alsdann wird ihm entweder mit dem Tomahawk der Schädel geſpalten, oder der Marterpfahl wird, nachdem der Gefangene über und über mit heißem Pech beſtrichen wurde, mit trockenem Reißig umgeben, das angezündet wird.

An demſelben Abende rennen ſie von Wohnung zu Wohnung und ſchlagen Hausgeräthe, Wände und Dächer mit Ruthen; dieß geſchieht in der Meinung, den Geiſt ihres Schlachtopfers durch dieſe Ceremonie aus ihrem Dorfe fort und nach dem Lande der Schatten zu jagen, ſonſt könnte er ſich unter ihnen lange Zeit aufhalten, um ſich für die an ſeinem Körper verübte Marter zu rächen. Der übrige Theil der Nacht wird unter Geſang und Tanz vollbracht.

Iſt der Gemarterte ein Indianer, ſo überſteigt der Stoizismus, mit dem er alle Qualen erduldet, jeden Glauben und iſt gewiß das Außerordentlichſte, was je in der Geſchichte des Men-

ſchengeſchlechtes vorgekommen iſt. Während der ganzen Zeit der oft Tage lang ausgedehnten Execution iſt der Gefangene im beſtändigen Wettſtreite mit ſeinen Henkern; ſie in Erfindung der ausgeſuchteſten Martern und er in Verachtung derſelben. Nicht ein Seufzer, kein Zucken verräth den Schmerz der Folter. Mit heiterem Lächeln, als wenn er ſich im Schooße des Glückes befände, rechnet er ihnen ſeine Thaten vor, macht ſie mit den Grauſamkeiten bekannt, die er an ihren Verwandten und Freunden ausgeübt; malt ihnen die Rache aus, die ſie von Seiten ſeines Stammes zu erwarten haben; verhöhnt ſie wegen ihrer geringen Uebung in Erfindung neuer Qualen, und zeigt ihnen die empfindlichſten Körpertheile zur Anwendung ausgeſuchterer Marter an.

Erkrankt ein Indianer und die von den Prieſtern bereiteten Heilmittel zeigen ſich wirkungslos, ſo bereitet er ſich mit einer Seelenruhe zum Tode vor, die wahrhaft bewunderungswürdig iſt. Sobald er das Herannahen des Todes fühlt, ſo redet er diejenigen an, welche ſein Lager umſtehen. Iſt es ein Familien-Oberhaupt, ſo gibt er ſeinen Kindern Weisheitsregeln und Tugendlehren, nimmt Abſchied von ſeinen Stammgenoſſen und läßt ein Feſt veranſtalten, wozu alle ſeine Vorräthe verwendet werden. Dann empfängt er von ſeiner Familie die Geſchenke, welche mit ihm begraben werden ſollen. Man ſchneidet mehreren Hunden die Kehle ab, in der Meinung, daß die Seelen dieſer Thiere dem Sterbenden in der anderen Welt auf der Jagd von Nutzen ſein werden. Iſt dieß geſchehen, ſo beginnt das Wehklagen der Verwandten, das ſie nur unterbrechen, um dem Sterbenden eine glückliche Reiſe zu wünſchen und ihm zu verſichern, daß ſeine Aeltern und Freunde ihn mit Jubel empfangen werden. Von allen Anweſenden iſt der Kranke am gefaßteſten und ſieht ſich die Ceremonieen mit der größten Ruhe an. — Nichts iſt rührender, als die Zartheit und Innigkeit, mit der die Indianer das Andenken ihrer Todten ehren. Mütter bewachen Jahre lang die Leichname ihrer Kinder; andere entziehen ihren Brüſten die Milch, um ſie über das Grab des Kindes auszugießen.

Mit einem Worte man verwendet bei ihnen mehr Sorgfalt auf die Todten, als die Lebenden. Sobald der Sterbende den letzten Seufzer ausgehaucht hat, wird der Leichnam in die schönsten Gewänder gehüllt, das Geſicht bemalt und er, von allen Dingen die er mit in das Grab bekommt, umgeben, vor den Eingang ſeiner Hütte geſetzt Klageweiber werden gemiethet, die in Zwiſchenräumen Loblieder zu Ehren des Verſtorbenen ſingen, tanzen und weinen. Das Grab wird mit Brettern und Zweigen ſo ausgelegt, daß die Erde den Leichnam nicht berührt; dieſe Zelle iſt mit den beſten Pelzen und den ſchönſten Blumen geſchmückt. Nachdem die Grablegung vorüber iſt, wird ein hölzerner Pfeiler auf dem Grabhügel errichtet, in den, natürlich höchſt ſtümperhaft, des Verſtorbenen Bildniß und andere auf ſein Leben ſich beziehende Figuren geſchnitzt werden.

Als Zeichen der Trauer ſcheeren ſie ſich das Haar, ſchwärzen das Geſicht, das ſie verhüllen, eſſen keine warmen Speiſen, ſtatten keine Beſuche ab und grüßen Niemanden. — Ein Eheman weint nicht um ſeine verſtorbene Frau, weil Thränen dem Manne nicht geziemen; aber die Frauen beweinen ihre Gatten ein ganzes Jahr hindurch.

So beſitzt denn der Indianer einen Charakter, der aus Extremen zuſammengeſetzt iſt; er zeigt ſich als ein blutdürſtiges Ungeheuer, dem Feinde gegenüber — iſt ein Schwärmer in der Liebe und Freundſchaft; bei faſt thieriſcher Wolluſt hält er den Bund der Ehe heilig und weiß recht gut auch darin ſeinen Begierden den Zügel anzulegen; er iſt treulos und verſchlagen, wo es darauf ankömmt, den Feind zu überliſten, und hält ſein Wort mit unverbrüchlicher Treue, wenn er es freiwillig gegeben. Außerdem beſitzt er viele Tugenden, die bei Weitem ſeine Mängel überwiegen und uns gerne glauben machen, daß die ihm anklebenden Laſter ſeinem Mangel an Civiliſation, die ihn zierenden, glänzenden Eigenſchaften aber ſeiner edlen Natur beizumeſſen ſeien.

Die Sklaverei.

Die Vertheidiger der Sklaverei in Amerika — ein System über dessen Scheußlichkeiten ich kein Wort schreiben werde, für das ich nicht mit den vollsten Beweisen einstehen kann — lassen sich in drei große Klassen theilen.

In die erste gehören die mehr gemäßigten und rationellen Eigenthümer von Menschenvieh, die dazu gekommen sind, wie zu anderem Gelde in ihrem Gewerbskapital, aber die Schrecklichkeit des Instituts im Allgemeinen zugeben und die Gefahren für die Gesellschaft, womit es vollbeladen ist, nicht verkennen: Gefahren, die, so fern sie auch jetzt noch stehen oder so spät sie heranrücken mögen, dennoch so gewiß über ihr schuldiges Haupt losbrechen werden, wie der Tag des Gerichts.

Die zweite besteht aus all den Besitzern, Züchtern, Benützern, Käufern und Verkäufern von Sklaven, die, bis das blutige Kapital ein blutiges Ende hat, sie auf jede Gefahr hin besitzen, ziehen, benützen, kaufen und verkaufen wollen; die störrig die Schrecklichkeiten des Systems läugnen, trotz einer solchen Masse von Beweisen, wie noch nie für irgend einen andern Gegenstand aufgebracht worden ist, und wozu die Erfahrung jedes Tages unermeßliche Beiträge liefert; die sogleich und in jedem Augenblick Amerika mit Vergnügen in einen innern oder auswärtigen Krieg verwickeln würden, wenn dieser nur zum einzigen Ziel und Endzweck die Sicherung ihres Rechtes hätte, die Sklaverei zu verewigen und unangefochten von irgend einer menschlichen Behörde, unbeschädigt von einer menschlichen Macht Sklaven zu peitschen, zu schinden und martern; die, wenn sie von Freiheit sprechen, die Freiheit meinen, Ihres gleichen zu unterdrücken und wild, mitleidslos und grausam zu sein; von denen jeder in dem republikanischen Amerika auf seinem eigenen Grund und Boden ein ungenügsamerer, härterer und unverantwortlicherer Despot ist, als der Kaliph Harun al Raschid in seinem zornverkündenden Scharlachrocke.

Die dritte und nicht am wenigsten zahl- und einflußreiche ist aus dem zartfühlenden Republikaneradel zusammengesetzt, der keinen Höhern ertragen und keinen Gleichen erdulden kann; aus der Klasse deren Republikanismus so lautet: „Ich will Niemand über mir ertragen, und von denen unter mir soll mir keiner zu nahe treten;“ deren Stolz in einem Lande, wo freiwillige Dienstbarkeit als eine Schmach gescheut wird, von Sklaven bedient werden muß und deren unveräußerliche Rechte ihre einzige Ausdehnbarkeit in den Ungerechtigkeiten gegen die Neger haben.

Es ist zuweilen eingewendet worden, man habe bei den nutzlosen Versuchen, die zur Förderung der Sache menschlicher Freiheit in der Republick Amerika gemacht wurden (wahrhaftig ein seltsamer Behandlungsstoff für die Geschichte) nicht die gebührende Rücksicht auf die Existenz der erst genannten Klasse genommen, und man hat behaupten wollen, es geschehe dieser Unrecht, wenn man sie mit der zweiten verwechsele. Dies ist ohne Zweifel der Fall; es haben sich schon edle Beispiele von pekuniären und persönlichen Opfern unter ihnen aufgethan und es ist sehr zu bedauern, daß die Kluft zwischen ihnen und den Advokaten der Emancipation auf alle mögliche Arten erweitert und vertieft worden ist: um so mehr als es ohne Weiteres unter diesen Sklavenbesitzern manche gutherzigen Herren gibt, die bei der Ausübung ihrer unnatürlichen Gewalt menschliches Gefühl beurkunden. Indeß steht zu befürchten, daß diese Ungerechtigkeit unzertrennlich ist von dem Zustande der Dinge, zu dessen Bekämpfung Menschlichkeit und Wahrheit berufen sind. Die Sklaverei ist um kein Haar erträglicher, weil es einige Herzen gibt, die ihren verhärtenden Einflüssen theilweise widerstehen können, und die unmuthige Fluth ehrlichen Zornes kann nicht stille stehen, weil sie in raschem Laufe unter einem Heer von Schuldigen auch einige wenige vergleichungsweise Unschuldige begräbt.

Die Gründe, welche diese besseren Menschen unter den Advokaten der Sklaverei gewöhnlich anführen, lauten so: „Es ist

ein ſchlimmes Syſtem, und ich für meine Perſon möchte es gerne los ſein, wenn ich könnte; ſehr gerne. Aber es iſt nicht ſo ſchlimm, wie ihr in England es anſehet. Ihr laſſet euch durch die Darſtellungen der Emancipationiſten täuſchen. Der größere Theil meiner Sklaven iſt ſehr anhänglich an mich. Ihr müßt ſelbſt ſagen, daß ich ſie nicht ſtrenge behandeln laſſe, und wie könnet ihr glauben, daß man ſie im Allgemeinen unmenſchlich behandle, da doch ihr Werth dadurch verringert würde und dieß dem Intereſſe ihrer Herrn ſchnur gerade zuwider liefe?

Liegt es im Intereſſe eines Menſchen, zu ſtehlen, zu ſpielen, Geſundheit und Geiſteskräfte durch Trunkenheit zu vergeuden, zu lügen, falſch zu ſchwören, ſich vom Haſſe hinreißen zu laſſen, verzweifelte Rache zu nehmen, oder Morde zu begehen? Nein. Alles dieß ſind Wege zum Verderben. Und warum wandelt die Menſchen dennoch darauf? Weil ſolche Neigungen einmal, zu den fehlerhaften Eigenſchaften ihrer Natur gehören. Streichet einmal, ihr Freunde der Sklaverei, viehiſche Luſt, Grauſamkeit und den Mißbrauch unverantwortlicher Gewalt (von allen irdiſchen Verſuchungen diejenige, der am Schwerſten zu widerſtehen iſt) von dem Verzeichniſſe der menſchlichen Leidenſchaften, und wenn ihr dieß gethan habt, früher nicht, ſo wollen wir fragen, ob es im Intereſſe eines Herrn liegt, die Sklaven zu peitſchen und zu verſtümmeln, über deren Leben und Glieder er eine unumſchränkte Gewalt beſitzt.

Aber noch einmal: dieſe Klaſſe verbunden mit der letztgenannten, der elenden Ariſtokratie, die eine falſche Republick ausgebrütet, erhebt ihre Stimme und ruft: „Die öffentliche Meinung iſt allein ſchon im Stande, ſolche Grauſamkeiten zu verhindern, gegen welche ihr eifert.“ Die öffentliche Meinung! Ei die öffentliche Meinung in den Sklavenſtaaten der Sklaverei, oder nicht? Die öffentliche Meinung in den Sklavenſtaaten hat die Sklaven den ſanftmüthigen Gnadenbezeugungen ihrer Herren überantwortet. Die öffentliche Meinung hat die Geſetze gemacht und ihnen jeden geſetzlichen Schutz verweigert. Die öffentliche

Meinung hat die Peitsche geflochten, das Brenneisen geglüht, die Büchse geladen und den Mörder geschirmt. Die öffentliche Meinung droht dem Abolitionisten mit dem Tode, wenn er sich in den Süden wagt, und schleppt ihn mit einem Strick um den Leib am hellen, nicht erröthenden Mittag durch die erste Stadt im Osten. Die öffentliche Meinung hat vor wenigen Jahren in der Stadt St. Louis einen Sklaven lebendig an einem langsamen Feuer gebraten, und die öffentliche Meinung hat bis auf den heutigen Tag den achtungswürdigen Richter auf seiner Bank erhalten, welcher den mit der Untersuchung gegen die Mörder beauftragten Geschwornen erklärte, diese verruchte That sei ein Act der öffentlichen Meinung gewesen, und dürfe als solcher von den Gesetzen, welche das öffentliche Gefühl vorgeschrieben, nicht bestraft werden. Die öffentliche Meinung hat diese Doctrin mit einem Geheul wilden Beifalls begrüßt und die Gefangenen freigegeben, um nach wie vor als Männer von Ansehen, Einfluß und Stellung in der Stadt umherzuwandeln.

Die öffentliche Meinung! Welche Klasse von Menschen besitzt durch ihre Macht, die öffentliche Meinung in der Gesetzgebung zu vertreten, ein unermeßliches Uebergewicht über die andern Mitglieder des Staates? Die Sklavenbesitzer. Sie schicken aus ihren zwölf Staaten hundert Mitglieder, während die vierzehn freien Staaten mit einer beinahe doppelt so starken freien Bevölkerung blos einhundert und zwei und vierzig senden. Vor wem beugen sich die Kandidaten um den Präsidentenstuhl am demüthigsten, wen schließen sie am zärtlichsten in ihre Arme und wessen Geschmack bedenken sie am Eifrigsten bei ihren servilen Betheuerungen? Immer sind es die Sklavenbesitzer.

Die öffentliche Meinung! Man höre die öffentliche Meinung des freien Südens, wie sie von seinen eigenen Mitgliedern im Repräsentantenhause zu Washington ausgesprochen wird. „Ich habe große Achtung vor dem Präsidenten", sagt Nord-Karolina, „ich habe große Achtung vor dem Präsidenten als Beamten des Hauses und große Achtung vor seiner Person, nur diese Achtung

hindert mich, an den Tiſch zu ſtürzen und die Petition, die ſo eben um Abſchaffung der Sklaverei in dem Diſtrict Kolumbia eingereicht wurde, in Stücke zu zerreißen." — „Ich erkläre den Abolitioniſten," ſagt Süd-Karolina, „ich erkläre dieſen unwiſſenden, wüthenden Barbaren, wenn der Zufall ja einmal einen von ihnen in unſere Hände führt, ſo hat er einen Verbrecherstod zu erwarten." — „Laſſet einen Abolitioniſten über die Gränze von Süd-Karolina kommen", ruft ein dritter, der milden Karolina Kollege, „und wenn wir ihn erwiſchen, werden wir ihm den Proceß machen und ihn trotz der Verwendung aller Regierungen auf Erden, ſelbſt die der Vereinigten Staaten nicht ausgenommen, hängen!"

Die öffentliche Meinung hat dieſes Geſetz gemacht. — Sie hat erklärt, daß in Washington, in dieſer Stadt, die ihren Namen vom Vater der amerikaniſchen Freiheit führt, ein Friedensrichter einen Neger, der die Straße hinabwandelt, feſſeln und ins Gefängniß werfen laſſen kann: es iſt dazu kein Verbrechen von Seiten des ſchwarzen Mannes nöthig. Der Richter ſagt: „Ich halte dieſen Mann einmal für einen entlaufenen Sklaven" und ſperrt ihn ein. Die öffentliche Meinung ermächtigt den Mann des Geſetzes, den Neger ſofort in den Zeitungen auszuſchreiben, damit ſein Beſitzer kommen und ihn reclamiren kann; im andern Fall wird er verkauft, um die Gefängnißkoſten zu bezahlen. Aber wenn er ein freier Schwarzer iſt, der keinen Herrn hat, ſo wird er natürlich in Freiheit geſetzt? Nein, er wird verkauft, um ſeinen Kerkermeiſter zu entſchädigen. Dieß iſt ein Fall, der ſich ſchon oft wiederholt hat. Er hat keine Mittel um ſeine Freiheit zu beweiſen; hat keinen Rathgeber, keinen Boten, keinen Beiſtand irgend einer Art; man fragt ſeinetwegen nicht nach, und leitet keine Unterſuchung ein. Er, ein freier Mann, der vielleicht Jahre lang gedient und dann ſeine Freiheit gekauft hat, wird ohne einen Proceß, um keines Verbrechens willen, ja ſogar ohne angeſchuldigt zu ſein, ins Gefängniß geworfen und verkauft, um die Gefängniß-

kosten zu bezahlen. Dies scheint unglaublich, sogar in Amerika, allein so spricht das Gesetz.

An die öffentliche Meinung wendet man sich in Fällen, wie der folgende, der in den Zeitungen die Ueberschrift führt:

Interessanter Rechtsfall.

Ein interessanter Fall ist gegenwärtig beim obersten Gerichte anhängig. Der Thatbestand ist folgender. Ein in Maryland wohnhafter Gentlemen hat einem alten paar Sklaven die factische, aber nicht gesetzliche Freiheit auf mehrere Jahre geschenkt. Während sie so mit einander lebten, wurde ihnen eine Tochter geboren, die in derselben Freiheit aufwuchs, bis sie einen freien Neger heirathete und sich mit ihm in Pennsylvanien niederließ. Sie bekamen mehrere Kinder und lebten unangefochten, bis der erste Herr starb, worauf sie sein Erbe wieder zu bekommen suchte. Allein die Behörde, vor die sie gebracht wurden, erklärte sich in diesem Falle für incompetent. Der Gutsbesitzer ergriff nun das Weib und die Kinder in der Nacht und führte sie nach Maryland.

„Preis für Neger", „Preis für Neger", „Preis für Neger", so lauten die Hauptankündigungen in den langen Spalten der vollgedrängten Journale in großen Hauptstädten. Holzschnitte von einem entlaufenen Neger mit gefesselten Händen, der sich unter einem grimmigen Verfolger in Stulpenstiefeln duckt, welcher ihn eingeholt hat und an der Kehle faßt, geben dem angenehmen Text eine liebliche Abwechslung. Der leitende Artikel protestirt gegen „diese verabscheuungswürdige und höllische Lehre der Abolition, die jedem Gesetze Gottes und der Natur gleich sehr zuwider läuft." Die zartsinnige Mama, die der geistreichen Abhandlung Beistimmung zulächelt, während sie das Blatt auf ihrer kühlen Piazza liest, beschwichtigt ihr jüngstes Kind, das sich an ihre Kniee anklammert, mit dem Versprechen einer Peitsche, um die kleinen Neger damit zu schlagen. Aber die Neger klein und groß stehen unter dem Schutze der öffentlichen Meinung.

Laßt uns diese öffentliche Meinung an einem andern Zei-

chen kennen lernen, das in dreierlei Beziehungen wichtig ist: erstens, weil daraus hervorgeht, welche verzweifelte Angst die Sklavenbesitzer vor der öffentlichen Meinung haben bei ihrer delikaten Beschreibung entlaufener Sklaven in weit verbreiteten Journalen; zweitens, weil es beweist, wie vollkommen zufrieden die Sklaven sind und wie äußerst selten sie davon laufen; drittes, weil man sieht, daß sie durchaus keine Narben, Schrammen oder sonstige Spuren von grausamer Behandlung an sich tragen, da diese Gemälde nicht von lügenhaften Abolitionisten, sondern von ihren eigenen, wahrheitsliebenden Herren entworfen sind.

Folgendes sind einige wenige Pröbchen von den Ankündigungen in den öffentlichen Journalen. Es sind erst vier Jahre, daß die älteste davon erschienen ist und andere derselben Art sind fortwährend, Tag für Tag, in Masse zu lesen.

„Entlaufen, die Negerin Karoline. Hatte ein Halsband an mit einer herabgedrückten Zinke."

„Entlaufen, ein schwarzes Weib, Betsy. Hatte eine eiserne Stange an ihrem rechten Beine."

„Entlaufen, der Neger Manuel. Sehr gezeichnet durch eiserne Fesseln."

„Entlaufen, die Negerin Fanny. Hatte ein eisernes Band um den Hals."

„Entlaufen, ein etwa zwölfjähriger Negerjunge. Hatte ein eisernes Hundeband um den Hals mit De Lampert darauf graviert."

„Entlaufen, der Neger Howa. Hat einen Ring um seinen linken Fuß. Ebenso Grise, sein Weib, die einen Ring und eine Kette am linken Bein hat."

„Entlaufen, ein Negerjunge, Names James. Besagter war gefesselt, als er mich verließ."

„Ins Gefängniß geworfen; ein Mann, der sich John nennt. Er hat an seinem rechten Fuß einen Eisenkloben von etwa vier bis fünf Pfund."

„Im Polizeigefängniß aufbewahrt, die Negerdirne Myra.

Hat verſchiedene Spuren vom Peitſchen, und Eiſen an ihren Füßen."

„Entlaufen, ein Negerweib und zwei Kinder; wenige Tage, bevor ſie davonlief, brannte ich ſie mit einem heißen Eiſen auf die linke Seite ihres Geſichtes. Ich wollte den Buchſtaben M machen."

„Entlaufen, ein Neger, Namens Henry; das linke Auge aus, einige Schrammen von einem Dolch unter ſeinem linken Arme und viele Striemen von der Peitſche."

„Hundert Dollars Belohnung für einen Negerburſchen, Pombey, vierzig Jahre alt. Er iſt auf dem linken Kinnbacken gebrannt."

„Ins Gefängniß geworfen, ein Neger. Hat keine Zehen am linken Fuße."

„Entlaufen, ein Negerweib, Namens Rachel. Hat alle ihre Zehen verloren, bis auf die große."

„Entlaufen, Sam. Wurde vor Kurzem durch die Hand geſchoſſen und hat mehrere Schüſſe in ſeinem linken Arm und der Seite."

„Entlaufen, mein Neger Dennis. Beſagter Neger iſt in dem linken Arm zwiſchen die Schulter und den Ellenbogen geſchoſſen worden, was die linke Hand gelähmt hat."

„Entlaufen, mein Neger, Namens Simon. Er iſt bös in den Rücken und den rechten Arm geſchoſſen."

„Entlaufen, ein Neger, Namens Arthur. Hat eine bedeutende Meſſerſchramme über ſeiner Bruſt und beiden Armen; ſpricht gern von der Güte Gottes."

„Fünfundzwanzig Dollars Belohnung für meinen Bedienten Iſaak. Er hat eine Narbe auf ſeiner Stirne in Folge eines Hiebs, und auf dem Rücken eine von einem Piſtolenſchuß."

„Entlaufen, ein Negermädchen, Namens Mary. Hat eine kleine Narbe über dem Auge, es fehlen ihr ſehr viele Zähne, der Buchſtabe A iſt auf ihre Wange und Stirne gebrannt."

„Entlaufen, der Neger Benn. Hat eine Narbe an ſeiner

rechten Hand, indem ſein Daumen- und Zeigefinger letzten Herbſt durch einen Schuß verletzt worden ſind. Ein Theil des Beines kam heraus. Er hat auch eine oder zwei große Narben auf dem Rücken und in der Hüfte."

„Im Gefängniß zurückbehalten, ein Mulatte, Namens Tom. Hat eine Narbe auf der rechten Wange und ſcheint im Geſicht mit Pulver verbrannt zu ſein."

„Entlaufen, ein Neger, Namens Ned. Drei ſeiner Finger ſind in Folge eines Schnitts auf die Fläche der Hand hinabgezogen. Hat eine Narbe hinten auf dem Rücken, beinahe halb rund mit einem Meſſer gemacht."

„Ins Gefängniß geworfen, ein Neger. Sagt, er heiße Joſia. Sein Rücken hat ſehr viele Schrammen von der Peitſche und auf dem Dickbein und an den Hüften an drei oder vier Orten gebrannt: ſo (J. M.). Der Rand ſeines rechten Ohres iſt weggebiſſen oder weggeſchnitten."

„Fünfzig Dollars Belohnung für meinen Burſchen Edward. Er hat eine Schramme um ſeinen Mundwinkel, zwei Schnitte auf und unter ſeinem Arme und den Buchſtaben E. auf ſeinem Arme."

„Entlaufen, der Negerjunge Ellie. Hat in einem ſeiner Arme eine Narbe von einem Hundsbiß."

„Entlaufen, von der Pflanzung der James Surgette folgende Neger: Randal, hat ein Ohr geſtutzt; Bob, hat ein Auge verloren; Kentucky Tom, hat einen Kinnbacken zerbrochen."

„Entlaufen, Antony. Eines ſeiner Ohre abgeſchnitten und ſeine linke Hand mit einer Axt abgehauen."

„Fünfzig Dollars Belohnung für den Neger Jim Blake. Hat ein Stück von jedem Ohre abgeſchnitten und den mittleren Finger der linken Hand bis zum zweiten Gelenke abgehauen."

„Entlaufen, ein Negerweib, Namens Maria. Hat auf einer Seite ihrer Wange eine Schnittnarbe. Einige Narben auf ihrem Rücken."

„Entlaufen, die Mulattendirne Mary. Hat einen Schnitt

im linken Arm, eine Narbe auf der linken Schulter und zwei obere Zähne fehlen."

Zur Erklärung des letztern Theils der Beschreibung sollte ich vielleicht hinzusetzen, daß zu den übrigen Segnungen, welche die öffentliche Meinung den Negern sichert, auch der allgemeine Brauch gehört, ihnen mit Gewalt Zähne einzuschlagen; daß man sie Tag und Nacht eiserne Halsbänder tragen läßt und mit Hunden hetzt, das sind beinahe zu gewöhnliche Sachen, um Erwähnung zu verdienen.

„Entlaufen, mein Mann Fountain. Hat Löcher in seinen Ohren, eine Narbe auf der rechten Seite seiner Stirne, ist in die hintern Theile seiner Beine geschossen und auf dem Rücken stark mit der Peitsche gezeichnet."

„Zweihundertfünfzig Dollars Belohnung für meinen Neger Jem. Er ist stark gezeichnet durch einen Schuß in seinen rechten Schenkel. Der Schuß kam von hinten, halbwegs zwischen die Hüfte und die Kniekehle."

„Ins Gefängniß gebracht, John. Das linke Ohr gestutzt."

„Aufgegriffen, ein Neger. Hat sehr viele Narben im Gesicht und auf dem Leibe und das linke Ohr weggebissen."

„Entlaufen, ein schwarzes Mädchen, Namens Mary. Hat eine Narbe auf ihrer Wange, und die Spitze eine ihrer Zehen abgehauen."

„Entlaufen, mein Mulattenweib Judy. Sie hat ihren rechten Arm gebrochen."

„Entlaufen, mein Neger Levi. Seine linke Hand ist verbrannt und ich meine, die Spitze seines Zeigefingers ist weg."

„Entlaufen, ein Neger, Namens Washington. Hat einen Theil seines Mittelfingers und die Spitze seines kleinen Fingers verloren."

„Fünfundzwanzig Dollars für meinen Bedienten John. Der Zipfel seiner Nase ist weggebissen."

„Fünfundzwanzig Dollars Belohnung für den Negersklaven Sally. Geht, als wäre er rückenlahm."

„Entlaufen, Joe Dennis. Hat einen kleinen Einſchnitt in einem Ohr.“

„Entlaufen, der Negerjunge Jack. Hat ſein linkes Ohr ein wenig geſtutzt.“

„Entlaufen, ein Neger, Namens Ivory. Hat ein kleines Stück von beiden Ohrenſpitzen ausgeſchnitten.

Da ich gerade an den Ohren bin, ſo kann ich noch bemerken, daß ein ausgezeichneter Abolitioniſt in New-York einmal in einem gewöhnlichen Poſtbrief ein Negerohr zugeſchickt bekam, das dicht am Kopfe abgeſchnitten war. Der freie und unabhängige Gentlemen, der es hatte abnehmen laſſen, begleitete ſein Geſchenk mit der höflichen Bitte, er möchte das Müſterchen in ſeine Sammlung aufnehmen.

Ich könnte dieſen Katalog von zerbrochenen Armen, zerbrochenen Schenkeln, zerfetztem Fleiſch, fehlenden Zähnen, zerfleiſchten Rücken, Hundsbiſſen und zahlloſen Brennungen mit glühenden Eiſen, ins Unendliche verlängern: da aber meine Leſer bereits Ekel genug darüber empfinden werden, ſo will ich zu einem andern Geſichtspunkte übergehen.

Dieſe Ankündigungen, wovon man jedes Jahr, jeden Monat, jede Woche, ja jeden Tag eine Sammlung anlegen könnte, und die in den Familien kaltblütig als Sachen, die ſich von ſelbſt verſtehen, als ein Theil der Tagsneuigkeiten und Stadtgeſpräche geleſen werden, können zur Genüge zeigen, wie ungemein viel die Sklaven von der öffentlichen Meinung profitiren und wie zärtlich ſie zu ihren Gunſten iſt. Uebrigens dürfte es auch der Mühe werth erſcheinen, zu unterſuchen, welche Achtung gegen die öffentliche Meinung die Sklavenbeſitzer und die Klaſſe der Geſellſchaft, der eine große Anzahl von ihnen angehört, in ihrem Benehmen nicht gegen die Sklaven, ſondern gegeneinander ſelbſt an den Tag legen; wie ſie gewöhnt ſind, ihre Leidenſchaften zu zügeln; ob ſie gegen einander ſelbſt trotzig oder artig; ob ihre geſellſchaftlichen Gewohnheiten thieriſch, blutdürſtig

und gewaltthätig sind, oder ob sie den Stempel der Bildung und Erziehung an sich tragen.

Um auch bei dieser Frage nicht durch parteiliche Aussagen von Abolitionisten irre geleitet zu werden, will ich mich abermals an ihre eigenen Journale wenden und mich, diesmal auf eine Auswahl von Artikeln beschränken, die während meines Aufenthalts in Amerika von Tag zu Tag erschienen sind, und sich auf Ereignisse beziehen, welche in dieser Zeit vorfielen. Die Cursivschrift in diesen Auszügen, wie in den vorgehenden, ist von mir selbst dazu gegeben.

Diese Fälle ereigneten sich zwar, wie man sehen wird, nicht alle, oder doch zum größten und schlimmsten Theil, wie immer ähnliche Auftritte, in legalisirten Sklavenstaaten, allein die unmittelbaren Beziehungen ihrer Schauplätze zu Gegenden, wo die Sklaverei Gesetz, und die starke Aehnlichkeit zwischen dieser Klasse von Rechtswidrigkeiten und den übrigen leitet klar und deutlich auf die Vermuthung, daß der Charakter der betreffenden Parteien in Sklavendistrikten gebildet worden ist, und durch Sklavengewohnheiten seine thierische Rohheit angenommen hat.

„Schreckliche Tragödie."

„Aus einem Artikel von dem Southport Telegraph, Rubrik Wisconsin, erfahren wir, daß der ehrenwerthe Charles C. P. Arndt, Mitglied des Rathes für Brown County auf dem Boden des Rathszimmers von James R. Vinyard, Mitglied von Grant County, erschossen worden ist. Die Affaire entstand aus einer Ernennung zu Sheriff von Grant County. Herr E. S. Baker wurde ernannt und von Herrn Arndt unterstützt. Diese Ernennung bekämpfte Vinyard, der das Amt seinem Bruder zuzuschieben wünschte. Im Verlauf der Debatte brachte der Verstorbene einige Angaben vor, welche Vinyard für falsch erklärte und sich dabei in einer heftigen Sprache die beleidigendsten Persönlichkeiten erlaubte, auf die Herr A. Nichts antwortete. Nach der Vertagung trat Herr A. zu Vinyard, und ersuchte ihn, seine Ausdrücke zurückzunehmen, was dieser unter wiederholten Beleidigungen verweigerte.

Herr Arndt verſetzte jetzt Vinyard einen Schlag; dieſer trat einen Schritt zurück, zog ein Piſtol und ſchoß ihn todt."

„Der Ausgang ſcheint von Seiten Vinyards hervorgerufen zu ſein, der entſchloſſen war, um jeden Preis die Ernennung Bakers zu vereiteln, und nun, nachdem er hier den Kürzeren gezogen, ſeinen Zorn und ſeine Rache gegen den unglücklichen Arndt kehrte."

„Die Wiskonſiner Tragödie."

„Allgemeine Entrüſtung herrſcht im Gebiet von Wisconſin, wegen der Ermordung des C. C. P. Arndt in der legislativen Halle des Bezirks. In verſchiedenen Gegenden von Wiskonſin ſind Verſammlungen gehalten worden zur Abſchaffung des Gebrauchs, in den Geſetzgebungs-Kammern des Landes heimliche Waffen zu tragen. Wir haben die Nachricht von der Ausſtoßung des James R. Vinyard des Vollbringers der blutigen That, geleſen, und hören jetzt mit Erſtaunen, daß nach dieſer Ausſtoßung von ſolchen, die es mit eigenen Augen ſahen, wie Vinyard Herrn Arndt in Gegenwart ſeines betagten Vaters tödtete, der auf Beſuch zu ſeinem Sohne gekommen war, und ſich Nichts davon hatte träumen laſſen, daß er Zeuge ſeiner Ermordung werden ſollte, Richter Dunn den Vinyard gegen Bürgſchaft freigegeben hat. Die Miners Free Press ſpricht in Ausdrücken verdienten Tadels über dieſe Verletzung der Gefühle der Wisconſiner Bevölkerung. Vinyard war blos eine Armslänge von Herrn Arndt entfernt, als er ſo tödtlich auf ihn zielte, daß er Nichts mehr ſprach. Vinyard hätte ihn ja von dieſer Nähe aus nach Belieben verwunden können, allein er zog es vor, ihn zu tödten."

„Mord."

„Aus einem Brief in einem Journal der Stadt St. Louis vom 14. erfahren wir eine ſchreckliche Unthat in Burlington, Jowa. Ein Herr Bridgam hatte mit einem Bürger dieſes Ortes, Herrn Roß, einen Streit; ein Schwager des letztern verſah ſich mit einem Coltſchen Drehpiſtole, trat Herrn B. auf

der Straße entgegen, und schoß den Inhalt von fünf Läufen auf ihn ab, wobei jeder Schuß seine Wirkung that. Herr B., obgleich schrecklich verwundet und sterbend, erwiederte das Feuer, und tödtete Roß auf der Stelle."

„Schrecklicher Tod des Robert Polter."

„Aus der Caddo Gazette vom 12. dieses erfahren wir den schauderhaften Tod des Obersten Robert Polter . . . . . Er wurde in seinem Hause von seinem Feinde, Namens Rose umzingelt. Er sprang von seinem Lager auf, ergriff seine Flinte und stürzte in seinen Nachtkleidern fort. Ungefähr zweihundert Schritte weit schien seine Schnelligkeit seinen Verfolgern Trotz zu bieten; da verwickelte er sich in ein Dickicht und wurde gefangen. Rose sagte zu ihm, er beabsichtige, einen Akt der Großmuth zu begehen, und ihm eine Möglichkeit der Rettung an die Hand zu geben. Er solle jetzt davon laufen, und werde ihn nicht unterbrechen, bis er eine gewisse Entfernung erreicht habe. Polter sprang auf das Kommandowort davon, und hatte den See erreicht, bevor eine Flinte abgefeuert wurde. Sein erster Impuls war ins Wasser zu springen und unterzutauchen, was er auch that. Rose war dicht hinter ihm, und stellte seine Leute am Ufer schußfertig auf, sobald er sich zeigen würde. In wenigen Sekunden kam er herauf um zu athmen, aber kaum hatte sein Kopf die Oberfläche des Wassers erreicht, als er von ihren Schüssen gänzlich durchlöchert wurde und der Unglückliche hinabsank, um nicht wieder herauf zu kommen."

„Mord in Arkansas."

„Wie wir hören, hatte vor wenigen Tagen unter der Seneca Nation ein ernstliches Rencontre Statt zwischen Herrn Loose, dem Subagenten des vermischten Stammes der Senecas, Quabaw und Schawnees, und Herrn James Gillespie, vom Handlungshaus Thomas G. Allison und Comp. von Maysville, Beaten, County Ark, wobei der letztere mit einem Schnappmesser erstochen wurde. Es hatte schon seit einiger Zeit eine Mißhelligkeit zwischen ihnen Statt gefunden. Man sagt, Major

Gillespie habe den Angriff mit einem Stock begonnen. Darauf erfolgte ein ernſtliches Zuſammentreffen während deſſen Gillespie zwei, und Looſe ein Piſtol abfeuerte. Endlich erſtach Looſe ſeinen Gegner mit einer jener nie fehlenden Waffen, einem Schnappmeſſer. Der Tod des Major G. wird ſehr bedauert, da er ein freiſinniger und energiſcher Mann war. Seit Obiges unter Preſſe war, haben wir erfahren, Major Alliſon habe ſich gegen einige unſerer Mitbürger geäußert, daß Herr Looſe den erſten Schlag gethan habe. Wir unterlaſſen es, auf weitere Einzelnheiten einzugehen, da die Sache Gegenſtand einer gerichtlichen Unterſuchung ſein wird."

„Schändliche That."

„Das Dampfboot Thames brachte uns ſo eben vom Miſſouriſluſſe her eine Anzeige, der zufolge ein Preis von 500 Dollars auf diejenige Perſon ausgeſetzt iſt, die in der Nacht vom 6. dieſes den Gouverneur dieſes Staates Lilburn W. Baggs in Independence ermordete. Gouverneur Baggs war, wie es in einem geſchriebenen Taſchenbuche heißt, nicht todt, aber tödtlich verwundet."

Seit das Obige geſchrieben war, erhielten wir ein Billet von dem Schreiber des Thames, der uns folgende nähere Umſtände mittheilt: Gouverneur Baggs wurde Freitag den 6. dieſes, Abends, in einem Zimmer ſeines eigenen Hauſes in Independence von einem Schurken erſchoſſen. Sein Sohn, ein kleiner Knabe, rannte, als er den Knall hörte, in das Zimmer, und fand den Gouverneur in ſeinem Seſſel ſitzend mit herabgefallenem Kinnbacken und den Kopf zurückgelehnt; ſobald er dieſen Frevel an ſeinem Vater entdeckte, machte er Lärm. Im Garten, unter dem Fenſter fanden ſich Fußtritte und ein Piſtol, das vermuthlich überladen geweſen, und daher dem Schurken, der es abgeſchoſſen hatte, aus der Hand geflogen war. Drei Rehpoſten hatten ihre Wirkung gethan; der eine ging durch den Mund, der andre in das Hirn, und der dritte wahrſcheinlich in oder neben das Hirn; alle gingen in den hintern Theil des Nackens und Kopfes. Der Gouverneur lebte noch

am Morgen des 7., allein ſeine Freunde haben wenig Hoffnung auf ſeine Geneſung, und auch die Aerzte glauben ſehr ſchwach daran."

„Ein Mann war verdächtig, und der Sheriff hat ſich höchſt wahrſcheinlich jetzt ſeiner Perſon bemächtigt."

„Das Piſtol war eines von einem Paar, das ein paar Tage vorher einem Bäcker in Independence geſtohlen worden war, und das Gericht hat die Beſchreibung vom anderen."

„Rencontre."

„Eine unglückliche Affaire fand Freitag Abends in Chatres Street Statt, wobei einer unſerer ehrenwerthen Mitglieder eine gefährliche Dolchwunde in den Unterleib erhielt. Aus der geſtrigen Biene (New Orleans) erfahren wir folgende nähere Umſtände. Es ſcheint, daß auf der franzöſiſchen Seite des Blattes am letzten Montag ein Artikel erſchienen war, der einige Bemerkungen über das Artilleriebataillon enthielt, weil es am Sonntag Morgen ſeine Kanonen abgefeuert hatte, als Erwiederung auf die vom Ontario und Woodbury, wodurch die Familien von Leuten, welche die ganze Nacht beſchäftigt geweſen waren, den Frieden der Stadt zu erhalten, in große Unruhe verſetzt wurden. Major C. Gally, Commandant des Bataillons, ärgerlich darüber, kam auf das Bureau, und verlangte den Namen des Verfaſſers; man nannte ihm Herrn P. Arpin, der gerade abweſend war. Es wurden jetzt noch einige zornige Worte mit einem der Eigenthümer gewechſelt, und es erfolgte eine Forderung. Die Freunde beider Gegner ſuchten die Sache beizulegen, allein es gelang ihnen nicht. Freitag Abend um ſieben Uhr begegnete Major Gally Herrn P. Arpin in Chatres Street, und redete ihn an:

„Sind Sie Herr Arpin?"

„Ja, Sir."

„Dann habe ich Ihnen zu ſagen, daß Sie . . . ." (und er gebrauchte ein geeignetes Epithiteton.)

„Ich werde Sie an Ihre Worte erinnern, Sir."

„Aber ich habe geſagt, daß ich meinen Stock auf Ihren Schultern zuſammenſchlagen werde."

Gillespie habe den Angriff mit einem Stock begonnen. Darauf erfolgte ein ernſtliches Zuſammentreffen während deſſen Gillespie zwei, und Looſe ein Piſtol abfeuerte. Endlich erſtach Looſe ſeinen Gegner mit einer jener nie fehlenden Waffen, einem Schnappmeſſer. Der Tod des Major G. wird ſehr bedauert, da er ein freiſinniger und energiſcher Mann war. Seit Obiges unter Preſſe war, haben wir erfahren, Major Alliſon habe ſich gegen einige unſerer Mitbürger geäußert, daß Herr Looſe den erſten Schlag gethan habe. Wir unterlaſſen es, auf weitere Einzelnheiten einzugehen, da die Sache Gegenſtand einer gerichtlichen Unterſuchung ſein wird."

„Schändliche That."

„Das Dampfboot Thames brachte uns ſo eben vom Miſſouriſluſſe her eine Anzeige, der zufolge ein Preis von 500 Dollars auf diejenige Perſon ausgeſetzt iſt, die in der Nacht vom 6. dieſes den Gouverneur dieſes Staates Lilburn W. Baggs in Independence ermordete. Gouverneur Baggs war, wie es in einem geſchriebenen Taſchenbuche heißt, nicht todt, aber tödtlich verwundet."

Seit das Obige geſchrieben war, erhielten wir ein Billet von dem Schreiber des Thames, der uns folgende nähere Umſtände mittheilt: Gouverneur Baggs wurde Freitag den 6. dieſes, Abends, in einem Zimmer ſeines eigenen Hauſes in Independence von einem Schurken erſchoſſen. Sein Sohn, ein kleiner Knabe, rannte, als er den Knall hörte, in das Zimmer, und fand den Gouverneur in ſeinem Seſſel ſitzend mit herabgefallenem Kinnbacken und den Kopf zurückgelehnt; ſobald er dieſen Frevel an ſeinem Vater entdeckte, machte er Lärm. Im Garten, unter dem Fenſter fanden ſich Fußtritte und ein Piſtol, das vermuthlich überladen geweſen, und daher dem Schurken, der es abgeſchoſſen hatte, aus der Hand geflogen war. Drei Rehpoſten hatten ihre Wirkung gethan; der eine ging durch den Mund, der andre in das Hirn, und der dritte wahrſcheinlich in oder neben das Hirn; alle gingen in den hintern Theil des Nackens und Kopfes. Der Gouverneur lebte noch

am Morgen des 7., allein seine Freunde haben wenig Hoffnung auf seine Genesung, und auch die Aerzte glauben sehr schwach daran."

„Ein Mann war verdächtig, und der Sheriff hat sich höchst wahrscheinlich jetzt seiner Person bemächtigt."

„Das Pistol war eines von einem Paar, das ein paar Tage vorher einem Bäcker in Independence gestohlen worden war, und das Gericht hat die Beschreibung vom anderen."

„Rencontre."

„Eine unglückliche Affaire fand Freitag Abends in Chatres Street Statt, wobei einer unserer ehrenwerthen Mitglieder eine gefährliche Dolchwunde in den Unterleib erhielt. Aus der gestrigen Biene (New Orleans) erfahren wir folgende nähere Umstände. Es scheint, daß auf der französischen Seite des Blattes am letzten Montag ein Artikel erschienen war, der einige Bemerkungen über das Artilleriebataillon enthielt, weil es am Sonntag Morgen seine Kanonen abgefeuert hatte, als Erwiederung auf die vom Ontario und Woodbury, wodurch die Familien von Leuten, welche die ganze Nacht beschäftigt gewesen waren, den Frieden der Stadt zu erhalten, in große Unruhe versetzt wurden. Major C. Gally, Commandant des Bataillons, ärgerlich darüber, kam auf das Bureau, und verlangte den Namen des Verfassers; man nannte ihm Herrn P. Arpin, der gerade abwesend war. Es wurden jetzt noch einige zornige Worte mit einem der Eigenthümer gewechselt, und es erfolgte eine Forderung. Die Freunde beider Gegner suchten die Sache beizulegen, allein es gelang ihnen nicht. Freitag Abend um sieben Uhr begegnete Major Gally Herrn P. Arpin in Chatres Street, und redete ihn an:

„Sind Sie Herr Arpin?"

„Ja, Sir."

„Dann habe ich Ihnen zu sagen, daß Sie . . . ." (und er gebrauchte ein geeignetes Epithiteton.)

„Ich werde Sie an Ihre Worte erinnern, Sir."

„Aber ich habe gesagt, daß ich meinen Stock auf Ihren Schultern zusammenschlagen werde."

Wenn ſich der Leſer die Art von Ehrengericht vorſtellen will, das den Streit zwiſchen dieſen zwei kleinen Buben gütlich beilegte, die man in jedem anderen Theile der Welt gütlich über zwei Bänke gelegt und tüchtig mit birkenen Ruthen durchgeſchlagen haben würde, ſo würde es ihm ohne Zweifel eben ſo lächerlich erſcheinen, wie mir, ſo oft dieſes Bild vor meinen Augen aufſteigt..

Nun appellire ich an jede Menſchenſeele, die mit dem gemeinſten Menſchenverſtande und dem gemeinſten Menſchengefühle begabt iſt; an alle leidenſchaftsloſen, denkenden Geſchöpfe, gleich viel von welcher Meinung und Schattirung, und frage, ob ſie mit dieſen empörenden Zeugniſſen von dem Zuſtande der Geſellſchaft in den Sklavenſtaaten und ihrer Nähe vor den Augen noch an der wirklichen Lage der Sklaven zweifeln oder auch nur einen Augenblick zwiſchen dieſem Inſtitut oder einer ſeiner ſchauderhaften Kundgebungen und ihrem eigenen Gewiſſen ſchwanken können? Werden ſie irgend eine Erzählung von Grauſamkeit und Schandthat, ſo ſtark die Farben auch aufgetragen ſein mögen, für unwahrſcheinlich erklären, wenn ſie ſich nur an die öffentlichen Blätter halten dürfen, um ſich Beweiſe, wie dieſe, von denſelben Menſchen, welche die Sklaven beherrſchen, vorlegen zu laſſen.

Wiſſen wir nicht, daß der garſtigſte Auswuchs der Sklaverei zugleich die Urſache und Wirkung der rückſichtsloſen Frechheit und Ausgelaſſenheit iſt, wozu ſich dieſe freigebornen Banditen berechtigt glauben? Wiſſen wir nicht, daß der Mann, der mitten unter ihren Ungerechtigkeiten geboren und groß gewachſen iſt; der in ſeiner Kindheit Männer genöthigt geſehen hat, auf das Kommandowort ihre Weiber durchzupeitſchen, Weiber aufs Unanſtändigſte gezwungen, ihre Röcke aufzuheben, damit die Männer ihnen um ſo empfindlichere Geißelhiebe über die Beine beibringen konnten, der ſie ſodann während der Arbeitszeit von thieriſch rohen Aufſehern getrieben und gehetzt und auf dem Felde der Mühſal, ja unter der Peitſche ſelbſt Mütter werden ſah; der

in ſeiner Jugend Beſchreibungen von entlaufenen Männern und Weibern unter ihren verſtümmelten Figuren, wie man ſie anderswo kaum von den Bewohnern des Viehſtalls oder einer Menagerie zu veröffentlichen wagen würde, geleſen und in den Händen ſeiner jungfräulichen Schweſtern geſehen hat; wiſſen wir nicht, daß dieſer Mann, wenn ſein Zorn aufgeregt wird, ein viehiſcher Wilder ſein muß? Wiſſen wir nicht, daß er, wie in ſeinem häuslichen Leben ein Feigling iſt und unter ſeinen ſchaudernden Sklaven und Sklavinnen mit einer ſchweren Peitſche bewaffnet einhergeht, ſo auch außerhalb des Hauſes ſich als Feigling erwieſen hat, der Feiglingswaffen in ſeiner Bruſt verborgen bei ſich führt und die Leute niederſchießt und niederſticht, wenn er mit ihnen in Streit kommt? Und wenn unſere Vernunft uns auch nicht dieſes und noch vieles Andre lehrte, wenn wir Einfaltspinſel genug wären, unſere Augen für dieſe ſeine Erziehungsweiſe zu ſchließen, welche ſolche Menſchen heranbildet, müßten wir nicht dennoch wiſſen, daß diejenigen, die unter Ihresgleichen in den Hallen der Geſetzgebung, im Börſenhauſe, auf dem Marktplatz und bei allen ſonſt friedſamen Beſchäftigungen des Lebens Dolch und Piſtole brauchen, auch gegen ihre Untergebenen, und ſollten es freie Diener ſein, unbarmherzige, gefühlloſe Tyrannen ſein müſſen.

Wie? ſollen wir gegen das unwiſſende Bauernvolk von Irland deklamiren und der Sache einen Mantel umhängen, wenn von dieſen amerikaniſchen Zuchtmeiſtern die Rede iſt? Sollen wir über die Brutalität derjenigen, welche dem Rindvieh die Häckſe durchſchneiden, Pfui rufen und dieſe Lichter der Freiheit auf Erden verſchonen, welche Männer und Weibern die Ohren durchlöchern, angenehme Sinnſprüche in ihr zuckendes Fleiſchſchneiden, mit Federn von glühendheißem Eiſen auf menſchliche Geſichter ſchreiben lernen, ihre poetiſche Phantaſieen auf die Folter ſpannen, um Livreen der Verſtümmelung zu erfinden, welche ihre Sklaven ihr Lebenlang bis ans Grab tragen müſſen, die in lebendige Seiten ſtoßen, wie die Kriegsknechte, die den Erlöſer

der Welt verspotteten und ermordeten, die endlich vertheidigungslose Geschöpfe als Zielscheiben ihrer Freudenschüsse aufpflanzen! Sollen wir jammern über die Legenden von den Martern, welche die heidnischen Indianer einander angethan, und lächeln zu den Grausamkeiten dieser Christenmenschen? Sollen wir, so lange diese Dinge andauern, frohlocken über die zerstreuten Trümmer dieses stattlichen Geschlechtes und triumphiren, daß sich die Weißen im Genusse ihrer schönen Besitzungen befinden? Nein, lieber stelle man den Wald und das indianische Dorf wieder her; statt der Sterne und bunten Flaggen lasse man irgend eine armselige Feder in den Lüften flattern; man bebaue die Straßen und Vierecke wieder mit Wigwams, und wenn auch der Todtengesang von hundert hochmüthigen Kriegern die Lüfte erfüllen sollte, er wird Musik sein gegen das Krächzen eines unglücklichen Sklaven.

Ueber ein Thema, das uns gewöhnlich vor Augen liegt, und in Beziehung auf welches unser Nationalcharakter sich schnell verändert, laßt die offene Wahrheit gesprochen werden und laßt uns nicht, wie Feiglinge, bloß auf den Busch klopfen, indem wir auf den Spanier und den trotzigen Italiener hindeuten. Wenn Engländer in Händeln Messer gegen einander ziehen, so laßt uns laut und offen sagen: „Wir verdanken diese Aenderung der republikanischen Sklaverei.“ Dieß sind die Waffen der Freiheit. Mit scharfen Spitzen und Schneiden, wie diese, zerhaut und zerhackt die Freiheit in Amerika ihre Sklaven, oder wenn es dazu an Veranlassungen fehlt, so verwenden ihre Söhne sie zu einem besseren Gebrauche und kehren sie gegen einander selbst. (Ch. Dickens).

Eine Sclavenauction auf dem Lande.

Ein bedeutender Farmer war gestorben. Er hatte weder Frau noch Kinder hinterlassen. Nur entfernte Anverwandte machten auf seinen Nachlaß Anspruch; und seine ganze Verlas-

ſenſchaft mit allen ſeinen Sclaven, wurde zum öffentlichen Verkaufe geſtellt. Unter dieſen befanden ſich zwei Familien. Die eine beſtand aus Mann und Frau und drei Kindern. Der Mann war ohnefähr 40 Jahre, die Frau 32, und die Kinder 8, 6 und 2 Jahre alt. Die zweite war ein junges Paar; ihr einziges Kind erhielt noch Nahrung an der mütterlichen Bruſt. Die übrigen Sclaven waren ſechs junge ſtarke Neger, ein Weib von ohngefähr 65 Jahren, eine hübſche Schwarze und ein wahrhaft ſchönes, faſt weißes Mädchen von 19 Jahren.

Zuerſt fragte der Auctionator, ob er die Familien einzeln, oder zuſammen ausbieten ſolle. — Sogleich traten einige ſehr reiche Farmer aus der Zahl der Anweſenden heraus und forderten die Verſteigerung aller zuſammen.

Dieſe Forderung war ein Troſt für die armen Unglücklichen, und Hoffnung und Freude kehrte zurück, glänzte aus ihren Augen. Der Name des Vaters, ſein Alter, ſowie das der Gattin und Kinder wurde ausgerufen und endlich die ganze Familie auf ein Meiſtgebot von 1200 Dollars zugeſchlagen. Die zweite noch junge Familie koſtete 1400 Dollars. Die jungen Männer fielen für 700 bis 1000 Dollars; der Preis der alten Frau betrug 200 Dollars und das ſchwarze Mädchen ging für 650 Dollars weg. Zuletzt wurde das junge, reizende, faſt weiße Mädchen ausgeboten. Sie trug einen hübſchen Hut, ein feines Kleid und man ſah ihr an: daß ſie an ſchwere Arbeiten nicht gewöhnt worden war. Es war vielleicht der Liebling, die Tochter ihres verſtorbenen Herrn geweſen. Es wurde von ihr gerühmt: ſie ſei geſchickt im Nähen, Sticken, Platten; eine vorzügliche Köchin und erſt 19 Jahre alt; vollkommen geſund, ihr Körper rein und ohne Makel, ihr Buſen ſchön gebauet und feſt; an ihr bemerke man nicht den üblen Geruch der Schwarzen.

Als ſie vorgerufen wurde, trat ſie beſchämt und ſchluchzend vor, und hielt ihr ſchneeweißes Tuch vor das Geſicht.

Der Auctionator ſuchte ſie zu beruhigen und bat das Tuch wegzunehmen und ihr intereſſantes Geſicht zu zeigen. Sie that

es, indem ihr helle Thränen aus den Augen stürzten. Sie wurde endlich einem alten lahmen Mann für 725 Dollars zugeschlagen; nachdem er sie vorher von einer ihm bekannten Frau in einem benachbarten Hause hatte genau untersuchen lassen und sie von ihr für gut war erklärt worden.

Die erforderlichen gesetzlichen Formalitäten wurden berichtiget, wornach er den Kaufpreis sofort erlegte. (G. F. Streckfuß.)

Eine Hinrichtungsscene.

Die Hinrichtungen sind in Amerika noch meist öffentlich. In einigen Staaten jedoch, wie in Pensylvanien, sind nur einige Personen dabei; der Sheriff, der Geistliche, einige Mann Wache, und wenn es der Wunsch des Delinquenten ist, seine Freunde und Verwandten. Obschon den Sheriff, in der County die erste Magistratsperson ist, hat er doch die Pflicht, den Delinquenten den Strick um den Hals zu legen, oder einen Henker dafür zu dingen. Größtentheils, wenn auch nicht immer, geschieht das letztere. Immer aber muß er zugegen sein und das Gerüst mit besteigen. Der Henker ist, wenn die Hinrichtung öffentlich geschiehet, stets masquirt; eben so der Delinquent. Wenigstens wird dessen Gesicht mit einem weißen Mouslinstreifen bedeckt.

Ich bin in Baltimore Zeuge einer Hinrichtung gewesen. —

Der Kapitän eines Schiffes, welches von Baltimore nach Westindien gehen wollte, hatte seinen schwarzen Koch eines geringen Vergehens wegen, schwer gemißhandelt. Der Neger schwur ihm Rache, war aber äußerlich ruhig; verrichtete seine Geschäfte und Niemand ahnete etwas.

Der Kapitän hatte sich aber kaum auf einer Bank ausgestreckt, um Mittagsruhe zu halten, als der Koch das scharfe Fleischbeil ergreift und ihm einen solchen Hieb in den Hals versetzt, daß dieser fast ganz durchschnitten wird.

Man bemächtiget sich nun sofort des Thäters, fesselt ihn,

und das seines Führers beraubte Schiff, kehrt nach Baltimore zurück, wo der Verbrecher dem Criminal-Court übergeben wird.

Der Unglückliche, an dessen Körper noch sichtbare Spuren der Mißhandlung vorhanden sind, leugnete die That nicht; allein er will den Kapitän nicht morden, nur die Hand, welche ihn so ungerecht behandelt hatte, will er haben abhauen wollen, in der Wuth aber fehlgeschlagen haben. Mehrere Courtsitzungen werden gehalten; man kann sich nicht sofort vereinigen und endlich scheint mehr die Farbe als die That, den Ausspruch schuldig des vorbedachten Todtschlages, — hervorzurufen.

Die Hinrichtung fand in der Jailyard — im Gefängnißhofe — statt. Das Gefängniß liegt ganz am Ende der Stadt, am Fuße des Berges, auf dessen Gipfel das schon von weiten sichtbare Denkmal Washingtons steht. Von hier aus kann man den ganzen, von einer hohen Mauer umgebenen Gefängnißhof übersehen, in dessen Mitte das schöne Gefängniß liegt. Es ist dieses wieder durch eine hohe Mauer von dem Zuchthause geschieden, welches mehr einem Schlosse ähnlich siehet. Eine kleine Straße trennt die letzten Häuser der Stadt von demselben.

An der einen Seite dieses Hofes war den Tag vorher ein Gerüst aufgeschlagen worden, welches mit einer Fallthür versehen war, über welcher der Galgen angebracht war.

Die Hinrichtung fand in der Mitte Mai 1835, an einem schönen Frühlingstage, statt. Ich hatte meinen Standpunkt auf dem oben erwähnten Berge genommen, um so alles sehen zu können. Der Verbrecher wurde in eine weiße Kattun-Kutte gekleidet, barfuß, die Arme über den Ellenbogen mit einem schwarzen starken Bande festgebunden, auf das Gerüst geführt. Er stieg die hohe Treppe mit festem Schritte hinauf; gefolgt von dem masquirten Henker und dem Sheriff. Oben wurde ihm der Strick um den Hals gelegt, worauf beide das Schaffot eilig verließen.

In diesem Zustand begann er eine lange Rede; gestikulirte heftig, soweit die gefesselten Arme es gestatteten und schrie da-

bei ſo ſtark, daß ich, obwohl auf 4 bis 500 Schritte von ihm entfernt, ſeine Worte hören, wenn auch nicht verſtehen konnte. Er dehnte ſie wohl auf 15 bis zwanzig Minuten aus. Endlich war ſie beendiget; die Fallthür öffnete ſich und der Arme ſtürzte herab und ſchwebte vom Stricke gehalten, zwiſchen Himmel und Erde.

Seine Eitelkeit oder ſein Muth, kamen ihm aber theuer zu ſtehen. Wahrſcheinlich war ihm, um ihn nicht im Sprechen zu hindern, der Strick nicht feſt um den Hals gelegt worden; denn wohl zwölfmal drehte er ſich im Kreiſe herum, und die furchtbaren Anſtrengungen womit er ſeine gefeſſellten Arme zu befreien und den Strick zu lüften ſuchte, zeigte von Bewußtſein. Noch mehrere Minuten machte er mit den ſchwarzen nackten Beinen gewaltige Bewegungen, bis ſie endlich ſchwächer wurden und ſein Geiſt entfloh.

Während der letzten Anſtrengungen des Unglücklichen, eilte ich von meinem entfernten Platze nach dem Orte der Hinrichtung. Als ich in deſſen Nähe gekommen war, hatte der Unglückliche ausgelitten.

Ich kehrte ſofort wieder um; allein noch war ich nicht 50 Schritte entfernt, als ich mich noch einmal umſah, und ſchon war der Leichnam abgeſchnitten und den harrenden Aerzten übergeben. (G. F. Streckfuß.)

Hinrichtung eines Indianers.

Der erſte Indianer, der von den Cherokeſen durch ein cherokeſiſches Geſetz und von einem Cherokeſen-Sheriff hingerichtet wurde, war ein Mann Namens Rat, den ſie vor mehreren Jahren, etwa fünf Meilen von Van Buren in Arkanſas, hingen, weil er einen anderen Indianer Namens Moskito erſchlagen hatte. Der Sheriff ließ nicht weit vom Gerichtshauſe einen

Galgen errichten; als der Verbrecher aber, ein ſehr großer Mann, dorthin geſchafft wurde, fand man, daß er für ſeine Bequemlichkeit zu kurz ſei, und ein anderer Platz mußte zur Exekution ausgeſucht werden.

Die ganze Bande von Indianern mit dem Sheriff und Nat in der Mitte, zog alſo zum Ufer des Arkanſas, um ſich dort einen paſſenden Raum, der dem verlangten Zwecke entſpräche, aufzuſuchen. Bald war auch ein ſolcher, ein hoher Baumwollenholzbaum gefunden und ein horizontal ausſtrebender Aſt desſelben zu dem verlangten Inſtrumente erſehen. Als jedoch alles bereit war, äußerte Nat den Wunſch, noch einmal vorher im Fluſſe zu baden, was ihm auch erlaubt ward. Doch bewachten ihn dabei die ſicheren Büchſen der Cherokeſen am Ufer. Er ſprang ins Waſſer, plätſcherte dort eine Weile umher, ſchwamm ſtromauf und ab und kam dann wieder zum Ufer zurück, wo er ſich zu der letzten Scene des Dramas bereit erklärte.

Der Sheriff befahl ihm nun, den Baum zu erklettern, welchem Befehle er, von einem Diener des Geſetzes gefolgt, der den fatalen Strick in der Hand trug, gehorchte. Als Nat den bezeichneten Aſt erreicht hatte, bat ihn der Sheriff, ſo weit hinaus zu rutſchen, wie er könne, was er ebenfalls that; dann befeſtigte ihm jener den Strick um den Hals und band das andere Ende um den Aſt.

Alle dieſe Vorrichtungen wurden mit der größten Kaltblütigkeit in's Werk geſetzt, und das vollkommenſte Einverſtändniß ſchien zwiſchen dem Sheriff und dem Gefangenen zu herrſchen. Als alles beendet war, ſagte der Sheriff zu Nat, daß er jetzt vom Baume hinabgleiten und ihm ein Zeichen geben würde; dann möge er nur herunterſpringen. Damit war Nat auch vollkommen zufrieden. Der Sheriff erreichte den Boden wieder und zu dem Aſte, auf welchem der arme Teufel ſaß, hinaufſehend, rief er:

„Nun, Nat, Du rother Hallunke, ſpring!

Und Nat ſprang wirklich, zuckte noch ein paar Male und hing, eine Leiche an dem Seile. Seine rothen Brüder waren ungemein erſtaunt über das ganze Verfahren; denn es war das erſte Mal, daß ſie einer ſolchen Exekution beigewohnt hatten. (Echoes from the Backwoods by Captain Levinge.)

Texas*)

Galveſton und das Innere des Landes.

Der erſte Anblick von Galveſton gibt keinen ſonderlichen Begriff von ſeiner Wichtigkeit, die Häuſer ſind klein, und nur hie und da zeugt ein größeres Haus von bedeutenderen Anſprüchen ſeines Beſitzers. Die Straßen ſind nicht ſehr regelmäßig, und die Häuſer beſtehen aus Holz, meiſt blos aus aneinander genagelten Planken. Das Ganze hat ein ſehr gebrechliches Anſehen, und namentlich vom Hafen aus iſt an einen großartigen Eindruck nicht zu denken.

Die Inſel Galveſton iſt etwa fünfzehn (engliſche) Meilen lang und ſelten über zwei breit. Nur drei Bäume ſtehen darauf und dieſe ſind nicht ſonderlich ſchön und groß, dienen jedoch als eine Art Landmark; der Boden iſt reich und mit dem langen dicken üppigen Prairiegraſe bedeckt. Die Inſel iſt von mehreren Meereseinſchnitten, Bayous genannt, durchzogen. Gegenwärtig iſt Galveſton die einzige Stadt auf der Inſel, dieſe hebt ſich aber ſchnell. Sonderbar iſt es, daß hier, wo Backſteine ſo leicht gemacht werden könnten, die Einwohner ſich immer noch mit ihren hölzernen Hütten begnügen, die im Durchſchnitte

*) Aus dem früher erwähnten Werke einer engliſchen Dame, welche den Titel führt: „Texas und der Golf von Mexico, oder Jagdfahrten in der neuen Welt.“ Auch der folgende Abſchnitt iſt demſelben entnommen.

nicht länger als zehn Jahre dauern und in dieser Zeit leicht vom Winde umgestürzt werden, ein Fall, der nicht gerade selten vorkommt, den Häusern aber keinen sonderlichen Schaden zufügt. Die Schnelligkeit, womit man hier Häuser erbaut, ist erstaunlich. Ein Haus von sechs Zimmern wird vom Boden bis zum Dache aufgerichtet, und bewohnbar gemacht in Zeit von einer Woche; freilich sind solche Häuser nicht sonderlich luftdicht und gut geschlossen, aber die Texaner sind ein ungeduldiges Volk, sie gehen in Allem schneller, als ich sonst je von Leuten sah oder hörte. Die Gegenwart und wie sie diese am besten benutzen können, ist ihre fixe Idee, und sie sind von ihren täglichen Geschäften allzu sehr eingenommen, um ruhig an die Resultate zu denken.

Die Stadt enthält etwa 300 bedeckte Gebäude, die man Häuser nennt, und vier Kirchen, ziemlich viel für die Einwohnerzahl von 2000. Tempel, öffentliche Plätze, Theater, botanische und zoologische Gärten sind bis jetzt bloß im Plane; kurz, Galveston ist eine beginnende Stadt, die aber bald zu Flor und Bedeutung gelangen wird. Schon jetzt finden sich bedeutende Kaufläden daselbst, und es erscheinen drei Zeitungen, in denen die Anzeigen oft unterhaltend genug sind, namentlich von den Aerzten, mit denen Galveston reichlich versehen ist. Für einen Fremden ist es mitunter äußerst spaßhaft, durch die Straßen zu wandern und die verschiedenen Geschäfte und Berufsarten zu betrachten. An Advokaten-Bureaus ist kein Mangel, und die Schnappsbuden sind gleichfalls ziemlich dicht gesäet. Einige der am meisten besuchten Läden sind die, welche Arzneien enthalten, und jedes ankommende Schiff bringt Blutegel zu Tausenden, Chinin in Ballen und Calomel in Fäßchen. Das Prakticiren muß hier einträglich sein.

Es findet sich hier ein Geist gegenseitiger Hülfsleistung, den man nur mit Vergnügen betrachten kann. Auch die Artigkeit und Höflichkeit der Texaner kann ich nur loben. So ließ z. B. ein Bierwirth an der Werfte in der Nacht, ehe ich an's

Land ſtieg, eine bequeme Treppe am Landungsplatze aushauen und ein Geländer anbringen, ohne eine Entſchädigung zu erwarten oder anzubringen. Der Aufſtieg wäre in dem ſchlammigen Boden allerdings höchſt mühesam geweſen, denn die Stelle iſt ſo ſchmutzig, wie in der Regel die Umgebungen der Häuſer, wo jetzt gewöhnlich noch die Schweine ſich wälzen. Es wäre nicht ſehr ſchwer, dem Uebelſtande, daß ſich das Waſſer um die Häuſer her anſammelt, abzuhelfen; aber man iſt mit anderen Dingen allzuſehr beſchäftigt, um ſich damit abzugeben. Die Schweine, die ſich hier wälzen, ſuchen ſich indeß nicht die reinlichſte Nahrung, ſondern ſtreiten ſich oft mit dem Aasgeyer um gefallenes Vieh, ſo daß ich während meines Aufenthaltes Schweinefleiſch ſorgfältig vermied. Die Hunde liegen in ewigem Streite mit den Schweinen, und ſelten ſieht man letztere mit Ohren und Schweif.

Es gibt ein großes, in gutem Zuſtande befindliches Hôtel zu Galveſton und mehrere kleinere. Im erſteren, dem ſogenannten Tremont-Houſe, verſammelt ſich der faſhionable Theil der Geſellſchaft. Die Table d'Hôte-Zeit iſt zwei Uhr, und eine Viertelſtunde nachher — denn der Amerikaner widmet dem Eſſen keine längere Zeit — ſieht man ſie unter der breiten Verandah des Hôtels in jeder möglichen Varietät von Körperverkrümmung die Zeitung leſen. Ich glaube, es liegt nicht in der Natur des Amerikaners, ſtill oder gerade zu ſitzen. Sie wiegen ſich entweder in ihren Stühlen, oder rutſchen hin und her, oder ſie ſtrecken die Beine über das Gitter der Verandah und ergeben ſich der abſcheulichen Unreinlichkeit, über welche Herr Dickens ſich mit ſo verdienter Mißbilligung ausſpricht. Ich wundere mich, daß die amerikaniſchen Damen der Sache keinen Eintrag thun; ich habe Grund zu glauben, daß ſie in ihrem Benehmen eben ſo artig und anſtändig, als ſie gebildet und ſchön ſind, daß ſie einen unbegränzten Einfluß ausüben und mit ausgezeichneter Achtung und Rückſicht von den kecken „Söhnen des Bodens" behandelt werden; warum erheben ſie ſich nicht, und

ſprechen zu ihren Männern, Brüdern und Liebhabern: „Werft dieſen Tabakklumpen weg, der euer Geſicht entſtellt, euere Stimme und Sprechart lächerlich macht; ich will das Tabakskauen und ewige Ausſpeien nicht ſehen.“ Sie würden gewiß allmälig durchdringen.

Doch ich komme an allgemeinere Gegenſtände. Aus allem, was ich erfahren und von ärztlichen Perſonen gehört habe, iſt das Klima von Galveſton Island keineswegs ungeſund. Die Hitze muß in dieſen Breiten zwei oder drei Monate hindurch freilich ſehr groß ſein. Juli, Auguſt und September ſind peinliche Monate, dann wüthen die Moskitos, und die Leute ſeufzen ohne Zweifel nach Bäumen, kühlenden Bächen und Schutz gegen die Sonne. Aber über das Klima in den übrigen neun Monaten des Jahres hörte ich keine Klage, ſelbſt unter mißvergnügten Landsleuten. Die Landſchaft, wenn man ſie ſo nennen kann, iſt freilich ohne alle Abwechſelung, eine lange, monotone Prairie, hie und da mit hohen Grasbüſcheln und zahlreichen Torfmooren unterbrochen, nimmt die ganze Inſel ein. Der Boden iſt reich und zur Viehzucht geeignet; Rehe gibt es in großer Zahl und man verkauft ſie auf dem Markte etwa zu zwei Dollars das Stück; Geflügel, beſonders Truthähne, bringt man von dem etwa vier Meilen entfernten feſten Lande.

Die einzige Ausfahrt, die man machen kann, iſt am Seeufer hin, und dieß Seeufer iſt ſchön, ſo hart und flach mit ſeinem ſchönen Sande, daß man kaum die Pferde auftreten hört; manchmal wird man durch eine intereſſante Bayou aufgehalten, die man, je nachdem es kommt, durchſchwimmen oder durchwaten muß; denn zum Brückenſchlagen hat man weder Zeit noch Geld, und wollte man auch Beides daran wenden, ſo würde die Brücke durch den erſten Regen oder die erſte hohe Fluth weggewaſchen werden. Da es nun an Brücken fehlt, ſo muß man ſich zu helfen ſuchen, ſo gut es geht. Trifft man glücklicherweiſe Jemand, der kürzlich übergeſetzt hat, ſo fragt man ihn: „Herr, iſt's zum Schwimmen?“ Auf die bejahende

Antwort und wenn man zu Pferde iſt, ſtürzt man ſich keck ins Waſſer. Führt der Weg am Ufer hin, ſo iſt das ſicherſte, man geht eine Strecke hinaus in die See, bis man ſich unter der Brandung befindet. Anfangs ſchien mir dieß ſehr gefährlich, es iſt aber jedenfalls das beſte; denn ſtets findet ſich eine Sandbarre quer über die Mündung dieſer Bayou's, und wenn man dieſe trifft, iſt die Waſſertiefe ſehr gering.

Zu Galveſton gibt es nicht viel Unterhaltung, indeß findet ſich Wild in der Nähe in großer Menge, und da man ſehr leicht ziemlich gute Pferde miethen kann, ſo ließen wir ſelten einen Tag vergehen, wo wir nicht unſere Geſchicklichkeit erprobten. Ein gewiſſer Capitän Cary hält nämlich einen großen Stall und vermiethet ein Pferd mit einem kleinen Wagen täglich zu einem halben Dollar. Er iſt ein freier Neger, der ſich durch ausdauernde Anſtrengung tauſend Dollars erſpart hat und ſeine Freiheit erkaufte. In einem der von ihm entlehnten Wagen fuhren wir täglich aus mit unſeren Gewehren, manchmal auch mit unſerem Fiſchapparate, und an Jagdgegenſtänden fehlte es uns nicht. Wenn Nordwind wehte, gab es Schaaren von Seevögeln in unglaublicher Zahl und Enten von allen Arten; dieſe waren meiſt ſchmackhaft, alle die anderen größtentheils kaum eßbar, da ſie zäh waren und einen Fiſchgeſchmack hatten. Gänſe konnte man nur ſehr ſchwer ſchießen, da ſie ſehr ſcheu waren, und zudem war auch nichts im Stande, ſie zahm zu machen; auch ſchmeckten ſie mehr nach Fiſchen, als nach Geflügel. Man darf ſich nicht wundern, daß wir alles, was wir ſchoſſen, zu eſſen verſuchten, denn unſer Mittagsmahl beſtand, mit Ausnahme des Wildprets, immer aus Rindfleiſch; Hammelfleiſch war gar nicht zu haben, denn ein Schaf iſt eine Merkwürdigkeit zu Galveſton. Schweine gab es allerdings genug, aber ſie nähren ſich von Schlangen und todten Hunden, ſo daß man nicht daran denken konnte, ſie zu verzehren. Truthähne und anderes Geflügel war ſelten, und wir hatten deſſen auch auf der Reiſe genug gehabt; Wildpret war gut, aber mager.

Indeß war die Jagd nicht ohne Gefahr; denn Moore sind häufig und um so gefährlicher, als kein äußeres Zeichen sie verräth und als man nicht leicht wieder herauskommt, wenn man hineingerathen ist; in der Nachbarschaft dieser Moore sind Schnepfen sehr zahlreich. Wir tödteten ihrer eine große Anzahl, eben so Regenpfeifer, oft zwanzig auf einen Schuß. Die Texaner verschwenden ihre Munition nicht auf so kleines Wild, die Knaben ausgenommen, denen man schon in sehr früher Zeit eine Büchse anvertraut, die freilich in der Hand dieser unerfahrenen Jäger oft den Vorübergehenden gefährlich wird. Merkwürdig ist die Ausdauer der Texaner bei der Jagd auf Rehe; sie kriechen oft stundenlang in horizontaler Lage fort im langen Grase, so daß sie oft in der Minute kaum einen Schritt vorwärts kommen. Unser Pferde-Verleiher, Capitän Cary, hatte sich einen großen Theil des Geldes zu seiner Freikaufung mit dieser Jagd erworben.

Auf einem unserer Ausflüge sahen wir das Fort von Galveston, auf dessen Schutz ich den guten Bürgern nicht rathen möchte, sich sonderlich zu verlassen. Ihre Sicherheit im Falle eines Angriffes zur See liegt in der Schwierigkeit, sich der Küste zu nähern. Die Barre an der Mündung des Hafens und die Seichtigkeit des Wassers bilden einen natürlichen Schutz.

Erwägt man den hiesigen Stand des Handels, so ist es augenscheinlich, daß Texas bald den ganzen mexicanischen Handel an sich ziehen wird. Dieser ist bisher von den Vereinigten Staaten aus durch Karawanen geführt worden, welche die ganze Strecke der großen westlichen Prairien durchzogen und mit den mexicanischen Handelsleuten zu Santa Fé ihre Verkäufe abschlossen. Wenn man erwägt, daß Santa Fé von Galveston nur 500 (englische) Meilen entfernt ist, so kann man sich einen Begriff von den Handelsvortheilen machen, welche die Texaner über die Amerikaner besitzen würden. Die letzteren haben es Jahre lang der Mühe werth gefunden, die hohen amerikanischen Zölle für englische Baumwollenwaaren zu zahlen, und die Waaren

von Philadelphia oder New-York über 4000 Meilen weit nach Santa Fé großentheils auf Laſtthieren zu führen. Welch' einen Preis mußten die armen Mexicaner für ihre Waaren zahlen, um dieſen unternehmenden Handelsleuten noch einen Profit, und zwar nach Yankee-Maßſtab, zu laſſen.

Wäre der Hafen von Galveſton gehörig mit Bojen verſehen, ſo würde er keineswegs ſchlecht ſein. Die Einfahrt iſt vollkommen ſicher für Schiffe, die zehn Fuß tief gehen, manchmal können ſich ſogar welche hinwagen, die 12 bis 14 Fuß tief gehen. Es iſt ohne Frage der beſte Hafen im mexikaniſchen Golf, und ohne allen Zweifel wird kein anderer Hafen in Texas je eine große Handelsbedeutung haben.

Bei dem gegenwärtigen Zuſtande der Vernachläſſigung aber wird keine Aſſecuranz-Compagnie weder in England, noch in Amerika hierher beſtimmte Schiffe verſichern.

Ausflug in das Innere des Landes.

Ich geſtehe, ich bedauere es ſehr, daß nicht einige Tauſende von unſerer hungernden Bevölkerung nach dieſem Lande gebracht werden können. Die Coloniſation von Neuſüdwales und Neuſeeland iſt ohne Zweifel vortheilhaft für England, es iſt aber die Frage, ob ein gleich gutes Loos die armen Coloniſten dort erwartet? Texas hat als Auswanderungsland große Vortheile; ſein Klima iſt, die Niederungen ausgenommen, vortrefflich, und der Anſiedler hat weder die ſcharfe Winterkälte, noch die glühende Sommerhitze der nördlichen Staaten Amerika's und Canada's zu fürchten. In letzteren Ländern hat der Anſiedler auch das Land erſt von den Urwäldern zu ſäubern, ehe er hoffen kann, das Land ordentlich bebauen zu können; dieſe Arbeit iſt ihm aber in Texas erſpart, wo die fruchtbaren Prairien wenig Mühe von Seite des Ackerbauers fordern. Verglichen mit Neuſüdwales und Neuſeeland hat Texas weder den armen Boden und die Dürre des erſteren, noch die theueren, dichtbewaldeten Ländereien des zweiten, und endlich iſt nach Texas nur eine Reiſe von vier, höchſtens ſechs Wochen erforderlich. Ich glaube, daß die Be-

richte von der Fruchtbarkeit des Bodens in Texas nicht übertrieben ſind; ſein Klima in der Rollprairie, 70 bis 80 engliſche Meilen von der See, iſt ausnehmend geſund, auch Vergleichungsweiſe frei von Moskitos und Schlangen. Die Niederungen aber zwiſchen den Rollprairien und der See ſind, nach Allem, was wir erfahren konnten, für Europäer kaum bewohnbar. Wir ſahen einige Deutſche, die ſich vor fünf Jahren im Niederlande an den Ufern des Brazos niedergelaſſen hatten; aber ſie litten wiederholt von Fiebern, waren zwar jetzt einigermaßen akklimatiſirt, ſahen aber entſetzlich elend aus. Ein anderes, kaum minder furchtbares Uebel, als die Fieber, ſind die Moskitos, welche ſo giftig und läſtig ſind, daß man es kaum aushalten kann. Wir waren nur den Winter hindurch in Texas, und hatten ſomit glücklicherweiſe keine Gelegenheit, den Umfang der Plage an unſeren eigenen Perſonen zu ermeſſen. Es iſt kein Zweifel, daß dieß Niederland, deſſen Boden indeß von unvergleichlicher Güte iſt, nur von Leuten aus den ſüdlichen Staaten, aus Louiſiana, Miſſiſippi u. ſ. w., bewohnt werden kann. Dieſe ſind an noch ungeſündere Lagen wie Texas gewöhnt, und jene Länder haben noch überdieß nicht den fortdauernden friſchen Seewind, der über Texas hinbläst.

Ich will nun verſuchen, einen Bericht über die Landeserzeugniſſe zu geben, welche mit weniger Arbeit, als vielleicht in irgend einem anderen Theile der Welt, gewonnen werden. Der Grund hiervon liegt in dem Umſtande, daß die Prairie, man möchte ſagen zur Hälfte ſchon von der Natur angebaut iſt; ſie iſt im Allgemeinen völlig eben, und weder Bäume noch Stauden hemmen den Gang des Pfluges oder den Spaten des Landbauers. Der Boden iſt ſehr tief, und wenn man denſelben umwendet, ſtößt man auf keinen Stein, nicht einmal auf einen Kieſel. Im Niederlande werden Baumwolle, Zucker und Tabak die großen Stapelerzeugniſſe ſein, und ſie kommen in ihrer Qualität den beſten in anderen Landſtrichen gleich. In der Roll-

prairie gedeihen Baumwolle, Indigo, Reis, Weizen, Gerste und Hafer, so wie alle gewöhnlichen Gemüse der gemäßigten Zone in wunderbarer Ueppigkeit. Weizen wird aber wohl in den bergigen und weniger üppigen Distrikten weiter gegen Norden zu größerer Vollkommenheit gelangen. Hier werden auch Aepfel- und Birnbäume ohne Zweifel sehr gut gedeihen; aber das Klima des südlichen Theiles von Texas ist zu warm, um diese Früchte in besserer Qualität zu erzeugen. Sehr schöner Indigo wächst wild in mehreren Theilen des Landes; Trauben, Pfirsiche und Pflaumen scheinen einheimisch und man findet sie wild in den Wäldern. Die Prairien bieten zugleich allenthalben die schönste Weide und sind für die Viehzucht unübertrefflich. So üppig ist das Wachsthum von Kräutern aller Art, daß das Vieh, welches das ganze Jahr hindurch im offenen Lande weidet, gewöhnlich in vortrefflichem Zustande ist; alles, was das Vieh bedarf, ist die Anstellung von einem oder zwei Mexicanern als Hirten, zu welchem Geschäfte sie sich vortrefflich eignen und das sie auch mit Treue ausführen sollen. Während wir in Texas waren, betrug der Preis eines Ochsen 5 Dollars, der von Pferden und Maulthieren 30 bis 50, und während wir zu Houston waren, wurde ein Hundert Schweine zu $^1/_2$ Penny*) das Pfund verkauft. Die Milde des Klimas und der Umstand, daß man weder Hitze noch Kälte in unmäßigem Grade zu ertragen hat, ist dem Wachsthume des Viehes ausnehmend günstig. Einer der erfahrensten und verständigsten Männer im Lande ist der Ansicht, daß in Texas die Schafzucht am besten sich rentiren würde, nicht nur wegen des wachsenden Begehres von Wolle in den Vereinigten Staaten, sondern auch zur Befriedigung der Bedürfnisse der Ansiedler.

Nachdem ich so manche der lockenden Aussichten geschildert welche das Land der europäischen Einwanderung darbietet, muß ich auch der Nachtheile einer Ansiedelung in Texas erwähnen.

*) 4½ Kreuzer.

Das Erste und Auffallendste ist die Schwierigkeit, Land mit gutem Rechtstitel zu kaufen; es ist die Ansicht einiger der besten Rechtsgelehrten in Texas, daß die Rechtsansprüche auf drei Viertheile der bebauten Ländereien in Texas sehr zweifelhafter Art seien, nicht gerade ganz unsicher, doch einem Prozesse ausgesetzt und an Rabulisten, die solche Prozesse unternehmen, um die Beute zu theilen, fehlt es hier keineswegs. Jetzt ist Holz in vielen Theilen des Landes reichlich vorhanden, wenn die Bevölkerung aber anwächst, wird sich sehr bald ein Mangel herausstellen. Hat sich der Ansiedler in einer gesunden, guten Lage angekauft und alle seine Anordnungen zum Landbaue getroffen, so wird er im Verkehre mit seinen Nachbarn, namentlich wenn dieß Yankees, einen hohen Grad von Schlauheit entwickeln müssen, wenn nicht sein Vermögen nach und nach schwinden und sich in die Taschen seiner schlauen Nachbarn verlieren soll. Manche haben, durch den niedrigen Preis des Bodens verführt, fern von allen anderen Wohnungen sich eine Stelle meist nahe an Flüssen ausgesucht. Entgeht hier der Ansiedler dem Fieber und der Gicht, so wird er bald die gänzliche Vereinzelung und alle mit einem solchen Aufenthalte in der Wildniß verbundenen Mühseligkeiten und Entbehrungen nicht ertragen können, abgesehen von der Gefahr, die ihm von Seite streifender Indianerbanden droht. Wer sich allzu nahe an Flüssen statt auf dem ansteigenden Boden, meist etwa eine Viertel- bis eine halbe Stunde vom Ufer, ansiedelt, wird seine Unvorsichtigkeit bald mit Krankheit und Armuth büßen, wie gar viele Beispiele zeigen.

Wenige Wochen hatten einen großen Unterschied in dem Anblicke des Landes bewirkt: die Prairie zog bereits allmälig ihren Sommermantel von Blumen an und unermeßliche Heerden von Zugvögeln verdunkelten die Luft; wildes Geflügel und alle Arten von Landwild waren in weit größerer Menge vorhanden, als während unseres ersten Aufenthaltes. Herr Houstoun belustigte sich mit Schnepfenschießen und tödtete einmal auch einen im Lande sehr seltenen Vogel, der Sandbergheher

genannt, einer Trappe sehr ähnlich im Aussehen und Geschmacke, aber viel größer. Der Sandbergheher erscheint nur nach mehrtägigen heftigen Nordwinden (northers). Diese Winde sind dem Golfe von Mexico eigenthümlich und treten gewöhnlich nach einigen Tagen feuchten, heißen Wetters ein, etwa alle vierzehn Tage. Man erkennt ihre Annäherung durch das Aufsteigen einer dunklen Bank am Horizonte, welche allmälig den Himmel überdeckt. Der Sturm bricht dann mit eigenthümlicher Schnelle und furchtbarer Gewalt los und dauert gewöhnlich 48 Stunden, hierauf wendet sich der Wind herum gegen Osten und Süden und der Sturm nimmt ab. Während der „Nordher" anhält, ist die Kälte heftig und der Wind so durchdringend, daß es fast unmöglich ist, sich warm zu halten. Das Wetter ist dabei gewöhnlich klar, und nur sehr selten ist der Wind von Regen begleitet. Der furchtbare Orkan, der im verflossenen September herrschte, läßt beinahe glauben, daß eines schönen Tages die blühende Stadt Galveston in die See geschwemmt werden wird. Damals war die Gewalt von Wind und Wellen so heftig, daß manche Häuser kopfüber gestürzt und einige mehrere hundert Schritte weit fortgespült wurden. Der größte Theil der Insel stand geraume Zeit unter Wasser, und man mußte in Kähnen von einem Hause zum anderen fahren. Indeß ist ein solcher Sturm seit Menschengedenken unerhört, und ein Beweis gegen die mögliche Ueberschwemmung der Stadt mit Wasser liegt darin, daß sich der Sand, aus dem die Insel besteht, fortwährend anhäuft, wie überhaupt das Land am mexicanischen Golfe immer fortrückt. Wir sahen eine vortreffliche 60 oder 70 Jahre alte spanische Karte, die in allen wichtigen Punkten eine merkwürdige Genauigkeit zeigte, aber die Insel Galveston ist viel kleiner dargestellt, als sie jetzt ist, und die Pelikan-Insel — eine große Sandbank in der Mitte der Bay — findet sich noch gar nicht. Auch läßt sich aus dem Verhältnisse ihres Wachsthumes schließen, daß sie vor fünfzig Jahren noch gar nicht bestand. Dieß könnte vermuthen lassen, daß sich der Hafen allmälig anfüllt; aber

Viele glauben, daß in eben dem Maße, als sein Umfang abnimmt, das wahrscheinlich von dem Trinity-Flusse gebildete Fahrwasser tiefer werden wird. Die Barre am Eingange soll genau dieselbe bleiben, obwohl die Tiefe des Wassers je nach den Winden bedeutend wechselt.

Eines der Hauptübel, das aus dem bisherigen unruhigen Zustande des Landes hervorgeht, scheint zu sein, daß die Leute, statt ihren häuslichen und Ackerbaugeschäften nachzugehen, sich mit der Abfassung einer Menge von Gesetzen und Congreß-Acten abgeben. Diese sind, ich weiß nicht, zu wie vielen Bänden angewachsen, und viele derselben sind so wiedersprechend, und lassen so viele Erklärungen zu, daß man glaubt, es werde den texanischen Advokaten nie an Geschäften fehlen. Ein großer Theil dieser Congreßacten bezieht sich auf den Landbesitz; da ich die Schwierigkeit, zu einem sicheren Rechtstitel in Texas zu gelangen, oben schon erwähnte, so will ich hier eine kurze Beschreibung der verschiedenen Rechtsansprüche geben.

Die ersten Besitztitel sind die, welche von der mexicanischen Regierung ausgingen; viele von diesen sind unbedingt, unbestreitbar und gewiß die besten, die man findet; andere jedoch aus derselben Quelle sieht man für ganz ungültig an, indem gewisse Bedingungen an die Bewilligung geknüpft wurden, welche der Inhaber nie erfüllte; dieß hat indeß Viele nicht abgehalten, Ansprüche darauf zu erheben. Die zweite Klasse von Besitztiteln sind die, welche von der Regierung der Republick Texas herstammen; sie sind mannigfacher Art und scheinen so unvorsichtig verwilligt worden zu sein und zugleich so viele Gelegenheit zu Betrug darzubieten, daß man gegenwärtig unmöglich sagen kann, ob eine derselben gut oder schlecht ist. Diese Besitztitel zerfallen in vier Klassen: solche, die Allen bewilligt wurden, welche vor der Unabhängigkeits-Erklärung in's Land kamen; solche, die Denen verwilligt wurden, welche zur Zeit der Unab-

hängigkeitserklärung anwesend waren oder an dem Feldzuge von 1836 Antheil nahmen; Besitztitel derjenigen Colonisten, welche in verschiedenen Perioden seit der Unabhängigkeitserklärung in's Land kamen und Bürger wurden, und endlich solche, welche durch die Ausstellung von Regierungsscheinen (scrip) geschaffen wurden.

Von diesen vier Klassen sind die ersten die besten, weil sie die ältesten sind. Hinsichtlich der zweiten Klasse braucht man blos zu bemerken, daß in sehr kurzer Zeit 15,000 Personen die Legua Land, welche durch Congreßacte Jedem, der Antheil an dem Unabhängigkeitskampfe genommen hatte, zugesprochen wurde, in Anspruch nahmen und Besitz davon ergriffen. Es ist aber wohl bekannt, daß in der erwähnten Zeit gewiß keine 15,000 streitbare Männer im ganzen Lande waren, und daß Tausende von Abenteurern, sobald die Acte erlassen war, aus den Vereinigten Staaten ins Land strömten, sich unter falschen Vorwänden Besitztitel verschafften und dann alsbald zurückkehrten. Dieß ließ sich in jenem Augenblicke der Verwirrung leicht bewerkstelligen, und der Betrug war schwer zu entdecken; die Regierung setzte später eine Commission nieder, um die Gültigkeit dieser Besitztitel zu untersuchen, und die Zahl wurde bald von 15,000 auf 5000 vermindert, indeß werden auch die für ungültig erklärten Besitztitel noch fortwährend in den Vereinigten Staaten verkauft. Die dritte und vierte Klasse von Besitztiteln gelten im Allgemeinen für gut, hauptsächlich aber nur, wenn der ursprüngliche Besitzer der erste war, der sich auf diesem Grundstücke niederließ, denn die Register werden in den sogenannten Land-offices, die sich in jedem Distrikte befinden, sehr nachlässig gehalten, so daß wenn der Besitzer schon mehrere Male gewechselt hat, durchaus auf keine rechtliche Sicherheit zu bauen ist.

Der Reisende in Texas muß auf alle Arten von Unbequemlichkeiten gefaßt sein; sein Bett, wenn er so glücklich ist, eines zu erhaschen, wird man ihm streitig machen, oder er wird es wenigstens mit anderen Reisenden theilen müssen. Der letzte

französische Geschäftsträger, der gerade frisch von allem Luxus und „Agréments" des pariserLebens herkam, hielt einst Nachts in einer der Herbergen am Wege an und begab sich alsobald zu Bette; der Wind pfiff zwar durch die Bretterwand und die Sterne blinkten durch das Dach herein, aber die Müdigkeit schloß bald seine Augen. Er hatte indeß nicht lange geschlafen als ihn das Eintreten eines Mannes von furchtbarem Ansehen weckte; es war ein stämmiger Kentuckyer, gehörig bewaffnet mit Pistolen und einem Bowie-Messer, und sagte, während er sich seiner Oberkleidung entledigte, mit rauher, aber nicht unfreundlicher Stimme: „He! Fremder, ich denke, ich will die innere Seite des Bettes nehmen, wenn es Euch eins ist." Ich glaube der Pariser brachte lieber die Nacht auf dem Boden zu, als daß er einen Yankee zwischen sich und der Wand hätte liegen lassen. Kein Gasthofbesitzer denkt je daran, einen Reisenden gehen zu lassen, so lange noch ein Bett in seinem Hause ist, wo noch weniger als zwei Personen schlafen.

Wir kannten die Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten einer Reise durch das Land hinauf vollkommen, und waren auf alles gefaßt. An einem frostigen, aber hellen Tage schifften wir uns Nachmittags um 2 Uhr auf dem Dampfboote ein. Die amerikanischen Fluß-Dampfboote unterscheiden sich sehr von denjenigen, an welches ein europäisches Auge gewöhnt ist. Sie haben das Ansehen von hölzernen Häusern, die auf einem grossen Flosse gebaut sind, haben einen Balcon oder Verandah und auf dem Dache ist das sogenannte Orkandeck, wo die Herren rauchen und umher spazieren. Als wir das Dampfboot bestiegen, waren die Cajüten der Herren und Damen ganz voll, und ich zog es daher vor, den Abend trotz der Kälte auf dem Balcon zuzubringen. Wir speis'ten bald nach unserer Ankunft an Bord und Jedermann benahm sich artig und höflich; allerdings war hier eine seltsame Mischung von Ständen, überdieß machte dieß die Sache nur noch amusanter. Während des Mahles waren die Damen sehr schweigsam, obgleich der Lärm,

den sie fünf Minuten zuvor in ihrer Cajüte gemacht hatten, betäubend war. Das Abendessen bestand aus abwechselnden Platten von gekochten Austern und Beefsteaks, die in Fülle vorhanden waren und mit wunderbarer Geschwindigkeit zwischen den Zähnen der Texaner verschwanden. Einmal wurde unser Mahl verschoben, weil der Koch an's Ufer gegangen war und einen „Ochsen geschossen" hatte.

Glücklicherweise war Wasser genug vorhanden, um über die Barre des Rothfisch-Flusses zu kommen, und wir fuhren nun rasch den Büffel-Fluß hinauf. Eine geraume Strecke von der Mündung an sind die Ufer niedrig, flach und sumpfig, aber als der Fluß sich verengerte, wurden die Ufer hoch, und die Bäume waren sehr schön trotz der Jahreszeit, welche dem Blätterschmucke und der Waldlandschaft nicht günstig war. Magnolien, 80 Fuß hoch und dick wie die Waldbäume, wie hätten sie in voller Blüthe sich ausgenommen! Mannigfaltige Stauden wuchsen dazwischen; Immergrün, Lorbeeren, Rhododendrons, Cistus und Arbutus, alles wuchs zu einer riesenhaften Höhe heran und überwölbte oft das Fahrzeug.

Um 7 Uhr Morgens langten wir in der südlichen Stadt Houston an, die hoch oben über dem Flusse erbaut ist. Gasthöfe, wie sie eben sind, finden sich in Menge, und wir nahmen unser Quartier im Houston House, einem großen, festen, hölzernen Gebäude, das ein Capitän oder Obrist Baldwin, einer der höflichsten, gefälligsten Leute, hielt, die ich je sah. Wir hatten ein Wohnzimmer, das gegen das Wetter Stich hielt, obgleich sich die scharfe Kälte nicht daraus verbannen ließ. Man sagte uns, der Wirth suche die Bequemlichkeiten seines Gasthauses möglichst zu vermehren, stecke aber bedeutend in Schulden; mehr wurde ausgegeben, als hereinkam, und erst diesen Morgen als er einen Herrn ansprach, seine Rechnung zu bezahlen, erwiederte dieser: „Wenn Sie mich noch einmal insultiren, so schieße ich Sie nieder!" Wir gingen hinab in das Gastzimmer, um zu frühstücken; die Speisen bestanden in zähen Beef-

steaks, jedes so groß wie ein guter Teller, kaum durchwärmten Eiern, die man über das Fleisch ausgoß, und Eichhörnchen; kein Gast blieb über fünf Minuten, und wenn er sich entfernte, wurde sein Platz sogleich von einem anderen hungrigen Reisenden eingenommen. Ich schaute in schweigender Verwunderung der ausserordentlichen Kraft ihrer Zähne zu.

So stolz die Texaner auf die Stadt Houston sind, so darf man sie doch nicht allzu genau in Augenschein nehmen, es ist nur ein Haus von Backsteinen darin, und ich konnte nicht wohl begreifen, wie die Einwohner von ihr als von einer großen Stadt reden konnten. Wir nahmen unser Mittagsmahl auf dem Zimmer ein und speißten nicht schlecht; nachdem wir den in einem großen Kessel angemachten Thee getrunken, begaben wir uns, äußerst ermüdet, zur Ruhe, aber ein scharfer Nordwind pfiff wild um das zerbrechliche Haus, machte sich Bahn durch alle Spalten und Ritzen und löschte Feuer und Licht aus; auch war die Kälte heftiger, als ich sie sonst je erfahren.

Die Prairie war damals in einem schlechten Zustande zum Reisen. Wege gibt es bekanntlich keine, und blos dem Pfade früherer Reisenden folgen, ist allzeit schwer; indeß wollten wir doch etwas vom Lande sehen, mietheten deßhalb einen von zwei starken Pferden gezogenen Wagen und fuhren ab, trotz Wind und Wetter. Als wir Houston verließen, fuhren wir einen so steilen Berg hinan, daß es fast unmöglich schien, auch den leichtesten Wagen hinaufzuziehen. Baumstumpen standen noch mitten auf dem Wege, der durch einen dichten Wald führte. Die Bäume waren meist Immergrün, Magnolias, Lorbeeren und Cypressen, und der ganze Wald hatte das Ansehen eines Ziergebüsches in riesenhaftem Maßstabe. Trotz der strengen Kälte begann der Boden sich mit Blumen zu bedecken. Der Anblick war äußerst erquickend, und ich begann zu glauben, daß der Name „glücklicher Jagdgrund", was Texas in der Indianersprache bedeuten soll, dem Lande nicht umsonst gegeben sei. Wenn man indeß weiter in's Innere kommt, werden die Wälder

minder dicht und das Land offener, es iſt in der That eine Prairie, mit geringen Unebenheiten und geſchmückt mit zahlreichen Baumgruppen, die von der Natur ſo geſchmackvoll vertheilt ſind, daß man ſich in einem ſchön unterhaltenen engliſchen Park glauben könnte, wo Landſchaftgärtner ihre größte Kunſt aufgeboten haben, um die Landſchaft zu verſchönern.

Die Stadt Houſton war unſer Hauptquartier während unſeres Aufenthaltes im oberen Lande, und wir bedauerten ſehr, daß der Zuſtand der Prairie wegen der fortwährenden heftigen Regen uns hinderte, bis Waſhington hinauf zu reiſen. Der Mangel und die ſchlechte Beſchaffenheit der Gaſthäuſer hätte uns nicht davon abgeſchreckt, aber in einem Lande, wo es keine Wege gibt, verirrt man ſich gar leicht, und die Gefahr wird bedeutend geſteigert, wenn die Spur früherer Reiſenden durch den Regen verwiſcht wird. Zwiſchen Houſton und Waſhington iſt eine Strecke von nicht einer Stunde, die, während wir im Lande waren, ſich nicht unter vier Stunden zurücklegen ließ, ſo tief war der Koth. Die Thäler des Brazos- und Trinity-Fluſſes ſind im Winter wochenlang überſtrömt, und bei dem Mangel an Furten und Brücken ſehr ſchwer und ſelbſt gefährlich zu überſetzen. Im Laufe der Zeit wird man die Ufer erhöhen, wie am Miſſiſippi, und ſomit den Ueberſchwemmungen Einhalt thun. Jetzt iſt der Anblick der Prairie in der Winterszeit, ſo wie die manchmal darauf vorfallenden Scenen beluſtigender für den Zuſchauer, als die betreffenden Theile; man ſieht Reiſende knietief im Kothe, als ob ſie ſich gar nicht mehr herausarbeiten könnten, nebſt ſterbendem und tobendem Vieh unter Baumwollenballen, die man mit der äußerſten Anſtrengung fortzuſchleppen ſucht; kurz, es gehört viel Muth dazu, den Gefahren dieſer Straße zu trotzen.

Unſer Gaſthof zu Houſton, obwohl ſo bequem, als Obriſt Baldwin's Aufmerkſamkeit ihn nur immer machen konnte, war kalt und unangenehm genug, ſo daß wir herzlich froh waren,

als der letzte Abend herankam, den wir unter seinem Dache zuzubringen hatten.

Wir verließen Houston um 8 Uhr Morgens, was mir sehr angenehm war; denn so konnte ich einen bedeutenden Theil des Landes sehen, den wir früher in der Finsterniß zurückgelegt hatten. Die Kälte war streng und die Texaner sagten, es sei ungewöhnlich kalt für die Jahreszeit. Sie haben ein Sprüchwort, dem zufolge man nach dem Blühen der Hundsbeere (dogwood, cornus sanguinea) keinen Frost mehr zu befürchten hat. Dieß Jahr war eine Ausnahme; denn dieser hübsche Strauch war in voller Blüthe und doch stand der Thermometer 4° unter dem Gefrierpunkte. Glänzend schien die Sonne über uns, und trotz der scharfen, kalten Luft blieb ich auf dem Orkandecke, bis mich ein tüchtiger Schlag von einem Zweige der überhängenden Bäume an die Gefahr meiner Stellung mahnte. Schönes Gebüsch wuchs bis an den Rand des Wassers, und den steilen Abhang herab waren Wasserrinnen eingerissen, das Wasser aber jetzt in Eiszapfen verwandelt. Das Land war hoch und auf beiden Seiten wechselten Berg und Thal, je mehr wir uns aber dem Meere näherten, desto flacher und unschöner wurde das Land; allmälig ward es sumpfig und hatte ein ungesundes Aussehen.

Es waren so viele Passagiere an Bord, als bei dem Herauffahren, und ich hatte Ursache, die Nacht und das lärmende Geschwätz zu fürchten. Die Stimmen der Amerikaner sind im Allgemeinen unangenehm und hoch geschraubt, was von einem Manne schon unangenehm ist, hört man aber eine solche Stimme aus dem Munde einer jungen, hübschen Frau, so fühlt man sich geneigt, die Ohren zu verstopfen. Was den gewöhnlichen Nasenton betrifft, den ich vor meiner Anwesenheit im Lande für eine Fabel, wenigstens für eine starke Uebertreibung hielt, so existirt er allerdings in großer Vollkommenheit; ich hatte in Folge des Lärmens eine ziemlich schlaflose Nacht auf meiner schmalen Bank im Dampfboote. Wir frühstückten an Bord mit Rindfleisch

und rohen Eiern und der unfehlbare Egg-Noggy (Grog mit Eiern angemacht) wurde von Herren und Damen getrunken. Branntwein wird á discretion und gratis gegeben, indeß übernahm ſich doch Niemand.

Mit uns befand ſich eine ſehr hübſche Amerikanerin an Bord, die erſt vor vierzehn Tagen ſich verheirathet hatte; ſie war noch nicht neunzehn Jahre alt, und dieß war ihre zweite Ehe. Das Leben beginnt frühzeitig in dieſem Lande, namentlich für den weiblichen Theil der Bewohner; faſt noch als Kinder werden ſie verheirathet, und die Folgen ſind ein früher Verfall der Jugend und Schönheit. Nach dem Frühſtücke machte ich den Verſuch und ging in die Damen-Cajüte, weil mich das, was dort vorging, amuſirte. Die Frau des Capitäns, welche mehr menſchliche Milde in ihrem Weſen beſaß, als ein Duzend Herzen in unſerer conventionellen Welt, gab ſich große Mühe, mich das Stricken zu lehren, worin ſie ſehr geſchickt war, und ich beantwortete ihr dagegen eine Menge Fragen über England. Als ich bei Gelegenheit einer anderen Frau ſagte, wie viele Kinder ich zu Hauſe gelaſſen hätte, wunderte ſie ſich nicht wenig, wie ich von ihnen ſo lange entfernt bleiben könne, und wiederholte mir eine Menge Anekdoten und gute Einfälle aus ihrer eigenen Kinderſtube, ſo daß mich meine Keckheit, mich in dieſe geſchwätzige Geſellſchaft zu wagen allmälig zu reuen begann. Indeß wurden wir bald unterbrochen durch die unangenehme Nachricht, daß in Folge des heftigen Nordwindes, der ſeit zwei Tagen wehte, das Waſſer an einem der Ufer zu niedrig ſei, als daß wir dieſen Abend noch Galveſton erreichen könnten. Wir mußten demgemäß warten, bis die Fluth wieder ſtieg.

Eine temporäre Brücke wurde geſchlagen und Alle gingen ans Ufer, jedes, um ſich auf ſeine Weiſe zu beluſtigen. Herr Houſton ging mit mehreren Anderen auf die Jagd und hatte das Glück, ein Apoſſum zu erlegen, ein ſeltſam ausſehendes, häßliches Thier, das einigermaſſen einem Dachs gleicht und Vorderpfoten hat faſt wie eine Menſchenhand. Als man das

Thier an Bord brachte, verlangte die Gesellschaft dringend, es zum Abendessen zu speisen, indem es ein gar leckerer Bissen sei. Bei den Yankee's steht das Opossum in besonderer Achtung als ein ausnehmend schlaues Thier. Es ist sehr schwer, dasselbe zu fangen, und es übt einige Listen, um sich zu retten; ist es z. B. nur leicht verwundet und sieht es kein Mittel zum Entkommen, so stellt es sich todt, läßt sich sogar heimtragen und als todt auf die Seite werfen; sobald es aber allein ist, macht es sich auf und eilt wieder in den Wald. Diese List des Opossums ist so gut bekannt, daß wenn ein Herr seinen Sklaven in Verdacht hat, daß er sich krank stelle, um der Arbeit auszuweichen, so vergleicht man ihn mit dem kleinen schlauen Thiere und sagt: „Er spielt das Opossum mit uns." Es ist schwer, einen Yankee zu betrügen, aber den Negern gelingt es doch oft, wenn sie sich krank stellen; denn diese Leute sind, obwohl Sklavenbesitzer, doch meist sehr gutmüthig.

An diesem Bayou hat man mehrere Städte zu bauen angefangen, und namentlich eine muß ich erwähnen, weil sie ein gutes Bild von den übrigen gibt. Sie wurde von einem Fremden, Namens Pellegrini, wenn ich nicht irre, einem Savoyarden, angelegt. Dieser unternehmende Mann ist ein so kecker Luftschloßbauer, als ich je einen sah, über alle Begriffe enthusiastisch und sanguinisch. Wir blieben nur kurze Zeit, um an der Stadt Passagiere zu landen; der Plan umfaßt Kirche, Clubhäuser, öffentliche Plätze, Theater, kurz alle Zugaben einer großen Stadt, inzwischen aber bestehen bloß acht hölzerne Häuser und ein hochklingender Name.

Ein kleiner Unfall an einer der Dampfmaschinen verzögerte unsere Ankunft zu Galveston um einige Stunden, und erst spät am Abende des dritten Tages landete das Dampfboot am oberen Landungsplatze der Stadt.

Das Oregon-Gebiet.

Das Oregon-Gebiet leitet seinen Namen von dem großen Flusse her, der es in der ganzen Breite durchzieht, und von Clarke und Lewis die Columbia genannt wurde. Im Süden gränzt es an Ober-Kalifonien, im Westen an das stille Meer, im Osten an die Felsen- oder Oregon-Gebirge und im Norden zum Theile an die russischen, zum Theile an die englischen Besitzungen. Seine Länge (von 42° bis 54° 30′ n. Br.) beträgt 190 geographische Meilen, seine Breite zwischen 60 und 150 Meilen, und seine Oberfläche wird zu 20,000 Quadratmeilen angeschlagen; es ist mithin um zwei Drittheile größer, als ganz Deutschland, und beinahe viermal so groß, als die ganze preußische Monarchie. In einem so ausgedehnten Landstriche muß der Boden und das Klima die größte Mannigfaltigkeit darbieten. Von dem 42. Breitengrade bis zur Mündung der Columbia, die zwischen 46° und 47° liegt, ist das Erdreich in den Thälern fruchtbar und die Luft gesund, wie in der benachbarten Provinz Kalifornien, obwohl die Abhänge der Berge rauh und felsig sind und die Fluß-Distrikte von klimatischen Krankheiten heimgesucht werden. Diese südliche Hälfte des Landes ist überhaupt von weit größerem Werthe, als diejenige, die sich im Norden der Columbia, d. h. von 47. bis 54. Grade, ausbreitet und hauptsächlich von den Agenten der Hudson's-Bay-Compagnie besucht wird, welche die Produkte derselben — Pelzwerk Häute und Lachs — von den Indianern eintauschen. Der Boden ist hier, mit Ausnahme von Puget's-Sund und einigen anderen Bezirken, äußerst unfruchtbar, und die Winter sollen noch härter sein, als unter denselben Breitegraden an der östlichen Küste des amerikanischen Kontinents. Diese Angabe scheint indessen der Bestätigung zu bedürfen, da die Resultate der meteorologischen Beobachtungen in der benachbarten russischen Kolonie Sitka von einer ungewöhnlichen Gleichmäßigkeit der Temperatur zeugen, während das Klima im Osten der Felsengebirge

bis zum atlantiſchen Meere hin die ſchroffſten Uebergänge von Hitze zur Kalte darbietet. An der Weſtküſte ſind zwar die Sommer weit kühler, wogegen aber auch die Winter bedeutend milder erſcheinen und ſich nur durch Regen und ſtarken Nebel charakteriſiren. Im Inneren des Landes bleiben die hohen Bergrücken natürlich nicht ohne ihren Einfluß.

Dieſe Berge theilen ſich in drei Ketten: die Felſen-(Rocky), die blauen (Blue Mountains) und die weſtlichen (Far West) oder Präſidenten-Gebirge, welche den ganzen Landſtrich in drei unregelmäßige, aber parallel laufende Thäler zerſchneiden. Das erſte Thal, das zwiſchen den Felſen- und blauen Gebirgen liegt, und 90 — 100 Stunden in der Breite mißt, hat einen rauhen, ſteinigen Boden, und außer in der Nachbarſchaft der Flüſſe beſitzt es nur wenige Stellen, die zu Weideländern oder zum Feldbaue paſſen. Im Weſten desſelben befindet ſich das mittlere Thal (Central Valley), zwiſchen den blauen und Far West-Gebirgen, welches bedeutend kleiner (nur 50 Stunden breit und kaum 25 Stunden lang) und weit fruchtbarer iſt, als das erſte. Es gibt hier einige Diſtrikte, beſonders an den Ufern des Walla-Walla, die an Ergiebigkeit des Bodens von keiner Region der neuen Welt übertroffen werden. Aber das ſchönſte, mit allen Gaben der Natur freigebig ausgeſtattete Land iſt das Thal, das zwiſchen dem weſtlichen Bergrücken und dem ſtillen Meere liegt. Dieſe Gegend, die von 25 — 40 Stunden in der Breite mißt, und ſich 150 Stunden weit von Norden bis Süden ausdehnt, hat eine Oberfläche von etwa 2500 Quadratmeilen und iſt mit wenigen Ausnahmen im höchſten Grade zum Ackerbaue geeignet. Hier könnten Hunderttauſende, ja Millionen Anſiedler ein ſorgenfreies Daſein finden. Indeſſen iſt das Klima ungeſunder, als in den öſtlicheren Thälern, und Duflos de Mofras klagt beſonders über den heißen Sommer; wie aber amerikaniſche Schriftſteller behaupten, ſoll das Thermometer nicht oft über 22—23° Réaumur ſteigen, die Hitze wird überall durch die Seewinde gemäßigt, und die kühlen Nächte machen ſie noch erträglicher. Der Winter oder,

vielmehr die Regenzeit, dauert vom October bis zum April; mitunter fällt auch Schnee, der aber bald schmilzt, und der Frost iſt nie ſo ſtark, um die Flußſchifffahrt zu unterbrechen. Aus einer in der American Quarterey Review enthaltenen Beſchreibung dieſes Landſtriches heben wir folgende intereſſante Data hervor, die einen Begriff von ſeinem natürlichen Reichthume geben:

„Im ſüdlichen Theile des Oregon-Gebietes gedeihen bereits tropiſche Pflanzen. In den dichten Wäldern, die ſich um Aſtoria an der Mündung des Columbia-Fluſſes ausbreiten, erreichen die Bäume einen ungeheueren Wuchs. So hatte z. B. eine Fichte zehn Fuß von der Erde eine Peripherie von 46 Fuß; die Länge ihres Stammes, ehe er ſich in Aeſten verzweigte, betrug 153 Fuß, und die Höhe des Baumes überhaupt nicht weniger als 300 Fuß. Ein anderer Baum von derſelben Gattung an den Ufern des Umqua-Fluſſes mißt 57 Fuß im Umfange und 216 Fuß in der Länge bis zu ſeinen unterſten Zweigen. Schöne, geſunde Tannen von 200—280 Fuß in der Höhe und zwiſchen 20 und 40 Fuß im Umfange ſind durchaus keine Seltenheit. Die Wälder beſtehen hauptſächlich aus ſchwarzen Eſchen, Haſeln, Kornelbäumen, Kirſchbäumen, Ahorn, Sykomoren, Fichten, weißen und rothen Cedern, Eichen, Weiden, Wallnußbäumen und dem pappelähnlichen Cottontree, mit Geſtrüpp und Schlingpflanzen der mannigfaltigſten Art und allen möglichen Sorten von Beeren, als: Stachel-, Erd-, Heidel-, Johannis- und Himbeeren, nebſt Brombeeren und wilden Maulbeeren. Das Wild, an welchem dieſe ganze Region einen Ueberfluß beſitzt, haußt vorzugsweiſe in den Wäldern; man findet hier ſchwarze und weiße Bären, Waſchbären (raccoons), Wölfe, Füchſe, Aſchata's, Hirſche, Kaninchen, Biber, See- und Fluß-Ottern, Biſamratten u. ſ. w. Auch einige Panther ſchweifen noch im Dickicht umher, und in den Bergen haußt die zierliche Antilope. In dem mittleren Theile des Oregon werden Auerochſen angetroffen. Noch mannigfaltiger ſind die gefiederten Bewohner dieſer Gegend; man ſieht hier Schwäne, wilde Gänſe,

Enten, Pelikane, Reiher, Möwen, Schnepfen, Brachvögel, Adler, Geier, Krähen, Raben, Elſter, Holzhäher, Tauben, Faſanen, Rebhühner, Birkhühner und unzählige Singvögel. Dagegen gibt es nur wenig Ungeziefer und kriechendes Gewürm. Die Ströme ſind mit den ſchönſten Fiſcharten angefüllt, beſonders mit trefflichem Lachs, von welchem in der Columbia und ihren Nebenflüſſen eine ungeheuere Menge gefangen wird, die man auf 10,000 Fäſſer jährlich anſchlägt. Ein Indianer fängt oft an einem einzigen Tage über 20 Stück, die er zum Preiſe von zehn Cents (vier Silbergroſchen) und noch darunter an die Weißen verkauft. Auſſerdem trifft man hier den Stör, ſowie eine eigene Gattung Kabeljau, ferner Krabben, Muſcheln, die in den Vereinigten Staaten ſo beliebten Clams und eine kleine Auſternſorte. Was die Feldprodukte anlangt, ſo trägt, wie man verſichert, in den Ackerbau-Diſtrikten der acre Landes von 20 — 40 Buſchel Weizen, und zwar von ausgezeichneter Qualität. Mais und Pataten kommen nicht fort, aber Hafer, Erbſen, Tomaten, Kartoffeln und Rüben ſind mit Erfolg angepflanzt worden, und mit leichter Mühe würde man auch Aepfel, Pfirſiche, Kirſchen, Pflaumen, Birnen, Melonen u. ſ. w. ziehen können. Der üppige Graswuchs begünſtigt die Viehzucht (die in dem benachbarten Kalifornien ſo ſtark betrieben wird), und Einwanderer aus Ohio, die ſich wie in ihrer Heimath mit dem Schweinemäſten beſchäftigen wollen, finden hier die Wurzel Wappathu, die zu dieſem Zwecke mit Nutzen gebraucht werden kann.

Die Ureinwohner des Oregon, die man gleich den anderen Autochthonen Amerika's nach hergebrachter Weiſe mit dem Kollektiv-Namen Indianer belegt, ſind in viele kleine Stämme zerſpalten, deren Zahl nicht über 30,000 Köpfe beträgt. Hierunter iſt jedoch die große Inſel Quadra-Vancouver nicht einbegriffen, deren Bevölkerung ſich allein auf 20,000 Seelen belaufen ſoll. Den Stämmen an der Küſte des Stillen Meeres und an den Ufern der Columbia und des Willamet rühmt man

ihren friedlichen, harmlosen Charakter nach, aber gegen Norden, unweit der Felsen-Gebirge, wohnen die räuberischen Schwarzfüße (Blackfeet), die in fünf Tribus getheilt sind, von denen jeder seine eigene Sprache redet, und deren Nähe den Colonisten nicht wenig beschwerlich fallen dürfte. Indessen verstehen es die Weißen, ihre Wildheit zu zähmen, indem sie ihren Aberglauben zu Hülfe rufen. Unter Anderen hat ein Agent der Hudson's-Bai-Compagnie, Namens Rowan, der seit dreißig Jahren der Faktorei Edmonton vorsteht, einen solchen Einfluß auf die ihn umgebenden Indianer erworben, daß ihn diese als ein überirdisches Wesen betrachten, ihm Opfer darbringen und aus den entferntesten Gegenden herbeieilen, um ihn über ihre Bündnisse, Handelsunternehmungen und Familien-Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Doch bringt derselbe Aberglaube oft eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Im Jahre 1840 reiste ein Schwarzfuß-Indianer mehr als 100 Stunden weit durch dichte Urwälder und spurlose Einöden, um den gleichfalls bei jener Compagnie angestellten Herrn Black aufzusuchen, den er sogleich niederschoß, als er ihn gewahr wurde. Man setzte ihm augenblicklich nach, ergriff ihn und brachte ihn nach dem Fort zurück; auf die Frage aber, was ihn zu dem Morde veranlaßt habe, wußte er keinen Grund anzugeben, als daß der Verstorbene ihn behext habe! — Noch ungesitteter als die Schwarzfüße sind die zahlreichen Bewohner der Quadra- und Vancouver-Insel. In ihrer Mythologie findet man, wie bei fast allen Völkern, zwei Prinzipe — ein gutes und ein böses; nur letzteres wird aber von ihnen angebetet und mit Opfern bedacht, da sie es für überflüssig halten, sich an den guten Geist zu wenden, von dem sie doch nichts zu fürchten haben. Die Häuptlingswürde ist bei ihnen erblich, und die Vielweiberei ist nur den Vornehmen gestattet.

Die übrigen Stämme, die an den Flüssen Columbia und Willamet und in der Gegend der Puget-Bai wohnen, stehen in regelmässigem Verkehre mit den englischen und kanadischen

Pelzjägern und den amerikanischen Kolonisten, von denen sie mehr oder weniger die Gebräuche civilisirter Nationen angenommen haben. Sie verheirathen ihre Töchter an die Kanadier, und es ist den katholischen Priestern gelungen, sie theilweise zum Christenthume zu bekehren; indessen geschieht dieses meistens nur dem Namen nach, da sie noch immer an ihren heidnischen Ceremonien hängen. Sie kennen zwar den „großen Geist," haben aber noch ausserdem kleine, in Holz geschnitzte Figuren von Menschen oder Thieren, die sie als Götter verehren und denen sie übernatürliche Gewalt zuschreiben. Ihr Hauptgötze ist der Prairie-Wolf, der gewöhnlich auf ihren Kanots abgebildet wird.

Wenn wir uns von den Eingebornen zu den fremden Ansiedlern wenden, so finden wir, daß sie entweder aus brittischen Unterthanen (meistens Kanadiern von gemischter Race, half-breeds,) oder aus Anglo-Amerikanern bestehen. Die Engländer waren die ersten, welche den Oregon kolonisirten; schon im Jahre 1804 errichtete die Nordwest-Compagnie einige Handels-Niederlassungen, und seitdem sich diese Gesellschaft (1821) mit ihrer Nebenbuhlerin, der Hudson's-Bai-Compagnie, vereinigte, haben sich ihre Besitzungen und ihr Einfluß mit jedem Jahre vermehrt. Ende 1842 zählte sie westlich von den Felsengebirgen nicht weniger als 28 Forts und 8 Stationen, und gegen 3000 Europäer und Kanadier befanden sich in ihren Diensten. Die südliche und vielleicht die wichtigste unter ihren Niederlassungen ist Fort Vancouver (45 ° 35′ n. Br), welches im Jahre 1824 gegründet wurde und wo auch der Gouverneur seine Residenz aufgeschlagen hat. Es enthält etwa dreißig Gebäude mit einer Bevölkerung von 700 Köpfen — größtentheils französische Kanadier, welche Indianerinnen zu Frauen haben und sich zur katholischen Religion bekennen. „Fort Vancouver ist ein bedeutender Handelsplatz", schreibt Düflos de Mofras; „hier werden die Produkte aus allen Faktoreien des Oregon niedergelegt, und von hier aus gehen die Fuhren und Frachtwägen ab, welche die europäischen Güter nach den Stationen des Inneren trans-

portiren. Aus dieſem Grunde bietet Fort Vancouver, deſſen Aeuſſeres einem großen Pachthofe mit ſeinen Nebengebäuden gleicht, im Inneren den Anblick eines zur Londoner City gehörigen Comptoirs und Waarenlagers dar. Der Tauſchhandel mit den Indianern geht im Verkaufslokale von Statten und wird von etwa fünfzehn Handlungsdienern betrieben, die ſich um 7 Uhr Morgens beim Schalle einer Glocke verſammeln und bis Abends um 9 Uhr auf ihrem Poſten bleiben. In den Wohnungen dieſer Leute iſt keine Spur des engliſchen Comfort zu bemerken; ſie erinnern an nichts ſo ſehr, als an Militär-Kaſernen. Das Ameublement beſteht in der Regel aus einem kleinen Tiſche, einem Stuhle oder einer Bank, einem wurmſtichigen Feldbette und zwei wollenen Bettdecken; aber wenn man ſich Monate nach einander in der freien Luft aufgehalten und wochenlang in Regen und Schneegeſtöber in offenen Kanots auf den Flüſſen zugebracht hat, ſo erſcheinen ſelbſt dieſe einfachen Bequemlichkeiten als der Gipfel des Luxus und des Wohllebens."

Die erſte amerikaniſche Anſiedelung im Oregon-Lande ward im Jahre 1805 von Lewis und Clarke gegründet, welche hier ein Blockhaus erbauten, es aber ſchon im folgenden Jahre aufgaben. Eine Niederlaſſung am Schlangen-Fluſſe (Serpent River) hatte kein beſſeres Schickſal, und auch das vielgenannte Aſtoria ging nach manchen Glückswechſeln an die Nordweſt-Compagnie über. Erſt ſeit dem Jahre 1842 haben die Auswanderungen in Maſſe nach den Ufern des Willamet und Walla-Walla begonnen; doch bleibt es noch immer zweifelhaft, ob die britiſchen Koloniſten an Zahl von den amerikaniſchen übertroffen werden, um ſo mehr, als ſich Letztere zum Theile ſeitwärts nach Kalifornien zu wenden pflegen. Auf der Karte von Oregon figuriren zwar bereits neben den engliſchen Faktoreien einige amerikaniſche Städte, als: Linnton, Oregon-City u. ſ. w., aber da in den weſtlichen Theilen der Vereinigten Staaten dergleichen „Städte" nicht ſelten aus einem halben Dutzend Log-cabins (Baumſtammhütten) beſtehen, ſo muß man auf ſo hochtö-

nende Namen keine allzugroße Erwartungen bauen. Bei allem dem iſt es nicht weniger gewiß, daß ſich dieſes Land mit der Zeit zu einer hohen politiſchen und commerziellen Wichtigkeit erheben wird. Die günſtige Lage, der fruchtbare Boden, das milde Klima desſelben und namentlich des Theiles, der ſüdlich von der Columbia und in der Gegend des Willanet liegt, eröffnen den unternehmenden Pionieren der Wildnis eine verführeriſche Ausſicht und tragen in ſich den Keim einer glänzenden Zukunft. (M. f. d. L. d. A.)

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02794 9752

SEP 19 1951

UNIV. OF MICH.
LIBRARY